DIE GRENZBOTEN

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

36. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1877.

Digitized by Google

830.6
G8
v. 36
[illegible]
pl. 1

2 1

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1877. Erstes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutschen Reich:

Zum neuen Jahr. H. B. S. 1.
Vom deutschen Reichstag. C—r. S. 64.
Vom preußischen Landtag. χ. ϱ. S. 234, 271, 314, 352, 390, 434.
Vom Reichstage. χ. ϱ. S. 390, 434, 471, 515.
Aus Baden. Hr. S. 252.
Die Reichstagswahl in Bayern. γ. τ. S. 308.
Aus dem Elsaß. μ. S. 30.

Zur Reichseisenbahnfrage. Von Max Wirth. S. 97.
Die Reichstagswahlen im Königreich Sachsen. Hans Blum. S. 147.
Die Reichstagswahlen in Schlesien. Oscar Klausemann. S. 274.
Die Ausbildung junger Historiker auf unsern Universitäten. Jul. Harttung. S. 321.
Ein badischer Staatspfarrer und sein Schicksal. Hr. S. 386.
Die Eroberungen der Russen in Mittelasien. Krahmer. I. S. 7, II. S. 41. III. S. 81.
Die Präsidentenkrisis in den Vereinigten Staaten. Rud. Doehn. S. 23.
Oesterreich und die türkische Krisis. S. 57.
Englands Machtstellung in Indien. v. Janson. I. S. 201, II. S. 241.
Die Revue des Deux Mondes über die deutsche Flotte und Deutschland. Von Clausewitz. S. 298.
Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. Rud. Doehn. S. 467.

Bilder und Schilderungen.

Herbstliche Reiseglossen. S. 28.
Das Mägdlein von Mörs. D. Wolzendorff. S. 69.
Verfallendes Polenthum Aus Edwart Kattner's Nachlaß.
1. Die Familie von Pruski und ihr Gut. S. 74.
2. Die Familie Kowalski. S. 138.
Altgriechische Freimaurerei. S. 106.
Mittheilungen über Torpedo- und Panzerschiffe. v. Clausewitz. S. 150.
Die letzten Stunden des Johann Huß. S. 183.
Die Bulgaren. S. 189.
Der vorletzte russisch-türkische Krieg. I. Im Jahre 1828. S. 223. II. Im Jahre 1829. S. 261.
Ein Kapitel von Urgreisen. S. 281.
Ein alter Bekannter. Von v. Clausewitz. S. 298.
Commodore Cornelius Vanderbilt. Rudolf Doehn. S. 303.
Die Sage vom ewigen Juden. S. 333.
Reformatoren der Landwirthschaft. S. 361.
Belgische Studien. S. 386.
Doctor Faust und Faust's Höllenzwang. Moritz Busch. S. 401.
Der römische Carneval vor Zeiten. D. R. Schoener. S. 458.
Der Prozeß Galilei's. Von v. Clausewitz. S. 481.
Ein amerikanisches Schriftstellerleben. S. 477.
Verlassene Schätze. Ernst Moßbach. S. 4.

Literatur und Kunst.

Eine Warnung vor unsern Assyrologen. S. 121.
Der Dichter der Lusiaden. S. 171.
Heinrich Kruse's Marino Falerio. (Leipzig, S. Hirzel). S. 216.
Zur Geschichte der deutschen Philosophie. Dr. L. Weis. S. 161.
Georg Jenatsch, eine alte Bündnergeschichte von Conr. Frd. Meyer, (Leipzig, G. Hässel). Besprochen von Felix Dahn. S. 278.

Digitized by Google

Zur Biographie der Neuberin. Waldmüller-Duboc. I. S. 343. II. S. 422.
Theodor Balke, Bilder aus der Geschichte der deutschen Landwirthschaft. (Berlin, H. Voigt). S. 361.
Dr. Friedr. Oetker, Belgische Studien. S. 386.
Die Versteigerung der Kupferstichsammlung Liphart's. R. Bergau. S. 394.
Lessing's Faust. S. 441.
Giacomo Berti und Mézières. Der Proceß Galilai's von von Clausewig.
Mark Twain's Skizzenbuch. (Leipzig, F. W. Grunow). S. 497.

Literatur. (Kürzere Besprechungen).

Leutner, Geschichten aus Tirol, (Magdeburg, Baensch). S. 79.
Jacob Frey, Neue Schweizerbilder. (Bern, Frobeen). S. 80.
Heinrich Otto, Archäologisches Wörterbuch. (Leipzig, T. O. Weigel). S. 119.
Klunzinger, Bilder aus Oberägypten. (Stuttgart, Levy Müller). S. 120.
Dr. Otto Blau, Reisen in Bosnien und der Herzegowina. (Berlin, Dietrich Reimer). S. 199.
Briefe von Johann Philipp Freiherrn v. Wessenberg. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) S. 200.
Lorenz Diefenbach, Die Volksstämme der europ. Türkei. (Frankfurt, Christian Winter). S. 238.
Julius Faucher, Vergleichende Kulturbilder aus den vier europ. Millionenstädten. (Hannover, Rümpler). S. 339.
Prof. Reuleaux, Briefe aus Philadelphia. (Braunschweig, Vieweg u. Sohn). S. 240.
Dr. Felix Förster, Spruch- und Liederbuch für Freimaurer. (Naumburg, H. Sieling). S. 279.
M. Reymond, der Kulturkampf in der Bronze. (Bern, Frobeen). S. 280.
M. Wernicke, Gouvernantenlieder. (Berlin, Wedekind u. Schwieger). S. 318.
M. Reymond, Das Laienbrevier des Häckelismus. (Bern, Frobeen). S. 319.
Adalbert Baier, Das Haidenröslein oder Goethe's Sesenheimer Lieder. (Heidelberg, G. Weiß). S. 319.
Gerhard v. Amyntor, Randglossen zum Buche des Lebens. (Elberfeld, Lucas). S. 358.
W. v. Reichenau, Vogelleben in den Oberbair. Voralpen. (Mainz, J. Diemer). S. 359.
Emil J. Jonas, Anderſen's ausgewählte Märchen. (Berlin, E. Buchteller u. Comp.) S. 359.
Ludw. Hahn, Kaiser Wilhelm's Gedenkbuch. (Berlin, Hertz). S. 360.
Dr. Wilh. Meyer, Selbstbiographisches vom Himmel. (Leipzig, E. Schloemp.) S. 397.
Carl Löper, Die Rheinschifffahrt Straßburgs in früherer Zeit und die Schiffsleut-Zunft. (Straßburg, Trübner.) S. 438.
Zschokke's Novellen. (Berlin, Ernst Wallroth.) S. 438.
Gust. Friedr. Herzberg, Perserkriege. (Halle, Waisenhaus-Buchhdlg.) S. 439.
A. Löwenstein, Witz und Humor. (Stuttgart, Richter & Kappler.) S. 439.
Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung. (35. Lieferung, Wißo, Konrad II.) (Berlin, Franz Duncker.) S. 440.
Heinrich Mertens, Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. (Würzburg, Stuber.) S. 440.
Hilarius Bankberger, Die Reichsbank für Juden. (Berlin, Niendorf.) S. 475.
A. von Tayſen, Friedrich des Großen Lehren vom Kriege. (Berlin, Mittler). S. 475.
Dr. L. Geisenheimer, Die preußischen Fachschulen. (Breslau, Kern.) S. 479.
Neophilus, Die Weltgeschichte in sangbaren Weisen. (Leipzig, Koch.) S. 480.
Dr. Alfred Woltmann, Deutsche Kunst in Prag. (Leipzig, E. A. Seemann.) S. 519.

Digitized by Google

Zum neuen Jahr.

Am Ausgange des alten Jahres wiederholen sich die Scenen, welche wir erlebten, als wir im Jahre 1870 den ersten großen Schritt zur deutschen Rechtseinheit thaten, mit Annahme des deutschen Strafgesetzbuchs. Alle reichsfeindlichen Parteien — selbstverständlich einschließlich der sogen. deutschen Fortschrittspartei — geberden sich so, als sei die letzte Würde des Parlamentes begraben, der letzte Schimmer dessen, was man Charakter und Princip zu nennen wagen durfte, erloschen. Sie geberden sich so, weil bei den großen Justizgesetzen zwischen den beiden Katheden des Parlaments- und Regierungswillens, die im rechten Winkel auseinanderstießen, die Diagonale gezogen und zum Gesetz geworden ist. Das Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte erkennen sie Alle an, die Schwarzen und Rothen, die Polen und die Fraction Eugen Richter-Saucken. Aber in der Politik soll es nicht gelten. Da setzt man in schnurgerader Linie über den Strom. Da giebt es keine Reibung und keine Hindernisse für die von der Curie und der „Volkszeitung", dem „Vorwärts" und dem „Curier poznanski" sanctionirten unveräußerlichen „Principien." Da heißt es biegen oder brechen, sonst ruht, um mit Herrn Saucken zu reden, die parlamentarische Würde und Freiheit unter einem Leichensteine. Habeant sibi dürfte die geeignete Grabschrift lauten — für die überlebenden Urheber dieser Beisetzung.

Auch die vollkommene Verständnißlosigkeit für die Unerträglichkeit und den Jammer der bisherigen deutschen Rechtszerrissenheit, für die seit Jahrhunderten überkommenen und fortgelebten Rechtsmißbräuche findet sich bei den Gegnern des Zustandekommens der deutschen Justizgesetze heute mit derselben rührenden Naivetät ausgeprägt, wie 1870 in den für Annahme des deutschen Strafgesetzbuchs entscheidenden Tagen. Damals wie heute verschlossen sich die Gegner des Abschlusses, die Anwälte der Ablehnung und Vertagung auf unbestimmte Zeit, geflissentlich die Augen über die Zustände, die fortbestehen mußten, wenn

Digitized by Google

in ihrem Sinne entschieden worden wäre. Damals wie heute wollten sie alle großen Fortschritte der neuen Gesetzgebungsarbeit preisgeben, lieber das unleidliche Alte fortbestehen lassen, weil das Phantom ihrer Wünsche nicht vollkommen Gestalt gewonnen und Berücksichtigung erfahren hatte. Die Socialdemokraten und der sogenannte Fortschritt polterten damals über die Aufrechterhaltung der Todesstrafe für Mord und Fürstenattentat, mit solchem Zorn und Eifer, als ob alle bekannten Ahnen der Unzufriedenen seit Deukaleons Zeiten auf dem Schaffot gestorben wären, und die Beseitigung ähnlicher Todesursachen für sie zu einer dringenden häuslichen Angelegenheit geworden sei. Sie übersahen dabei vollständig, daß, wenn das Strafgesetzbuch abgelehnt wurde, die Todesstrafe in Preußen allein auf vierzehn (statt zwei) Verbrechen in gesetzlicher Wirksamkeit fortbestand, Zuchthausstrafe auch bei politischen Verbrechen (ohne Prüfung der Ehrenhaftigkeit oder Ehrlosigkeit der Gesinnung) erkannt werden durfte, die Redefreiheit der Einzellandtage so problematisch war als bisher, der Begriff des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, die Aufreizung zu Haß und Verachtung u. s. w. ihren in den Reactionsjahren erhaltenen Gummicharakter noch immer bewahrt hätten.

Ganz in derselben Weise verschlossen die Gegner des Compromisses über die Justizgesetze die ihnen von einer gütigen Vorsehung verliehenen Sinne gegen die eminenten Fortschritte der großartigen Neuerung, welche diese Gesetze über Deutschland heraufführen. Daß die Polen allerdings jedem Gesetze grollen, welches deutscher Gewissenhaftigkeit in der Rechtsprechung, der Erstarkung deutschen Wesens und deutscher Sprache weite Bahnen öffnet, statt, wie unter dem System Mühler, die Deutschen zu Gunsten der Polen zu vergewaltigen, finden wir natürlich. Daß die Socialdemokraten mit dem ihnen zum Bedürfniß gewordenen theatralischen Aufwand durch Herrn Hasenclever erklären, nicht mehr mitzuthun, wenn ein großes Stück deutschen Nationalstrebens vollendet wird, das kann nur der Nichtkenner dieser Partei der cynischen Vaterlandslosigkeit und gesellschaftlichen Auflösung auffallend finden. Und wenn die Partei, welche von Rom ihre Losung und Führer empfängt, allen Gesetzen widerstrebt, die ihrer Gesetzesauflehnung nicht völlige Straflosigkeit sichern, so ist das ein Act aus dem Triebe der Selbsterhaltung, der dem geringsten Thier innewohnt. Aber daß die sog. Fortschrittspartei, welche sich sogar die „deutsche“ nennt, bei dieser Gelegenheit ein so trauriges Debüt gab, das könnte uns um einiger Männer von gutem Klang willen, die auf den Bänken dieser Partei noch heute sitzen, leid thun. Es gab eine Zeit, wo die Schulze-Delitzsch und Wiggers, die Duncker u. s. w. gehobenen Herzens mahnten, vorerst einmal die Einheit des Rechtes in der und jener wichtigen Frage für ganz Deutschland zu begründen, dann werde der Ausbau im Ein-

Digitized by Google

zelnen, den Mancher vielleicht noch wünschen möge, durch die gemeinsame Discussion und den gemeinsamen Druck der ganzen Nation jedenfalls viel leichter zu verwirklichen sein, als durch die energischsten Bestrebungen in den einzelnen Staaten und Kammern. Das ist allerdings schon lange her. Es geschah zu den Zeiten des seligen Nationalvereins, und es war damals freilich nicht zu befürchten, daß den Wünschen der Nationalvereinsredner gleich die That und Verwirklichung folge. Aber der damals ausgesprochene Grundsatz ist durch die seitherige Entwickelung der Dinge sicherlich in keiner Weise erschüttert, sondern nur befestigt worden. Wir haben seither an hunderten von Erfahrungen gelernt, daß auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung berechtigte Wünsche und Fortschritte ungemein viel rascher zum Ziel gelangen, als in dem mühsamen und zersplitterten Treiben der Einzelstaaten.

Und trotz alledem stimmte die sog. deutsche Fortschrittspartei gegen das Zustandekommen der Reichsjustizgesetze. Trotzdem verwarf sie die eminenten Fortschritte, welche diese Gesetze in Betreff der Verfolgbarkeit ungesetzlicher Handlungen von Beamten, in Betreff der Gerichtshöfe über Competenzconflicte, in Betreff der Beseitigung des Anklagemonopols der Staatsanwaltschaft, der Beschwerdeführung gegen dieselbe, der Aufhebung des bisher in Preußen gegen die verantwortlichen Redacteure von Preßerzeugnissen geübten Zeugnißzwanges und in Betreff des bestimmten letzten Termins der Inkrafttretung der Reichsjustizgesetze verbürgen!

Für diejenigen, welche die Haltung dieser Fraction in dem letzten Jahrzehnt genauer verfolgt haben, bedarf freilich auch dieses ihr Gebahren gegenüber den Justizgesetzen keiner Erklärung. Die sog. „deutsche“ Fortschrittspartei hat in diesem Zeitraum, der uns um ein Jahrhundert und mehr gefördert hat, gegen alle Gesetze und Fortschritte gestimmt, auf welche wir stolz sind: gegen die norddeutsche Bundesverfassung und das Kriegsdienstgesetz von 1867, gegen die Bundeskriegspflicht der Südstaaten bei Erneuerung der Zollvereinsverträge 1867, gegen das Strafgesetzbuch und gegen die Versailler Verträge 1870, gegen die Reichsverfassung 1871 und gegen das Jesuitengesetz, gegen das Reichsmilitairgesetz und gegen den eisernen Kriegsfonds, gegen den deutschen Zolltarif wie er heute besteht (im Zollparlament), alljährlich gegen eine ganze Reihe der wichtigsten Etatpositionen, ohne welche die Erhaltung des deutschen Reiches geradezu unmöglich wäre und nun zur Krönung dieses Verhaltens gegen die Justizgesetze. Eine solche Partei hat in keiner Weise das Recht, sich eine fortschrittliche, noch weniger sich eine deutsche zu nennen. Sie ist lediglich die Partei der Reaction der Opposition gegen das gesunde Vorwärtsschreiten des nationalen Lebens. Und sie hat sich die Bundesgenossen für ihr Treiben

Digitized by Google

außerhalb und innerhalb des Parlamentes lediglich in den Reihen der Reichsfeinde zu suchen, nicht unter den nationalen Parteien Deutschlands.

Wie in allen großen Krisen die Klarheit der Gegensätze gewinnt, so hat auch die Fraction Richter, welche aus einer unbegreiflich zähen Vorliebe für das Alte sich deutsche Fortschrittspartei nennt, plötzlich, und leider viel richtiger als manche Führer der nationalliberalen Partei, erkannt, daß sie mit der großen Partei, welcher das Compromiß über die Justizgesetze hauptsächlich zu danken ist, absolut keine Fühlung habe. Sie hat den Nationalliberalen daher alle Freundschaft gekündigt, die Wähler „auf Wacht" gerufen und die Losung ausgegeben, keinen Nationalliberalen zu wählen.

Unsere Freude über das Zustandekommen der Justizgesetze ist groß und begründet in dieser mächtigen Errungenschaft der nationalen Entwickelung. Sie hat mit Parteirücksicht nichts zu thun. Aber diese Kriegserklärung der Fortschrittspartei an die Nationalliberalen bereitet uns fast ebenso große Freude. Denn dieses Zerwürfniß ist die unmittelbare, zuerst fühlbare und am Vorabend der am 10. Januar zu vollziehenden Reichstagswahlen doppelt werthvolle Frucht des Zustandekommens der Justizgesetze. Möchte diese Feindschaft eine recht gründliche, recht unversöhnliche werden! Um so rascher wird die sogenannte Fortschrittspartei sich abwirthschaften, um so klarer und geachteter wird die Stellung der nationalliberalen Partei werden.

Anscheinend nur die Besorgniß vor der neu entstandenen sogenannten „deutsch-conservativen Partei" veranlaßte im Laufe des vergangenen Sommers und Herbstes einige Führer der nationalen Partei, die Losung einer Coalition der nationalen mit der Fortschrittspartei für die Wahlen zum preußischen Landtag und zum deutschen Reichstag auszugeben. Diese Besorgniß hat sich schon bei den Wahlen zum preußischen Landtag als eine völlig unbegründete erwiesen. Dasselbe werden die Reichstagswahlen darthun. Denn die „deutsch-conservative" Partei befriedigt das anerkennenswerthe Bedürfniß nach einer Neubildung und Sammlung der conservativen Kräfte Deutschlands in keiner Weise. Die „Deutsch-Conservativen" bieten in ihren Reihen die bunteste Karte von Ansichten und Meinungen, welche je zu einer „Partei" sich zusammen fanden. Die Mucker und die Agrarier, die junkerlichen Reactionäre Altpreußens und die reactionären Particularisten Sachsens und Hannovers, die Zünftler und die Schutzzöllner haben sich zu dieser „Partei" angefunden. Allen diesen Elementen ist nur Eines gemeinsam: Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, mit dem freisinnigen und deutschen Charakter der nationalen Entwickelung im letzten Jahrzehnt. Und das will eine conservative Partei sein? Sie, die das Bestehende auflösen, die bisherige Entwickelung zurückdrängen möchte. Es ist kein Zufall, daß die wenigen Abgeordneten, welche unter diesem neuen Banner aus den

Digitized by Google

preußischen Wahlen hervorgingen, nicht einmal den Versuch gemacht haben, eine Fraction zu bilden. Jeder derartige Versuch müßte schon an den ersten Abstimmungen der neuen Fraction scheitern. Einem so unbedeutenden Gegner zuliebe brauchte die nationale Partei unseres Erachtens keineswegs das unnatürliche Wahlbündniß mit der Fortschrittspartei in's Auge zu fassen und einzugehen.

So hoffen wir denn zuversichtlich, daß aus den Reichstagswahlen des Januar die große Partei, welche bei dem Zustandekommen der Justizgesetze abermals einen so glänzenden Beweis ihrer patriotischen Selbstverleugnung und ihrer practischen politischen Tüchtigkeit gegeben hat, mindestens in derselben Stärke hervorgehe, als sie bisher gewesen, noch klarer und fester als bisher, da sie ihre Wahlsiege hoffentlich nicht dem faulen Bunde mit der Fortschrittspartei danken wird. Wir wollen nicht prophezeihen, aber sehr bestimmte Anzeichen deuten darauf hin, daß die Kraft der gefährlichsten Reichsfeinde, der Ultramontanen und Socialdemokraten im Rückgang begriffen ist, und daß die Anhänger dieser Partei daher kaum in der bisherigen Anzahl bei den nächsten Reichtagswahlen gewählt werden dürften.

Wir haben im ultramontanen Lager die deutlichsten Symptome des Verfalls vor Augen. Die geistlichen Anführer in der Rebellion gegen den Staat haben die Heerde feige im Stiche gelassen, haben nur ihre werthe Person vor dem wuchtigen Arme der strafenden Gerechtigkeit in Sicherheit gebracht. Eine große Anzahl verführter Priester hat sich den Staatsgesetzen unterworfen. Zu einem dauernden compacten Wiederstande ist Niemand unfähiger, als die große Masse, am wenigsten dann, wenn die Flamme des Fanatismus nur durch so künstliche Spitzfindigkeiten zu erhalten ist, wie sie der Ultramontanismus im Kampfe gegen den Staat aufbieten muß, um den Widerstand fortzusetzen.

Was die Socialdemokratie anlangt, so lärmen ihre Organe und Reiseprediger natürlich auch vor diesen Wahlen so siegesprahlend wie immer. Die Verschmelzung der Eisenacher mit den Lasalleanern scheint sie zu kräftigen. Aber wiederholt ist schon in diesen Blättern ausgesprochen worden, daß das nur Schein ist. Sie haben sich vereinigt, weil sie sich den Luxus verschiedener Meinungen nicht mehr gönnen durften, ohne allmählig selbst bei den Getreuen allen Glauben einzubüßen und vor Allem deßhalb, weil die Partei mit ihren äußersten Anstrengungen und trotz der Androhung so schimpflicher Behandlung der Renitenten, wie sie keine andere Partei ihren Anhängern zu bieten wagen würde, nicht mehr die Mittel aufzubringen vermochte, um zwei Parteiorgane und zwei Parteihauptquartiere zu erhalten. Das ist der wahre und der einzige Grund der Vereinigung, die im Uebrigen nur den völligen Sieg der vaterlandslosen Internationale über die von Haus

Digitized by Google

aus wenigstens auf nationalem Boden erwachsene Heilslehre Lasalles bedeutet. Und je mehr sich die Socialdemokratie von dem Mutterboden des Vaterlandes entfernt, je schamloser und unverhüllter sie die heiligsten Erinnerungen und Gefühle unsres Volkes mit Füßen tritt, um so rascher ist ihr der Niedergang gewiß. Der erschreckende Pauperismus an Gedanken und Begeisterung, an dem sie von jeher gelitten, ist noch nie so nackt zu Tage getreten, als seitdem sich die Vereinigung der socialistischen Parteien vollzogen hat, und namentlich seit dem Beginn der Wahlagitation. Nicht der Schatten natürlicher Begeisterung, nicht die Spur innerer Ueberzeugung, eigener neuer Gedanken in allem, was da von Socialisten geredet und geschrieben wird. Ueberall auch die alte Armuth an Talent. Menschen von der absoluten parlamentarischen Werthlosigkeit eines Hasselmann, Vahlteich, Hasenclever, welche in jeder andern Partei nach ihren Leistungen und Verstandesproben für immer unmöglich wären, werden aus Mangel an Material immer wieder aufgestellt und nur mühsam wird die Blöße damit bedeckt, daß die Herren Bebel und Liebknecht in etwa zwanzig Wahlkreisen zugleich aufgestellt werden.

Ein besonders augenfälliger Grund für den Rückgang der Socialdemokratie mag freilich in den traurigen Geschäftsverhältnissen liegen, unter denen Deutschland am Ausgang des Jahres noch ebenso leidet, wie zu Anfang desselben. Auch der Blödeste erkennt, daß es trügerische Lehren waren, als die socialistischen Führer in den Jubelwochen der Milliarden das Sparen verboten und ihre Weisheit als den Heilstrost für gute und böse Tage anpriesen. Jeder leidet heute mehr oder weniger unter der Schwere der Zeit. Aber auch hier künden uns die besten Kenner der Volkswirthschaft und darunter ein so vorsichtiger Rechner, wie der preußische Finanzminister, daß das Barometer auf besseres Wetter, größeres Vertrauen und größre Unternehmungslust zeige. Gewiß nicht am wenigsten aus dem Grunde, weil die orientalische Frage, welche die östlichen und westlichen Völker Europa's in ihren wichtigsten Lebensinteressen berührt und in der peinlichsten Spannung hält, Dank der Staatskunst des Lenkers unserer Politik unter keinen Umständen für Deutschland einen friedensbedrohlichen Charakter annehmen wird.

So mögen denn dem lieben Vaterlande alle die reichen Hoffnungen, mit denen wir in das neue Jahr eintreten, in Erfüllung gehen! H. B.

Digitized by Google

Die Eroberungen der Russen in Mittelasien.*)

I.

Die weiten Landstrecken östlich des Caspischen Meeres bis nach den westlichen Ausläufern der Tjan-Schan-, Alarau-, Großen Altai-Gebirge hin bilden an dem oberen und mittleren Laufe des Amu- und Syrdarja, dem Oxus und Jaxartes der Alten, das Hochland des alten Turan. An dem unteren Laufe der beiden Flüsse dagegen und dann weiter bis zum Caspischen Meere gestalten sie sich zu einer trostlosen Steppenniederung, welche nur hier und da durch fruchtbare Oasen unterbrochen wird.

Die Bewohner dieser fernen Gegenden, der arischen und turanischen Race angehörend, haben in der Geschichte nur zwei Mal die Aufmerksamkeit der abendländischen Völker auf sich gezogen: zum ersten Male, als sie den Eroberungsplänen Alexanders von Macedonien nicht ohne Erfolg entgegentraten und damals, als Timur mit seinen Horden von hier aus zur Eroberung der Welt auszog. Nach diesen beiden kurzen Episoden vollständig unbedeutend geworden, erinnerten nur die ewigen Kriege, welche sie lediglich nach den Launen und zum Nutzen ihrer Tyrannen unter einander führten, und welche nach Einführung des Mohamedanismus im achten Jahrhundert besonders grausam und fanatisch geworden waren, die Welt an ihre Existenz. Erst als der russische Fuß die Steppen Mittel-Asiens betrat, tauchten auch die turanischen Völkerschaften wieder aus der Vergessenheit auf. Ihre Gebiete haben im Großen und Ganzen denselben Charakter: Oasen bilden ihre Kernländer, und sind von riesigen Steppenflächen umgeben, welche von diesen in größerer oder geringerer Abhängigkeit stehen.

Das westlichste der drei Reiche — Chiwa — eine kleine Oase an dem unteren Laufe des Amu-darja erstreckte seiner Zeit seine Machtsphäre über die östlich und nordöstlich vom Caspischen Meere gelegenen Steppen. Oestlich davon liegt Buchara, das die sehr fruchtbaren Niederungen längs des Flusses Sariawschan und des oberen und mittleren Amu-darja zu seinem Hauptgebiete zählte. Noch weiter östlich endlich zwischen dem Tjan-schan-Gebirge und Buchara, zwischen Karatepin und dem Lande der Großen Horde der Kirgisen bestand das Chanat Kokan.

Die Bewohner aller drei Reiche bilden ein buntes Gemisch der verschiedensten Racen und Stämme, welche je nach dem Maaße ihres numerischen Uebergewichtes, ihres Reichthums, ihrer Intelligenz zu den herrschenden oder zu den Unterdrückten gehören. So herrschten sowohl in Chiwa, wie in Buchara und Kokan die Usbeken, ein Volk türkischer Abstammung. Sie geben den

*) Von dem Verfasser der deutschen Ausgabe des berühmten Werkes „die russisch-asiatischen Grenzlande von Oberst Wenjukow, Leipzig, F. W. Grunow.

Digitized by Google

Reichen die Cham und Vifire, die Anführer der Truppen, die höchsten Beamten der Verwaltung, wenn von einer solchen hier überhaupt die Rede sein kann, und sind so die Stützen der despotischen Autokraten, die mehr oder weniger ihrem Einflusse unterworfen sind. Zum Theil sind es reine Nomaden, zum Theil sind sie ganz-, zum Theil halbangesessen. Ihre Lebensweise ist die eines Steppen-Barbaren. Der Usbek hält es unter seiner Würde, irgend eine häusliche Arbeit zu verrichten. Dazu hat er die vollständig zu Sclaven herabgewürdigten Frauen. Aus diesem Grundzuge seines Charakters erklärt sich auch sein Haß gegen die Tadjiki — die Hauptvertreter der arischen Race in dem Hochlande Turans —, welche, bei einem regen Hange zum Erwerben, durch ihren größeren Reichthum leicht das Uebergewicht über die Usbeken gewinnen. Letztere belegen die Tadjikis mit dem Namen Sfarten, was gleichbedeutend mit Spitzbube, ein Synonymon für dieses Volk geworden ist. Der Usbeke ist ein fanatischer Mahomedaner, der Tadjiki steht dem Islam ziemlich indifferent gegenüber. Unterwürfiger, gefügiger als die Usbeken, geben die Tadjikis oder Sfarten den über die Länder herrschenden Autokraten gute Werkzeuge für die oberen Verwaltungsposten ab. Sie wissen hier stets die Vortheile derselben bei Eintreibung der Abgaben wahr zu nehmen, ohne dabei ihren eignen Gewinn etwa außer Augen zu lassen. Wie groß aber dieser sein mag, geht daraus hervor, daß sie jene Stellen oft sehr theuer erkaufen. Ihre Lebensweise ist überall dieselbe: sie leben als Ackerbauer, Händler, Handwerker, Schreiber, Mullas, in den Städten und Ortschaften. In Buchara haben die Tadjikis entschieden das Uebergewicht über die anderen Nationalitäten. — Die Turkmenen spielen eine sehr wichtige Rolle in dem Chanat Chiwa; weniger ist dies in Buchara und Kokan der Fall. Der türkischen Race angehörend, zerfallen sie in eine Menge Stämme und führen ein reines Nomadenleben. Die Viehzucht giebt ihnen die Existenzmittel, aber sie leben nicht bloß von dieser allein: sie sind auch als die gefährlichsten Steppenräuber bekannt. Bald nehmen sie ihre Raubzüge nach Persien, bald fallen sie in russisches Gebiet ein, und bis vor kurzem fanden sie für ihre Gefangenen, die sie als Sclaven verkauften, einen nur zu guten Markt in Chiwa. — Einen sehr wesentlichen Bestandtheil der Bevölkerung der mittelasiatischen Gebiete bilden dann die Kirgisen, welche als Nomaden überall das gleiche Hirtenleben führen. Im Sommer halten sie sich in den Gebirgen, im Herbst und Frühjahr in den Ebenen auf, während sie im Winter ihre Heerden in die Röhrichte an den Flüssen und an den Seeufern treiben. Ebenso wie die Turkmenen zu Räubereien geneigt, traten sie besonders in den Beziehungen Rußlands zu Chiwa als ein wichtiger Factor auf. — Ist in den nördlichen Gegenden des Chanats Chiwa noch das Nomadenvolk der Karakalpaken zu nennen, so treten hauptsächlich in dem Chanat Kokan noch die

Digitized by Google

Kara-Kirgisen oder die Buruten auf. Letztere zerfallen wieder in verschiedene Stämme, von denen die Adygine, Kiptschaken, Naimanen in Kokan leben und hier in der letzten Zeit einen bedeutenden Einfluß auf das Geschick des Chanats geübt haben. Führen wir noch die Hindu, die Afghanen, die Araber und Juden an, welche in geringer Zahl jenen Hauptvölkerschaften beigemischt leben, so hat sich uns die so mannigfaltig gestaltete ethnographische Charte dieser Gegenden in ihren Hauptzügen entrollt. Ohne sich zu einem harmonischen, in sich selbst starken Ganzen zusammenzufügen, stehen diese einzelnen Nationalitäten, von den verschiedenartigsten Interessen geleitet, sich oft feindlich gegenüber. Durch stete innere Kämpfe geschwächt, werden sie unfähig, einen festen nachhaltigen Widerstand nach außen zu leisten.

Auch das Regierungssystem der einzelnen Reiche, wenn es überhaupt „System" genannt werden kann, ändert hieran nichts. Ein autokratisch-despotisches — hängt das Geschick der Bevölkerung allein von der Persönlichkeit ihres Tyrannen ab: der größere oder geringere Hang desselben zur Grausamkeit, zur Knechtung und Unterdrückung bestimmt vor allem den Grad des Wohllebens des Volkes. Bei einem fast gleichen Verwaltungstypus sind jene drei Reiche in Bezirke verschiedener Größe getheilt, deren Spitzen als Beks, Aksakalen, Chakims, Datschen, eine ziemlich ausgedehnte Macht haben. Diese Beamtenhierarchie fungirt nach den bestehenden Gesetzen oder vielmehr Gebräuchen, welche in den Medressen gelehrt werden. Die Verwaltungsbeamten haben übrigens kaum einen anderen Zweck, als die Abgaben für den Chan oder Emir einzutreiben und nach dem Anziehen der Steuerschraube wird wesentlich ihre Qualification beurtheilt. Die Abgaben bestehen in Chiwa in einer Grund- und Gebäudesteuer. In Buchara betragen die Abgaben ein Drittel der geernteten Feldfrüchte, während in Kokan dieselben nach Tschariks (einem Getreidemaaße) und nach Tills (einer Münze) berechnet wurden. Im Jahre 1840 haben sie eine Höhe von circa 2 Millionen Tschariks oder 8 Millionen Pud, und von 216,000 Tills oder 800,000 Rubel erreicht, — bei einer Bevölkerung von nicht über 700,00 Seelen. Dazu kommen die Unterschleife und Spitzbübereien der Beamten und man wird sich vorstellen können, in was für drückenden Verhältnissen das Volk lebt.

Daß somit ein Maaßstab nach europäischen Begriffen an jene Reiche, die schon in Folge der eigenthümlichen territorialen Verhältnisse keine scharf markirten Grenzen haben könnnen, nicht angelegt werden kann, möchte wohl auf der Hand liegen. Man hat es hier eben mit ganz abnormen Verhältnissen zu thun. —

Dieses nach Land und Leuten so eben skizzirte Gebiet wurde den Russen, ebenso wie das nördliche Asien durch Kosaken, welche vom Jaik- (Ural-) Flusse

Digitized by Google

kamen, erschlossen. Freilich endete der erste um das Jahr 1570 gegen Chiwa gerichtete Zug, wie auch der zweite unter Führung des Atamans Netschai und der dritte, vom Ataman Schemai geleitete mit der Niederlage, ja völligen Aufreibung der kühnen Abenteurer, ohne daß irgend ein Erfolg erzielt wäre. Nunmehr war es aber die Regierung, welche die Initiative in den mittelasiatischen Angelegenheiten ergriff, und nie hat sie sie wieder aus der Hand gegeben.

Wie sich Alles, was Rußland erreicht hat, was es geworden ist, in seinen Anfängen auf Peter den Großen zurückführen läßt, so ist auch er es gewesen, welcher den ersten Schritt gethan hat, um seinem Reiche einen Einfluß in Inner-Asien zu sichern. Er erkannte schon damals die hohe Wichtigkeit, welche Mittelasien in handelspolitischer Beziehung für Rußland haben mußte, und gab deshalb den dringenden Bitten des Chans von Chiwa, sein Reich zum Schutz gegen Buchara als Vasallenstaat anzuerkennen, nach. Der bezügliche Ukas vom 30. Juni 1700 führte allerdings keine positive Aenderung in dem bisherigen Verhältnisse Chiwas zu Rußland herbei. Ersteres zahlte den versprochenen Tribut nicht und Rußland leistete seinerseits auch jenem keine Unterstützung gegen seine Feinde.

Peter ließ indessen Chiwa nicht aus den Augen: Am 29. Mai 1714 befahl er eine Expedition dahin auszurüsten und betraute den Tscherkessenfürsten Alexander Bekowitsch mit deren Leitung. Nach Rekognoscirung der Halbinsel Mangyschlak und des alten Oxus-Bettes im Jahre 1715 erstattete der Fürst dem Kaiser Bericht und erhielt von diesem nunmehr die Instruction: zuerst am alten Oxus-Bette ein Fort anzulegen, dann ersteres noch genauer zu rekognosciren und wenn möglich wieder Wasser hineinzuleiten; — in Chiwa selbst mit dem Chan in freundschaftliche Beziehungen zu treten, demselben die Erbfolge seiner Dynastie zu garantiren und ihm nöthigen Falls Hülfstruppen zur Verfügung zu stellen; — dann solle er mit gleichem Auftrage eine Gesandtschaft nach Buchara senden und schließlich einen Handelsweg nach Indien erforschen.

Im Jahre 1716 setzte sich die Expedition in Bewegung. Bei Tjup-Karagan sowohl, wie am Balkan-Busen wurden Forts angelegt und in Guriew 3300 Mann mit 6 Geschützen concentrirt. Im Juni 1717 rückten letztere nach dem Emba-Flusse und von hier aus auf der alten Karawanen-Straße in südöstlicher Richtung auf Chiwa. Am 18. Tage erreichten sie das Plateau des Ust-Urt und nach sechswöchentlichem Wüstenmarsche den ausgetrockneten Barsa-Kilmaß-See, wo ein Fort angelegt und längere Zeit gerastet wurde. Der Plan, gleichzeitig eine andere Abtheilung von Krasnowodsk aus nach Osten vorrücken zu lassen, scheiterte an den dort ausgebrochenen Krankheiten und an dem Mangel von Lastthieren, deren Gestellung die Nomaden verweigerten.

Digitized by Google

In Chiwa hatte sich indeß die Situation vollständig geändert: der den Russen freundliche Chan hatte einem anderen, jenen feindlich gesinnten Platz machen müssen. Das Land war vollständig gerüstet, und die vom Fürsten Bekowitsch-Tscherkassti vorausgesandte Gesandtschaft wurde von den Chiwesen gefangen genommen.

Die russische Colonne, welche sich mittlerweile bis auf 140 Werst der Stadt Chiwa genähert hatte, schlug allerdings die sich ihr entgegenstellenden Feinde, fand aber selbst durch Verrath ihren Untergang, nachdem Bekowitsch selbst ermordet war. —

Auch dieser, immerhin mit großer Umsicht und großen Hoffnungen in's Werk gesetzte vierte Zug der Russen blieb somit ohne directen Erfolg, wenn auch die zwischen der Wolga und dem Ural wohnenden Kirgiskosaken russische Unterthanen wurden. Für 122 Jahre — bis zum Jahre 1839 — waren die Beziehungen Rußlands zu Chiwa unterbrochen. Es trat ein Antagonismus ein, welcher erst in der neuesten Zeit völlig zum Austrag kommen sollte.

Die russische Grenze in Asien lief im Jahre 1725 längs der Flüsse Ural und Mijaß auf Kurgan und Omsst, von hier längs des Irtysch und der Vorberge des Altai zwischen Biisst und dem Telezkischen See hindurch, an den Quellen des Abakan vorbei nach der jetzigen Grenzlinie mit China hin. — Während also das Gebiet aller sich nach Norden ergießenden Ströme in den Besitz Rußlands schon übergegangen war, gehörte demselben in Mittel-Asien noch nicht ein Fuß breit Landes.

Das Jahr 1732 führte aber in dieser Beziehung eine große Aenderung herbei. Die Chane der kleinen und mittleren Horde der Kirgisen Abdulchair und Schemjaka boten der Kaiserin Anna ihre Unterwerfung an, um sich gegen ihre eigenen Unterthanen zu schützen. Dem Einfluß ihres ehrgeizigen Günstlings Biron von Kurland nachgebend, trat die Kaiserin die Herrschaft über jene Gebiete an und kam so in den Besitz eines Territoriums, das sich im Süden der damaligen russischen Grenze vom Ural bis zum Balchasch-See erstreckte und hier an das Gebiet der Großen Horde der Kirgisen stieß. —

Unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. erhielt Rußland keinen Zuwachs an Land in Asien. Wohl aber ließ die große Kaiserin die russische Macht hier tiefe Wurzeln treiben. Sehr geschickt wußte sie aus den inneren Händeln und Zwistigkeiten der Völker dort Antheil zu ziehen; das alte Wort „divide et impera“ hatte auch hier seine volle Wirkung.

Abgesehen von den kleinen, meist gegen die eigenen neu erworbenen Unterthanen gerichteten Expeditionen, war in den letzten Jahren des achtzehnten und den ersten des neunzehnten Jahrhunderts in der asiatischen Politik Rußlands eine vollständige Ruhepause eingetreten. Die kriegerischen Verwickelungen dieser

Digitized by Google

Jahre im Westen Europas hielten die Kräfte Rußlands zu sehr gebunden, um sich selbst im fernen Osten frei bewegen zu können. Erst gegen das Jahr 1820 machte sich hier wieder Leben und Bewegung bemerkbar, um dann allerdings bis auf die neueste Zeit, ja — bis auf den heutigen Tag anzudauern.

Der erste Schritt in der mit diesem Jahre neu anbrechenden Epoche in der Geschichte der russischen Eroberungen in Mittel-Asien geschah in der Absicht, die bis dahin eigentlich nur nominell dem russischen Doppelaar unterthanen Kirgisen zu wirklichen zu machen. Der damalige General-Gouverneur von Sibirien, Ssperanskij legte zu dem Ende in den neu projectirten Verwaltungscentren der mittleren Kirgisen-Horde befestigte Posten an, die sich allmählich zu einer sogenannten „Linie" — nämlich zu einer Reihe befestigter Punkte zum Schutze der Grenzen und zum Zwecke, die eigenen noch unbotmäßigen Unterthanen im Zaume zu halten — gestalteten. Ebenso entstand die vordere ilezkische Linie unweit Orenburg im Lande der kleinen Horde. — Diese Linien erfüllten aber ihren Zweck nicht: Die Kirgisen wurden nicht zum Gehorsam gebracht, die Unruhen dauerten nach wie vor fort, zumal sie von Chiwa geschürt wurden, das den Rädelsführern jeder Zeit eine gesicherte Zuflucht bot. Um also das Uebel bei der Wurzel anzugreifen, mußte sich Rußland gegen Chiwa wenden, mußte Chiwa zu Boden werfen.

Die in den Jahren 1819, 20, 22 und 23 von den Generalen Muraview, Meyendorf und Berg zu militairpolitischen Zwecken ausgeführten Reisen in jenen Gegenden, hatten ergeben, daß die von dem General Berg eingeschlagene Route zwischen dem Caspischen- und Aral-Meere hindurch die für militärsche Operationen relativ günstigste wäre, so viel Schwierigkeiten sie an und für sich auch bieten möchte. Eine Cooperation von der 1834 an der Kaidak-Bucht im Caspischen Meere zur Schonung der Fischer gegen die Raubzüge der Steppennomaden angelegten Befestigung Nowo-Alexandrowsk sollte dies Mal nicht stattfinden. Diese allerdings kürzere Linie wurde nur für die Zufuhr von Verpflegung in Aussicht genommen.

Unter der Oberleitung des Kriegsministers Grafen Kankrin wurden von dem General-Gouverneur von Sibirien, General Perowskij, welcher die Expedition leiten sollte, die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen. Letztere erstreckten sich vor Allem auf die Sicherstellung der Verpflegung, für den Marsch durch die wasser- und futterarme trostlose Einöde der Steppe. So legte man an dem Emba-Flusse etwa 400 Werst südlich Orenburg den Emba-Posten und 160 Werst weiter südlich nach dem Ust-Urt-Plateau zu den Posten Akbulak an. Hier wie dort wurden Magazine etablirt. Auch sollten von Astrachan aus Transportschiffe nach Nowo-Alexandrowsk segeln, um dorthin Vorräthe zu schaffen, welche man für den südlichen Theil des Marsches heranziehen wollte.

Digitized by Google

Das Expeditionscorps selbst war nur 4413 Mann stark, während der Train für die Bagage und die Verpflegungsbedürfnisse 2012 Pferde, 10,400 Kameele mit 2000 kirgisischen Führern zählte.

Am 14. November 1839 wurde eine Proklamation erlassen, in welcher speziell auf die Freilassung der von den chiwesischen Steppenräubern in die Gefangenschaft geschleppten russischen Unterthanen und auf die Anbahnung geregelter Beziehungen zu dem Chanat Chiwa hingewiesen wurde.

Am 29. November begann der Vormarsch vom Ural aus. Bei einer ohngefähren Entfernung von 1250 Werst hoffte man die Hauptstadt des Chanats in 50 Etappen zu erreichen. Um in den fast wasserlosen Steppen vor Wassermangel geschützt zu sein, hatte man den Winter zur Ausführung der Expedition gewählt, — ein Umstand, welcher dies Unternehmen vollständig zum Scheitern bringen sollte. Während nämlich im Winter 1839/40 im südlichen Deutschland der Aequatorialstrom mit großer Beständigkeit herrschte, suchte von Norden her der eisige Luftstrom nach dem Aral- und Caspischen Meere seinen Abfluß, um als ein mit dichtem Schneetreiben verbundener Sturm bei einer Temparatur bis — 32° R. den russischen Truppen auf ihrem Marsche gegen Chiwa Tod und Verderben zu bringen. Trotz der grausigen Kälte, welche mit nur wenigen Ausnahmen jeden Tag mindestens 20° R. betrug und sich in den letzten Tagen — wie gesagt — bis zu 32° R. steigerte, erreichte man doch den Embaposten, freilich schon mit einem Verluste von 532 Mann und von $^1/_5$ der Lastthiere.

Die hier einlaufenden Nachrichten, daß Ak-bulak von dem Feinde überfallen, daß die Transportschiffe in Folge des Eises keine Verpflegungsmittel nach Nowo-Alexandrowsk hätten bringen können, vermochten den Entschluß des Generals Perowsskij, weiter zu marschiren, noch nicht schwankend zu machen. Er hoffte auf einen Witterungswechsel und rückte am 12. Januar vom Embaposten wieder ab. Das Wetter blieb aber dasselbe, die Kälte war entsetzlich und der Schnee lag so hoch, daß Pferde und Kameele bis an den Bauch versanken. Die furchtbaren Schneestürme zwangen die Truppen am Tage öfters zu halten und machten eine Verbindung der einzelnen Echelons unter einander ganz unmöglich. In Ak-bulak, das man nach 18 Tagen endlich erreicht hatte, mußte Halt, ja Kehrt gemacht werden: am 13. Februar wurde der Befehl zum Rückmarsch gegeben. Aber erst am 8. Juni rückten die Ueberreste des Expeditionskorps in Orenburg ein: 1054 Mann lagen todt in der Steppe, 609 Kranke nahmen die Lazarethe in Orenburg auf.

Durch diesen Mißerfolg war das Ansehen Rußlands in den Steppen selbst seinen Unterthanen gegenüber sehr geschädigt. Die Kirgisen waren im vollen Aufstande und erst nach der Ermordung ihres kühnen Anführers

Digitized by Google

Kenissara Kassimow im Jahre 1846 durch sie selbst gelang es, sie zur Botmäßigkeit zurückzuführen. Um sie ferner im Zaume zu halten, legte der General-Gouverneur von Orenburg, der General Obrutschew, in der Steppe an dem Irgis und Turgai die Posten Uralskoje und Orenburgskoje an; Embinsk und Ak-bulak erhielten feste Garnisonen.

Da 1846 noch die Kirgisen der großen Horde die Oberherrschaft Rußlands anerkannt hatten, entstand, um auch hier einen festen Stützpunkt zu haben, Kopal südöstlich des Balchasch-Sees in der Sibirischen Steppe. Um dieselbe Zeit wurde, um den räuberischen Einfällen der Steppennomaden im Westen einen Damm entgegen zu setzen, an der Mündung des Syr-darja das Fort Raimskoje erbaut.

Im Jahre 1847 wurden also die mittelasiatischen Gebiete Rußlands von einer Linie begrenzt, welche von Osten nach Westen über den Ili-Fluß zum Alatau-Rücken und längs des Tschu zum Syr-darja lief.

In diesem Zeitraume von etwa 120 Jahren war die Grenze, von Kurgan und Omsk aus, schon um Tausende von Werst südlich gerückt. —

Die Lage der Raimskischen Befestigung erwies sich bald als ungünstig. Man gab sie auf, und weiter östlich an der Stelle des heutigen Kasala entstand das Fort Nr. 1. Die russischen Colonnen gingen dann den Syr weiter aufwärts, nahmen das den Kokanzen gehörige Kosch-kurgan und erbauten dort das Fort Nr. 2.

Endlich — 1853 — begannen die Kokanzen den Russen mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Sie wurden von dem gegen Chiwa so unglücklichen General Perowski bei Akmetschet geschlagen. Das hier von den Russen angelegte Fort erhielt, dem General zu Ehren, den Namen Perowskij.

Zwei Versuche Kokans, sich wieder in den Besitz von Akmetschet zu setzen, mißlangen, so daß die Linie des Syr-darja bis zum Fort Perowskij — etwa 350 Werst östlich des Aral-See's gelegen, — schon 1854 gut befestigt war und dauernd im Besitz der Russen blieb.

Bis zum Jahre 1860 trieb die russische Politik in Mittelasien keine neuen Triebe. Die Verwickelung mit den Westmächten, der Krym-Krieg, hatte nur zu sehr alle ihre Kräfte in Anspruch genommen. Das geflügelte Wort: „la Russie se recueille" scheint indeß nur für Europa der leitende Gedanke seiner Politik, und das auch nur bis zum Jahre 1876, gewesen zu sein. In Mittelasien sehen wir keine Ruhe, ein stetes Fortschreiten, eine stete Erweiterung der russischen Machtsphäre ist hier als Prinzip adoptirt.

Die Situation der Russen war allerdings bei dem bloßen Besitze der Syr-Linie bis zum Fort Perowskij eine äußerst gefährdete. Die Einfälle der Kokanzen in russisches Gebiet mit Umgehung der Syr-Linie, oder auch von

Digitized by Google

Osten her, konnten damals durch nichts gehindert werden. So überfielen 1860 4000 Kokanzen die schwache westsibirische Festung Kostek, verloren dafür aber die Festungen Tokmak und Pischpek, welche von den Russen zerstört wurden.

Während durch eine Kolonne von Kopal aus die Kara-Kirgisen unter russische Herrschaft gebracht wurden, nahm gleichzeitig — 1860 — der orenburgische Generalgouverneur, General-Adjutant Besack, die Forts Djulek und Jany-Kuryan ein. Die Syr-Linie wurde dadurch wieder um einige 150 Werst nach Südosten verlängert.

Dessenungeachtet waren in der Folgezeit zu wiederholten Malen die Forts Djulek und Perowskij von Kokanzen angegriffen worden, ohne daß Rußland energische Schritte gethan hätte. Der Aufstand in Polen machte sich auch in Mittelasien fühlbar, — ein Zeichen, wie verwundbar doch dies mächtige Reich ist, denn die Verhältnisse möchten sich in dieser Beziehung kaum wesentlich geändert haben. Ein insurgirtes Polen wird bei allen politischen Constellationen immer ein sehr gefährlicher Feind Rußlands sein.

Erst im Jahre 1864 nahm man die Operationen zum Zwecke, sich von Osten und Westen her in dem fruchtbaren Gelände des Chanats Kokan die Hand zu reichen, und so die nördlich liegende Hungersteppe ganz zu umschließen, wieder auf. Während im Juni der Generaloberst Tscherniajew, derselbe, welcher jetzt in Serbien eine so eigenthümliche Rolle gespielt hat, in südwestlicher Richtung vorgehend, die mächtige Festung Aulie-Ata nahm, brach gleichzeitig der Oberst Werewkin von Djulek vor und eroberte die Stadt Turkestan. Mit beiden Kolonnen dirigirte sich dann Tscherniajew auf das weiter südlich gelegene Tschimkent, wohin sich die Kokanzen nach dem Falle Turkestan's zurückgezogen hatten. Tschimkent fiel am 13. September in die Hände der Russen, nachdem dieselben, einmal zurückgewiesen, Verstärkungen herangezogen hatten.

Trotz dieses Erfolges war die Lage des russischen Detachements keineswegs sehr günstig: das in Besitz genommene Territorium war von Räuberhorden angefüllt, die Kokanzen zogen sich wieder zu großen Massen zusammen, und dazu war der Winter vor der Thür. Der General Tscherniajew meinte, daß die Einnahme Taschkents dem Allem die Spitze abbrechen würde, und gewiß mit vollem Rechte. Ein am 2. October unternommener Sturm wurde aber abgeschlagen und die Russen mußten nach Tschimkent zurückgehen.

Durch diesen den Russen abgerungenen Vortheil kühn gemacht, ergriffen nunmehr die Kokanzen die Offensive. Tschimkent, wo der General Tscherniajew seine Hauptkräfte concentrirt hatte, wagten sie freilich nicht anzugreifen. Doch machten sie auf dem linken Ufer des Syr eine Diversion gegen die Stadt Turkestan, ohne daß übrigens dadurch ein positiver Erfolg erzielt wäre.

Digitized by Google

Daß das stetige Vorgehen der Russen in Mittelasien, und besonders die Erfolge der letzten Jahre, wo eine Stadt nach der andern gefallen, und in Besitz genommen, selbst Taschkent schon angegriffen war, die Aufmerksamkeit des meist betheiligten Englands auf sich ziehen mußte, kann nicht Wunder nehmen. Um nun die Cabinette zu beruhigen, erließ der Reichskanzler, Fürst Gortschakow, unter dem 2. December 1864 eine Circularnote, in welcher vor Allem die Absicht weitere Gebiete zu annectiren geleugnet wurde. Man habe aber im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ruhe, sowie in Rücksicht auf die Handelsverbindungen die Verpflichtung, eine Oberherrschaft über die benachbarten Nomadenstämme auszuüben. Dieser Verpflichtung könne man aber nur nachkommen, wenn man die die Steppen einschließenden Landstriche vollständig beherrsche.

Im Sinne dieses letzteren Satzes wurde zu Anfang des Jahres 1865 das neu eroberte Land mit der Ssyr-barja-Linie und den Erwerbungen an dem See Issik-kul, wo man vom Fort Wiärnoje her bis an den Naryn vorgegangen war, zu dem Grenzbezirke Turkestan verbunden, und dem General Tschernia-jew unterstellt. Die obere Leitung in politischer wie in militairischer Beziehung blieb jedoch noch in den Händen des General-Gouverneurs von Orenburg, des Generals Kryschanowski.

„Die im Chanat Kokan ausgebrochenen und nicht enden wollenden Wirren ließen befürchten — so heißt es in den bezüglichen russischen Berichten — daß sich der Emir von Buchara leicht des wichtigen und nur 100 Werst von der damaligen russischen Grenze entfernten Taschkents bemächtigen könnte.“ — Um dies zu verhüten, schien es Tscherniajew angezeigt, jenem das Prävenire zu spielen, und selbst sich in den Besitz dieser Stadt zu setzen. Er rückte zu dem Ende an den Tschirtschick, nahm das Fort Nias-bek und erschien am 7. Mai vor den Thoren Taschkents. Ein unter der persönlichen Führung des Chans von Kokan — Alim-kul — ausgeführter Ausfall wurde abgewiesen und der Chan selbst tödtlich verwundet. Nach einem 3tägigen Kampfe um die Mauern und in den Straßen der Stadt wurde Taschkent von den Russen in Besitz genommen. Dann wurde Tschinas und Kelentschi erobert, das verlassene Fort Niasbek wieder hergestellt und besetzt.

Der Emir von Buchara hatte sich mittlerweile Chodjents und Kokans bemächtigt und verlangte nun, als factischer Herr von Kokan, daß bis zu einer definitiven Regelung der Tschirtschick von den Russen als Grenze betrachtet werde. Die Russen antworteten darauf mit der dauernden Besetzung auch des linken Ufers dieses Flusses.

Auf die weitere Forderung des Emirs, Taschkent zu räumen, wurde eine Gesandtschaft zu weiteren Verhandlungen abgesandt. Die Gefangennahme der-

Digitized by Google

selben durch den Emir war die unmittelbare Veranlassung zu dem nunmehr beginnenden Feldzuge gegen Buchara.

Zum Zwecke der Befreiung der Gefangenen ging der General Tscherniajew im Januar 1866 gegen Djisak vor. Er ließ sich indeß durch den Emir Musafar täuschen, und trat auf die bloße Kunde hin, die Gefangenen seien freigegeben, den Rückmarsch an. In der That waren die Gefangenen aber nur noch in strengere Haft genommen.

Das wenig energische Auftreten Tscherniajews, die Nichterfüllung seines Zweckes und gar das Zurückgehen mußten zur unmittelbaren Folge haben, daß der Nimbus der russischen Macht in den Augen der noch ungebeugten Bucharen auf ein Minimum sank, das Ansehen des Emirs aber sich in demselben Maße hob und befestigte.

In Petersburg konnte natürlich dieser thatsächliche Echek nur verstimmen: Tscherniajew sowohl wie Kryschanowski wurden zur Verantwortung gezogen und ersterer abgerufen. An seine Stelle trat der General Romanowskij.

Dieser traf mit der äußersten Sorgfalt seine Vorbereitungen, erbat und erhielt Verstärkungen, und begann im Frühjahr 1866 eine energische Offensive.

Von Tschinas aus längs des linken Ufers der Sjyr-darjas vorrückend, schlug er den Emir Musafar am 8. Mai auf der Ebene Ir-djar. Die Bucharen gingen in wilder Flucht auf Samarkand zurück und ließen den Russen somit volle Freiheit, entweder ihnen über Djisak auf Samarkand zu folgen oder längs des Sjyr-darja auf Nan und Chodjent zu marschiren. Man wählte die letztere Richtung, um sich zwischen die Kokanzen und die Bucharen zu schieben und so ein gemeinsames Operiren derselben zu verhindern und nach einer 8tägigen Belagerung wurde Chodjent am 24. Mai erstürmt.

Um diese Zeit erschien der Generalgouverneur von Orenburg Kryschanowskij selbst auf dem Kriegsschauplatze. Er fand, daß die bucharischen Festungen Djisak und Ura-tjube an den Pässen des Kaschgar-Dawan gelegen, für Rußland von einer zu großen strategischen Wichtigkeit wären, um sie in dem Besitze Bucharas lassen zu können. Die Operationen wurden in Folge dessen weiter fortgesetzt. Bereits am 2. October fiel Djisak, am 18. Ura-tjube, und der Emir Musafar hatte seine letzten Stützpunkte im Thale des Sjyr-darja verloren.

Der Kaschgar-dawan-Rücken war zu Ende des Jahres 1866 die Südgrenze Rußlands in Mittelasien geworden.

Das Gesandschaftspersonal war mittlerweile in Freiheit gesetzt und der Echek Tscherniajews vollständig wieder gut gemacht.

Noch aber hatte der Emir von Buchara die Hoffnung auf eine günstige Wendung der Dinge nicht aufgegeben. Wenn er sich auch vergeblich nach

Digitized by Google

Constantinopel und Bombay um Hülfe gewandt hatte, so ließ wenigstens er selbst es nicht an Rüstungen fehlen, um im Frühjahr auf Alles vorbereitet zu sein. Wollte Rußland also nicht auf die Defensive geworfen werden, so mußte es selbst wieder offensiv werden. Das geschah in der That im Frühjahr 1867. Das der neuen russischen Grenze zunächst gelegene Jany-Kurgan wurde besetzt und trotz eines zweimaligen Versuchs der Bucharen es wieder zu nehmen, auch behauptet.

Das sich jetzt schon bis in das Herz Mittelasiens erstreckende russische Territorium konnte füglich wohl nicht mehr unter der Leitung des General-Gouverneurs von Orenburg belassen werden. Unter dem 11. Juli 1867 ordnete ein kaiserlicher Ukas die selbständige Organisation desselben an. Aus der Provinz Turkestan, dem Kreise Taschkend, dem jenseits der Syr-darja gelegenen, im Jahre 1866 occupirten Landschaften und dem südlich des Tarbagatai gelegenen Theile der Provinz Ssemipalatinsk wurde das General-Gouvernement Turkestan gebildet, und in zwei Provinzen, in die Ssyr-darins-kische und Ssemiriätschensskische getheilt. An die Spitze des General-Gouvernements trat als General-Gouverneur, mit der Militair- und Civilverwaltung betraut, der Generaladjutant von Kaufman, welcher auch heute noch diesen so wichtigen Posten inne hat. Unter demselben verwalten Militair-Gouverneure die beiden Provinzen, und den Kreisen derselben stehen Stabsofficiere als Civilchefs vor. Letzteren sind noch drei bis vier jüngere Officiere als Gehülfen beigegeben. —

Nach der Ankunft des General-Gouverneurs am 7. November 1867 in Taschkent, dem Sitze desselben, fingen die inneren Verhältnisse des neu erworbenen Landes sich allmählich immer mehr zu befestigen an. Die Beziehungen nach außen dagegen blieben noch sehr lange schwankend und unzuverlässig. Besonders die Stellung Bucharas Rußland gegenüber war eine derartige, daß man auf ein günstiges Resultat der allerdings im Gange befindlichen Friedensverhandlungen nicht mit Sicherheit rechnen konnte. Die Grenze bei Djisak wurde häufig von Räuberbanden überschritten; und nicht mit Unrecht glaubte man, daß der Emir Musafar seine Hand mit im Spiele habe. Selbst die Zerstörung der Stadt Uchum setzte diesem Räuberwesen kein Ziel.

Der Emir selbst war in Folge seiner Mißerfolge gegen die Russen in einer schlimmen Lage. Seinen Unterthanen gegenüber hatte er fast alle Autorität verloren, so daß überall Aufstände auszubrechen drohten. Das Volk, von den Mullas und Ulemas, fanatisirt drängte zu einem Kriege gegen die Giauren, die Ungläubigen. Allein, sich für zu schwach haltend, den Russen wieder entgegenzutreten, suchte er mit Kokan und Chiwa ein Bündniß zu schließen, aber — vergebens. Wollte er sich aber auf dem Throne erhalten,

Digitized by Google

so blieb ihm nichts anderes übrig, als der Kriegspartei nachzugeben. Die Friedensverhandlungen mit Rußland kamen nicht zum Abschlusse, und wieder stehen wir vor einem Acte des sich in Mittelasien abspielenden kriegerischen Dramas.

Am 1. Mai 1868 rückt der General-Gouverneur von Kaufman in das Thal des Sariawschan. Auf den Höhen vor der heiligen Stadt Ssamarkand trifft er auf die Bucharen. Sie werden geschlagen und der Sieger zieht in die Thore Ssamarkands ein, das sich ihm ohne jeden Widerstand ergiebt. Um die gewonnene Position im Sariawschan-Thale zu sichern, nimmt man Kurgan und das auf der directen Straße nach Buchara gelegene Katty-Kurgan. Auch Tschilek fällt in die Hände der Russen.

Trotz dieser errungenen Siege konnte der Feldzug aber noch nicht als beendet angesehen werden: es gingen Gerüchte über eine Concentrirung der Schachrissiabzen bei Kara-Tjube und andererseits der Bucharen gegen Katty-Kurgan. Auf die Meldung, daß der Emir schon im Vormarsche begriffen sei, säumte der General-Gouverneur nicht, der bedrängten Garnison zu Hülfe zu eilen, und am 2. Juli wird auch die letzte Armee des Emirs auf den scrabulakschen Höhen total geschlagen und nach allen Richtungen hin zerstreut.

Nach diesen Niederlagen sah der Emir Musafar nun endlich die Unmöglichkeit ein, den Krieg fortzusetzen. Er war genöthigt Frieden zu schließen, wonach Rußland auch das jüngst eroberte Territorium behielt, und er selbst eine Contribution von 125,000 Tsu (500,000 Thlr.) zahlen mußte.

Auch Buchara lag nun ohnmächtig zu den Füßen Rußlands: die besten Landstriche hatte es abtreten müssen. Kein Wunder, daß sich der Haß des so gedemüthigten Volkes gegen den Emir selbst wandte. Ihm maß man die Schuld von Allem bei. Sein eigener Sohn, Katy-Tjurja, erhob sich und nahm mit den Aufständischen Karsthi. Erst mit Hülfe der Russen gelang es dem Emir den Aufstand zu unterdrücken, nachdem noch später — 1870 — die schachrissiabschen Städte Schari und Kitab, wohin sich die Aufständischen geflüchtet hatten, genommen und wieder botmäßig gemacht waren. —

Das von den Russen neu eroberte Land am Sariawschan wurde dem General-Gouvernement Turkestan einverleibt.

Kaum sind seit der Erbauung des ersten Forts am Ssyr-Darja 20 Jahre vergangen und — wie ein Keil schiebt sich das russische Turkestan zwischen die Chanate Kokan und Buchara bis über den Sariawschan hinaus. Ueber 16,000 □ Meilen sind in dieser kurzen Zeit dem Scepter des „weißen" Zaren unterworfen. Sie sind von einer Grenzlinie eingeschlossen, welche im Osten etwa bei den Quellen des Sariawschan beginnend nach Norden zum Ssyr-Darja läuft, denselben östlich Chodjent schneidet, dem Rücken des Tschotkal,

Digitized by Google

Urtschak-tan folgt, dann südlich über den Naryn springt, sich nach Osten wendet und längs des Tjan-Schan bis zum Chan-Tenyri-Gebirge läuft, — von hieraus eine nördliche Richtung annimmt, den Ili westlich Kuldja überschreitet, dem Ala-tan-Rücken östlich Kopal folgt, und westlich der tschungarischen Stadt Tschugutschak vorbeiziehend, fast nördlich derselben die Südgrenze Sibirens trifft. Im Norden folgt die Grenze des General-Gouverments Turkestan dem Tarbo-taisiki-Rücken bis nördlich Sergiopol führt in nordwestlicher Richtung zum Balchasch-See, schneidet diesen, zieht zum oberen Laufe des Tschu-Flusses, folgt diesem bis zur Mündung, nimmt eine nordwestliche Richtung an bis westlich der Mündung des Irgis-Flusses, von wo sie zum Nordufer des Aralmeeres läuft. Im Westen — soweit überhaupt hier von einer Grenzbestimmung die Rede sein kann — bildet eine von der Mündung des Syr-darja in südöstlicher Richtung die Wüste Kissl-kum schneidende und westlich Katty-Kurgan den Sariawschan überschreitende Linie die Grenze. —

Schon im Jahre 1870 wurde dies Gebiet aber wieder im Osten erweitert. Verwicklungen mit dem Sultan von Kuldja hatten zu einer Expedition gegen denselben geführt, welche mit der Annectirung eines Territoriums von 1293 □ Meilen endete. —

Unter der energischen und umsichtigen Leitung des General-Gouverneurs von Kaufman gewann die Organisation der inneren Verwaltung immer mehr an Festigkeit und es entstand im Innern eine sichere Basis für die gedeihliche Entwickelung von Handel und Wandel. Daß indeß auf den weiteren Fortgang derselben die Beziehungen nach außen wesentlich influiren mußten, liegt auf der Hand. In Folge dessen war es das nächste Ziel der russischen Politik in Mittelasien, mit den Nachbarstaaten Verträge zu schließen, die eine Garantie für den dauernden freundschaftlichen Verkehr böten, und Rußland in den Stand setzten, auch einen Einfluß auf seine Nachbarn ausüben zu können. Das im Innern seines Gebiets Erreichte durfte durch Einwirkungen von außen unter keiner Bedingung in Frage gestellt werden.

Es kamen auch wirklich Handelsverträge zum Abschluß, durch welche ein freier Verkehr der Kaufleute, das Halten von Agenten Seitens Rußlands in den benachbarten Reichen und Seitens der letzteren in dem General-Gouvernement Turkistan gewährleistet, der Zoll auf 2½% des wirklichen Waarenwerthes festgesetzt, und schließlich den russischen Kaufleuten ein freier Durchzug nach anderen Reichen gesichert wurde.

Sowohl der Emir Musafar von Buchara, wie auch der Chan Chudojar von Kokan, welcher nach dem Tode Alim-Kuls von den Russen dort eingesetzt war, traten mit Rußland in ein solches Vertragsverhältniß, so daß mit beiden

Digitized by Google

zu Anfang dieses Decenniums die friedlichsten und freundschaftlichsten Beziehungen in der That bestanden.

Ganz anders lagen aber die Dinge in Bezug auf Chiwa. Wie nämlich die chinesischen Chane — wie bereits hervorgehoben — die Aufstände der Kirgisen gegen Rußland stets unterstützt hatten, so that es auch Seid-Muhamed-Rachim-Bahadur-Chan im Jahre 1869. Er leistete der Empörung offen Vorschub und rief selbst auf dem orsk-kasalinskischen Posttracte Unruhen hervor. Alle Versuche, den Chan zu bestimmen, den räuberischen Einfällen seiner Nomaden in russisches Gebiet Einhalt zu thun und vor Allem die auf diesen Raubzügen in Gefangenschaft geschleppten russischen Unterthanen frei zu geben, waren bisher erfolglos geblieben. Auch die russischer Seits erfolgte Besetzung von Krasnowodsk am Balkan-Busen und die wiederholt ausgeführten Rekognoscirungen auf dem Plateau des Ust-Urt, in den Turkmenen-Steppen und jenseits des Syr, mittelbar doch immer gegen Chiwa gerichtet, vermochten nicht seine Halsstarrigkeit zu brechen. Hätten doch — so meinte der Chan — alle Züge Rußlands gegen Chiwa und besonders jener des Generals Perowskij genugsam bewiesen, daß es fast unmöglich sei, die Steppen und Wüsten — diese natürlichen Schutzmauern der Oase — zu überwinden. Wozu also unterhandeln? —

Auch russischer Seits war man sich wohl bewußt, daß sich sehr, sehr große Hindernisse dem Vorgehen gegen Chiwa entgegenstellen würden. Die in letzter Zeit stattgehabten Recognoscirungen hatten es immer aufs neue bestätigt. Und doch blieb Rußland nichts anderes übrig, als in einen Krieg gegen den übermüthigen Chan einzutreten, ihm die Macht des weißen Zaren voll und ganz fühlen zu lassen. Im October 1872 war der Feldzug gegen Chiwa beschlossene Sache.

Um allen unliebsamen Weiterungen mit England, das mit gespannter Aufmerksamkeit und nicht gerade sehr sympathischen Gefühlen für Rußland diesen Vorgängen gefolgt war, von vorne herein die Spitze abzubrechen, wurde der Generaladjutant Graf Schuwalow in außerordentlicher Mission nach London entsandt. Er gab die beruhigendsten Versicherungen ab, so daß der Lord Granville in der Sitzung des englischen Oberhauses vom 6. Februar 1873 erklären konnte: Die russische Regierung habe auf das Bestimmteste jeden Eroberungsplan bei der Expedition gegen Chiwa in Abrede gestellt, und diesen Versicherungen sei ein solches Gewicht beizumessen, daß sie den formellsten Verpflichtungen gleich erachtet werden könnten.

Mittlerweile hatte Rußland die Vorbereitungen zu dem Feldzuge auf das Energischste betrieben. Eine genaue Beobachtung der einschlagenden Verhältnisse während der Jahre nach der verunglückten Expedition des Generals Perowskij

Digitized by Google

hatte zu der Ueberzeugung geführt, daß man einen gefahrvollen schweren Kampf mit dem geographischen, einen ungleich leichteren mit dem politischen Chiwa zu bestehen haben würde, — denn Chiwas Stärke beruhte keineswegs auf seiner militärischen Macht, sondern einzig und allein in seiner Unzugänglichkeit. Das Plateau des Ust-Urt, die Sandwüste Kysyl-kum, die Wüste Batpack-kum und die turkmenische Wüste sind von Flugsand, Salzlachen, rohrbestandenen Morästen und einigen wenigen zum Nomadisiren geeigneten Steppenstrecken erfüllte Einöden, welche, je nach dem man von Norden, Osten oder Westen kommt, theilweise zu durchschreiten sind, um die Oase selbst betreten zu können. War man aber einmal glücklich in diese gelangt, so war auch höchstwahrscheinlich der Feldzug — und die thatsächlichen Ereignisse haben es bewiesen — glücklich zu Ende geführt.

Demgemäß mußte also auf den Transport und die Verpflegung ein großes Gewicht gelegt werden, weniger auf die Aufstellung einer großen Truppenmacht. Waren die Verpflegung und deren Transportmittel so zu bemessen, daß sie auch den allerungünstigsten Verhältnissen Genüge leisten könnten, so war die Zahl der zur Verwendung kommenden Truppen auf das äußerste einzuschränken. Je geringer deren Stärke war, je größer war die Wahrscheinlichkeit für die Ueberwindung der territorialen Schwierigkeiten.

Auch die Jahreszeit, in welcher die Expedition zur Ausführung kommen sollte, war wohl zu erwägen. Bei einem von Ende November oder Anfang December bis Ende Februar dauernden Winter mit einer Kälte, die zuweilen 20° R. erreicht, und bei einem glühend heißen, fast regenlosen Sommer mit 28—30° R. Hitze im Schatten am Tage, und kühlen Nächten, und bei einem sehr veränderlichen Herbste erschien das Frühjahr als die den Erfolg am meisten begünstigende Jahreszeit.

Was endlich die Operationslinie betraf, so kam man in Petersburg zu dem Entschlusse, gegen das feindliche Chanat von drei Seiten aus vorzugehen: von Osten, Nordwesten und Westen resp. Südwesten, also mit Truppen des turkestanischen, orenburgischen und kaukasischen Militär-Bezirks. Wenn möglich sollten die Colonnen gleichzeitig die Chiwa-Oase betreten, und dann cooperiren. Wäre dies nicht zu erreichen, so sei für jede einzelne die Hauptstadt Chiwa das Operationsobject.

Die Operationslinien selbst sollten durch Anlegung von befestigten Etappen an geeigneten Punkten sicher gestellt werden.

Das waren die Hauptmomente, in denen man von Seiten Rußlands eine Garantie für das glückliche Gelingen der Expedition zu finden hoffte. Das Resultat entsprach den Erwartungen vollkommen.

Digitized by Google

Die Präsidentenkrisis in den Vereinigten Staaten.

Die Präsidentenwahl im Centennialjahre der nordamerikanischen Union ist in mehr als einer Beziehung höchst merkwürdig und bedeutungsvoll. Die beiden großen Parteien, welche Präsidentschaftskandidaten in's Feld stellten, schreiben sich den Sieg zu, die constitutionellen Bestimmungen, welche die Wahl regeln sollen, scheinen für den vorliegenden Fall nicht ausreichend zu sein und so ist ein definitives Ende des erbitterten Wahlkampfes, der zweifelsohne nicht überall in regelrechter Weise und mit den lautersten Mitteln geführt wurde, vorläufig gar nicht abzusehen. Hoffentlich wird der böse Conflikt schließlich in friedlicher Weise geschlichtet werden.

Da indeß die einschlagenden gesetzlichen Vorschriften ziemlich verwickelt sind und selbst in amerikanischen Blättern vielfach unrichtig dargestellt werden, so dürfte eine kurze und klare Darlegung derselben nicht unangebracht sein. Für das Amt eines Präsidenten oder Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten sind nur Bürger, die in der nordamerikanischen Union geboren wurden, und keine Adoptivbürger, wie z. B. Karl Schurz, wählbar. Die Wahl selbst ist keine direkte, sondern eine indirekte; Versuche, sie zu einer direkten zu machen, sind bis dahin stets ohne Erfolg geblieben. Die Präsidentenwahlmänner oder Elektoren werden in den einzelnen Unionsstaaten und zwar an einem und demselben Tage gewählt; dieser Wahltermin ist nach den gegenwärtigen gesetzlichen Bestimmungen der auf den ersten Montag im November des Wahljahres folgende Dienstag (im Jahre 1876 der 7. November). Jeder Unionsstaat hat das Recht, so viele Wahlmänner zu wählen, als die Gesammtzahl seiner Senatoren und Repräsentanten im Kongresse zu Washington City ausmacht; auch ist es jedem einzelnen Unionsstaate freigestellt, die Normen festzusetzen, nach welchen er die Wahlmänner gewählt haben will. Colorado miteingerechnet, besteht die nordamerikanische Union zur Zeit aus 38 Staaten, welche zusammen 369 Wahlmänner wählen. Die Territorien betheiligen sich nicht an der Präsidentenwahl, die bekanntlich alle 4 Jahre stattfindet und zwar so, daß der neugewählte Präsident sein Amt am 4. März des auf die Elektorenwahl folgenden Jahres antritt. Zu einer gültigen Präsidentenwahl ist die absolute Mehrheit der jezeitigen Gesammtzahl aller Wahlmänner erforderlich; für die in Rede stehende Präsidentenwahl sind mithin 185 Stimmen nöthig. Mitglieder der Bundeslegislatur oder Unionsbeamte können, so lange sie in dieser Stellung verbleiben, nicht als Wahlmänner fungiren. Die Regierungen der einzelnen Unionsstaaten ertheilen den erwählten Wahlmännern die erforderliche Legitimation. Nach der Bundesverfassung und nach der 135. Section der

Digitized by Google

revidirten Statuten der Vereinigten Staaten sollen die Wahlmänner sich in ihren respectiven Staaten am ersten Mittwoch des ihrer Erwählung oder Ernennung folgenden Monats December an dem dazu von den Staatsgesetzgebungen bezeichneten Orten (gewöhnlich am Sitze der Staatsregierung) versammeln und daselbst die Wahl des Präsidenten, resp. des Vicepräsidenten, mittelst Stimmzettel vornehmen, und zwar in der Weise, daß für jeden der beiden genannten Beamten, die jedoch nicht beide Einwohner eines und desselben Unionsstaates sein dürfen, auf besonderen Stimmzetteln abgestimmt wird. Sollte durch irgend einen Umstand eine Vacanz in der Elektoren- oder Wahlmännerzahl eintreten, so gilt in den meisten Unionsstaaten die Regel, daß die übrigen Elektoren diese Vacanz durch freie Wahl ausfüllen. Ueber das Ergebniß der Abstimmungen der Elektoren wird ein dreifaches Protokoll mit genauer Angabe der abgegebenen Stimmen ausgefertigt und, mit der Unterschrift der Elektoren oder zum Mindesten der Majorität derselben versehen; es werden davon zwei Exemplare versiegelt an den Präsidenten des Bundessenats in Washington befördert, nämlich eines sofort per Post und das andere bis spätestens zum ersten Mittwoch des darauf folgenden Januar durch einen besonderen von den Wahlmännern dazu beauftragten Boten. Das dritte Protokoll endlich wird auf demjenigen Bundes-Bezirksgericht niedergelegt, innerhalb dessen Gerichtsbarkeit die Abstimmung der Elektoren stattgefunden hat.

So complicirt nun dieses Wahlsystem auch erscheint, so ist es doch in mancher Hinsicht nicht ausreichend; dies tritt deutlich hervor, wenn es sich, wie z. B. bei der jüngsten Wahlmännerwahl, nur um eine einzige Wahlstimme oder um eine ganz kleine Mehrheit handelt. Bisher ist es als ausgemacht betrachtet worden, daß die in den einzelnen Staaten gewählten Elektoren unfehlbar demjenigen Präsidentschaftskandidaten ihre Stimmen geben werden, welcher von ihrer Partei nominirt worden ist. Es steht aber in der Macht eines jeden Wahlmannes, seine Stimme für irgend einen Beliebigen, also auch für den Kandidaten der Gegenpartei, zu werfen. Nach der Constitution würde eine solche Stimme unbedingt gültig sein und die von dem betreffenden Elektor betrogene Partei würde gesetzlich absolut keinen Regreß dagegen haben. Es liegt also bei einer solchen von einer oder nur wenigen Stimmen abhängigen Wahl die Möglichkeit corrupter Beeinflussung vor, um so mehr, als die Elektoren im Wahlcollegium nicht offen, sondern mit geschlossenen Stimmzetteln votiren. Ein solcher Fall ist allerdings noch nicht vorgekommen, aber wer steht dafür, daß er nicht vorkommen kann, wenn es sich zur Entscheidung einer Präsidentenwahl nur um eine oder sehr wenige Elektoralstimmen handelt? Aber auch abgesehen von der Möglichkeit des Wortbruchs und der Corruption könnten ein Elektor oder mehrere sehr leicht, sei es aus freiem Willen oder

Digitized by Google

wegen unvorhergesehener Hindernisse, von dem Versammlungsorte des Wahlcollegiums fern bleiben. Es ist bereits einmal der Fall da gewesen, daß die Elektoren des Staates Wisconsin in Folge eines heftigen Schneesturms an dem für die Versammlung des Wahlcollegiums gesetzlich bestimmten Tage in der Hauptstadt ihres Staates nicht eintreffen konnten, und die Zählung des Elektoralvotums von Wisconsin wurde im Kongresse beanstandet, weil das Wahlcollegium sich an einem andern, als dem gesetzlich bestimmten Tage versammelt hatte. Damals war dieser Umstand ohne Bedeutung, weil die Majorität für den erwählten Präsidenten so groß war, daß die Stimmen von Wisconsin so oder so daran nichts ändern konnten. Aber man denke sich, daß das ganze Wahlergebniß davon abgehangen hätte, was dann? Nach dem streng formellen Rechte hätten die Elektorenstimmen von Wisconsin sehr leicht ausgeworfen werden können, aber würde sich die thatsächlich siegreiche Partei damit zufrieden gegeben haben? — Man sieht, von welchen Zufälligkeiten unter dem jetzigen Wahlsystem in den Vereinigten Staaten das Ergebniß einer dortigen Präsidentenwahl abhängen mag, und es ist zu hoffen, daß, sobald sich die gegenwärtig hochgehenden Wogen der Parteileidenschaften gelegt haben, der Kongreß sich mit einer gründlichen Reform der nationalen Wahlmaschinerie beschäftigen werde.

Um nun in unserer kurzen Darstellung der auf die amerikanische Präsidentenwahl bezüglichen Gesetzesvorschriften fortzufahren, bemerken wir, daß am zweiten Mittwoch des auf die Elektorenwahl folgenden Februarmonats nach Vorschrift der Constitution der Präsident des Bundessenats die an ihn eingegangenen Protokolle über das Elektoralvotum „in Gegenwart des Senats und des Repräsentantenhauses" (in the presence of the senate and house of representatives) öffnen soll, worauf die Zählung der Stimmen zu beginnen hat. Ergiebt sich dabei eine absolute Majorität der Elektoralstimmen für einen Kanditaten der Präsidentschaft, resp. der Vicepräsidentschaft, so ist derselbe damit zum Präsidenten, resp. Vicepräsidenten, erwählt und übernimmt die Funktionen dieses Amtes am nächstfolgenden 4. März. Von einem weitern Mitwirken der beiden Kongreßhäuser bei der Präsisentenwahl in dem angegebenen Falle enthält die Constitution nichts.

In Bezug auf die jüngste Präsidentenwahl ist nun zu diesen eben erwähnten Gesetzesvorschriften Folgendes zu bemerken: Alle über den Ocean zu uns gekommenen Nachrichten stimmen dahin überein, daß von den am Mittwoch, 6. Dezember 1876, in den verschiedenen Unionsstaaten abgegebenen Elektoralstimmen 185 auf Rutherford B. Hayes, den Präsidentschaftskandidaten der Republikaner, und 184 auf Samuel J. Tilden, den Präsidentschaftskandidaten der Demokraten, gefallen seien, daß mithin Hayes mit einer einzigen

Stimme Mehrheit zum künftigen Präsidenten gewählt sei. Das genaue Verzeichniß der Unionsstaaten nebst der Zahl ihrer Elektoralstimmen ist folgendes:

Für Tilden stimmten: Alabama mit 10, Arkansas mit 6, Connecticut mit 6, Delaware mit 3, Georgia mit 11, Indiana mit 15, Kentucky mit 12, Maryland mit 8, Mississippi mit 8, Missouri mit 15, New-Jersey mit 9, New-York mit 35, Nord-Karolina mit 10, Tennessee mit 12, Texas mit 8, Virginien mit 11, West-Virginien mit 5 Stimmen. Zusammen 184 Stimmen.

Für Hayes stimmten: Californien mit 6, Colorado mit 3, Illinois mit 21, Iowa mit 11, Kansas mit 5, Maine mit 7, Massachusetts mit 13, Michigan mit 11, Minnesota mit 5, Nebraska mit 3, Nevada mit 3, New-Hampshire mit 5, Ohio mit 22, Oregon mit 3, Pennsylvanien mit 29, Rhode-Island mit 4, Vermont mit 5, Wisconsin mit 10, dazu Florida mit 4, Louisiana mit 8 und Süd-Karolina mit 7 Stimmen. Zusammen 185 Stimmen.

Da nun aber die demokratische Partei behauptet, daß in den zuletzt genannten drei Staaten (Florida, Louisiana und Süd-Karolina) Hayes nur durch Betrug und Gewaltthätigkeiten seitens der republikanischen Partei den Sieg über Tilden davongetragen habe, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Auszählung der Elektoralstimmen am 14. Februar 1877 nicht so ruhig, wie gewöhnlich von Statten gehen, ja, daß vielleicht noch am 4. März (1877), dem Tage des Amtsantritts des neuen Präsidenten, ein Conflikt zwischen den beiden großen politischen Parteien in den Vereinigten Staaten Platz greifen wird. Präsident Grant hat zwar in seiner Botschaft, die er dem am 4. Dezember (1876) zusammentretenden Kongresse zugehen ließ, die obwaltende Krisis nur insofern erwähnt, als er hervorhob, daß die bei der letzten Präsidentwahl zu Tage getretenen Schwierigkeiten einer gesetzlichen Abhülfe bedürften, allein das Repräsentantenhaus des Kongresses, in welchem die demokratische Partei die entschiedene Majorität hat, faßte am 5. Dezember mit 156 gegen 78 Stimmen den Beschluß, daß Ausschüsse ernannt würden, die sich sofort nach Florida, Louisiana und Süd-Karolina begeben und bezüglich der dort stattgehabten Elektoralwahlen genaue Untersuchungen vornehmen sollten. Ebenso beschloß das Repräsentantenhaus, daß der Justiz-Ausschuß die Frage prüfen möge, ob Colorado schon zur Zeit der Elektorenwahl in aller Form Rechtens ein Unionsstaat gewesen sei oder nicht. Es liegt auf der Hand, daß diese Beschlüsse den Weg zur Beanstandung der Erwählung von Hayes zum Präsidenten der Union bahnen sollen.

Für den Fall, daß sich bei der Zählung der Elektoralstimmen am 14. Februar (1877) keine absolute Majorität für einen Kandidaten der Präsidentschaft oder der Vicepräsidentschaft ergeben sollte, hat nach der Bundesverfassung das Repräsentantenhaus des Kongresses das Recht, die Wahl des Präsidenten,

Digitized by Google

und der Senat das Recht, die Wahl des Vicepräsidenten vorzunehmen. In beiden Häusern ist alsdann eine Zweidrittelmajorität der Gesammtzahl ihrer Mitglieder zur Beschlußfähigkeit, und eine absolute Majorität derselben zu einer Wahl erforderlich. Das Repräsentantenhaus seinerseits wählt den Präsidenten nach Staaten, wobei jeder Staat nur zu einer Stimme berechtigt ist, so daß sich also die Abgeordneten der einzelnen Unionsstaaten unter sich auf einen Kandidaten einigen müssen, um die Stimme des Staates zur Geltung zu bringen. Können sich die Repräsentanten mit einer Majorität auf keinen der Kandidaten einigen, so fällt die Stimme des betreffenden Staates ganz aus. Da nun die Union zur Zeit, wie bereits erwähnt, aus 38 Staaten besteht, so sind bei der Wahl der Präsidenten im Repräsentantenhause 20 Stimmen nach Staaten erforderlich, vorausgesetzt, daß durch die Gegenwart der zur Beschlußfassung nöthigen Zweidrittelmajorität der Repräsentanten eine Wahl überhaupt ermöglicht würde. Die demokratische Partei hat nun zwar im jetzigen (44.) Kongresse im Repräsentantenhause in mehr als 20 Staaten die Majorität; dieselbe verfügt jedoch nicht über eine Zweidrittelmajorität sämmtlicher Mitglieder des Hauses, und könnte daher diese Partei ihren Präsidentschaftskandidaten, den sie aus den Männern nehmen muß, die bei den Abstimmungen der Elektoren die meisten Stimmen hatten, durch die Wahl in dem Repräsentantenhause nur dann durchbringen, wenn die republikanischen Repräsentanten in genügender Anzahl erscheinen, um die vom Gesetz geforderte Beschlußfähigkeit herzustellen. — Die Wahl der Vicepräsidenten im Senate geschieht nach Kopfzahl der Senatoren, deren Gesammtzahl sich jetzt auf 76 beläuft, da jeder Staat 2 Senatoren stellt. Von den 76 Senatoren müßten zur Beschlußfähigkeit 51 gegenwärtig sein, während zu einer gültigen Wahl des Vicepräsidenten, welcher nur den zwei Männern zu entnehmen ist, die bei der Abstimmung der Elektoren die Majorität hatten, 39 Stimmen nöthig sein würden. Da nun aber die republikanische Partei zur Zeit im Senate nicht über 51 Mitglieder verfügt, so könnten hier wiederum die Demokraten durch Wegbleiben die Wahl des Vicepräsidenten verhindern.

Man sieht leicht, daß bei bösem Willen der Parteien die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten diesmal gewaltgen Schwierigkeiten unterliegen kann, daß Wirren dabei entstehen können, deren Lösung nicht wohl abzusehen ist. Wenn von einigen Seiten bereits ein neuer Bürgerkrieg als in Aussicht stehend angenommen wird, so glauben wir, daß eine solche Anschauung der Dinge zu pessimistisch ist, jedenfalls aber befindet sich die nordamerikanische Union in einer Krisis, aus der sie nur durch die Weisheit und Mäßigung ihrer besten Bürger und Staatsmänner ungefährdet hervorgehen kann. Fast alle Nationen

Digitized by Google

der Erde haben solche gefahrvollen Perioden ihrer inneren Entwickelung zu bestehen gehabt und nicht selten glücklich bestanden; man darf daher die Hoffnung noch nicht schwinden lassen, daß auch die Vereinigten Staaten die gegenwärtige Krisis mit Glück überwinden werden. Rud. Doehn.

Herbstliche Reiseglossen.

Tirol ist berühmt als ein ethnologisch merkwürdiges Land. Keine dieser Merkwürdigkeiten dünkt mir aber so auffallend, wie die Ungemischtheit der deutschen Sprache im oberen Etschthal, dem Vintschgau. Leicht erklären läßt sich, daß da, wo die Grenze gegen die Schweiz durch hohe Bergzüge gebildet wird, das Romanenthum des Engadin keinen Einfluß geübt hat. Eine eigenthümliche Erscheinung dagegen bleibt es, daß in dem alten Val Venosta und seinen Seitenthälern, das Romanische ganz verdrängt ist. Zu den seltsamsten Beobachtungen gibt in dieser Beziehung das von Mals westlich in das Schweizergebiet hinein sich abzweigende Münsterthal Anlaß. Deutsch, wie Mals, Glurns, Laatsch im Etschthal, ist auch noch das zwei Stunden seitab im Münsterthal liegende Tauffers. Dann kommt die schweizerische Grenze und das kaum eine Stunde jenseits derselben in dem gleichen Thal gelegene St. Maria ist durch und durch romanisch. Das hindert freilich nicht, daß das Deutsche hier weit besser ausgesprochen und geschrieben wird, als in den umliegenden Gebieten. Die Graubündner Romanen sind für ihr außerordentliches Sprachtalent bekannt. Ob dasselbe eine Naturanlage dieses anstelligen Völkchens ist, oder ob es sich erst allmählich unter dem Zwange der unausweichlichen Nothwendigkeit, andere Sprachen, besonders das Deutsche sprechen zu müssen, zu dieser Vollendung herausgebildet hat, mag dahin gestellt bleiben; Thatsache ist, daß diese Romanen nicht allein das ihnen verwandte Italienische und Französische, sondern auch das Deutsche in einer Reinheit sprechen, daß es, namentlich gegenüber dem entsetzlichen Schweizerdeutsch, eine wahre Lust ist, sie anzuhören. Natürlich ist dies Resultat, da im gewöhnlichen Leben ausschließlich romanisch gesprochen wird, nur zu erreichen durch die Schule. Man wird also dem bündnerischen Unterrichtswesen seine Hochachtung bezeugen müssen.

Ehedem war der Weg durch das Münsterthal und über das Wormser Joch die einzige Verbindung zwischen dem Vintschgau und dem Veltlin. Seit-

Digitized by Google

dem die prächtige Straße über den Stelvion existirt, hat er diese Bedeutung verloren. Von österreichischer Seite wird er sogar mit entschiedener Mißgunst behandelt: die von Zerez über St. Maria führende Poststraße bricht an der Grenze ab, und alle Bemühungen von schweizerischer Seite, die Tiroler zum Weiterbau derselben nach Mals zu bestimmen, um so eine bequeme Verbindung zwischen dem Oberengadin und dem Etschthal herzustellen, sind bis jetzt gescheitert. Der Saumpfad über das Wormser Joch aber wird von schweizerischer Seite noch ziemlich lebhaft benutzt. Da kann man denn noch heutzutage das seltsame Schauspiel mit ansehen, wie auf einem Wege, den der Bewohner der Ebene für halsbrecherisch anzusehen geneigt ist, das geduldige Saumthier sicheren Schrittes den edeln Veltliner auf höchst primitiven Fahrzeugen über die Alpen befördert.

Für einen sonnenklaren Oktobernachmittag ist es eine herrliche Wanderung nach dem Wormser Joch hinauf. Geraume Zeit schlängelt sich der Weg durch prächtigen Wald, schäumende Bäche rauschen hernieder, ab und zu wird noch eine weidende Ziege sichtbar oder wenigstens hörbar mit ihrem silberhellen Glöcklein. Dann schwindet der Baumwuchs und die Weidealp beginnt. Eine fast unheimliche Stille liegt über dem gelblich grünen Plan. Die Sennhütten sind verlassen, der schmucken Heerden vielstimmiges Geläute ist verstummt. Die Steigung wird steiler; der herbstlichen Kühle zum Trotz rinnen die dicken Schweißtropfen von der Stirne. Plötzlich wird es lebendig: ein weinbeladener Schlitten kommt in Sicht. Wehmuthvollen Blickes betrachtest du die festverspundeten Fässer; denn die Zunge klebt dir am Gaumen und das Schneewasser, das hie und da in den Runsen niederquillt, löscht den Durst nur, damit er bald darauf um so lästiger brenne. Rasch zieht die kleine Karawane vorüber. Wiederum vollendetes Schweigen. Später kommen ein paar schwarze Gesellen, italienische Arbeiter, die in die Heimath zurückkehren, vielleicht auch Schmuggler, jedenfalls eine unholde Gesellschaft. Nun wandelst Du im Schnee, der Anfangs spärlich, dann immer dichter den Boden deckt, so daß Dir die Spur des Weges verloren geht. Kurz, die Fahrt ist nicht gerade gemüthlich zu nennen. Dennoch hat sie einen eigenen Reiz. Auf der Höhe des Jochs angelangt, breitet sich rings um Dich öde Winterlandschaft; vor Dir die nackten schwarzen Wände des Braulikessels, darüber der glänzende Firn des Monte Cristallo; rechts der schneebedeckte Rücken des Piz Umbrail, links der des Monte Pressura; Du selbst stehst bis an die Knöchel im Schnee. Aber kein packenderer Contrast ist denkbar, als wenn der rückwärts gewandte Blick über die Wälder des Münsterthals hinstreift, deren herbstliche Farbenpracht die Strahlen der Abendsonne vergolden. Schon schleicht des Mondes bleiche Sichel über den Christallo, ehe Du Dich entschließen magst, von diesem Bilde Ab-

Digitized by Google

schied zu nehmen und Dich dem nahen Wirthshause am italienischen Zollamt, Santa Maria di Stelvio oder die vierte Cantoniera genannt, zuzuwenden.

„Wirthshaus, wird geklagt" — das ist die unzweideutige Empfehlung mit welcher Freund Bädecker den müden Wanderer in die vierte Cantoniera einführt. Der erste Eindruck ist dem entsprechend. In der Abenddämmerung stand ich vor den beiden öden Steinbauten, rathlos welches ich für das Zollamt und welches ich für das Wirthshaus halten sollte. Ein menschliches Wesen war von außen nicht zu entdecken. Die Dienstpragmatik der italienischen Mauthbeamten scheint nicht allzu rigoros zu sein. Ich trat in die unheimliche Vorhalle eines der Gebäude und fand endlich einen Blousenmann, der mich indeß auf meine deutsche Anrede mit einem energischen „Versteh nit deutsch" abfertigte. Glücklicherweise kam mir aus meinem dürftigen italienischen Vocabelschatz das Wort albergo rasch genug auf die Zunge, worauf mein Cicerone eine überaus freundliche Miene aufsetzte und mich unter einer mir absolut unverständlichen Fluth von Wohllauten seines Idioms die Stiegen hinauf geleitete. Dort überantwortete er mich einer Hebe, die ich nicht anders bezeichnen kann, denn als eine auf eine westphälische Bauernmagd gepfropfte Italienerin. Von jener hatte sie den robusten Körperbau, von dieser die gebräunte Gesichtsfarbe, die schwarzen Haare, die gluthvollen Augen und das lebhafte Temperament. Ihre Toilette und das Aussehen des „Salons," in welchen sie mich führte, ließen allerdings ahnen, daß übertriebene Sauberkeit nicht gerade zu den starken Seiten dieses Hauses zählt. Meine Frage: „Sie verstehen wohl auch nicht deutsch?" beantwortete sie frischweg: „No, Signore, italiano." Selbstverständlich ist dies Nichtdeutschsprechen bloße Affectirtheit. So unmittelbar an der Grenze ist einem die Sprache des Nachbars niemals fremd, am allerwenigsten, wenn man ein Gasthaus hält, und obendrein seine Kindheit, wie es bei dieser ehrenwerthen Dame der Fall war, unter der Herrschaft dieses Nachbars verlebt hat. Die Lombarden meinen sich aber noch heute gegenüber den maledetti Tedeschi, mit welchem Kosenamen sie bekanntlich die Oesterreicher auszeichnen, etwas zu vergeben, wenn sie deutsch reden.

Glücklicherweise sprach meine Dame aber, wenn auch schlecht, französisch. „Ça fait bien froid chez vous," sagte ich. »Ah'" meinte sie, „ici il fait neuf mois d'hiver et trois mois de froid" — was freilich mehr als 8000' über dem Meeresspiegel nicht anders zu verlangen ist. Dabei hatte sie aber die Freundlichkeit, in dem weder geheizten noch überhaupt heizbaren Zimmer fortwährend die Balkonthüren aufzusperren und nach Gott weiß was in den mondhellen Abend hinauszuspähen, bis ich ihr dies Vergnügen durch die energisch gestellte Interpellation nach dem Abendbrot verdarb. »Vollez-vous un polet rôti?« fragte sie. Ich bejahte; doch sah ich der Bescheerung mit einigem Miß-

Digitized by Google

trauen entgegen, welches theilweise freilich aus der Erinnerung an die Beschaffenheit herrühren mochte, die diesem Artikel in den Berliner Restaurants eigen zu sein pflegt. Man ließ mich ein wenig lange warten. Dann aber, nachdem ich die unvermeidliche Wassersuppe mit Parmesankäse glücklich überstanden, erschien vor mir ein trefflich zubereiteter halbwüchsiger Hahn, ein wahres Muster seiner Gattung, mit Ausnahme der Krallen vollständig, selbst den Kamm noch auf dem Haupte. Ich unterlasse, meine Gefühle zu schildern; nur so viel will ich sagen, daß ich das Wohlbehagen, welches ein mit tüchtigem Appetit genossenes Mahl erzeugt, niemals tiefer und dankbarer empfunden habe, als an jenem Abende. Aehnliches erlebte ich gleich am folgenden Tage in der „Post" zu Trafoi. Dort hat die sorgsame Wirthin noch dazu die goldene Devise: „Einfach, aber reinlich" und ihr Haus bietet insofern einen höchst angenehmen Contrast zu der italienischen Wirthschaft am Stelvio, aber in Küche und Keller ist ihr die letztere, trotz aller lobenswerthen Anstrengungen doch überlegen.

Wolle der Leser diese culinarische Abschweifung verzeihen! Ich kenne jene ascetischen Charaktere, welchen jede Lobrede auf ein gutes Essen und Trinken als barbarischer Materialismus gilt, welche wohl gar eine moralische Pflicht daraus machen, diese Dinge zum mindesten als gleichgültig zu betrachten. Mir mangelt das Verständniß für diese Weisheit. Eine allseitige Civilisation wird stets auch auf die Art und Weise, wie selbst die gewöhnlichsten Bedürfnisse befriedigt werden, Gewicht legen. Es ist ein Widersinn, sich im geistigen Leben auf den höchsten Höhen der Kultur zu bewegen und im Essen und Trinken kaum das Niveau der niedrigsten Naturvölker zu überschreiten. Ganz besonders thöricht aber dünkt es mir, auf Erholungsreisen diese Seite zu vernachlässigen.

Indeß, mehr als die Freuden der Tafel gilt mir in der Region des Stelviopasses doch der Naturgenuß. Eine herrlichere und zugleich bequemere Alpenaussicht, als die von Piz Umbrail (etwa 10,000') kann ich mir nicht denken. Unmittelbar vor uns, als ließen sie sich mit Händen greifen, hat man die gewaltigen Eis- und Schneefelder der Ortlergruppe. Südwestlich erhebt sich der schimmernde Koloß der Bernina, östlich die Oetzthaler Ferner, im Norden und Westen die unabsehbare Gletscherwelt Graubündens. Dies Alles in das glanzvolle Lichtmeer eines wolkenlosen Oktobermorgens getaucht — in der That, der Eindruck spottet aller Beschreibung! Und in gleichem Grade fesselnd ist der sechsstündige Abstieg bis ins Etschthal zurück. Hat man das Stilfser Joch überschritten, so bleibt freilich nur der Blick auf den Ortler. Aber mit jedem Hundert Schritte weiter hinunter erscheinen dessen Formen überwältigender, bis auf einem Straßenvorsprung am „Weißen Knott" das grandiose Schauspiel seinen Gipfel erreicht. Inmitten zweier mächtiger, steil abfallender Gletscher

Digitized by Google

erhebt sich der schwarze Kegel des Madatsch, überragt von der strahlenden Kuppel des Ortler; tief unten, auf der Thalsohle, im grünen Nadelholz versteckt, die Kapelle zu den drei Brunnen. Dazu diese wunderbare Stille, unterbrochen nur durch das Rauschen der Gletscherbäche, durch das Gezwitscher der schaarenweise über die Berge ziehenden Wandervögel, durch den gellenden Schrei des Adlers, der hoch in den Lüften kreist. Wiederum ein Segen des Herbstes kein anderer Tourist tritt dir belästigend in den Weg; auch die Post, die im Sommer über den Stelvio geht, ist bereits eingestellt. Du hast das Gefühl, als wären alle diese Wunder für Dich ganz allein geschaffen. — Als ich am Abend, in das Etschthal zurückgekehrt, vom Balkon meines Zimmers in dem einsamen Gasthause Neu-Spondinig aus noch lange Zeit nach den vom klaren Mondhimmel scharf sich abhebenden Ortlerbergen hinüberschaute, war ich mir bewußt, einen der schönsten Tage verlebt zu haben, die das menschliche Dasein zu bieten vermag.

Aus dem Elsaß.

Mitte Dezember.

Während unsere klerikalen Deputirten in Berlin jammern und wehklagen über die Verderbniß der Sitten und die Bosheit der Menschheit im Allgemeinen und in dem hartgeprüften Reichslande im Speziellen und nicht müde werden des Lamentirens und Predigens, macht sich im Lande selbst eine Bewegung geltend, die wohl berücksichtigt zu werden verdient, die aber weit entfernt ist, den geistlichen Herren und ihren Declamationen als Folie zu dienen. Es scheint in der That, daß die Neuwahlen von 1877 uns ganz andere Resultate bringen werden, als die von 1874. In allen Wahlkreisen rührt und regt es sich. Man stellt Kandidaten auf, entwickelt Programme und zeigt überhaupt ein lebendiges Interesse für die bevorstehenden Reichstagswahlen, das dem für die kurzverflossenen Gemeinde- und Bezirksrathswahlen in Nichts nachgiebt.

Mag man nun auch vorläufig über diese in den meisten Wahlkreisen sichtlich hervortretende Bewegung denken wie man will — sicher ist das Eine, daß wenigstens das Elsaß sich an den Neuwahlen zu Anfang des nächsten Jahres in hervorragender Weise betheiligen wird und daß, so nicht alle Zeichen trügen, diese Wahlen selbst einen wesentlich andern Charakter tragen werden, als vor drei Jahren. Galt es damals, den Wählern und ihren Kandidaten

Digitized by Google

in erster Linie, zu „protestiren", zu protestiren gegen die Annexion, zu protestiren gegen Alles und Jedes, was ihnen die neue Verwaltung gebracht, so heißt heute ihr Wahlspruch: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!"

Das ohnmächtige System der Enthaltung, dessen unangenehme Folgen man allenthalben im Lande gespürt hat, ist so ziemlich allgemein gerichtet. Der ausgesprochene Wille der Elsässer ist in ihrer Mehrheit, diesmal mit zu rathen und mit zu thaten. Der maßgebende Theil der Bevölkerung ist „post tot discrimina rerum" zu der Einsicht gekommen, daß es damit nicht gethan sei, die Hände in den Schooß zu legen und zuzusehen, „was daraus werden wird"; daß das seither beliebte „Laissez faire et passer" immer nur zu Ungunsten des Landes und seiner verfassungsmäßigen Entwicklung ausschlagen kann; daß, will man ernstlich Erfolgreiches und Ersprießliches für die Zukunft erreichen, man sich unweigerlich und ohne unfruchtbare, retrospective Gelüste auf dem Boden der neuen Verhältnisse, wie sie sich einmal nach dem nothwendigen historischen Verlauf der Dinge gestaltet haben, stellen und von hier aus diejenigen Reformen anzubahnen suchen muß, die man in der Folge erstrebt.

War es nun unter den damaligen mißlichen Verhältnissen, „au lendemain de la guerre", wie sich ein oberelsässisches Blatt kürzlich ausdrückte, „wo die Options-Periode kaum geschlossen und das Elsaß blutenden Herzens den Verlust vieler seiner Kinder zu beweinen hatte" — war es unter diesen Umständen der klerikalen Partei im Lande ein Leichtes, im Trüben zu fischen und bei der allgemeinen Apathie und Lethargie der Bevölkerung ihre Centrumskandidaten überall durchzubringen, wo sie sich nur regen mochte, so wird ihr diesmal, wo sich Vieles geklärt und Vieles geändert hat, wo die Elsässer ihren alten Muth und die gesunde Lebensfrische und bahnbrechende Thatkraft wieder gewonnen haben, ohne die von einer Fortentwicklung, von politischem und communalem Leben nicht die Rede sein kann, manch' herber Strauß nicht erspart bleiben. Sie wird diesmal die altelsässisch-liberale Partei auf ihrem Posten finden, alle Mann an Bord, wie sie sich im Landesausschuß verkörpert und wie sie unter dem Titel „Autonomisten-Partei" schon häufiger von sich hat reden machen.

Weit davon entfernt, bezüglich der künftigen Wahlresultate im Reichslande schon jetzt den Himmel voll Geigen und die Wahlurnen voll Wahlzettel sehen zu wollen, darf man doch der sichern Ueberzeugung leben, daß wenigstens das Elsaß bei den neuen Wahlen eine Anzahl Männer in den deutschen Reichstag senden wird, die aus ehrlicher liberaler Gesinnung das zu erreichen streben werden, was die jetzigen falschen Propheten des Landes mit ihrer pastoralen Redseligkeit nimmer erreichen werden; die es auch nicht verschmähen, mit den altdeutschen Collegen zusammen zu wirken und sich unverdrossen und mit Eifer

Digitized by Google

der sauren Arbeit in den Commissionssitzungen zu unterziehen, statt diese sich selbst zu überlassen, um in pleno mit rhetorischer Weisheit auf hohem Cothurn einher zu schreiten. Man darf überzeugt sein, daß wenigstens das Elsaß seinem Namen Ehre machen und der in diesen Blättern schon häufiger vertretenen Ansicht Raum geben wird, daß der Kern seiner Bürgerschaft zum Banner des Liberalismus und des Fortschrittes hält, zwar nicht eines solchen Schein-Liberalismus, wie man ihn heuer jenseits des Rheines in manchen Fragen zu construiren beliebt, aber wohl eines solchen, womit sich ein vernünftig Wörtchen reden läßt, und der sich nicht von vornherein ablehnend gegen alles verhält, was „Deutsch" heißt oder von „Deutschen" herstammt.

Schon werden in einzelnen Wahlkreisen Namen genannt und „Kandidaten" präsentirt, die weder zur Protest- noch zur klerikalen Partei gehören. In Colmar soll der bisherige klerikale Deputirte Pfarrer Söhnlin von Neubreisach, von dessen parlamentarischer Wirksamkeit die Reichs-Annalen wenig oder gar nichts zu sagen wissen werden, dem elsässischen Publizisten Karl Grad aus Logelbach Platz machen, von dem man zwar keiner besonders deutschthümlichen Sympathien wohl aber gut elsässischer im Sinne des Landesausschusses versichert sein kann. In Mülhausen wird die Kandidatur des Herrn Jean Dollfus aufgestellt, eines wackeren 80jährigen Greises, der zu den bedeutenderen Industriellen des Wahlbezirkes gehört und früher Bürgermeister der Stadt war. Für Zabern verspricht man sich einigen Erfolg von der Kandidatur des Herrn August Schneegans, eines der Redacteure des „Elsässer Journals", der kürzlich den Berathungen des elsaß-lothringischen Budgets im Reichstage persönlich beigewohnt und darüber die bekannten „Berliner Briefe" in dem genannten Blatte veröffentlicht hat, die hier größtentheils beifällig aufgenommen worden sind. In Straßburg spricht man von einer Kandidatur des derzeitigen Präsidenten der Handelskammer, Gustav Bergmann, der sich schon früher durch einige volkswirthschaftliche Brochüren über die Eisenbahn-Tarife u. dergl. vortheilhaft bekannt gemacht hat. Nebenher geht allerdings die Meldung einiger Blätter, daß der Protest-Kandidat Lauth sich hier wieder um ein Mandat für den neuen Reichstag zu bewerben gedenkt. Doch wird derselbe, wenn er nicht ganz taub und blind gegen den Umschlag der Stimmung in der Bevölkerung ist, wohl selber fühlen, daß es diesmal mit dem einfachen „Protestiren" nicht abgeht, und daß auch die Straßburger Bevölkerung von ihrem Vertreter Arbeit und Wahrung ihrer Interessen verlangt. Sollte er aber dennoch dieser unmaßgeblichen Ansicht sein, so wird er doch wohl mit dem einen oder anderen Gegen-Kandidaten zu rechnen haben, den man ihm in der Person eines Anhängers der Autonomisten-Partei oder gar eines Altdeutschen unzweifelhaft entgegen stellen dürfe. Da sich die Par-

Digitized by Google

tei-Verhältnisse in der elsaß-lothringischen Landeshauptstadt aber zur Zeit noch immer nicht recht geklärt, und gelichtet haben, so dürfte es wohl verfrüht sein, hier auf bestimmte Männer und Namen zu zeigen. Jedenfalls wird auch Straßburg sich seiner Würde wohl bewußt und nicht in der allgemeinen Bewegung die Letzte sein wollen, in der das ganze Land vorwärts und nicht rückwärts schreiten will.

Neben diesen Kandidaten, zu deren Wahl sich der deutsche Reichstag und die liberale Mehrheit in demselben mehr oder weniger gratuliren könnte, wird der eine oder andere klerikale Heißsporn, der sich in der gegenwärtige Campagne „ad majorem Deiloriam" besonders hervorgethan, jedenfalls auch wieder gewählt werden, und wir werden auch im künftigen Jahre hoffentlich den theuern Namen eines Abbé Gurber, Simonis und Genossen in dem parlamentarischen Namens-Verzeichniß wieder begegnen. Hoffentlich — denn es wäre schade, wenn der Reichstag sich nicht auch in Zukunft gelegentlich bei den lustigen Kanzelreden dieser Herren à la Abraham a Santa Clara erheitern oder — langweilen dürfte.

Dies ist die Situation vor den Wahlen im Reichslande, wie sie auf Grund eigener Anschauung der Verhältnisse und der Stimmen der einheimischen, vornehmlich altelsässischen, Presse nach bestem Wissen und Gewissen gezeichnet werden konnte. *μ.*

Bädeker in Unterägypten.

Aegypten. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Erster Theil: Unterägypten bis zum Fayum und der Sinai-Halbinsel. Leipzig, K. Baedeker, 1877.

Ein würdiges Seitenstück zu dem vor Kurzem erschienenen Handbuche für deutsche Reisende in Syrien und Palästina, welches alles, was bisher von Reiseführern dieser Art existirte, mit Einschluß der Murrayschen in den Schatten stellte. Von fast durchgehends vortrefflichen Mitarbeitern durch Beiträge unterstützt, so weit es sich um Gegenstände gelehrten Wissens handelt, in Betreff der in Betracht kommenden praktischen Fragen durch eigne Besichtigung und Erkundigung an Ort und Stelle unterrichtet, hat der Herausgeber ein Buch geschaffen, welches die größte Reichhaltigkeit mit der höchsten Zuverlässigkeit verbindet. Der Reisende führt in demselben eine förmliche kleine Bibliothek mit sich, die mit praktischem Blicke gewählt ist, und die ihn nirgends im Stiche lassen wird, wenn er Aus-

Digitized by Google

kunft verlangt. Eher könnte man sagen, es sei in einzelnen Kapiteln des Guten zu viel gethan, da die große Mehrzahl der Reisenden schon an der Hälfte des gebotenen Details mehr als genug haben wird. Nur für einen kleinen Kreis z. B. kann die ungemein ausführliche und mit zahlreichen Hieroglyphen illustrirte Abhandlung über die Schrift der alten Aegypter bestimmt sein. Auch das Kapitel über die arabische Sprache ist, wie wir schon bei der Anzeige des Führers durch Syrien zu bemerken Gelegenheit nahmen, mit seinen Anweisungen, sich verständlich zu machen, zu viel des Guten. Man wird sich, wenn man die hier gegebenen Vocabeln und Redensarten auswendig gelernt hat, zur Noth verständlich machen, aber die ertheilte Antwort in den allermeisten Fällen nicht verstehen können, also über verlorne Mühe zu klagen haben. Also entweder für eine Reise von etwa fünf Monaten das Volksidiom Aegyptens lernen, was freilich zu viel sich zumuthen hieße, oder — und das scheint uns allein das Richtige — sich auf seinen Dragoman verlassen, der doch nicht zu umgehen ist. Sonst ist uns nur aufgefallen, daß es S. 26 heißt: „Die arabischen (türk.) Bäder sind bekanntlich Schwitzbäder in trockner heißer Luft." Wir glaubten, auf unsere Erfahrungen in Kairo, Kenneh und Sint gestützt, daß sie Dampfbäder seien.

Außer diesen Kleinigkeiten wüßten wir an dem Buche nichts auszusetzen. Die Rathschläge, die es über Reiseplan und Reisezeit ertheilt, der Anschlag der Kosten, die Bemerkungen über Münz-, Paß- und Zollwesen, Consulate und internationale Gerichtshöfe, über Dampfer, Dragomane, Ausrüstung für die Reise, öffentliche Sicherheit, Bakschisch, Gesundheitspflege, Kaffeehäuser und Bazare, endlich die Regeln über den Umgang mit Orientalen stimmen, soweit wir nach unserer Erfahrung urtheilen können, durchweg mit der Wahrheit überein und genügen zur Beantwortung jeder etwa auftauchenden Frage. Wir nehmen an, daß der Abschnitt, der diese Gegenstände behandelt, vom Herausgeber allein verfaßt ist. Der nächste, von Dr. Schweinfurth in Kairo, enthält eine politisch-physikalisch-geographische Uebersicht über Aegypten, Grenzen und Areal, Eintheilung und Verwaltung, Agrarverfassung und Einwohnerzahl des Reiches des Khediw, bespricht die Herkunft und Abstammung der Aegypter und die verschiedenen Bestandtheile der heutigen Bevölkerung des Nilthales und beschäftigt sich dann mit dem Strome des letzteren in ausführlicher Weise. Daran schließen sich kurze Abhandlungen über Geologisches und die Wüste (von Prof. Zittel) sowie über die westlichen Oasen (von Prof. Ascherson). Dann werden die klimatischen Verhältnisse und der Ackerbau des Landes besprochen, und weiterhin folgen (von Heuglin und Dr. Münzinger) Bemerkungen über die Thierwelt Aegyptens. Das dritte Kapitel giebt zunächst einen guten Ueberblick über die Geschichte desselben von den ältesten Zeiten (fast 4000 Jahre

Digitized by Google

v. Chr.) bis auf die Gegenwart, wie es scheint, vorwiegend vom Herausgeber zusammengestellt, dann einen Excurs über die Hieroglyphenschrift von Prof. Ebers,*) eine Darstellung der Götterlehre des Pharaonenvolkes, einen von Prof. Socin verfaßten Abriß der Dogmen des Islam, woran sich Mittheilungen über Sitten und Bräuche der Muhamedaner schließen, ferner einen Ueberblick über die altägyptische Kunst in ihrer Entwickelung, auf den eine Betrachtung der Baukunst der Araber folgt, deren Verfasser der Architekt Franz Bey in Kairo ist. Den Schluß dieses Abschnittes bildet die obenerwähnte Beigabe in Betreff der arabischen Sprache nebst angehängtem Vocabular.

Der zweite Theil des Buches führt uns dann nach den sehenswürdigsten Orten und Gegenden des Deltas und des Nilthales bis nach Mittelägypten und zuletzt nach der Halbinsel am Rothen Meere, welche den Sinai einschließt. Die Wanderung beginnt mit einem Gange durch Alexandrien und Ausflügen nach sehenswerthen Orten in dessen Umgebung. Dann begeben wir uns, der Eisenbahn folgend, am mareotischen Sumpfsee hin und über Tanta (die berühmte Wallfahrtsstadt, zu deren Messen sich eine halbe Million Käufer, Verkäufer und Vergnügungsjäger einzustellen pflegen) und Benha nach Kairo, von dem und dessen Umgebungen rechts vom Nil wir eine sehr ausführliche (fast hundert kleingedruckte Seiten starke) Schilderung erhalten. Darauf besuchen wir mit unserm Führer das Pyramidenfeld von Gizeh, überall auf's Gründlichste über alle in Betracht kommenden Verhältnisse, Geschichte, Lage, Bau dieser Riesenbauten unterrichtet, betrachten den Sphinx und die Bauwerke in dessen Nachbarschaft und folgen dann dem Leitfaden über Abusir mit seinen wenig bedeutenden Pyramiden nach Sakkara und den von Mariette zum Theil blosgelegten Begräbnißstätten des alten Memphis, wo uns namentlich die dortige Stufenpyramide, das Serapeum und die Gruft der Apisstiere in Anspruch nehmen. Nach Kairo zurückgekehrt, unternehmen wir einen Ausflug nach Suez, der Mosesquelle und dem Rothen Meer. Dann wird der große maritime Kanal in Augenschein genommen, der von hier bis Port Said am

*) Damit anderen Besprechungen des obengenannten Buches gegenüber der Wahrheit die Ehre und Jedem sein Recht werde, bemerken wir, daß Herr Professor Ebers nur einen kleinen Theil desselben verfaßt hat, — beiläufig wie er auch nur der erste Käufer, nicht aber der Entdecker oder gar der Finder des jetzt nach ihm benannten Codex oder Papyros Ebers ist. Herr E. sollte allerdings das Buch schreiben und ging zu diesem Zwecke auf Herrn Baedekers Kosten nach Aegypten; das von ihm gelieferte Opus erwies sich aber als völlig ungenügend, theilweise auch als unbrauchbar, und so war der Herausgeber genöthigt, dasselbe einer gründlichen Ergänzung und Umgestaltung zu unterziehen. Der obengenannte Reiseführer ist also im Wesentlichen sein, Herrn Karl Baedekers, Buch, nicht das Buch des Herrn Professors und Romanschriftstellers Ebers. Man bemühe sich nicht mit Widerspruch gegen unsere Behauptungen, die Beweise für letztere sind in unsern Händen.

Digitized by Google

Mittelmeer führt, und über dessen Geschichte und Statistik wir genaue und (wie bei Allem in unserm Handbuche) bis auf die neueste Zeit gehende Auskunft erhalten. Von Port Said aus wird die Trümmerstätte von Pelusium und der Landsee Menzaleh besucht. Dann folgen Touren nach den interessanteren Städten des mittlern und nördlichen Delta, von Kairo nach Mansura, von hier nach Damiette und der dortigen Nilmündung, nach Said, Rosette und San, dem einstigen Tanis.

Die weitere Reise führt uns nach der westlich von Benisuef (oberhalb Kairo) gelegenen Halboase des Fayum, wo sich einst der Moerissee und das Labyrinth befanden. Dann schließen wir bis auf Weiteres mit einem Ausflug, den wir in Begleitung unseres rothen Dragomans von Kairo über Suez nach dem Sinai und seinem Kloster unternehmen, von wo wir einen Abstecher nach der Nabatäerstadt Petra und ihren interessanten Ruinen machen. Allenthalben kommen wir durch unsern Führer genügend vorbereitet und mit so viel Bequemlichkeit an, als das Land und seine Verhältnisse bieten. Nirgends fehlt es an genügender Auskunft auf unser Begehren nach Belehrung, und überall ist jene aus bester Quelle geschöpft.

Und was vom Texte zu sagen war, gilt in gleichem Maße von den beigegebenen Karten und Plänen, die hier um so nothwendiger waren, als man von den Eingeborenen, selbst wenn man der Sprache mächtig ist, über Wege, Entfernungen u. dergl. kaum zuverlässige Auskunft erhalten kann, und die, indem nicht nur die vorhandenen Kartenwerke benutzt, sondern auch neue Aufnahmen an Ort und Stelle vorgenommen wurden, so viel neues Material bieten, wie man in derartigen Handbüchern für praktische Zwecke nirgends wiederfinden wird. Recht hübsch sind endlich die kleinen Stahlstiche, die das Buch schmücken, namentlich die nach Originalabklatschen angefertigten Illustrationen zu dem Todtenfelde von Sakkara (Memphis).

Fassen wir unser Urtheil zusammen, so ist das Buch ein neuer Beweis für die Sorgfalt, die Herr Bädeker seinen Publicationen zuwendet, und wir sagen durchaus nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß kein Reisehandbuch über die betreffenden Gegenden und Städte existirt, welches sich an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit mit dem hier geschaffenen auf eine Stufe stellen, ja auch nur vergleichen läßt.

Digitized by Google

Literatur.

Elsaß-Lothringen, seine Vergangenheit — seine Zukunft. (Straßburg, Trübner 1876).

Der erste Theil, der unter obigem Titel bei Trübner in Straßburg erschienen Brochüre wird in seinem wesentlichen Bestande von einer Reihe von Aufsätzen gebildet, die früher bereits in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen sind, die jedoch nicht verwechselt werden wollen mit einer früheren etwas elegisch angehauchten Briefserie desselben Blattes, die seitdem auch von ihrem Verfasser S. in Buchform herausgegeben worden sind. Im Gegensatz zu diesen, weiß der unbekannte Verfasser die frische Farbe der Entschließung aufzutragen, wenn er dem zu Leibe geht, was er deutschen Chauvinismus nennt, d. h. dem Vorurtheile aller derer, welche neben der ethnographischen Verwandtschaft auch eine Gemeinschaft des politischen Denkens und Fühlens im Elsaß zu finden hofften und denen, als sie sich enttäuscht sahen, die Milch der frommen Denkart sich in Molken verwandelte. Nach offenbar sehr gründlichen Studien, entwickelt uns der Verfasser dann die Naturgeschichte des Elsässers, wie wir dasselbe in That und Wahrheit im Jahre 1870 aus Frankreichs Händen zurückempfangen haben. Eine Lücke ist empfindbar, im Titel wie im Buche: für die Gegenwart des Reichslandes muß der gehaltvolle Abschnitt des Laband'schen „Staatsrecht des deutschen Reiches" zu Hülfe genommen werden. Dafür kommt soweit es der Zukunft gilt, durchaus dem Verfasser eigenthümlich der in seiner Einfachheit überraschende Vorschlag, das Reichsland in ein Kaiserland zu verwandeln*), den Kaiser zum Landesherrn von Elsaß-Lothringen zu machen, um so dem Lande die Selbständigkeit zu verleihen, die ihm auf die Dauer nicht vorenthalten werden kann, und doch alle Gefahren einer particularistischen Neuschöpfung zu vermeiden. Daß man im 19. Jahrhundert am schnellsten eine politische Assimilation bewirkt, wenn man freieste Circulation der Säfte bei engstem Anschluß gestattet, werden wohl alle Doktoren der politischen Medicin zugestehen. Auf der andern Seite erscheint der Vorschlag, den Kaiser in dieser seiner Eigenschaft mit einer Landesherrlichkeit auszustatten, höchst förderlich für die innere Entwickelung des Reiches, namentlich wenn es sich um Landeshoheit in einem Territorium handelt, dessen Erwerb so eng mit der Begründung der Kaiserkrone verknüpft ist.

(? D. Red.)

*) Dieser Vorschlag erscheint uns einfach unausführbar, wenn nicht die Reichsverfassung in einer ihrer wichtigsten Bestimmungen, in dem Verhältniß des Kaisers zum Reiche, vollständig verschoben werden soll, wozu nicht die geringste Veranlassung vorliegt.

Digitized by Google

Wir erwarten, daß dieser Gedanke in künftigen Discussionen fruchtbar gemacht wird und empfehlen einstweilen die Brochüre jedem, der sich über reichsländische Zustände von einem unbefangenen aber scharfen Beobachter belehren lassen will. J.

Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei von Helmuth v. Moltke, Hauptmann im Generalstabe, später Feldmarschall. Zweite Auflage. Mit einer Karte. Berlin, 1876 E. S. Mittler und Sohn.

Ein klassisches Buch, nicht, weil der Verfasser sich in den letzten zehn Jahren als großer Stratege erwiesen hat, sondern weil er sich in dieser Schrift als Beobachter ersten Ranges zeigt, der mit Interesse und scharfem Blicke für Alles, selbst das scheinbar Kleine, hohe Bildung und deshalb auch Verständniß für Alles verbindet und ganz vortrefflich zu erzählen und zu schildern weiß. Sein Werk beruht auf Beobachtungen und Erlebnissen, die er in den Jahren 1835 bis 1839 während eines Aufenthalts in der Türkei in Briefen nach der Heimath schilderte. Was er darin sagt, umfaßt, da er, als einer der preußischen Organisatoren der türkischen Armee an deren Umformung durch Sultan Mahmud mitwirkend, Reisen nach den verschiedensten Gegenden des osmanischen Reiches, in Europa und Asien unternahm, in hohen und niedern Kreisen verkehrte und den unglücklichen Feldzug Hafis Paschas gegen die Aegypter unter Ibrahim Pascha mitmachte, alle möglichen Verhältnisse und ist, von allen Unarten touristischer Behandlung der Dinge, Zustände und Menschen vollkommen frei, durchaus geeignet, ein klares und genaues Bild der Türkei vor dreißig Jahren zu geben; ja es spiegelt uns auch die heutige Türkei in ihren wesentlichen Zügen wieder, die trotz aller Reformversuche, aller Verheißungen, aller Zusagen höchstens dahin gelangt ist, ein etwas besseres Heer zu besitzen als das, welches bei Nisib auseinanderlief. Wir brauchen das Buch nicht zu empfehlen, man lese ein paar Seiten, und man wird mit Genuß und Gewinn weiterlesen und nicht eher aufhören, als bis man zu Ende ist.

Mit **diesem Hefte** beginnt diese Zeitschrift das I. Quartal ihres 36. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Conditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im December 1876. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Eroberungen der Russen in Mittelasien.*)

II.

Auch der Chan von Chiwa hatte schließlich es für rathsam gehalten, Vorkehrungen zu treffen, um den drohenden Schlag womöglich abzuwenden. Die schon Ende 1872 gemachten Versuche, bei seinen mahomedanischen Glaubensgenossen Asiens, und gar bei England Unterstützung zu finden, waren gescheitert. Um den an und für sich schon so schwierigen Marsch durch die Steppen den Russen noch mehr zu erschweren, richtete der Chan an alle dort nomadisirenden Kirgisen die von den schwersten Drohungen begleitete Aufforderung, die Russen in keiner Weise zu unterstützen, und mit ihren Heerden nach Chiwa zu ziehen, — ein Mittel, das seinem Zwecke in der That sehr gut entsprach.

Im Chanat selbst begannen eilige Rüstungen: alle streitbaren Männer wurden aufgeboten und mit Pferd, Säbel oder Flinte, vielfach auch nur mit Streitkeule und Beil bewaffnet. Diese zusammengerafften Schaaren wurden anfangs zum Theil über Kungrad nach dem Fort Djany-Kala bei dem Vorgebirge Urgumurun, zum Theil in der Stärke von 6 — 7000 Mann in die Gegend Dau-Kara dirigirt, da der Chan den Angriff nur längs des West- und längs des Ost-ufers des Aralmeeres ausführbar glaubte.

Ein Allerhöchster Befehl vom 12. Dec. 1872 enthielt den detaillirten Operationsplan für die Expedition gegen Chiwa; die Ausführungsbestimmungen wurden von den Oberkommandirenden der Truppen in dem turkestanischen, orenburgischen und kaukasischen Militair-Bezirke erlassen.

Danach rückt das turkestanische, also das von Osten her gegen Chiwa operirende Detachement, in zwei Colonnen: aus Kasala unter dem Befehl des Obersten Golow, und aus Djisak unter dem Befehl des Generalmajors Golowatschew ab, vereinigt sich am Bukan-tau und geht dann in einer Gesammt-

*) Stieler's Hand-Atlas Nr. 62 u 64.

Digitized by Google

stärke von 4687 Mann und 1400 Pferden mit 20 Geschützen in der Richtung auf die Stadt Chiwa gegen den Amu vor.

Das orenburger Detachement wird im Embaposten concentrirt, und marschirt in südlicher Richtung zum Aralmeere, und längs dessen Westufer auf Urgu-murun. Ueber die 3461 Mann und 1797 Pferde mit 20 Geschützen übernimmt der Generalmajor Werewkin das Commando.

Das kaukasische Detachement schließlich besteht aus zwei vollständig getrennten Colonnen. Die eine wird in einer Stärke von circa 2000 Mann, 900 Pferden und 9 Geschützen an der Kinderli-Bucht zusammengezogen und setzt sich unter dem Obersten Lomakin über den südlichen Theil der Halbinsel Mangyschlak auf den Aibugir-See in Marsch, wo die Vereinigung mit dem orenburger Detachement anzustreben ist, um dann mit unter den Befehl des Generalmajors Werewkin zu treten.

Die andere Colonne der kaukasischen Truppen tritt unter dem Befehle des Obersten Markosow von Tschikischljar den Vormarsch an und dirigirt sich östlich an dem Südostrande des Gr. Balchangebirges vorbei über die Brunnen Igdy und Dudur auf die Stadt Chiwa. Sie ist etwa 2200 Mann, 600 Pferde und 16 Geschütze stark.

Das ganze nach seiner Vereinigung in der Chiwa-Oase circa 13,000 Mann zählende Operationscorps tritt dann unter den Oberbefehl des General-Gouverneurs von Kaufman.

Zur Unterstützung der Landtruppen sollten schließlich die beiden Dampfer der Aral-Flotille Perowski und Ssamarkand und drei Marine-Barkassen nach der Mündung des Amu-Darja dirigirt werden. Sie haben aber — wie ich schon hier vorgreifend bemerke — keine wesentlichen Dienste geleistet.

In Betreff der Verpflegung ergingen folgende Anordnungen: Für das orenburger Detachement sollten die Kirgisen auf jeder Station vom Embaposten ab bis zum Aralmeere Schlachtvieh, nach der Norm von 1 ℔. Fleisch pro Tag und Kopf, und 400 — 600 Pud Heu gegen Bezahlung liefern. Außerdem gingen aber noch soviel Vorräthe mit, daß die Verpflegung selbst nach dem Einrücken in das Chanat noch auf einen Monat sicher gestellt war. 10,319 Kameele waren für den Transport erforderlich. In ähnlicher Weise wurde auch für das turkestanische Detachement gesorgt: der djisaklichen Colonne folgten 6700, der kasalinskischen 2800 Kameele.

Die beiden kaukasischen Detachements stießen bei diesen Vorbereitungen auf größere Schwierigkeiten. Die Atrek-Turkmenen verweigerten nämlich den Verkauf von Kameelen, so daß der Oberst Markosow sich deren erst mit Gewalt bemächtigen mußte, um seinen zweimonatlichen Proviant transportiren zu können. Schließlich hatte er aber auch 3000 Lastthiere zur Verfügung.

Digitized by Google

Ebenso erging es dem Obersten Lomakin. Da aber der Befehl zur Formirung dieses Detachements erst am 28. Februar erfolgt war, so war Eile geboten. Zur Fortschaffung der Verpflegung für drei Monate mußte man sich anfangs mit 1000 Kameelen behelfen, bis ein abgesandtes Requisionskommando noch 300 Thiere gleich direkt nach dem Brunnen Bischakty brachte. —

Am 6. März 1873 trat nun die kasalinsskische Colonne des Obersten Golow — als die erste — in vier Echelons den Vormarsch an. Bei sehr ungünstigem Wetter — Schnee wechselte mit Regen — ging der Marsch in süd-süd-östlicher Richtung durch das ewige Einerlei der Sandhügelsteppe. Am 18. März erreichte man Irkibai, wo ein Fort als nordöstlicher Stützpunk angelegt wurde. Es erhielt, nach dem Tage seiner Einweihung — dem 25. März — den Namen „Blahowiäschtschenssk" (Mariä Verkündigung). Zwei Compagnien Infanterie und 100 Kasaken mit zwei Einhörnern blieben als Besatzung hier zurück, zum Schutz der Gegend gegen Dau-Kara und Min-Bulak. — Am 28. März setzte sich die Colonne in der Richtung über den Brunnen Kyjyl-Kak nach dem Bukan Gebirge in Bewegung; hier wurde am 2. April Halt gemacht. — Anstatt hier aber der Disposition gemäß mit der djisakschen Colonne zusammenzutreffen, erhielt man nur den Befehl des General-Gouverneurs, in südlicher Richtung bis zur Quelle Jus-kuduk weiter zu marschiren und dort das Weitere abzuwarten. —

Die djisakske Colonne, erst am 13. März in vier Echelons mit dem Hauptquartier aufgebrochen, dirigirte sich längs der bucharischen Grenze über die nord-östlichen Abhänge des Kära-tau- und Nurata-Gebirges. Der Marsch war in Folge der immer noch andauernden Kälte ein äußerst beschwerlicher In Temir-Kabuk trafen indessen Abgesandte des Emirs von Buchara ein und brachten, um die freundschaftlichen Gesinnungen ihres Herrschers gegen die Russen zu bethätigen, Brennmaterial, Fourage und 100 Kameele mit. Am 20. März gelangte man bei dem Brunnen Balta-ssaldyr an den Rand der Kysyl-kum Wüste und am 29. März — nach unsäglich mühseeligen Märschen durch den tiefen Sand, in den von beständigen Südwest-Winden aufgewirbelten Staubmassen, und bei stets bitter-salzigem Wasser — bei Aryshtan-bel-kuduk wieder an den Fuß der westlichen Berge. — Eingezogene Nachrichten ergaben hier, daß man von Aryshtan-bel-kuduk aus über Chal-ata weit leichter an den Amu-darja gelange, als wenn man der ursprünglichen Disposition folge und die Route über Tamdy und Minbulak nach Schurachana einschlage. Eine Abkürzung des Marsches um 150 Werst erschien schon wegen des bereits eingetretenen Verlustes an Kameelen wichtig genug, um die Marschrichtung zu ändern, und auch die kasalinsskische Kolonne über Tamdy nach Aryshtan-bel-kuduk zu dirigiren. Die Vereinigung beider Kolonnen wurde aber, da der General von Kaufman

Digitized by Google

schon am 11. April auf Chal-ata abmarschirte, bis zu letzterem Orte hinausgeschoben. Hier erfolgte sie am 24. April. Die djisakische Kolonne hatte gegen 450, die kasalinskische gegen 700 Werst zurückgelegt. Das vereinigte turkestanische Detachement trat nunmehr unter den Befehl des Generals Golowatschew.

Die in Chal-ata angelegte Befestigung — St. Georgs-Befestigung genannt — erhielt eine Besatzung von 1 Inf.-Comp., 1 Sfotnie Kasaken und 2 Festungsgeschützen.

Wenn auch Wasser — die Hauptsache bei einem Steppenfeldzuge — reichlich vorhanden war, es auch an Nahrungsmitteln keineswegs mangelte, so war doch der Aufenthalt bei Chal-ata bei einer Temperatur von + 39° R. und den steten Sandstürmen ein sehr unerquicklicher, so daß der Oberst Kolokolzow in seinem Feldtagebuche schreibt: „Unsere Lage war keine Minute lang eine menschliche, Tag und Nacht ein wahres Chaos, Tag und Nacht eine Art jüngster Tag ohne Ruhe, ohne Rast". — Und doch standen die größten Strapatzen dem Detachement noch bevor.

Nachdem der General von Kaufman schon am 27. April eine kleine Kasaken-Abtheilung zum Schutze der Brunnen bei Adam-krylgan (zu deutsch: „Menschenuntergang") gegen Turkmenen, welche sich bereits am 23. als die ersten Feinde gezeigt hatten, vorausgeschickt hatte, brach er selbst mit 9 Comp. Infanterie, ½ Sfotnie Kasaken und 8 reit. Geschützen am 30. April von Chal-ata auf. Die Cavallerie sollte erst später nachfolgen, das Gros noch vor dem Amu einholen; die übrigen Truppen aber vorläufig zurückbleiben. Mit dem ganzen Detachement gleichzeitig den Marsch anzutreten, war unmöglich, da schon 700 Kameele gefallen waren.

Die 40 Werst von Chal-ata im tiefen Sande bergauf bergab, ohne Brunnen bis Adam-krylgan zurück zu legen, gebrauchte man von 3 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends, während welcher Zeit die Truppen nur sechs Stunden geruht hatten. Der Kameel-train war über fünf Werst lang geworden; — die Arrieregarde traf erst um Mitternacht ein.

Auf der letzten etwa noch 75 Werst betragenden Strecke bis zum Amu bedurfte es der ganzen Energie der Officiere und der Ausdauer der Mannschaften, um im Kampfe mit der Wüste den Sieg davon zu tragen. Der kaum noch für 2 Tage ausreichende Wasservorrath zwang nämlich das Detachement, diesen durch die wasserlose Wüste führenden Weg in höchstens zweimal vierundzwanzig Stunden zurückzulegen, sollten nicht Menschen und Thiere der Gefahr des Verdurstens ausgesetzt werden. Und nur mit genauer Noth entgingen sie diesem Schicksal. Am 2. Mai 2 Uhr Morgens setzte sich die Kolonne wieder in Marsch. Bis 9 Uhr Morgens sollte sie 20 Werst zurücklegen,

Digitized by Google

dann 7—8 Stunden ruhen und dann weiter marschiren. Die Avantgarde erfüllte — wenn auch mit großer Mühe — den ersten Theil dieser Aufgabe. Der Train aber blieb in Folge des so schwierigen Marsches über die von tiefem Sande gebildeten Hügel weit zurück, und konnte theilweise nicht nachgeführt werden. Vor Mitternacht war an einen Weitermarsch gar nicht zu denken.

Wie nun aber bei den geringen Wasservorräthen den Amu erreichen, wenn nicht irgendwo Wasser gefunden würde? — In dieser entsetzlichen Lage ertönte plötzlich um 11 Uhr Nachts der Ruf „Wasser! Wasser!" Ein kirgisischer Führer hatte 7—8 Werst seitwärts einen Brunnen entdeckt. Um 1 Uhr Nachts brach man dorthin auf, und um 6 Uhr Morgens lagerte die Truppe bei Altykuduk. — Die Brunnen waren aber doch zu wenig ergiebig, als daß sie das ganze Detachement für den Weitermarsch genügend mit Wasser hätten versorgen können. In Folge dessen sandte der General-Gouverneur einen Theil der Kolonne und speziell alle Pferde und Kameele nach Adam-krylgan zurück. Es sollten dort soviel wie möglich Brunnen gegraben, die Thiere getränkt, ein von Chal-ata eintreffender Proviantzug abgewartet und dann möglichst viel Wasser mit zurückgebracht werden.

Am 9. Mai war der Befehl ausgeführt und die Kolonne wieder in Altykuduk zurück. Unverzüglich begann der Weitermarsch. Ein Theil des Trains mußte aber unter einer Bedeckung zurückbleiben, da von den 2800 aus Chalata mitgenommenen Kameelen nur noch 1240 vorhanden waren. Am folgenden Tage — am 11. Mai — bezogen die Truppen das Bivak bereits angesichts von Utsch-uschak. Der grausige Kampf mit den Elementen in der Wüste war überstanden; man war am Amu, am Rande der Oase, angekommen. Nun galt es nur noch mit den Waffen in der Hand zu kämpfen, — ein Kinderspiel nach jenen überstandenen Strapatzen, nach jenem fast die Menschenkräfte übersteigenden Ringen in der Wüsteneinöde.

Am 9. Mai hatten sich bereits Turkmenen gezeigt, und eingebrachte Gefangene hatten ausgesagt, daß am Amu gegen 3500 Turkmenen und Kirgisen den Russen den Weg verlegen würden. Schon in der Nacht machten sie einen Angriff auf das russische Lager, und wurden zurückgewiesen. Am 11. Mai rückten die russischen Truppen — zum ersten Male zum Gefechte geordnet — vor, wo der Feind sich entgegenstellte, wurde er geworfen. Auch in seinem auf den Höhen am Amu aufgeschlagenen Lager hielt er nicht Stand: die Russen nahmen von dem Lager Besitz: der Schlüssel der Chiwa-Oase war in ihren Händen.

Anderen Tags setzte der General von Kaufman den Vormarsch in der Richtung auf Schurachan fort. Ohne weiter auf den Feind zu stoßen erreich-

Digitized by Google

ten die Russen am 16. Mai Ak-kamysch, 30 Werst diesseits Schurachan und 7 Werst landeinwärts vom Amu gelegen. Die Turkmenen hatten sich über den Amu geworfen und am linken Ufer bei dem Fort Scheich-aryk ein befestigtes Lager bezogen, aus dem sie aber nach kurzem Kampfe vertrieben wurden. Der General-Gouverneur beschloß nun auch seinerseits den Fluß zu überschreiten. Am Morgen des 18. begann mit Hülfe von 3 mitgeführten Pontons und 17 auf dem Amu beuteten Kajuks das Uebersetzen der Truppen und war am 22. beendet. Die Truppen bezogen das Lager zwischen dem Amu einer-, Chasaraspi und Pitnjak andrerseits. Die Kavallerie verblieb auf dem rechten Ufer, um den Anmarsch der noch zurückseienden Truppen und Trains zu sichern.

Das orenburger Detachement, zu welchen wir uns nun wenden, war mit dem Gros am 30. März vom Embaposten aufgebrochen. In den ersten Tagen lag bei einer Kälte von 12° noch tiefer Schnee, welcher das Vorwärtskommen sehr hinderte. Am 11. April erstiegen die Truppen den Nordrand des Ust-Urt-Plateaus, und erreichten am 16. — bei einer Temparatur von schon + 36° R. — Issenschagyl am Südrande der großen Barssuki-Wüste, und am 25. Kassarma, etwa die Mitte des am Aralmeere hinführenden hohen Küstenweges.

In Folge der aus dem Fort Bisch-akty datirten hier angelangten Nachrichten, welche das Eintreffen des Obersten Lomakin an der Südspitze der Aibugir-Bucht zwischen den 4. und 9. Mai in Aussicht stellten, schickte der General Werewkin dem Obersten den Befehl, jene Route nicht einzuschlagen, sich vielmehr auf Cap Urga zu dirigiren, und hier die Vereinigung mit dem orenburger Detachement zu suchen. —

Das mangyschlakische Detachement, welches in 3 Echelons um den 15. April das Lager an der Kinderli-Bucht verlassen hatte, war um den 20. April in dem durch eine vorausgesandte Abtheilung bereits angelegten Fort Michael bei Bisch-akty eingetroffen. Der Marsch dorthin war theilweise von fast unüberwindlichen Schwierigkeiten begleitet gewesen: die Truppen mußten die 80 Werst lange wasserlose Strecke zwischen den Brunnen Kandy und Sjenek bei 37° R. Hitze in einem 42° heißen Sande in 2 Tagen durchschreiten.

Nachdem das Fort Michael mit 2 Comp. Infanterie und einer komb. Kasaken-Sotnie besetzt war, rückte das Detachement zwischen dem 20. und 25. April in 3 Echelons über die Brunnen Kamysty, Karaschtschik, Ssai-kuju nach dem Brunnen Bussaga und von hier über die Brunnen Karakya, Kynyr, Alpai-Maß und Ak-metschet nach Iltje-Idje, wo es sich am 30. April wieder concentrirte. Vorher jedoch kam es in eine gleich gefahrvolle Lage, wie das turkestanische Detachement am 2. Mai. Der Brunnen Kynyr war zu tief, um

Digitized by Google

zum Wasser zu kommen, und ehe der Brunnen Alpai-Maß erreicht wäre, hätten die Truppen 1½ Tage auf einem Marsche von 70 Werst bei glühender Hitze ohne einen Trunk Wasser bleiben müssen, wäre nicht zufällig etwa 2 Werst nördlich der Route ein bis dahin unbekannter Brunnen entdeckt worden.

In Iltje-Idje wurde wieder eine Befestigung angelegt und mit einer Compagnie besetzt. Am 1. Mai setzte das Detachement seinen Marsch über den Ust-Urt weiter fort. Die anfangs eingeschlagene Richtung auf die Südspitze der Aibugir-Bucht änderte der Oberst Lomakin in Folge jenes vom General Werewkin erlassenen Befehles nunmehr dahin ab, daß sich das Detachement bei dem Brunnen Alan concentriren sollte. Das geschah am 6. und 7. Mai. Mittlerweile trafen neue Boten vom General Werewkin ein, welche den bereits erfolgten Abmarsch der Orenburger von Urga meldeten, und die Directive überbrachten, baldmöglichst die Vereinigung vor Kungrad zu bewerkstelligen. —

Der General Werewkin selbst war von Kassarma am 28. April abmarschirt und hatte am 2. Mai Urga erreicht, wo bereits in Folge einer Proklamation des Generals Karakalpaken, Turkmenen und Kirgisen eintrafen, um ihre Unterwerfung unter das Scepter des „weißen Zaren" anzuzeigen.

Die Aibugir-Bucht fand man bei dem Weitermarsche ausgetrocknet, und das Chiwesische Fort Djany-kala, wo man Widerstand erwartet hatte, von den Chiwesen verlassen. Nachrichten besagten, daß der Feind die Russen erst bei Kungrad erwarte.

Das chiwesische Fort wurde zerstört, und an seiner Stelle eine Feldredoute als Etappen- und Stützpunkt aufgeführt, und dort eine Compagnie und eine Sotnie als Besatzung zurückgelassen.

Auch das Orenburger Detachement hatte nun die Oase betreten. 600 Werst hatten die Truppen vom Embaposten bis Urga in 35 Tagen durchmessen.

Am 6. Mai trat das Detachement den Vormarsch wieder an; — am 12. passirte es schon die erste chiwesische Stadt Kungrad und an demselben Tage wurde die Vereinigung mit der mangyschlakschen Colonne hergestellt. —

Der Oberst Lomakin hatte, um die unpassirbaren Salzlachen Barssakilmaß zu umgehen, am 7. Mai von Alan aus eine nordöstliche Richtung auf den Brunnen Irbasan eingeschlagen, und sich dann nach Südosten gewandt: er berührte den Brunnen Karakuduk, traf den Aibugir bei Karakumbet, überschritt diesen in der directen Richtung nach Kungrad und vereinigte sich hier — wie schon erwähnt — mit dem orenburger Detachement.

Digitized by Google

Diese letzte etwa 160 Werst lange Strecke verlangte indeß von den Truppen noch die äußersten Anstrengungen, indem sie von Karakuduk aus 75½ Werst in Folge des großen Salzgehaltes der Brunnen bei einer tropischen Hitze ohne auch nur einen Tropfen Trinkwasser zu haben, durchziehen mußten. Die braven Kaukasier leisteten diese Aufgabe am 10. und 11. Mai in 35 Stunden. —

Nicht so glücklich, wie die Führer des turkestanischen, orenburgischen und mangischlakschen Detachements war der Oberst Markosow, welcher von Tschikischljar, von Südwesten aus, gegen das Chanat Chiwa vorgehen sollte. Noch größer waren hier die Hindernisse, hier waren sie in der That unübersteiglich.

Von Tschikischljar aus, das die drei Echelons am 19., 25. und 26. März verlassen hatten, ging der Marsch in nord-nord-östlicher Richtung, fast paralell dem Caspischen Meere, nach dem im Thale des großen und kleinen Balchan gelegenen Brunnen Aidin. 238 Werst wurden in 21 Tagen glücklich durchschritten. Nur die von Anfang an schwachen Kameele hielten nicht aus: ein Theil der Ladungen mußte weggeworfen werden.

Bei dem Brunnen Alty-kuju traf das Detachement auf den Usboi — das alte Oxus-Bett — und, längs dessen Ufer weiter marschirend, kam es am 11. April bei dem Brunnen Topiatan an. Am 13. traf eine vorpoussirte Kasaken-Abtheilung auf Turkmenen, die augenscheinlich dem Chan von Chiwa zu Hülfe zogen. Ihre Hauptmasse sollte bei dem etwa 120 Werst weiter östlich gelegenen Brunnen Igdy lagern. Um sie zu zerstreuen, schickte der Oberst Markosow das ganze combinirte Kasaken-Regiment voraus. Nach einem scharfen Ritte vom Morgen des 15. bis zum Morgen des 16. trafen die Kasaken einige Werst vor dem Brunnen Igdy auf die Feinde, jagten sie auseinander und verfolgten sie noch etwa 50 Werst weit. Die Kasaken hatten somit in 33½ Stunde über 120 Werst durchritten. Es waren über 5000 Hammel und gegen 1000 Kamele erbeutet, und letztere waren ein willkommener Ersatz für die schon zu Hunderten gefallenen Lastthiere.

Nachdem auch das Gros am 17. April beim Brunnen Igdy angekommen war, sollte der Brunnen Orta-kuju das nächste Marschziel sein. Nach den Schätzungen der turkmenischen Führer sollte derselbe etwa 60—75 Werst weiter in der gänzlich unbekannten wasserlosen Sandsteppe liegen.

Am 18. April brach der Oberst Markosow mit 6 Kompagnien Infanterie, 6 Berggeschützen, einem Sappeurkommando und 25 Kasaken dorthin auf, während der Rest der Infanterie und Kavallerie erst an den folgenden Tagen echelonweise abmarschiren, die Kavallerie schon am Abend des 18. aber folgen

Digitized by Google

und Orta-kuju bis zum nächsten Abend erreichen sollte. Wasservorräthe glaubte man somit für die letztere nicht mitführen zu brauchen.

Das erste Echelon marschirte, wie festgesetzt, am 18. 25 Werst. Doch ließ die entsetzliche Hitze die Leute und Pferde kaum noch vorwärts kommen, und — worauf man gar nicht gerechnet hatte — das in den Wasserbehältern mitgenommene Trinkwasser fing in Folge der ganz ungewöhnlichen Trockenheit der Luft zu verdunsten an. Schon war es um ein Viertel geschwunden, — ein Umstand, welcher das Schlimmste befürchten ließ, zumal man noch 2 Tagemärsche bis Orta-kuju hatte.

Mit der Morgendämmerung des 19. trat das Echelon den Marsch wieder an. Nach kurzer Zeit wurde es von der Kavallerie eingeholt. Oberst Markosow ritt mit letzterer voraus, um möglichst bald Orta-kuju zu erreichen, und von da aus, wenn irgend möglich, den nachfolgenden Truppen Wasser entgegen schicken zu können. Die Kasaken waren aber nur im Stande, von 3—10½ Uhr Morgens 25 Werst zurücklegen. Die Hitze war so groß, daß ein 55theiliges Reaumur-Termometer 52° zeigte, und schließlich zersprang. An ein geschlossenes Reiten war nicht mehr zu denken; zum Theil mußten die Pferde geführt werden; — es war ein ungeordneter Zug von 10 Werst Länge. — Dennoch brachen die Kasaken um 4 Uhr Nachmittags wieder auf; — sie schleppten sich aber nur mühsam fort: der Sand war zum feinsten, glühend heißen Staube geworden. Die Zahl der Maroden wurde immer größer: Offiziere mußten zurück bleiben, um sie zu sammeln. Um Mitternacht wurde nothgedrungen Halt gemacht, ohne daß das sehr ersehnte Wasser des Brunnen Orta-kuju erreicht war.

An ein weiteres Vordringen, ohne genau zu wissen, wie weit der Brunnen Orta-kuju noch sei, durfte der Oberst Markosow nicht denken. Und da eine zur Rekognoscirung ausgeschickte Patrouille nicht zurückkehrte, so entschloß sich der Oberst zu dem so schweren Kommando „Kehrt!" Um den Leuten Wasser zu verschaffen, wurde eine Abtheilung Kasaken zu dem 1. Echelon zurückgeschickt; letzteres solle den zu Tode erschöpften Mannschaften die noch gefüllten Wasserbehälter entgegenbringen, dann mit den leeren Fässern nach dem östlich der bisherigen Route gelegenen etwa 15 Werst vom letzten Lagerplatze der Infanterie entfernten Brunnen Bala-ischem abbiegen und dieselben wieder füllen.

Die Infanterie war am Morgen unter den größten Strapazen — wenn es ihr auch noch nicht ganz an Wasser fehlte — 12 Werst, am Nachmittage 7 Werst weiter marschirt. Am 20. hatte aber auch sie nach einem Marsche von nur 7 Werst liegen bleiben müssen. Sowie die Boten des Obersten eintrafen, wurde der Befehl desselben unverzüglich ausgeführt. Es ging sofort ein Wassertransport an die Kasaken ab, und die Kameele mit den bereits leeren Fässern wurden nach Bala-Ischem geschickt. Bis 9 Uhr Abends waren schon 1300 Eimer Wasser in das Infanterie-Lager geschafft, auch hier als Hülfe in

Digitized by Google

größter Noth, denn schon im Laufe des Nachmittags war auch hier der letzte Tropfen Wasser verausgabt. Die Kasaken dagegen konnten erst am andern Morgen sich an dem ihnen zugeführten Wasser erquicken. Der Gefahr des Verdurstens waren sie entgangen, ihre Kräfte aber waren geschwunden. Einzeln, mit genauer Noth erreichten sie die Infanterie oder andere den Brunnen Bala-ischem, wohin am Morgen des 21. April das Infanterie-Echelon beordert wurde.

Gegen 200 Mann waren in Folge von Entkräftung und zum Theil vom Sonnenstich getroffen, außer Stande zu gehen oder zu reiten. Der Marsch bis zum Rande der Chiwa-Oase nahm aller Wahrscheinlichkeit nach noch 10—12 Tage in Anspruch. Den für diese Zeit nothwendigen Wasservorrath mitzuführen, war rein unmöglich, — und so wäre jeder Versuch, den Marsch auf Chiwa wieder aufzunehmen, als ein tollkühnes Spielen mit dem Geschick der Truppen zu kennzeichnen gewesen. Hiervon überzeugt, entschied sich der Oberst Markosow, das ganze Detachement nach Kraßnowodsk zurückzuführen. — Am 14. Mai traf das letzte Echelon dort ein. — Die Truppen hatten im Ganzen 960 Werst in 57 Tagen durchzogen, davon die etwa 520 Werst lange Strecke von Tschikischljar bis vor Orta-kuju in 33, und den Rückweg von dort bis Kraßnowodsk 440 Werst in 24 Tagen. Todt blieben nur 3 Mann.

Wenden wir uns nunmehr wieder zu den Truppen zurück, welche glücklicher als die Kaukasier des Obersten Markosow, bereits die Chiwa-Oase betreten hatten.

Nachdem das orenburgische Detachement am 8. Mai bei Kungrad zuerst mit dem Feinde Fühlung gewonnen hatte, erreichte es, letzteren vor sich hertreibend, und bereits mit dem mangyschlak'schen Detachement vereinigt, am 13. Mai Chodjeili und am 20. Mangyt. Hier hatten sich die Chiwesen in einer ungefähren Stärke von 3000 Mann gestellt, wurden aber wieder geworfen, so daß der General Werewkin über Gürlen direct auf Chiwa marschiren konnte, und am 25. Mai nur noch einen Tagemarsch von der Hauptstadt des Chanats entfernt war. Nachdem er am 26. Mai 8 Werst weiter vorgerückt war, und am folgenden Tage einen feindlichen Ausfall aus der Stadt zurückgewiesen hatte, gelang es ihm am 28. einen Theil seiner Truppen und besonders eine Bergbatterie bis dicht vor das Nordthor vorzuschieben.

Das turkestanische Detachement hatte, nach Einnahme der Festung Chasarasp, auch seinerseits den Vormarsch gegen die Stadt Chiwa angetreten, wo in Folge des so energischen Vorgehens der Russen Alles den Kopf verloren hatte. Seid-Rachim war geflüchtet, und sein 20jähriger Bruder als Chan ausgerufen. Es herrschte die vollständigste Anarchie: die einen wollten Frieden, die andern drangen auf Fortsetzung des Krieges. — Während der neue Chan

Digitized by Google

schon dem General v. Kaufman seine Unterwerfung angezeigt hatte, wurde noch auf der Nordseite der Stadt gekämpft. Der General Werewkin ließ das Nordthor in Bresche legen und nahm die Stadt mit Sturm. Um 2 Uhr Nachmittags hielt der General-Gouverneur seinen feierlichen Einzug. Das Ziel war erreicht, die Hauptstadt des Chanats war im Besitz der Russen; sie konnten den Frieden dictiren.

Der geflohene Seid-Mohamed-Rachim-Chan folgte der an ihn gerichteten Aufforderung, zurückzukehren, sofort, und wurde — da er sich bedingungslos dem „Weißen Zaren" unterwarf — wieder in seine Rechte eingesetzt. Zur weiteren Regelung der Verhältnisse stellte man ihm aber einen Beirath aus 3 von dem General-Gouverneur ernannten Russen und 3 von demselben bestätigten chiwesischen Würdenträgern zur Seite. Der Chan hatte den Ehrenvorsitz, der General Kaufman das Bestätigungsrecht aller wichtigen Beschlüsse.

Die bisher im Chanat bestandene Sclaverei wurde aufgehoben. 3000 Sclaven, meist Perser, erlangten ihre Freiheit wieder und kehrten zum Theil unter russischem Schutze in ihre Heimath zurück.

Je tiefer man aber in die inneren Verhältnisse des Chanats eindrang, je klarer wurde es, daß das Eintreten der geordneten Zustände in Chanat wesentlich von dem Verhalten der Turkmenen abhängig sein werde. Sie waren bisher die Hauptvertreter der Feindschaft gegen Rußland gewesen und hatten auch an dem Kriege den thätigsten Antheil genommen. Sie besonders zu züchtigen, erschien als ein Unterpfand für die künftige Ruhe und Sicherheit. Es wurde ihnen in Folge dessen eine Contribution von 300,000 Rubeln auferlegt. Die Turkmenen dachten aber nicht daran solche zu zahlen. Der General Golowatschew mußte mit den Waffen in der Hand sie erst dazu zwingen, und fand hierbei einen hartnäckigeren Widerstand als in dem ganzen bisherigen Feldzuge. Aber auch dieser wurde gebrochen und 26 Geißeln aus den angesehendsten turkmenischen Familien bürgten schließlich für die Abzahlung der jetzt auf 310,000 Rubel erhöhten Contribution.

Der zügellose, halsstarrige Charakter der Turkmenen war in diesem Nachspiele der Expedition gegen Chiwa wieder grell an das Licht getreten. Um die für den Augenblick Eingeschüchterten auch ferner im Zaume zu halten, oder doch bei jedem Aufstande derselben wenigstens schnell bei der Hand sein zu können, erschien die Anlage einer Befestigung und deren Besetzung mit russischen Truppen unbedingt geboten. Ein solches Fort konnte nur an dem rechten Ufer des Amu-Stromes erbaut werden, mußte aber selbstredend auch eine gesicherte rückwärtige Verbindung mit dem russischen Territorium haben, — und so war eine Gebietsabtretung Seitens des Chans von Chiwa nicht zu um-

Digitized by Google

gehen. Aus rein militairischen Gründen mußte das rechte Amu-Ufer in den Besitz Rußlands übergehen.

In handelspolitischer Beziehung war der Besitz der Mündung des Amu, des Amu-Deltas, für Rußland von großem Werthe, um den Strom sicher befahren zu können. — Ferner mußte aus gleichen Rücksichten Chiwa die Möglichkeit genommen werden, den Karawanenhandel zwischen Rußland und Buchara stören zu können. Dies geschah, wenn die Karawanenstraße in Zukunft nicht mehr chiwesisches Gebiet berührte. Die Abtretung eines weiteren Stückes Land am rechten Amu-Ufer Seitens Chiwa an Buchara leistete dieser Nothwendigkeit Genüge, und belohnte gleichzeitig die gute Haltung des letzteren Staates während des Krieges.

Der Absicht endlich, den Chan selbst auf dem guten Wege der Willfährigkeit zu erhalten, entsprang die ihm aufgelegte Kontribution von 2,200,000 Rubeln, deren letzte Rate erst im Jahre 1893 fällig ist.

Auf Grund dieser Erwägungen wurde der Friede zwischen Rußland und Chiwa am 12. August 1873 geschlossen.

Das Fort Petro-Alexandrowsk entstand 2½ Werst vom rechten Ufer des Amu-Darja zwischen Chanka und Schurachana, und erhielt eine Besatzung von 9 Compagnien, 4 Sotnien und 8 Feld-Geschützen; armirt wurde es mit 12 Festungs-Geschützen.

Die übrigen Truppen verließen das Chanat und trafen im Laufe des Septembers und Oktobers in ihren Garnisonen wieder ein.

Das neu gewonnene Gebiet — 1880 □-Meilen — wurde unter dem Namen Amu-darja-Gebiet dem General-Gouvernement einverleibt, so daß letzteres im Westen jetzt bis an den Amu-darja sich erstreckt und das Amu-Delta mit umfaßt.

Trotz dieses Gebietszuwachses und trotz der dem Chan und den Turkmenen auferlegten Kontribution kann aber doch von einem materiellen Gewinn nicht die Rede sein. Die Kontributionen decken die Kosten der Expedition, welche man — als die Truppen noch in Chiwa standen — schon auf 3¾ Millionen Rubel bezifferte, bei weitem nicht. Und das eroberte Gebiet ist zum größten Theile unfruchtbare Steppe, nur der westlichste Theil am Amu selbst ist bevölkert und bebaut.

Wohl aber kann man behaupten, daß in ideeller Beziehung der Gewinn ein großer war: Abgesehen von der Aufhebung der Sklaverei im Chanat selbst, war ein mittelasiatisches Reich zu Boden geworfen, dessen Unbezwinglichkeit bis dahin unbezweifelt dastand. Der russische Doppelaar war wieder der Schrecken der Mittelasiaten geworden: Chiwa war bezwungen — wie leicht

Digitized by Google

konnte auch jeder andere Staat, wollte er dem mächtigen nordischen Reiche Widerstand leisten, zerbrochen werden!

Die Nothwendigkeit der Anlage des Forts Petro-Alexandrowsk sollte indessen gleich nach Abzug der russischen Truppen durch die That bewiesen werden. Nur durch die russischen Besatzungstruppen konnte ein erneueter Aufstand der Turkmenen unterdrückt werden, so daß im Februar 1874 der Oberst Iwanow, Chef der Truppen des Amu-darja-Bezirks die Wiederherstellung der Ruhe melden konnte.

Um die Tukmenen aber auch von Westen her stets unter Aufsicht halten, und ihren Ausschreitungen sofort entgegentreten zu können ist unter dem 9. März 1874 ferner der „transkaspische Militair-Distrikt" organisirt. Derselbe reicht im Norden bis zum Mertwyi-kultuk des Caspischen Meeres, im Westen bis an das Ufer des letzteren, im Süden bis zum Atrek und im Osten bis an das Chanat Chiwa. 5939 □-Meilen groß, zerfällt er in die Bezirke Mangyschlak und Krasnowodsk, gehört aber nicht zu dem turkestanischen, sondern zum kaukasischen Militair-Bezirke. Indem so einerseits die wilde Nomadenbevölkerung zur Ruhe und Ordnung angehalten und dadurch der Handel und Wandel gefördert wird, ist anderseits Chiwa vollständig von russischem Gebiete umgeben, liegt gefesselt in den eisernen Banden Rußlands.

An die Expedition gegen Chiwa, welche immer sowohl was Anlage, als auch was Durchführung betrifft, eine hervorragende Leistung der russischen Führer und Truppen bleiben wird, reiht sich nun der — bis heute — letzte Feldzug der Russen in Mittelasien. Es ist dies der Feldzug in Kokan.

Wir haben gesehen, daß die Beziehungen Rußlands zu diesem Chanat, nachdem der Friede zwischen beiden zu Stande gekommen war, allmählich ganz freundschaftliche geworden waren. Die äußere Politik Chudojar-Chans wurde ausschließlich von Taschkent aus geleitet, und da der Chan sich dem vollständig fügte, so war er in Bezug auf die inneren Angelegenheiten bisher vollständig sein eigener Herr geblieben. In Folge seiner grenzenlosen Bedrückungen hatte er sich aber bei seinem Volke so verhaßt gemacht, daß sich dasselbe im Juli 1875 empörte und ihn sogar zwang, auf russisches Gebiet zu fliehen. Der Kiptschake Abdurachman-Awtobatschi wurde bald der Leiter des Aufstandes. Er rief Nassr-Eddin, den Sohn des geflohenen Chans, als Herrscher von Kokan aus und zwang denselben diese unter solchen Umständen sehr zweifelhafte Würde anzunehmen.

Der Thronwechsel wurde dem General von Kaufman officiell notificirt. Als dieser aber mit Nassr-Eddin in dasselbe Verhältniß treten wollte, wie bis dahin mit Chudojar, zeigte sich der den Russen feindliche Einfluß Abdurachmans so mächtig, daß die Verhandlungen scheiterten. Abdurachman plante nichts

Digitized by Google

geringeres als einen gemeinsamen Krieg aller mittelasiatischen Mahomedaner gegen Rußland, nichts geringeres als den „Hasawat", den heiligen Krieg.

Schon am 7. August überschritten die Aufständischen die russische Grenze ein Theil in der Richtung auf Aulie-Ata, im Norden des Chanats, ein anderer drang in das Angren-Thal, und schließlich ein dritter unter der persönlichen Führung Abdurachmans-Awtobatschi zog gegen Chodjent.

Die Lage der Russen war eine äußerst gefährliche: war doch sein mit Kokan grenzendes Gebiet erst vor kaum 10 Jahren von jenem abgetrennt, und gehörten doch seine Bewohner denselben Stämmen an, welche jetzt als die Befreier von dem russischen Joche auftraten. Wollte man nicht Alles auf das Spiel setzen, mußte schnell, energisch gehandelt werden.

Erst Abends waren jene Nachrichten in Taschkent eingetroffen, und schon am andern Morgen früh 6 Uhr brach der Generallieutenant Golowatschew mit 4 Comp., 4½ Sotnien und 4 Geschützen reitender Artillerie nach Teljau am Angren-Flusse auf. Am 9. August langte er dort an, traf am folgenden Tage das 10 Werst östlich von Teljau aufgeschlagene Lager der Kokanzen, griff es an und zerstreute sie nach allen Richtungen. Das Angren-Thal wurde vollständig gesäubert und auch die auf Anlie-ata vorgedrungenen Schaaren zogen es vor, schleunigst in das Chanat zurückzugehen.

Chodjent war mittlerweile von der Bande Abdurachmans umzingelt; seine rückwärtigen Verbindungen waren abgeschnitten, und seine Garnison, 9 Comp., 1 Sotnie und 8 Geschütze, vorläufig bis zum 11. August auf sich selbst angewiesen.

Am 12. August trafen Verstärkungen ein, und sofort ergriff man die Offensive, schlug den Feind und verfolgte ihn in der Richtung auf Machram bis zur Grenze.

Der General von Kaufman erschien mit weiteren aus Taschkent herangezogenen Truppen, und mit der disponibel gewordenen Colonne des Generallieutenants Golowatschew am 18. August in Chodjent, und verfügte nunmehr hier über ein Operationscorps von 16 Comp. Infanterie, 20 Geschützen, 8 Raketengestellen und 9 Sotnien.

Nachdem dasselbe am 20. August aus Chodjent ausgerückt war, traf es am 22. den Feind in der Stärke von über 50,000 Mann in und bei der Festung Machram. Die Festung wurde genommen und die den geschlagenen Feind auf das energischste verfolgenden Kasaken zersprengten ihn in eine Menge kleiner Haufen.

Obgleich schon jetzt viele Deputationen aus der Umgegend kamen, ihre Unterwerfung zu erklären, so brach der General-Gouverneur doch am 26. August auf die Hauptstadt Kokan auf, nachdem Machram eine russische Besatzung er-

Digitized by Google

halten hatte. — Schon nach 4 Tagemärschen bezogen die Truppen unmittelbar vor der Hauptstadt das Lager und besetzten die Festungswerke derselben.

Da Abdurachman neue Schaaren bei Margelan um sich versammelt hatte, setzte der General von Kaufman am 3. September seinen Vormarsch dorthin fort. Am 7. September bezogen die russischen Truppen bei Alty-aryk etwa 25 Werst von dem Lager Abdurachmans, wo 10,000 Man concentrirt waren, das Bivak. Die Furcht vor den russischen Waffen war aber schon so groß, daß deren Nähe allein eine solche Panique verbreitete, daß die Kokanzen nach allen Richtungen auseinanderstoben, und nur 400 Reiter bei Abdurachman, welcher nach Assake floh, anshielten.

Am 8. September lagerten die Russen vor den Thoren Margelans, und der Oberst Skobelew wurde mit einem Detachement zur Verfolgung Abdurachmans abgeschickt. Obgleich der Oberst bis nach Usch streifte, wobei die Kasaken eine enorme Ausdauer bewiesen — (einmal legten sie 68 Werst in 10 Stunden zurück), — auch einzelne feindliche Haufen zerstreut wurden, so konnte man sich doch nicht der Person Abdurachmans bemächtigen und mußte unverrichteter Sache zurückkehren.

Jetzt trat der General-Gouverneur mit dem Chan Nassr-Eddin in Verhandlungen. Auch eine Menge Städte und selbst die Hauptführer der aufständischen Banden — speciell noch durch den kühnen Verfolgungsritt der Kasaken in Schrecken gesetzt — erklärten ihre Unterwerfung.

Das Resultat jener Verhandlungen war, daß unter dem 23. September die Landstrecken auf dem rechten Ufer des Ssyr-barja von der russischen Grenze bis zum Naryn in die russische Verwaltung übergingen.

In Petersburg wurde dieser Vertrag am 19. October sanctionirt und Rußland war in den Besitz einer der fruchtbarsten Landstriche Mittel-Asiens gekommen. —

Oberst Skobelew wurde zum Chef der Verwaltung des neu einverleibten, in die beiden Kreise Namangan und Tus getheilten Gebiets ernannt und nahm seinen Sitz in Namangan. — Die russischen Truppen wurden von dem linken auf das rechte Ufer des Ssyr-barja gezogen.

Dies war kaum geschehen, als in dem verlassenen Gebiete die Flammen des Aufruhrs von neuem emporloderten. Auch diesmal war Abdurachman-Awtobatschi das Haupt der Empörer. In Kurzem hatte er wieder an 70,000 Mann um sich geschaart. Er veranlaßte, daß Pulat-bek, ein Verwandter Nassr-Eddins, zum Chan ausgerufen wurde. Der General von Kaufman, welcher, um das neu erworbene Gebiet zu sichern, der Anarchie auf dem linken Ssyr-Ufer ein Ende machen mußte, ließ eine etwa 1400 Mann starke Colonne am 28. September gegen Andydjan, den Mittelpunkt des Aufstandes, aufbrechen.

Digitized by Google

Es gelang freilich den russischen Truppen am 1. October den Widerstand der Kiptschaken zeitweise zu brechen, in Andydjan einzudringen, und die die Straßen absperrenden Barrikaden zu nehmen, — sich darin aber festzusetzen und zu halten, war ihnen unmöglich: sie wurden in das Lager zurückgeworfen, und mußten nach Namangan zurückgehen.

Dieser Mißerfolg der Russen belebte die Hoffnungen der Kiptschaken aufs neue: nicht bloß brachen in Namangan und Umgegend auf Anstiften des früheren Begs dieser Stadt Batyr-Tjurja Unruhen aus, sondern auch in Kokan wurde Nassr-Eddin zur Flucht auf russisches Gebiet gezwungen, während die Aufständischen im Namen von Pulat-bek Besitz von der Stadt nahmen. Auf dem rechten Ufer des Syr trat indessen bald eine verhältnißmäßige Ruhe ein, so daß die Truppen in ihre alten Garnisonen zurückgezogen werden konnten, und dem Obersten, jetzt zum General beförderten, Skobélew, nur 13 Comp. 9½ Sfotnien und 12 Feldgeschütze verblieben.

Die Verringerung der russischen Truppen wurde sofort von Batyr-Tjurja benutzt, um, unter dem Vorgeben, alle Truppen seien abgerückt, wieder Kirgisen und Kiptschaken in der beträchtlichen Stärke von 12,000 Mann um sich zu sammeln. Es gelang ihm sogar, als der General Skobélew gegen Tus vorging, sich der Stadt Namangan zeitweise zu bemächtigen. — Während von Machram aus gegen die dort auftretenden Banden Streifzüge unternommen wurden, führte der General Skobélew einen Hauptschlag gegen Balyktschi, wo 20 — 30,000 Mann sich anschickten, den Naryn zu überschreiten.

Trotz aller dieser Erfolge, war es klar, daß nur durch die Niederwerfung der Kiptschaken, dieser unruhigsten und den Russen am feindlichsten gesinnten Elemente der Bevölkerung Kokans, eine endgültige Ruhe hergestellt werden konnte. Zu dem Ende befahl der Generalgouverneur dem General Skobélew, in den letzten Tagen des Decembers mit einem Theile seines Detachements von Namangan aus in die Gegend zwischen dem Naryn und dem Kara-darja, dem Centrum der Kiptschaken, zu dringen, um ihnen in einer Zeit, wo sie mit ihren Familien und Heerden in den Winterlagern bleiben müßten und nicht in die Gebirge ziehen könnten, einen empfindlichen Schlag beizubringen.

Diese Aufgabe wurde auf das vollständigste gelöst. Am 25. December 1875 rückte Skobélew mit etwa 2800 Mann aus und ging, nachdem er das rechte Ufer des Kara-darja gesäubert hatte, am 2. Januar 1876 auf das andere Ufer über. Andydjan, wo Abdurachman mit den Aufständischen stand, wurde bombardirt und dann am 8. Januar mit Sturm genommen. Es bedurfte aber noch eines Sieges der Russen bei Assake, ehe Abdurachman endlich die Nutzlosigkeit seines Widerstandes einsah. Am 24. Januar ergab er sich mit 26 Hauptführern der Aufständischen dem General Skobélew auf Gnade und Un-

Digitized by Google

gnade. Auch Pulat-bek wurde bald darauf in der kleinen Befestigung Utschkurgan gefangen genommen.

Nassr-Eddin kehrte als Chan nach Kokan zurück. Ein ganz schwacher Charakter war er aber bald wieder in den Händen der russenfeindlichen Parthei. Ja, er gab sogar dieser das schriftliche Versprechen, so bald wie möglich den Krieg wieder zu beginnen. Darauf hin wurde am 8. Februar die Stadt Kokan besetzt und am 19. Februar erging der Befehl: das neu eroberte Territorium, das bisherige Chanat Kokan, dem russischen Reiche als das Gebiet „Fergana" einzuverleiben. In administrativer Hinsicht wurde es nach einem Allerhöchsten Befehle vom 5. März dem General-Gouverneur von Turkestan definitiv unterstellt.

Hatte das General-Gouvernement Turkestan bis dahin ein Areal von 19,210 □Meilen erreicht, so sind jetzt nach der Anectirung des Fergana-Oblastj's demselben wieder über 1300 □Meilen zugefügt. Ein Gebiet, das wohl 3 mal so groß wie unser Königreich Preußen ist, — das Resultat jener kriegerischen Arbeit, welche hier zu skizziren versucht wurde.

Was liegt näher als die Frage nach dem Grunde dieser mächtigen Gebietserweiterung? Bringen diese 20000 □Meilen Rußland vielleicht einen Nutzen, der mit den auf die Erwerbung verwandten Kosten an Menschen, Geld und Material nur einigermaaßen im Verhältniß steht? Gewiß nicht. Denn wenn auch das Russische Turkestan nicht wenig Keime einer größeren Entwickelung in sich trägt, hindern doch seine ethnographischen Verhältnisse — das so große Uebergewicht der Nomaden über die seßhafte Bevölkerung — deren wahre Entfaltung gewiß noch Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte. Bei einer Betrachtung des Budgets der turkestanischen Verwaltung kommen wir sogar zu der Ueberzeugung, daß das neue Gebiet nicht nur nichts einbringt, sondern im Gegentheil immer neue Opfer des Staates verlangt. In den 5 Jahren von 1868—1872 beliefen sich die Einnahmen z. B. auf 10,115,428 R., die Ausgaben dagegen auf 28,967,300 R. Es war also ein Deficit von 18,851,872 R. vorhanden. Und damals hatte noch keine Expedition gegen Chiwa Millionen verschlungen.

Oesterreich und die türkische Krisis.

Oesterreich und die Orientfrage. Wien, Pest, Leipzig, Hartlebens Verlag, 1876.

Das Streben der Großmacht Oesterreich-Ungarn hat sich der gegenwärtigen Lage der Dinge in der Türkei gegenüber darauf zu richten, daß dem plötz-

Digitized by Google

lichen Zerfall des Osmanenreiches, sei es durch auswärtige Bedrohung, sei es durch innere Unruhen, vorgebeugt und dem weiteren Vordringen Rußlands im Südosten Europas Einhalt gethan werde. Sein Programm muß die Begründung eines verbesserten Uebergangs-Zustandes in den slavisch-türkischen Ländern sein. Das ist der Grundgedanke der obengenannten Flugschrift, deren Verfasser, wie uns scheint, in unterrichteten Kreisen verkehrt, und von deren Inhalt wir im Folgenden eine Analyse geben.

„Glauben Sie, wir haben einen kranken Menschen auf dem Arme, einen sehr kranken Menschen", sagte zu Anfang des Jahres 1853 Kaiser Nikolaus zu dem englischen Botschafter Seymour. „Es wäre ein großes Unglück, wenn er uns eines Tages entfallen sollte, ehe alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen wären. Was todt ist, können wir nicht wieder erwecken, und wenn das türkische Reich fällt, so fällt es, um nicht wieder zu erstehen. Es ist ein Ding, welches man wohl dulden, aber nicht wieder aufbauen darf. Wenn es gelingt, daß wir, England und ich, uns über diese Sache verständigen, so ist an dem Uebrigen wenig gelegen." Und nun folgte eine Herzensergießung des Czaren über die Eventualitäten, die sich bei einem Zerfalle der Türkei ergeben, und über die Vertheilung der Rollen und der Erbschaft zwischen den beiden Hauptmächten Rußland und England. „Die Donaufürstenthümer", sagte Nikolaus, „sind in der That ein unabhängiger Staat unter meinem Schutze. Dieß könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten, auch Bulgarien, und es scheint kein Grund vorhanden, weshalb diese Provinz nicht einen unabhängigen Staat bilden sollte. Was Aegypten betrifft, so begreife ich die Wichtigkeit dieses Gebietes für England vollkommen. Ich kann daher nur sagen, daß, wenn Sie bei einer Theilung des osmanischen Reiches, die mit dem Falle desselben einträte, von Aegypten Besitz nähmen, ich nichts dagegen haben würde. Ich sage Dasselbe von Candia, diese Insel paßt Ihnen." Was Konstantinopel beträfe, fuhr der Kaiser fort, so werde er nie dulden, daß England oder eine andere europäische Großmacht sich dort festsetze. Auch er sei geneigt, sich zu verpflichten, dieß nicht zu thun — „wohlverstanden als Eigenthümer; denn als Pfandhaber, das will ich nicht verneinen. Es könnte geschehen, daß die Umstände mich in den Fall brächten, Konstantinopel zu besetzen, wenn man Alles nach dem Zufall gehen läßt." Als Seymour äußerte, daß diese Fragen doch auch Oesterreich nahe angingen und es dabei zu Rathe gezogen zu werden erwarten würde, erwiderte der Kaiser: „O, Sie müssen wissen, wenn ich von Rußland spreche, so spreche ich ebenso gut von Oesterreich, was dem einen ansteht, steht auch dem andern an. Unsere Interessen hinsichtlich der Türkei sind vollkommen identisch."

Digitized by Google

Wir wissen, daß England den Erwartungen des Czaren damals nicht entsprach. Rußland versuchte sich von der Pforte ein ausschließliches Protectorat über die orientalischen Christen und damit das Recht zur Intervention in die inneren Angelegenheiten der Türkei zu verschaffen. Die Gefahr, die hierin lag, bewog die Pforte zum Kriege gegen Rußland, und England und Frankreich unterstützten sie dabei. Die Erfolge des Krimkrieges lagen in der Zurückweisung jener Ansprüche Rußlands. Die Türkei sollte nach dem pariser Friedensvertrage erhalten, ihre inneren Zustände sollten verbessert werden, an die Stelle des einseitigen Schutzrechts Rußlands in den Donaufürstenthümern und zu Gunsten der orientalischen Christen sollte die Gesammtgarantie der europäischen Mächte treten. Der pariser Vertrag hat factisch keine rechte Geltung mehr, der Hatihumajum von 1856, der das Reformwerk im Innern der Türkei begann, ist in allem Wesentlichen unausgeführt geblieben. Man muß die Arbeit unter veränderten Verhältnissen und mit erheblicher Modification von vorn anfangen. Die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen, liegen hauptsächlich in der Unfähigkeit und Indolenz der Pforte und in der Schwäche und Verkommenheit der muselmännischen wie der griechisch-slawischen Volkselemente, für welche das neue Staatsgebäude aufgerichtet werden soll. Die letzten zwanzig Jahre haben das bewiesen. Durch eigenen Antrieb und eigene Kraft kann heute weder der Türke noch die Rajah sich zu einer höheren Cultur, zu einem befriedigenden, haltbaren Gemeinwesen erheben. Einen verbesserten status quo in der Türkei herstellen, heißt daher nichts Anderes, als das heutige Osmanenreich allmählig der Auflösung entgegenführen, und diese Arbeit ist im Interesse des Weltfriedens zu unternehmen, ob die türkischen Staatsmänner wollen oder nicht. Der Fortbestand der Osmanenherrschaft in ihren bisherigen Grenzen ist eine historische Unmöglichkeit, und das Interesse der europäischen Großmächte an diesem Fortbestand kann nur ein temporäres und egoistisches sein.

Die Unabhängigkeit und Integrität des osmanischen Reiches soll erhalten und gleichzeitig eine gründliche locale Reform in den insurrectionellen Provinzen von der türkischen Regierung durchgeführt werden. Für beides wird die Garantie der europäischen Großmächte verlangt. Das ist in der Kürze das allgemeine Friedensprogramm. Die Pforte hat seit 1856 so gut wie gar nicht reformirt. „Die Gewalthaber in Stambul wußten stets mit diplomatischer Geschicklichkeit sich der Verlegenheit des Moments zu entziehen und durch schöne Worte und allgemeine Versprechungen den gerechten Zorn ihrer Feinde und Freunde zu beschwichtigen. Mißwirthschaft und Corruption, Brutalität und Stumpfsinn blieben nach wie vor die kennzeichnenden Merkmale der türkischen Verwaltung, und was die Hatihumajums und Fermane der Sultane von Gleichberechtigung in religiöser und judicieller Beziehung, von Einführung ge-

Digitized by Google

mischter Gerichte und eines geregelten Steuersystems, von der Errichtung autonomer Behörden u. d. feierlich verkündigt hatten, das blieb zumeist todter Buchstabe, während in Wirklichkeit die großen und kleinen Paschas in den Provinzen ihr Unwesen forttrieben." Das muß jetzt anders werden. Die „Unabhängigkeit und Integrität der Türkei" ist eine diplomatische Phrase von höchst zweifelhaftem Werthe, welche die Türkenherrschaft nicht weiter decken darf. Was ist zu thun?

Das Suzeränetätsverhältniß, in welchem heute Rumänien und Serbien noch zur Pforte stehen, ist unhaltbar und zur völligen Lösung reif. Wer die Entwickelung der Länder an der unteren Donau vorurtheilsfrei betrachtet, kann sich hierüber keiner Täuschung hingeben. Oesterreich-Ungarn darf der Erhebung jener Länder zu voller Selbständigkeit nicht entgegentreten. „Hat die Pforte verhindern können, daß die Moldau und Walachei sich zu einem rumänischen Fürstenthume vereinigt haben? Hat sie es auch nur versucht, sich deshalb ernstlich auf den Wortlaut ihrer Verträge und Fermane zu berufen? Hat sie ihre befestigte Stellung in Serbien zu behaupten vermocht? So muß auch der letzte Schein der türkischen Souveränetät hinsichtlich der Fürstenthümer endlich dahin schwinden, damit diese sich nicht länger durch die Schmach ihrer tributpflichtigen Existenz zu abenteuerlichen Kriegszügen und den allgemeinen Frieden gefährdenden Großmachtsspielen aufgestachelt fühlen, und damit sie endlich, aus dem Bereiche der asiatisch beherrschten Völker tretend, sich der europäischen Staatsordnung fügen." Die Sorge vor dem Entstehen souveräner Kleinstaaten an der unteren Donau theilt der Verfasser nicht. Das bisherige internationale Verhältniß Oesterreich-Ungarns zu den Regierungen in Belgrad und Bukarest war kein angenehmes. Die falsche Stellung, in der jeder sich befand, der mit diesen Regierungen zu verhandeln hatte, verhinderte jedes klare Vertragsverhältniß; weder in Belgrad und Bukarest noch in Konstantinopel fand man die richtige legitime Behörde, bei der man sein Recht und seinen Einfluß geltend machen konnte. Ist man in Wien gegenüber den Fürstenthümern der diplomatischen Rücksicht entbunden, welche man infolge der seltsamen Verquickung von Souverän und Suzerän gleichzeitig zu nehmen hat, so wird die österreichische Politik dort eine ganz andere Basis gewinnen. Man wird dann die mächtigen Nachbarn im Norden als offne Feinde oder als offne Freunde schätzen lernen.

Auch die Furcht vor den nationalen Sympathien und Antipathien der Fürstenthümer scheint grundlos zu sein. „Was bedeuten die nationalen Bestrebungen dieser kaum zur ersten Staatsreife gelangten, schwach organisirten Nachbarstaaten, wenn sie nicht durch die Politik Rußlands geführt und zu gemeinsamer Action getrieben werden? Gerade die Erfahrungen, welche im

Digitized by Google

Laufe des letzten Krieges gemacht wurden, die Noth und Hülfslosigkeit des auf eigne Faust kämpfenden Serbien, die eigenthümliche Haltung Montenegros, welches nur für sich Kriegs- und Friedensvortheile zu erbeuten bemüht war, die kluge Reserve, mit welcher die rumänische Regierung dem Zweikampfe zwischen Türken und Serben zusah, das plötzliche Erlöschen des Aufstandes in Bosnien und der Herzegowina — dieß alles sind Zeugnisse für die innere Disharmonie, welche zwischen den angeblich verbrüderten Nationalitäten auf der illyrischen Halbinsel herrscht, eine Disharmonie, welche theils in der Verschiedenheit der Stämme, theils aber auch in der Verschiedenheit ihrer staatlichen Interessen begründet ist." In Wahrheit zu fürchten ist nicht die nationale Anziehungs- und Agitationskraft der Kleinstaaten im Südosten Ungarns, sondern deren unfreiwillige Abhängigkeit von Rußland und dessen panslawistischen Plänen. Dieser Gefahr zu begegnen, zu verhüten, daß die Fürstenthümer durch die Erlangung ihrer Souveränetät aus nur tributpflichtigen Unterthanen des schwachen Padischah die willenlosen Werkzeuge des mächtigen Kaisers von Rußland werden, dahin muß die ganze Kraft der österreichischen Politik gerichtet sein und zwar im Einvernehmen mit der Gesammtheit der europäischen Mächte und im Einverständnisse mit den zunächst bedrohten zur Selbstbestimmung berufenen Donaufürstenthümern. Die völkerrechtliche Stellung derselben, die durch den pariser Vertrag geschaffen ist, entrückt sie bereits ausdrücklich der russischen Beeinflussung und stellt sie unter den Schutz Europas. Im Sinne dieser Schutzpflicht hat Oesterreich-Ungarn als die nächste Großmacht die moralische Obliegenheit, über die strenge Wahrung der neutralen Stellung der Fürstenthümer zu wachen und dieselben in deren eigenem wie im Interesse Gesammteuropas gegen jeden unberechtigten Eingriff zu schützen. Vom staatswirthschaftlichen wie vom allgemeinen politischen Standpunkt aus giebt es auch keine divergirenden Interessen zwischen Oesterreich und den Donaufürstenthümern. Vielmehr hat der große Handelsstrom, der Süddeutschland, Oesterreich-Ungarn und die Donauländer verbindet, einen natürlichen Interessenbund zwischen diesen Staaten geschaffen.

Im Sinne der eben gezeichneten Politik liegt es, daß auch hinsichtlich jener türkischen Provinzen, deren Aufstand Anlaß zu der jetzigen Verwickelung gegeben hat, Maßregeln getroffen werden, daß sie sich zu eigenen politischen Individualitäten heranbilden können. Diese Arbeit ist in Folge der Verschiedenheit der Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse in diesen Provinzen (Bosnien, Herzegowina und Bulgarien) eine sehr schwierige, und sie kann nicht, wie bisher, der Einsicht und dem guten Willen der Pforte überlassen bleiben. „Welcher Staatsmann könnte heute ernstlich daran denken, irgend eine Reform, irgend ein Stück des europäischen Rettungswerkes, an dessen Durchführung der Welt-

Digitized by Google

friede hängt, einzig und allein den zitternden Händen eines Sultans oder Großwesirs zu überlassen, der für die Erfüllung eines Regierungsactes so wenig zu bürgen vermag wie für die kurze Spanne Zeit, die ihm vielleicht zu leben vergönnt ist? Was nützen alle feierlichen Versprechungen, was nützen selbst die besten Verfassungsurkunden, wo die Elemente einer gesunden, staatlichen Entwickelung fehlen, wo der blinde Fatalismus oder der blinde Zufall in allen Lebenssphären das Scepter führt, wo der Padischah als Nachfolger des Chalifen verpflichtet ist, den Glauben als die oberste Staatsmaxime zu vertreten? Was ist also zu thun, um den europäischen Provinzen der Türkei, Ländern mit fast vorwiegend christlicher Bevölkerung die wirkliche Durchführung der ihnen zugesicherten Reformen zu sichern?

Hier sind wir am Brennpunkte der heutigen diplomatischen Lage angelangt, und wenn wir mit dem Verfasser bisher im Wesentlichen einverstanden waren so können wir ihm im Folgenden nur gelegentlich beipflichten. Die Frage nach den Bürgschaften für die türkischen Reformen ist die Hauptfrage der jetzt in Konstantinopel versammelten Conferenz. Die soeben verkündete Verfassung ist kein Aequivalent dafür. Diese Bürgschaften, von Rußland mit vollem Rechte verlangt, sind *temporäre*, die nur dazu dienen sollen, von Seiten der europäischen Mächte den nöthigen moralischen Druck auf die Entschließungen der Pforte zu üben, und *dauernde*, für die Zukunft wirksame, welche in dem Inhalte und dem Durchführungsmodus der Reformen selbst liegen sollen.

Als temporäre Bürgschaften hatte das Petersburger Kabinet die Occupation Bulgariens durch Rußland und Bosniens durch Oesterreich vorgeschlagen, wobei eine Flottendemonstration vor Konstantinopel von Seiten Englands nicht ausgeschlossen sein sollte. Wir finden das billig, der Verfasser nicht; denn man weiß, sagt er, was man von einer „vorübergehenden" Occupation eines Landes durch russische Truppen zu gewärtigen hat. Er glaubt also den Versicherungen des Kaisers Alexander nicht. Wir meinen, man sollte ihnen mit dem Fürsten Bismarck glauben, und man könnte österreichischerseits abwarten, ob man sich getäuscht hätte.

Als dauernde Bürgschaften zur Sicherung der lokalen und administrativen Autonomie der Provinzen Bosnien, Herzegowina und Bulgarien wurden von Rußland allgemeine Entwaffnung der Bevölkerung, Concentrirung der osmanischen Truppen in den festen Plätzen, eine lokale Miliz und Polizei, Entfernung der Tscherkessen, Einführung der lokalen Sprache in die Gerichtshöfe, Aufhebung der Zehnten, und Einsammlung der Steuern durch eingeborne Beamte, Ausschließung nicht eingeborner Würdenträger, Ernennung von Gouverneuren entsprechend dem Glauben der Majorität der Bevölkerung, Untersuchung des

Digitized by Google

Zustandes der bulgarischen Districte durch eine Specialcommission, Untersuchung der letzten Greuelthaten in Bulgarien und Bestrafung der wirklichen Uebelthäter, endlich directe Controle der Verwaltung von Seiten der Mächte durch die Consularcommissionen gefordert. — Auch diese Vorschläge gefallen dem Verfasser nicht. Denn „die ersten vier Punkte enthalten nur eine versteckte Wiederholung der auf Occupation gerichteten Vorschläge“ (was wir beim besten Willen nicht begreifen) und im Zusammenhange mit den andern sieben Punkten, und falls diese Vorschläge von der Pforte angenommen und ausgeführt würden, bedeutet die dadurch zu constituirende lokale und administrative Autonomie nichts geringeres als die officielle Erhebung der bisherigen türkischen Provinzen zu suzeränen Vasallenstaaten“. Er will, wenn wir ihn recht verstehen, keine solchen Vasallenstaaten, sondern völlige Loslösung der genannten drei Provinzen von der Herrschaft der Pforte, womit wir einverstanden wären, wenn er uns die Durchführbarkeit dieser Maßregel ohne einen großen Krieg nachwiese. Die Localisirung der orientalischen Krisis sagt er, ist unmöglich, so lange der Begriff der Integrität der Türkei von den Katarakten des Nil bis an die Donau reicht, und so lange Europa sich für verpflichtet hält, für die Erhaltung dieses Begriffs unter allen Umständen der Türkei beizustehen. „Nur durch die factische Beschränkung dieser Integrität auf jene Gebiete, für deren Wahrung und Erhaltung die heutige Macht und die innere Reorganisationskraft des türkischen Staatswesens ausreicht, und durch allmähliche Loslösung der zur Selbständigkeit reifen Provinzen des heutigen Osmanenreiches (eine solche allmähliche Loslösung liegt unzweifelhaft in den russischen Garantieforderungen) wird man wirklich die Localisirung der Krisis erreichen.

„Die Rolle, welche Oesterreich bei der Begründung jenes inneren Gleichgewichtssystems zu übernehmen hat, scheint“ — dem Verfasser — „klar vorgezeichnet. Oesterreich sollte fortan im Namen und im Interesse der continentalen Mächte die Führung in den Angelegenheiten der Balkanhalbinsel übernehmen. Aus der submissen, oder gelinde gesagt, zweiten Rolle des blos geduldeten Nachbars und Großstaates muß Oesterreich endlich heraustreten und sich wieder die volle Gleichberechtigung einer leitenden Großmacht neben Rußland erringen. Wo im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte die Alleinherrschaft des Moskowiterthums sich festzusetzen suchte, da muß nun unsere Staatskunst bemüht sein, jeden Zoll breit an Einfluß und Macht dem Russenthum abzuringen.“

Das klingt alles recht gut, obwohl es ein wenig dunkel und in Betreff des Wie sehr allgemein gehalten ist. Wird Rußland sich die Ersetzung seines Protektorats durch ein österreichisches gefallen lassen? Wir denken durchaus nicht so klein von Oesterreichs Macht und Bedeutung als manche Andere, wir wünschen ihm alles Gute und würden sicher nichts dagegen haben, wenn es

Digitized by Google

die vom Verfasser vorgezeichneten Wege ginge und damit Erfolg hätte. Aber wir zweifeln, daß es erhebliche Erfolge erzielen würde. Den Russen steht für „moralische Eroberungen" in den Balkanländern in der kirchlichen Verwandtschaft ein sehr wichtiges Mittel zu Gebote, welches Oesterreich nicht hat. Auf eine Unterstützung des continentalen Europa, wobei offenbar in erster Linie an Deutschland gedacht wird, ist, wie die Verhältnisse jetzt liegen, nicht wohl zu hoffen, da uns die jetzt türkischen Slaven sehr fern wohnen und Rußland unser Nachbar ist, in den letzten Jahren ein recht wohlwollender Nachbar war und für die nächste Zeit allem Anschein nach ein solcher Nachbar bleiben wird. Wir meinen also, daß die österreichischen Staatslenker sich der vom Verfasser empfohlenen Politik nicht anschließen, nicht aggressiv werden, sondern es bei der bisherigen vorsichtigen Politik belassen werden — natürlich so lange, als Rußland nicht Annexionen vornimmt, und an solche ist gegenwärtig doch kaum zu denken. Was Oesterreich dann thun würde, braucht uns vorläufig nicht zu beschäftigen. Was für Wege Deutschland, im Falle Oesterreich dann gegen Rußland zu Felde zöge, einschlagen müßte, wird man auf der berliner Wilhelmstraße sich vermuthlich schon überlegt und dabei das Rechte gefunden haben. Unsrer bescheidenen Meinung nach könnten wir dabei zusehen — vielleicht bis zu Ende.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 24. December 1876.*)

Das deutsche Volk ist berechtigt, ein Weihnachtslied anzustimmen ob dem Geschenk, welches der vorgestern geschlossene Reichstag ihm hinterlassen. In das Weihnachtslied, welches aus der Brust ernster und verständiger Menschen emporbringen will, tönen freilich häßliche Töne einer Katzenmusik hinein. Wer diese Katzenmusik eigentlich veranstaltet und warum sich so viele an ihr betheiligen, ist nicht leicht zu sagen, wenn wir auch die Musikanten erkennen. —

Um nun ohne Bild zu sprechen, die vier Justizgesetze, welche in der eben beendeten Session zum Abschluß gelangt, enthalten einen der größten Fortschritte, welchen die deutsche Nation in ihrem Staats- und Culturleben jemals errungen. Das große Werk der nationalen Rechtseinheit ist bis über die Mitte

*) Für unser, am 23. December bereits geschlossenes Heft 1. zu spät eingetroffen.
D. Red.

Digitized by Google

des Baues hinaus aufgeführt. Es darf nun nicht mehr gezweifelt werden, daß auch die Herstellung des großen Gesetzbuches für das gesammte bürgerliche Recht etwa binnen eines Lustrums gelungen sein wird. Schon die nächste Reichslegislatur wird eine Anwaltsordnung, Notariatsordnung und Gebührenordnung für das gesammte Reich unzweifelhaft zu Stande bringen. Auf dem gelegten Grunde der Einheit des Gerichtsverfahrens wird sich das schon geltende einheitliche Strafrecht und später das noch auszuarbeitende einheitliche bürgerliche Recht wirksam und segensreich aufstellen lassen.

Es sollte kaum eines Wortes bedürfen über den unendlichen Segen, welcher dem bürgerlichen Verkehr nicht nur, sondern dem gesammten Staatsleben, der Sicherheit der Gesellschaft, der Characterreife der Nation und ihrem sittlichen Vorstellungskreis aus einem einheitlichen, der lebendigen Bildung unseres Jahrhunderts entsprungenen und entsprechenden Recht erwachsen muß. Und doch sind es wohl nur wenige selbst unter den Gebildeten, die sich den Umfang und die tiefreichende Bedeutung dieses Segens klar machen. Spätere Geschlechter werden vielleicht wünschen, die Zeit erlebt zu haben, wo die deutsche Rechtseinheit geschaffen wurde. Sie würden diese Sehnsucht mäßigen, wenn die Zeugnisse auf die Nachwelt übergehen sollten, wie wenig die Bedeutung des Werkes bei seiner Entstehung verstanden wurde.

Und doch hätten wir Grund, über noch anderes uns zu freuen, als über die Schaffung der Rechtseinheit. Nächst dem „Daß" kommt das „Wie" in Betracht. Wenn wir fragen, wie ist das geschaffene Recht beschaffen, so dürfen wir getrost behaupten, daß von den vier jetzt vollendeten Gesetzen zwei in ihrer Art beinahe vollendete Kunstwerke sind. Es läßt sich dies sagen von der Concursordnung, ist aber von größter Bedeutung bei der Civilprozeßordnung. Bei dieser ist mit einer Folgerichtigkeit, wie es noch von keiner Gesetzgebung gewagt worden, das Prinzip der Mündlichkeit oder der unmittelbaren Aufnahme des gesammten Thatbestandes durch das entscheidende Gericht durchgeführt. Es muß einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben, nachzuweisen, welcher Fortschritt in diesem Prinzip nicht nur für die bürgerliche Rechtspflege, sondern für die gesammte geistige Cultur liegt oder wenigstens liegen kann. Denn allerdings setzt die fruchtbare und sachentsprechende Ausführung desselben einen Grad von Durchbildung und Geistesgegenwart bei den Richtern und Anwälten voraus, die wohl erst durch längere Uebung vollständig zu erreichen sind. Daß aber unsere Gesetzgebung unserm Richter- und Anwaltsstand die Befähigung zutraut, eine solche Höhe der Berufsübung zu erreichen, ist ein glänzendes Zeichen für das, was in einem ihrer wichtigsten Stände unsere Nation sich selbst zutrauen darf. Wir zweifeln nicht, daß der Richterstand

Digitized by Google

dieses Vertrauen rechtfertigen und daß damit sein Ansehn und seine Stellung in der Nation in bedeutendem Maaße noch wachsen werden. —

Was die Strafprozeßordnung anlangt, so bot ihre Herstellung für die heutige Gesetzgebung vielleicht die schwierigste Aufgabe. Denn über die Grundprinzipien der Strafrechtspflege sind in der deutschen Juristenwelt wie unter den gebildeten Laien, welche sich dafür interessiren, die Ansichten am wenigsten ausgeglichen und geklärt. Es kann wohl kein größeres Zeichen der in diesem Punkt noch herrschenden Verworrenheit geben als die Thatsache, daß einige unserer Juristen, darunter ein Name ersten Ranges, die Reform des deutschen Strafprozesses auf die barbarischen Grundlagen des englischen Strafverfahrens zu basiren vorschlagen. Dieses Verfahren ist nämlich ein folgerichtig durchgebildeter Parteiprozeß, der auf dem Gedanken ruhte, daß ein Verletzter und ein Beschuldigter um Verhängung oder Abwälzung der Strafe mit einander streiten. Der Gedanke ist diesem Verfahren noch völlig fremd, daß der Staat das Verbrechen nach seinem Bestand und seiner Beschaffenheit zu durchdringen und, mit Rücksicht auf den Kampf gegen die Wurzel des Verbrechens in der Gesellschaft, zu ahnden hat. Das deutsche Rechtsgefühl würde sich in die Türkei versetzt glauben, wenn in unserem Strafprozeß Zeugen auftreten sollten, die blos zu Gunsten des Klägers, und andere Zeugen, die blos zu Gunsten des Beschuldigten aussagen dürften. Wir wollen uns hier jetzt nicht weiter vertiefen in die Scheinhumanität und Barbarei des englischen Strafprozesses, welche ebenso oft die Ohnmacht gegen das Verbrechen, wie die Ungerechtigkeit gegen den Angeklagten zur Folge hat. Aber es darf nun freilich nicht verhehlt werden, daß der moderne, der wahren Cultur allein entsprechende Gedanke des Strafprozesses: das Verbrechen vom Standpunkt der öffentlichen Wohlfahrt zu erkennen und in seinen Wurzeln zu bekämpfen, sich ein entsprechendes Verfahren noch nicht durchgebildet hat. Man hat bisher in den Ländern des öffentlichen Staatslebens, nachdem der schriftliche Inquisitionsprozeß in Folge zunehmender Entartung verlassen worden, den modernen Gedanken der Strafrechtspflege auf den mittelalterlichen englischen Strafprozeß mehr oder minder unharmonisch aufgepfropft. Ueber diese Verquickung unverträglicher Momente ist auch die neue deutsche Strafprozeßordnung noch nicht hinweggekommen. Und man muß so gerecht sein anzuerkennen, daß die wahre Gestalt des modernen Strafprozesses nicht mit einem Schlag sich aufstellen ließ, selbst wenn sie in einem oder dem andern der an der Gesetzgebung betheiligten Köpfe schon theoretisch aufgezogen gewesen wäre, nachdem die Praxis bisher noch in so unvollkommenen Bildungen ohne Ausnahme sich bewegt hat. Es mag einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben, den Widerspruch, der unvermeidlich war, der aber doch die Strafe macht, im Einzelnen darzulegen. Daß die

Digitized by Google

Einsicht in diese Mängel bei den an der Gesetzgebungsarbeit thätigen Kräften vorhanden gewesen, zeigt der Commissionsbericht über die Strafprozeßordnung, verfaßt von dem sächsischen Generalstaatsanwalt Dr. v. Schwarze, der in allen Fachkreisen als ein Meisterwerk anerkannt wird. Abgesehen von den Mängeln der Grundgestalt, die unüberwindlich waren, zeigt die Strafprozeßordnung in den Einzelheiten eine Umsicht, die von der reichsten und sorgfältigsten Erfahrung der Redactoren Zeugniß ablegt. —

Dies also ist es, was uns beschcert worden. Und worüber erschallen die Klagen? Der Reichskanzler hatte am 12. December an den Präsidenten des Reichstags ein Schreiben gerichtet mit Bezeichnung der Punkte, welche nach zweiter Lesung der Justizgesetze dem Bundesrath unannehmbar geblieben waren. Ueber diese Punkte fand nun vertrauliche Verhandlung mit der Reichsregierung statt, geführt durch drei angesehene Mitglieder der national-liberalen Partei. Dieselben brachten eine Vereinigung mit der Reichsregierung zu Stande und brachten die punktirten Vereinbarungen als Anträge bei der dritten Lesung ein. Und diese Anträge haben die Annahme der Mehrheit des Reichstags gefunden. Und was ist in diesen Punkten preisgegeben worden?

Man hatt der Presse das Privilegium der Sitz-Redacteure verweigert. Soeben wurde in Berlin ein scandalöser Prozeß verhandelt gegen einen Sitz-Redakteur, den man gering bestrafte, weil er offenbar nicht der Urheber der verbrecherischen Schmähartikel war, für die er unter Anklage stand. — Man hat ferner den Preßvergehen, nicht den Preßverbrechen, die Zuständigkeit der Geschwornen verweigert. Die Geschwornen würden aber auf diesem Gebiet, das wird ihr größter Freund nicht in Abrede zu stellen vermögen, eine große Ungleichmäßigkeit und große Unsicherheit der Rechtsprechung bewirkt haben. Ob das eine Wohlthat gerade für die Presse gewesen wäre, kann man doch mindestens bezweifeln.

Man hat ferner die Versetzbarkeit der Staatsbeamten vor den ordentlichen Gerichten an eine Vorentscheidung durch den obersten Verwaltungsgerichtshof, wo ein solcher besteht, sonst durch das Reichsgericht, in Betreff der Frage gebunden, ob eine Verletzung der Amtspflicht vorliegt. Ohne eine solche Vorentscheidung könnte jeder beliebige Parteigänger den Reichskanzler und alle Beamten tagtäglich mit Civil- und Criminalklagen behelligen. Hiergegen wird durch die getroffene Bestimmung allerdings Schutz gewährt, andrerseits aber muß die Verfolgung wegen Verletzung der Amtspflicht, wenn eine beschädigte Privatperson darum Klage erhebt, durch das ordentliche Gericht erfolgen, sie kann nicht mehr auf den Disciplinarweg gewiesen werden. —

Digitized by Google

Man hat weiter die Ziehung der Grenze des öffentlichen Rechts, wie es bereits die Beschlüsse der zweiten Lesung gethan, den Competenzhöfen für die Zuständigkeit der Verwaltung belassen. Man hat nur in der dritten Lesung bestimmt, daß die reichsgesetzlich gegebenen Vorschriften über die Bildung dieser Competenzhöfe durch landesherrliche Verordnung eingeführt werden können, also nicht von der Vereinbarung mit der Landesvertretung abhängig sein müssen. Es war dies der einzige Weg, jenen Vorschriften überhaupt Geltung zu verschaffen. —

Man hat weiter das Bruchstück einer Anwaltsordnung fallen lassen, weil der Bundesrath die Vorlage einer vollständigen Anwaltsordnung schon in der nächsten Legislatur zugesagt. —

Man hat endlich den ersten Oktober 1879 als Einführungstermin der Justizgesetze festgehalten, man hat nur die Bedingung zugelassen, daß gleichzeitig eine Gebührenordnung in Kraft treten muß. Ist dies etwa eine Bedingung die unerfüllbar oder auch nur schwierig wäre? Unentbehrlich ist sie, aber nicht im Mindesten schwierig. —

Dies sind also die Punkte, durch deren Annahme das Vaterland und die Freiheit verrathen worden! Und wer ist im Stande, dergleichen zu behaupten? Es können nur solche sein, die auf einen Conflikt zwischen dem Reichskanzler und der national-liberalen Partei schon längst speculiren und den ersehnten Moment gekommen glaubten. Der Moment ist wieder vorübergegangen, ohne die Hoffnungen zu erfüllen, die in der That nur starke Gier und Verblendung auf ihn setzen konnten.

Hinc illae lacrymae!

Am wenigsten epochemachend von den vier Justizgesetzen ist das Gerichtsverfassungsgesetz, und dennoch kann die einschneidende Bedeutung auch dieses Gesetzes nicht verkannt werden, welche in der geschaffenen Einheitlichkeit der Gerichtsverfassung liegt. Dagegegen ist hier das wenigste Neue geboten in Bezug auf werthvollen Inhalt. Die Hauptwerthe sind die Institution der Amtsrichter als ständiger Einzelrichter, so zu sagen am Fuße der Gerichtsverfassung, und sodann das Reichsgericht als Spitze des einheitlichen Organismus. Dagegen sind der Gerichtsstufen noch viel zu viele, des Instanzenzuges noch viel zu viel. Amtsgerichte, Landesgerichte, Schwurgerichte, Oberlandesgerichte, Reichsgericht, das sind die fünf Stufen, die kleinere Hälfte wäre gut. Aber das wird kommen, wenn die deutsche Nation im Stande ist, im Vorwärtsgange, im gesunden, stetigen Vorwärtsgange zu bleiben. Heute war es noch nicht zu verlangen, wo die meisten Juristen und Laien vor dem Bild der wahren Gerichtsverfassung noch geschaudert hätten.

Digitized by Google

Man macht auf Seiten der Opposition viel Aufhebens darüber, daß in Baiern, Würtemberg und Baden die Zuständigkeit der Geschwornen die Preßvergehen einbegreift, was im übrigen Reich nicht der Fall ist. Als ob an dieser unbedeutenden Unregelmäßigkeit die Rechtseinheit zu Grunde ginge. Man erinnert an das Wort des Reichskanzlers vom Mai 1870, als er die Ausschließung der Todesstrafe nicht partikularistisch gelten lassen wollte, um nicht Deutsche erster und zweiter Klasse zu haben. Als ob eine geringe Unregelmäßigkeit der Rechtspflegeform sich in Vergleich stellen ließe mit der Verschiedenheit einer hochwichtigen Bestimmung des materiellen Rechts, einer Bestimmung, welche auf die sittliche Würdigung des Verbrechens den stärksten Einfluß übt!

Eine große Störung der Symmetrie des Gerichtsorganismus will man auch in der Zuziehung von Schöffen bei der Aburtheilung leichter Straffälle, der Ausschließung aller Laien bei mittleren Straffällen, in der Zuziehung der Geschworenen bei den schweren Straffällen finden. Ich glaube, diese Ungleichheit wird in der Praxis viel weniger empfunden werden, als bei der von Außen auf den Gerichtsorganismus gehefteten Contemplation. Ich glaube nicht von der Empfindung der Ungleichmäßigkeit wird der Anstoß der Reform kommen, sondern eher von den Mängeln, welche die Schwurgerichte in der neuen Abgrenzung in ihrer Funktion durch die Strafprozeßordnung erst recht zeigen werden. Ersetzt man die Geschwornen bei den schweren Straffällen durch die Schöffen, so wird man die Letzteren auch wohl bei den mittleren Straffällen einführen. Aber ob diese doppelte Reform rasch kommen wird, steht sehr dahin. Auch wenn Alles gut geht in deutschen Dingen und gut zu gehen fortfährt, das Tempo des Fortschritts wird doch bedeutend langsamer werden. Um der Symmetrie allein willen, wird man gewiß nicht so bald eine neue Gerichtsverfassung in Angriff nehmen. Bei allen Reformen, die jetz erarbeitet werden, muß man allerdings eingedenk sein, daß Anstoß, Kraft, Gelegenheit zur abermaligen Verbesserung in unberechenbarer Zukunft liegen und ganz und gar nicht damit gegeben sein werden, daß wir morgen wieder aufwachen, wenn wir nicht zuvor gestorben sind. C — r.

Das Mägdlein von Moers.

Mitgetheilt von Dr. Wolzendorff.

Am Ende des sechzehnten und im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts erregte das öftere Vorkommen von jahrelangem Fasten weiblicher Personen

Digitized by Google

allgemeines Aufsehen und zog namentlich auch das Interesse ärztlicher Autoritäten auf sich. Die nachstehenden Notizen über diesen Gegenstand entnehme ich den Werken des berühmtesten Chirurgen jener Zeit, des Wilhelm Fabricius aus Hilden bei Cöln; derselbe war ein frommer und gläubiger Mann, welcher den in Rede stehenden Erscheinungen die wärmste Aufmerksamkeit zuwandte. In einem seiner Briefe vom Jahre 1623 heißt es: „Unter den Zeichen und Wundern, durch welche Gott uns arme sündige Menschen in dieser lasterhaften Welt zur Buße treiben will, ist meines Erachtens nichts wunderbarer, auch nichts, welches der menschliche Verstand weniger fassen und begreifen kann, als wenn wir solche Leute sehen, die in viel Tag, Monat und Jahr ohne Speis und Trank leben." Er sammelte, was er über dergleichen Fälle konnte in Erfahrung bringen, und da, wo es unmöglich war, persönlich zu beobachten, erbat er sich brieflich Auskunft von angesehenen Männern, welche in den betreffenden Gegenden wohnhaft waren. Einige dieser fastenden Mädchen scheinen außer der Nahrungsenthaltung wenig oder nichts Wunderbares geboten zu haben; andere jedoch besaßen außerdem die Fähigkeit in die Zukunft zu blicken und mancherlei Ereignisse vorherzusagen.

Wenn ich bei der rein objectiven Wiedergabe der Erzählung fast durchweg die deutsche Uebersetzung des Friedrich Greiff, vom Jahre 1652, benutze, so geschieht es nicht ohne vorherige Vergleichung derselben mit dem lateinischem Texte des Fabricius; ich wählte aber die Sprache jener Zeit, weil sie zur Darstellung dieser Dinge besonders geeignet erschien.

Zunächst theilt Fabricius in einem Briefe vom 25. Februar 1602 seinem Freunde Paul Lentulus in Bern, Folgendes mit: Anno 1594 ist ein Mägdlein von ungefähr 14 Jahren aus dem Jülicher Land nach Cöln geführet worden, da man sie in dem Wirthshaus zum weißen Rößlein auf der breiten Straßen, als ein sonderbares Wunder den Leuten gewiesen und sehen lassen. Dasselbige aber, wie seine Eltern gesagt und mit gewissen, wahrhaftigen Zeugnissen dargethan und bewiesen, habe 3 Jahre lang ohne alle Speis und Trank gelebt. Ich habe sie mit allem Fleiß besichtigt und alles wohl in acht genommen. Sie hatte ein traurig-melancholisch Gesicht, am ganzen Körper Fleisch genug, doch den Leib ausgenommen, (welcher gegen das Rückgrat hineinwärts gedrucket war) die Leber und innerlichen Glieder, wenn man ihr den Leib mit der Hand betastet, waren erhärtet, wie bei einem Scyrrho. Sie brauchte niemals zu Stuhl zu gehen oder etwas von sich zu geben. Ob der Speise hatte sie einen solchen Widerwillen, daß, da einer von denen, welche sie zu besichtigen hinkamen, ihr heimlich ein wenig Zucker in den Mund geschoben, sie alsbald darüber in eine Ohnmacht gefallen. Aber welches das allerwunderbarlichste sie konnte dabei wandeln, mit ihresgleichen Mägdlein spielen, tanzen und andere

Digitized by Google

kindische Geschäfte verrichten. Der Leib hatte seine natürliche Wärme; das Athemholen, Reden und Schreien geschah ihr nicht schwer. Dieses Alles hab ich mit meinen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehöret. Sie ist zu Cöln etliche Monat geblieben und von vielen mit großer Bewunderung gesehen worden. Von daraus ist sie an einen andern Ort geführet worden; was es nun für einen Ausgang mit ihr genommen, kann ich nicht wissen."

Ungleich berühmter als dieses sind drei andere Mädchen geworden nämlich 1) die Apollonia Schreyerin in der Schweiz, 2) eine Französin, deren Leben von Citerius beschrieben ist, und 3) das Mädchen von Moers. Der zweite Fall bleibt hier unberücksichtigt, und von der Apollonia Schreyerin sei nur erwähnt, daß sie in oder bei Bern wohnte und dem Fabricius persönlich bekannt war; nachdem sie zehn Jahre lang Nichts genossen, nahm sie wieder Speise und Trank zu sich, wie andere Menschen auch. Ausschließlich soll uns der dritte Fall beschäftigen; und aus einer Reihe von Briefen, die theils von Fabricius geschrieben, theils an ihn gerichtet sind, habe ich alles zusammengetragen, was auf den Fall Bezug hat.

Fabricius reiste im Jahre 1612 nach Cöln und Hilden; und da er bereits von der wunderbaren Jungfrau in Moers gehört hatte und nicht, ohne sie gesehen zu haben, nach der Schweiz zurückkehren wollte, so begab er sich mit einem Empfehlungsschreiben des Grafen von Falkenstein nach Moers, woselbst er von dem Schloßvogt Schweichel freundlichst aufgenommen wurde, und die Jungfrau durch Vermittlung des Pfarrers Feldhus kennen lernte, welcher dieselbe in sein Haus kommen ließ.

Unter dem 1. Oktober 1623 schreibt nun Fabricius über diesen Besuch an den Professor Pfister in Basel: „Es war aber dasselbe Mägdlein mit Namen Eva von gen End, sonsten Flegen genannt, von ehrlichen Eltern, Tilman und Greta Flegen, in Repel geboren, damalen ihres Alters im 37. Jahr und hatte schon in das 16. Jahr ohne Speis und Trank gelebt. Sie selbst und auch Herr Feldhusius, Diener am Worte Gottes daselbst, sagen, daß sie von Kindheit auf siech und dem Hauptweh stetigs unterworfen gewesen. Aber im Jahre 1597, welches war das 21. ihres Alters, als sie von einer beschwerlichen, langwierigen Krankheit, mehr durch die Natur, als durch die Kunst der Aerzte wieder gesund worden, hat sie gemälig angefangen, einen Ekel ab der Speis zu haben, also, daß sie in Jahresfrist alles ausgeschlagen und Nichts mehr zu sich nehmen wollen.

Vom Anfang und bis in das fünfte Jahr ihres Fastens hat sie gesagt, daß sie allezeit am dritten Tag um den Aufgang der Sonnen mit einem hellen Licht umbleichet werde, welches ihr eine wunderbare Freud mitbringe, und

Digitized by Google

werde ihr zugleich der Mund mit einem honigsüßem Wesen befeuchtet, von welchem sie frische Kräfte bekomme und erhalte.

Ja auch damalen noch als ich sie besuchte, sagte sie, daß gemeiniglich ihr Mund mit einer süßen Feuchtigkeit benetzet werde. Anno 1602, am 11. Oktober, als sie morgens um 7 Uhr, wie sie dann fromm und eifrig ist, in den Garten hinab, ihr Gebet zu verrichten gegangen, habe sie unterschiedene Erscheinungen gehabt, welches ich sowohl von Herrn Feldhusio, als aus einem Schreiben des Herrn Johann Weinsiper, seligen Gedächtniß, Pfarrer zu Moers, vernommen.

Sonsten ist das Mägdelein mit einer sonderbaren Frömmigkeit begabt, stellet sich gemeiniglich bei dem Gottesdienst ein; ist mittelmäßiger Größe, bleich von Farb, schamhaftig mit niedergeschlagenen Augenliedern; doch nicht so fleischig wie die Apollonia, sondern mager; der Leib ist gegen das Rückgrat gezogen, als ich sie gesehen, jedoch ohne Erhärtung der innern Glieder. Ohren und Nasen waren ihr ziemlich feucht, und gemeiniglich hat sie geweinet; doch hat sie nie geharnet, ist auch nie zu Stuhl gegangen, noch viel weniger hat sie den weiblichen Fluß gehabt, wie auch keinen Schweiß. Die Wärme der äußern Theile war mäßig; der Puls langsam, dunkel, schier gar keiner; bisweilen ordentlich. Sie gehet zwar unter die Leut, aber an einem Stecken. Ich habe ferner von ihr erforscht, ob zur Sommerszeit sie Mucken und Flöhe beläftigen; darauf hat sie geantwortet: gar sehr! Auch fühlte sie, wenn die Luft warm oder kalt war. Bei der Apollonia hab ichs anders wahrgenommen, als ich sie im Jahre 1607 mit Herrn Lentulo besuchte. Denn obschon die Mucken, (deren in der Stube, darin die Apollonia gelegen, eine solche Menge waren, daß sie uns allen läftig wurden) ihr um das Gesicht und andere entblößte Theile des Körpers flogen, hat sie doch beständig betheuert, sie empfinde nichts von denselbigen; ja die Kälte in der Winterszeit verletze sie auch nicht sonderlich.

Das Mägdlein ist zwar nicht listig, sie redet jedoch fromm von Glaubenssachen nnd verständig, sowohl vom Haus- als allgemeinem Wesen, mit schwacher Stimme; indessen ist das Athemholen frei. Es hat mir ferner Herr Feldhusius erzählt, daß er sie 12 Tage lang in sein Haus aufgenommen habe und mit höchstem Fleiß so viel möglich in Acht genommen, ob kein Betrug mit unterlaufe. Aber er hat heilig versichert, er habe nichts dergleichen spüren können. Da ihre Eltern viele Jahre bevor sie in diese sonderbare Krankheit gefallen, mit Tode abgegangen sind, und sie ihr Heimwesen bei frommen und redlichen Leuten gehabt hat, welche außer allem Verdacht sind, so sehe ich kein Hinderniß, diese Geschichte in das fünfte Hundert meiner Beobachtungen aufzunehmen."

Digitized by Google

So dieser erste Brief des Fabricius; der Antwort des Professor Pfister ist ein sehr gelehrtes Schreiben vom Doctor Zwinger beigefügt, dessen Resümé sich in dem Satz zusammenfassen läßt: „solches wundersame Fasten stimmt nicht mit den Satzungen der Natur überein und ist daher unter die Wunder zu rechnen."

Der zweite Brief des Fabricius an Pfister ist datirt vom 19. Februar 1626; er theilt uns darin mit, was er vom Apotheker Gottschalk Monheimius in Düsseldorf und dessen Sohn, Doctor medicinae daselbst erfahren hat. Der Erstere schreibt am 28. Februar 1623: „Das Mägdlein von Moers, Eva Flegen, lebt noch in demselben Stand, wie sie der Herr gesehen hat 1612. Sie isset und trinket nicht das Geringste, doch giebt sie vor, daß alle Morgen, wann sie im Garten umwandere, sie empfinde, wie ihre Lippen gleichsam mit einem sehr lieblichen Thau befeuchtet werden; vieles sagt sie vorher, welches von redlichen Leuten nicht verworfen wird, und dessen Wahrheit der Ausgang bezeuget."

Der Doctor Franziscus Monheimius bestätigt zwei Jahre danach die Angaben seines Vaters und sagt: „Es ist ein Wunderwerk, darüber sich zu entsetzen, zu dieser unserer Zeit, um welches sich billig alle Geistliche, Medici und Philosophi ihre Köpfe brechen und ihre Sinne üben sollten. Vieles von dem, was sie vorher gesagt, ist eingetroffen, sonderlich die große Bedrängniß der Bürger- und Bauerschaft und die traurige Verwüstung dieser so fruchtbaren Grafschaft. Es fehlt nur die Belagerung, welche aber auch geschehen wäre, wenn nicht der gütige Gott sie durch Krankheit und Tod verhindert hätte."

Fabricius wollte, „daß solches Wunder Gottes nicht in Vergessenheit gerathe, sondern vielmehr auch den Nachkommenden bekannt und in Schriften verzeichnet werde" und hatte deshalb beschlossen, alles, was er über das Mägdlein in Erfahrung gebracht, in das fünfte Hundert seiner Beobachtungen aufzunehmen. Um jedoch möglichst sicher zu gehen, begnügte er sich mit dem Zeugniß der beiden Monheimii nicht, sondern wandte sich vielmehr an den hochangesehenen Bredorovius, Rath der vereinten Städte im Niederland, mit der Bitte, Nachforschungen darüber anzustellen, was sich seit 1612 mit der Eva Flegen zugetragen. Bredorovius sandte diesen Brief an Bilaerbeck in Cöln, der ihn seinerseits an Becker in Moers schickte. Dieser Letztere nun antwortet am 18. Januar 1624: „Das Mäglein lebt in derselben Weise, wie es Herr Fabricius aus Hilden im Jahre 1612 gesehen!" Wir erfahren von ihm nur das Neue, daß die bereits erwähnte 12tägige Beobachtung des Mägdleins durch den Pfarrer Conrad Feldhus auf Befehl der Obrigkeit geschehen sei."

Digitized by Google

Wenn ich im Vorstehenden den Briefwechsel des Fabricius, soweit er unsern Gegenstand berührt, ausführlich besprochen habe, so geschah es lediglich in der Absicht, zu zeigen, wie vorsichtig der berühmte Chirurg bei seiner Untersuchung zu Werke ging. Um so überraschender wirkt daher die kurze Ansprache an den Leser, welche er in der zweiten Ausgabe seiner Beobachtungen dem Obigen ohne jedes vermittelnde Wort folgen läßt: „Etliche gute Freunde, gelehrte Leute, haben mich gebeten, ich solle die Observation von dem falschen und erdichtetem Fasten des Mägdleins von Moers auslöschen und an ihre Statt eine andere setzen. Weil ich aber bei mir erwogen, es würde solches dem Leser, welcher die erste Edition dieses Hunderts schon gesehen, irre machen, so habe ich nichts ändern wollen; denn ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich in dieser Sache sei betrogen worden; weil ich weiß, daß es Jedermann bekannt, dasselbe habe 30 und mehr Jahren unzählbar viel vortreffliche und gescheidte Leute selbst in der Stadt Moers angeführt. Ich wollte aber wünschen, daß Einer von denen, welche das Mädchen vor Anfang ihres erdichteten Fastens gekannt, den ganzen Verlauf beschreiben und an den Tag kommen ließe, damit künftighin Jedermann in dergleichen betrüglichen Sachen und Anführungen desto behutsamer sein könne."

Zorniger und entrüsteter spricht er sich 1628 in einem Briefe an seinen Freund Peter Uffenbach in Frankfurt aus! In demselben heißt es: „O abscheuliches, teufliſches Laster und Bubenstück, durch welches so viel Menschen mit und neben mir betrogen worden; ja selbsten auch der Herr Feldhusius, Diener am Worte Gottes, und ein trefflicher, frommer Mann! Ich würde mich wahrhaftig nicht wenig betrüben, daß ich das Geringste von solchem erdichtetem Fasten geschrieben, wenn nicht auch so viel ausgezeichnete Männer von ihr wären geäfft und angeführt worden. Aber das tröstet mich etwas, daß auch Andere sind betrogen worden."

Daß das „Mägdlein von Moers" sich als eine Betrügerin entpuppt habe, erfuhr Fabricius zuerst im Sommer 1628 durch Gottschalk Monheim; leider theilt derselbe nicht mit, auf welche Weise das Entpuppen stattgefunden.

Verfallendes Polenthum.

Jugenderinnerungen von Edwart Kattner.*)

I. Die Familie von Pruski und ihr Gut.

Die Unterhaltung in dem Landhause der Frau von Pruski war bei einem Glase Grogg, der nach dem Abendessen den Gästen geboten wurde, recht

*) Aus dem Nachlaß unsres geehrten Mitarbeiters. D. Red.

Digitized by Google

lebhaft gewesen. Sie war deutsch geführt worden aus Rücksicht auf meinen Vater und auf die französische Gouvernante Madame Peltret, die wohl nothdürftig deutsch, aber gar nicht polnisch sprach. Dem polnischen Theile der Gesellschaft war dadurch kein Opfer auferlegt, denn der polnische Adel Westpreußens, in dem diese meine Jugenderinnerung spielt, hat seit der Ordenszeit die deutsche Sprache nie verlernt.

Um zehn Uhr hatten wir Gäste uns von der gnädigen Frau verabschiedet, indem wir der Reihe nach ihr die zarte, weiche Hand küßten. Ich, der dreizehnjährige Quartaner, machte damit den ersten Versuch polnischer feiner Sitte. Wir waren darauf vom Bedienten, der zugleich die Aemter eines Gärtners und eines Jägers versah, in den oberen Stock des Hauses über einen weitläufigen leeren Flur in das weißgetünchte Gastzimmer geführt worden, in welchem sich neben einigen altmodischen Polsterstühlen vier Betten in Feldbettstellen befanden, die Herr Kowalski, ein benachbarter Gutsbesitzer, mein Vater, ich und der ältere Sohn des Hauses, der vierzehnjährige Quintaner Emilian, einzunehmen hatten. Herr Kowalski, ein großer, kräftig gebauter Fünfziger, mit einem starken braunen Schnurrbart, war in sehr guter Stimmung, obwohl ihm das Gehen schwer fiel. Seine Zunge litt jedoch nicht an Gicht, und so gefiel er sich denn, während wir uns entkleideten, ohne Rücksicht auf uns Knaben, in der ununterbrochenen Erzählung von Zoten. Die Versuche meines Vaters, dem Redestrom Einhalt zu thun, blieben erfolglos. Zuletzt, als er sich nur in unbeschreiblichen untern Unaussprechlichen befand, machte er sich noch den Hauptspaß, an die selbstverständlich verschlossne Thür, welche unser Zimmer von demjenigen der alten zahnlosen Madame Peltret und der kleinen Tochter des Hauses trennte, zu humpeln, anzuklopfen und von ihr zu einem Besuche Einlaß zu verlangen. Die Französin besaß nicht Tact genug zu schweigen, sondern gab ihm durch ihre Zurückweisung Veranlassung, ihr noch einige nicht eben zarte und saubere Worte durch die Thüre zuzurufen, zur Erquickung der Kinderohren hüben und drüben.

Auf diese Weise machte ich die Bekanntschaft des Mannes, in dessen Hause ich im Laufe der Jahre das traurigste Versinken einer früher wohlhabenden polnischen Familie beobachten sollte. Ich komme später auf sie zurück. Für heute wollen wir die Familie von Pruski und ihr Gut Zahlenau (polnisch Zalno) näher kennen lernen.

Die Familie Pruski ist, soweit meine Nachrichten reichen, dem allgemeinen Schicksal des polnischen Adels, dem Herunterkommen, bisher noch nicht verfallen, dieses Glück verdankt sie ihrer Neubegründerin, der Frau Natalie von Pruski, der achtungswerthesten und einsichtsvollsten Polin, die ich kennen gelernt habe. Hätte ihr Mann länger gelebt, so würde den Seinigen wahrscheinlich

Digitized by Google

die Lage seines Vorgängers auf dem Gute, des Obersten von Woyna-Citronski und seiner Angehörigen bestimmt gewesen sein. Citronski hatte durch seine Verschwendung und Trunksucht seine Vermögensverhältnisse dermaßen zerrüttet daß er das Gut an Pruski verkaufen mußte und nur einen Bauernhof im zugehörigen Dorfe übrig behielt, auf dem der Branntwein seinem Leben bald ein Ende machte. Ohne sich durch dieses Vorbild abschrecken zu lassen, schlug Pruski dieselben Wege ein, wie Citronski, und er würde es auch noch eben soweit gebracht haben, wenn ihn nicht noch zu rechter Zeit der Tod von der Flasche gerissen hätte, als die Schulden den Werth des Gutes noch nicht erreichten. Von dem brutalen Peiniger erlöst, that seine Wittwe alles, was zur Herstellung der Wohlfahrt der Familie dienen konnte und in ihren Kräften stand. Was das Laster des Vaters an der Seele ihrer Kinder verbrochen hatte, das vermochte sie freilich nicht wieder gut zu machen; ihnen fehlte es durchweg an Verstand — ein Mangel, den man der polnischen Jugend im Allgemeinem nicht zum Vorwurf machen kann. Der älteste Sohn litt außerdem an einer seltsamen Muskelschlaffheit, die ich auf Schwäche der Nerven zurückführen möchte, und die sich auch auf seinen Geist übertrug; knickbeinig, mit gesenktem Nacken und kraftlos herabhangenden Armen und Händen, blaß und mager, schlich er umher, ohne eignen Willen, jedem fremden Antrieb Folge leistend, gegen keinen Angriff sich zur Wehr setzend, sondern ihm ausweichend oder erliegend, bei seinen Altersgenossen weder Liebe noch Achtung, sondern nur Geringschätzung erregend. Solchen Naturanlagen und Schwächen vermochte Frau von Pruski nicht Einhalt zu thun, aber sie scheute keine Kosten, um die schwachen Geistesgaben ihrer Kinder ausbilden zu lassen, sie hielt ihnen deutsche Hauslehrer und französische Gouvernanten, dann gab sie die Knaben auf ein Gymnasium mit rein deutscher Unterrichtssprache und in die beste Pension, die ihr bekannt war, die Töchter in eine französische Pension und Unterrichtsanstalt in Berlin. Sie verfuhr dabei, wie man sieht, ohne nationales Vorurtheil; denn sie war eine welterfahrene, vielbelesene Dame mit klarem Verstande, sie wußte namentlich die geistige und sittliche Ueberlegenheit der Deutschen zu würdigen. Wenn alle diese kluge Fürsorge nichts nützte, wenn namentlich von den Söhnen Emilian es mit Mühe und Noth bis zur Quarta, Benno sogar nur bis Quinta brachte, so erwies sich nur, daß die schwachen Köpfe nicht weiter zu treiben waren. Durch diese Beschränktheit des jüngeren Geschlechts wurde ihm die Aussicht versperrt, sich zu höheren Stellungen in der Gesellschaft zu erheben; doch indem die polnische Prunksucht und die Neigung zu Schwelgereien in ihm unterdrückt, dagegen der Sinn für Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit geweckt und ausgebildet wurde, war die Möglichkeit gegeben, daß es sich wenigstens auf gleicher Höhe hielt. Frau von

Digitized by Google

Pruski verkaufte in den letzten dreißiger Jahren des Jahrhunderts Zahlenau an einen wohlhabenden deutschen Landwirth und behielt nach Abzahlung der Schulden von dem Kaufgelde noch so viel übrig, um bei Warschau größere Güter zu kaufen und ihren Töchtern bei ihrer bald erfolgenden Verheirathung mit größeren Gutsbesitzern eine nicht unerhebliche Kapitalaussteuer mitzugeben. Wieviel der Kaufpreis von Zahlenau damals betrug, weiß ich nicht, doch dürfte er 80,000 Thlr. schwerlich erreicht haben, während Herr W. das Gut heute wohl kaum für eine Million Mark hingeben würde.

Doch kehren wir wieder in die ersten Dreißiger-Jahre zurück und sehen uns etwas auf dem Gutshof von Zahlenau um. Das Wohnhaus ist im Vergleich zu andern polnischen Landhäusern jener Zeit sehr geräumig, es dürfte 8 oder 9 Stuben und andere Räume enthalten haben. Es ist zur Hälfte von Fachwerk, zur andern massiv gebaut und durchweg weiß getüncht, nur das Holzwerk trägt einen schwarzen Anstrich. Auch durch das Ziegeldach unterscheidet sich das Gebäude von den meisten polnischen Gutshäusern, die mit Stroh gedeckt sind. Unter einem rechten Winkel geht von der linken Ecke ein langer, schmaler und niedriger Anbau ab, in welchem sich hintereinander befinden ein Stübchen, welches als Schlafzimmer für Gäste benutzt wird, ein Stübchen für den Koch, der auch etwas Jäger war, eine Gesindestube, die ihren Eingang durch die Küche, den letzten Raum im Anbau, hat. In der Küche werden die Speisen für die Herrschaft von dem Koch und auf einem andern Herd für das Gesinde von Mägden bereitet. Sie ist die belebteste Stelle auf dem ganzen Gehöft, zu ihr fühlt sich alles hingezogen, weil es da immer Gesellschaft und Unterhaltung, auch außer der Kost wohl öfter einen Leckerbissen, von liebevoller Hand bei Seite gestellt, giebt. Ein wichtiges Mitglied der Gesellschaft ist der Struse (Stróż), ein den polnischen Landhöfen eigenthümlicher Stand, eine Art Hausknecht, aber mit der Besonderheit, daß er der Knecht der andern Dienstleute ist und alles verrichten muß, was diesen zu thun nicht ansteht. Dafür dient er ihnen zur Ablagerung aller derben Späße und Neckereien, mit denen sie sich müssige Stunden verkürzen. Pioch in Zahlenau eignete sich um so mehr zu diesem Berufe, als er halb blödsinnig war. Außer diesen mehr oder weniger menschlichen Bewohnern und Gästen der Küche, gehört dazu auch ein Rudel Hunde von allerhand Racen, einer und der andere mit einer Spur von Dressur zur Jagd, die meisten nur brauchbar zur Verscheuchung der Hasen und zum Ablecken der Teller, worauf sie dann in der Regel abgewaschen werden. Daß sie vom Struse mit einem Pferdeschwanz blos nachgewischt wurden, um wieder auf den herrschaftlichen Tisch zu kommen, diese altväterliche polnische Sitte war in meiner Jugend schon abgekommen. Dagegen habe ich die harmlosen Grunzthiere noch oft in herrschaftlichen Küchen

Digitized by Google

verkehren sehen, nicht aber in Zahlenau, wo sich nur Hühner und Enten viel davor und darin zu schaffen machten. Im Ganzen war dies Leben und Treiben noch recht polnisch; auch die Abgelegenheit der Küche vom herrschaftlichen Wohnhaus war es, nur daß die Entfernung, die hier etwa 40—50 Schritte betrug, sonst noch viel größer war. Die Polen wissen als einen Vortheil dieser Einrichtung zu rühmen, daß dadurch die Abkühlung der Speisen bewirkt werde, ehe sie auf den herrschaftlichen Tisch kommen, und daß deswegen sie (die Polen) meistens viel gesundere Zähne haben als die Deutschen, bei denen die Suppen kochend heiß auf den Tisch kommen und auf das Andringen der Hausfrau gleich gegessen werden. So ist der Geschmack verschieden. Wir Deutschen ziehen es vor, die Suppen im Teller, der sich durch Augen- und Tastprüfung als durchaus rein erweist, erst etwas abkühlen zu lassen, ehe wir sie essen, anstatt aus einer Küche zu speisen, über deren Schwelle die Hausfrau nie den Fuß setzt und in der schmierige Mägde, der Struse und Hunde so viel Sauberkeit herstellen, als in ihren Kräften liegt. Die guten Zähne beruhen auf polnischer Selbstberühmung.

Gehen wir nun in Zahlenau weiter. Hinter der Küche führte eine Pforte durch einen niedrigen Lattenzaun in den Garten. Nicht auf allen polnischen Gütern, die ich gesehen, habe ich Gärten angetroffen, man müßte grade einige Beete Gemüseland, auf denen Frühkartoffel, Mohrrüben, Wrucken (Unterrüben) und Weißkohl kunstlos gebaut wurden, als solchen ansehen. Wo aber Obst- und Blumengärten vorhanden waren, da konnte man allenfalls erkennen, daß sie in graden rechtwinkligen Linien, mit Gängen von Beerensträuchern oder sehr alltäglichen Blumen eingefaßt, angelegt waren, ihr Zustand aber war ein vollkommen verwahrloster. Von Beerensträuchern gaben nur die Himbeeren erkleckliche Früchte, weil sie weite Wanderungen unternahmen nnd sich den Boden ausfuchten. Von den Obstbäumen thaten desgleichen die sauren Kirschen, indem sie in Wurzelschösslingen wucherten. Auch Blumen, Gartenblumen, fanden sich vor, wenn sie selbst Beharrlichkeit und Geschick genug besaßen, um das Feld zu behaupten. Ringelrosen (Calendula), auch Stinkpeter genannt spielten unter ihnen eine hervorragende Rolle; Schwertlilien, Akelei, auch wohl Eisenhut, gehörten zu diesen standhaften Blumengeistern. Man ist versucht, Stechapfel ebenfalls dazu zu rechnen, denn er findet sich, so selten er in deutschen Gegenden kommt, in jeder Art von Gärten, so weit die polnische Zunge reicht und bringt dort Jahr aus Jahr ein manch' spielendem Kinde den Tod. Das Fortdauern dieses gefährlichen Unkrauts ist bezeichnend für die slawische Trägheit, weil nichts leichter ist, als es auszurotten. Mitten in dem wildesten Gestrüpp traf ich wohl hin und wieder die reizendste Rose in voller Blüthenpracht. Im Großen und Ganzen ist hiermit auch der Garten in Zahlenau

Digitized by Google

beschrieben. Fügen wir nur noch hinzu, daß der „Gärtner“ einzelne Stücke des Gartens mit Kartoffeln, Wrucken u. dergl. besetzen ließ.

Wenn man aus dem dargestellten Zustand der Gärten schließen wollte, daß die Polen keinen Sinn für die lieblichen Kinder Floras, für wohlgepflegte Rasenplätze, für die Pracht alter Ulmen oder Linden besitzen, so würde man irren. Ich habe polnische Edelleute einen sehr bescheidenen, aber sorgfältig behandelten Garten eines deutschen Gutsbesitzers mit aufrichtiger Bewunderung und Freude betrachten sehen. Mit Worten und Blicken fragten sie den Deutschen, wie er einen solchen Zauber herzustellen im Stande sei. Der hielt denn auch mit seiner Antwort nicht zurück. „Wir Deutsche“ erklärte er ihnen „werden schon mit mehr Interesse als die Polen für dergleichen erzogen, wir verbringen von früh an nicht soviel Zeit mit Tanzen, Pfänderspielen, nachbarlichen Besuchen und andern Zerstreuungen, die uns von dem Ernst des Lebens abhalten, später ebenfalls mit der Geselligkeit, dann mit Kartenspiel, mit der Flasche, mit Reisen nach den Städten, um dort unser Viergespann, unsere prunkende Livree und unsre möglichst blanke Kutsche zu zeigen. Wir verachten das alles meistens auch nicht, aber das Wichtigste, ist uns immer die Arbeit und die Sorge für Haus und Hof. So finden wir auch Zeit, uns mit dem Garten zu beschäftigen, unterstützt von unsern Frauen, die in weniger wohlhabenden Familien oft ganz die Stelle der Gärtner vertreten.“ Die polnischen Herren hörten diese Auslassung deutscher Gradheit schweigend an. Zu Herzen haben sie dieselbe nicht genommen.

Für die Bewirthschaftung von Zahlenau besaß ich in meiner damaligen frühen Jugend zu wenig Verständniß, um darüber urtheilen zu können. Ueber polnische Landwirthschaft ein andermal.

Literatur.

Geschichten aus Tirol und Oberbaiern von Josef Friedrich Lentner. Zweite Auflage, Herausgegeben von P. K. Rosegger. Magdeburg, Verlag von E. Baensch.

Lentner, ein geborener Münchener, der als Landschaftsmaler viele Jahre in Tirol lebte und vor einigen zwanzigen Jahren in Meran starb, hat auch verschiedene andere Sachen, darunter den Roman „Ritter und Bauer“ (1844) geschrieben. Dieselben sind jetzt vergessen, vielleicht mit Unrecht; denn die neuen hier vorliegenden Erzählungen sind recht hübsch. Den Stoffen, die er behandelt, und der Sprache nach, in der er uns seine Geschichten vorträgt, gehört er zu den Volksschriftstellern, die in der Weise Hebels dichteten. Die Mehrzahl der hier gebotenen Stücke sind Sagen und Märchen, die sich anhören,

Digitized by Google

als ob sie unmittelbar aus dem Volksmunde kämen. Einige, wie die Prozeßgeschichte „Aus den Tagen des Streites," zeigen einen recht ansprechenden Humor. Andere, wie „Der Fluch einer Braut" sind düstrer Natur. Besonders angesprochen haben uns „Das Pestmännlein," „Bet, Kindle, bet, jetzund kommt der Schwed" und „der gangende Schuster" (Der ewige Jude). Ein Schlußkapitel, welches sich „Ein Sommerfrischleben" nennt, enthält allerlei touristische Plaudereien über Land und Leute in der Gegend von Insbruck und Botzen.

Neue Schweizerbilder. Erzählungen von Jakob Frey. Bern, Verlag von G. Frobeen. 1877.

Der vor etwa Jahresfrist verstorbene Verfasser dieser vier Novellen ist eine der bedeutendsten poetischen Schriftsteller der Schweiz. Mag er Gottfried Keller an plastischer Kraft und realistischem Humor einigermaßen nachstehen, so ist er ihm an schöner Menschlichkeit, an Seele und an künstlerischer Technik, namentlich aber an jenem schwer zu definirenden Etwas überlegen, was wir Stimmung nennen. Sein historischer Roman „Die Waise von Holligen" ist unbestritten die beste Leistung, welche die schweizerische Literatur aufzuweisen hat, und in der ersten Sammlung seiner kleineren Erzählungen „Zwischen Jura und Alpen," die 1858 bei J. J. Weber erschien, sowie in der zweiten, die sich „Schweizerbilder" nannte und 1864 bei Sauerländer herauskam, begegnen wir mehreren Stücke, die als Meisterwerke bezeichnet werden dürfen. Namentlich mit der Dorfgeschichte „Der Alpenwald" steht er mit den gefeiertsten Namen dieses Genres vollkommen auf gleicher Höhe. Auch in diesen neuen Schweizerbildern haben wir großentheils sehr anziehende Schöpfungen des dahingegangenen Novellisten vor uns. „Der letzte Hirt im Dorfe" und „Der Verbrecher in Gedanken" sind ungemein ergreifende Erzählungen, die sich durch Einfachheit und Wahrheit der Erfindung, echte, tiefe Empfindung und große Kraft und Schönheit der Seelenzeichnung, sowie jene Knappheit des Styls auszeichnen, die gerade durch das, was nur angedeutet wird, den Meister zeigt. Ueberall begegnen wir seiner Charakteristik, einer schönen Wärme und einer großen Beherrschung der Sprache. Häufig durchspielt seine Schöpfungen ein düstrer, wehmüthiger Ton, als traure er über die Herbheit des Geschickes, das er uns vorführt; es ist aber keine krankhafte Sentimentalität, in die seine Feder sich taucht, sondern wahres tiefes Gefühl, welches die Gestalten der Dichtung wie Goldgrund umschwimmt. Wir empfehlen das kleine Buch den Lesern d. Bl. anfrichtig und angelegentlich. Sie werden von der Lectüre sich im besten Sinne erbaut und gehoben fühlen. Schließlich sei noch bemerkt, daß noch eine weitere Sammlung von Erzählungen Frey's in Aussicht steht.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Eroberungen der Russen in Mittelasien.

III.

Verfolgt man die mittelasiatischen Angelegenheiten in der russischen Presse aufmerksam, und sucht sich aus deren Auslassungen jene Frage zu beantworten, so trifft man immer und immer wieder auf den Satz: Rußland hat die Mission, in Mittelasien, Kultur zu verbreiten und muß sich deßhalb zum Herrn jener Gebiete machen. Aber auch diese, schon zum Gemeinplatz gewordene, fast verbrauchte Redensart kann uns wohl kaum diesen mit so mannigfachen Opfern erkauften Länderzuwachs Rußlands genügend begründen. Wäre wirklich nur diese civilisatorische Mission Selbstzweck des russischen Vorgehens in Central-Asien, so könnte der Regierung wohl mit Recht der Vorwurf gemacht werden, fernen barbarischen Völkerschaften Wohlthaten zuzuführen, welche Tausende und Abertausende selbst im europäischen Rußland — geschweige denn auf den 256,321 □Meilen Sibiriens — noch vollständig entbehren. Man findet ja allerdings bei einem nähern Studium der russischen Verhältnisse nur selten jenes langsame aber sichere Fortbauen auf fester, nicht wankender Grundlage, was unsern Staat groß gemacht hat und dessen Zukunft verbürgt, — sondern vielmehr oft ein Springen von Reform zu Reform, ohne daß eine Basis vorhanden ist. Dessenungeachtet dürfen wir aber nicht zugeben, daß Rußlands Politik auch hier einen solchen Sprung gemacht habe, indem sie ferne Völkerschaften mit einer Kultur beglücken wolle, die eigene Unterthanen noch nicht besitzen und wohl auch lange noch nicht besitzen werden.

Dem Vorgehen Rußlands in Mittelasien liegt vielmehr in gewisser Beziehung ein — ich möchte sagen — Verhängniß zu Grunde, welchem sich die Regierung — hatte sie einmal die Initiative in jenen Angelegenheiten ergriffen — nicht wieder ohne Weiteres entziehen konnte: ein Verhängniß, dem sie auch heute noch mehr oder weniger verfallen ist.

Digitized by Google

Während das nördliche Asien durch kühne Eroberer aus eigenem Interesse, aus Sucht nach Gewinn und Beute, Rußland erschlossen und für dasselbe sogar in Besitz genommen wurde, war es in Mittelasien die Regierung selbst, welche — abgesehen von den verunglückten Kasakenzügen nach Chiwa — die ersten Schritte zur Besitznahme jener Länder that. Peter der Große rüstete, wie wir gesehen haben, die erste Expedition gegen Chiwa aus. Sie verlief für die Russen unglücklich und hat gerade deßhalb directe zwingende Folgen für ein weiteres Vordringen in Mittelasien nicht gehabt. Es war ein Versuch, er mißglückte, und man hatte damals noch keine Veranlassung, diese Scharte wieder auszuwetzen.

Ganz anders aber gestalteten sich die Verhältnisse, als im Jahre 1732 Biron seine Kaiserin bestimmte, die Unterwerfung der mittleren und großen Horde der Kirgisen anzunehmen. Die Aufnahme derselben in den russischen Unterthanenverband, die damit übernommene Verpflichtung, einmal sie zu schützen, dann aber auch — und das hauptsächlich — sie der Regierung im wahren Sinne des Worts unterthan zu machen, war der erste verhängnißvolle Schritt, welcher Rußland mit kategorischer Nothwendigkeit von Eroberung zu Eroberung führen sollte.

Freilich begannen erst 1820 die ersten Versuche, die Fiction des Unterthanenverhältnisses der Kirgisen zu einer Thatsache zu machen. Man schritt — wie wir sahen — zur Anlage von befestigten Punkten, zur Anlage einer „Linie". Der Aufstand der Kirgisen zwang dann zur Ueberschreitung dieser „Linie", zu Expeditionen erst gegen die aufständischen Unterthanen selbst und in unmittelbarem Zusammenhange damit zu dem Feldzuge gegen Chiwa im Jahre 1839, als der Hauptstütze der Aufständischen.

Das Mißgeschick der Expedition des Generals Perowski ließ nunmehr das Verfahren ändern: man glaubte in der Anlage von Steppenbefestigungen eine größere Garantie für den Erfolg zu haben, als in der Ausführung von Expeditionen.

Wo aber die Steppenbefestigungen etabliren? Selbstredend an der Grenze des eigenen Gebiets. Da aber in diesen Gegenden — wie ich schon zu zeigen versucht habe — von fest bestimmten Grenzen in keiner Weise die Rede sein kann, so trat an die Stelle der „politischen" die „natürliche" Grenze, ein nicht bloß hier, sondern überall so vager Begriff; — zumal die Festsetzung derselben immer mehr oder weniger von der persönlichen Anschauung der gerade in diesen Angelegenheiten maßgebenden Persönlichkeit abhängen mußte. Anfangs der vierziger Jahre hatte — wie bekannt — der General Obrutschew eine entscheidende Stimme. Er war der Ansicht, daß die „natürliche" Grenze des russischen Gebiets am Nordrande jenes Hunger- und Sandsteppen-Gebiets laufe,

Digitized by Google

das sich vom Caspischen Meere nach Osten über den Ust-Urt, nördlich des Aralmeeres zum Tschu-Flusse und längs dessen nördlichen Ufers zum Norduser des Balchasch-Sees hinziehe. Der General Obrutschew machte in Folge dessen den Vorschlag, sich nicht weiter nach Süden auszudehnen, sondern nördlich jener Linie die Befestigungen anzulegen. Man wäre dann im Stande, durch eine kleine Zahl solcher befestigten Punkte zu verhindern, daß große Banden durch die Hungerwüste in das russische Gebiet eindringen könnten, und wäre dann ebenso in der Lage, die eigenen Unterthanen in Ruhe und Ordnung zu halten. Der Befehl des Kaisers Nicolaus aber, zu den beiden schon bestehenden Posten Uralskoje und Orenburgskoje noch einen dritten, — nicht wie Obrutschew vorgeschlagen an der untern Emba, — sondern an der Mündung des Ssyr-darja anzulegen, muß als der zweite verhängnißvolle Schritt in der mittelasiatischen Politik der russischen Regierung charakterisirt werden.

Einmal lag diese neue Befestigung Raimskoje äußerst exponirt — ihre Entfernung von Orenburg, der damals noch einzigen Basis für ein Vorgehen nach Mittelasien, betrug schon in der Luftlinie 750 Werst, — und dann erfüllte sie auch nicht einmal ihren Zweck. Die Ruhe war nicht hergestellt und selbst in ihrer nächsten Nähe wurden Karawanen geplündert.

Hatten die Russen es bis dahin wesentlich nur mit Nomaden zu thun gehabt, so war man bereits jetzt mit der seßhaften Bevölkerung in Berührung gekommen, welche natürlich alles aufbot, um die Eindringlinge zum Zurückgehen zu bewegen. Wollte Rußland aber nicht für lange Zeit, wenn nicht für immer all und jeden Einfluß in Mittelasien verlieren, so mußte es alles daran setzen, um die einmal gewonnene Position zu behaupten. Denn selbst der moralische Einfluß kann in Mittelasien nur dadurch gehoben werden, daß ein Erfolg dem andern folgt, daß nicht das geringste mißglückt, oder gar ein Zurückweichen nöthig wird. Für diesen Satz lassen sich ja aus der Geschichte der Eroberungen der Russen in Mittelasien eine Menge Beispiele anführen. Ich erinnere nur an die verunglückte Perowskische Expedition gegen Chiwa, an das Zurückgehen Tscherniajews ohne die Gefangenen des Emirs von Buchara befreit zu haben, und an den Krieg in Kokan. Nach jedem mißglückten Unternehmen trat immer eine sehr gefährliche Reaction ein.

Wir haben gesehen, daß es bei der am Ssyr einmal angelegten Befestigung Raimskoje nicht blieb. Es entstand eine „Linie“ am Ssyr-darja und mit der Einnahme von Akmetschet — 1853 — befand man sich in offenem Kriege mit Kokan. Der Fels, welcher die mittelasiatischen Reiche zertrümmern sollte, war im Rollen. Ein Halt erschien unmöglich, zumal der linke Flügel der neu angelegten Linie gar keine Anlehnung hatte und zwischen dem Fort Perowski im Westen und Wiärnoje im Osten ein 900 Werst breites Thor

Digitized by Google

sich befand, das dem Eindringen in das nördlich gelegene russische Gebiet nicht die geringste Schranke entgegensetzte. Eine Vorwärtsbewegung gegen den Kirgisnyn-Alatau, den Boroldai und Karatau sollte jene weite Lücke schließen.

Die oben nur kurz erwähnte Circularnote des Fürsten Reichskanzler Gortschakow giebt gerade über die damalige Situation Aufschluß, so daß es nicht uninteressant sein dürfte, einige Hauptstellen aus derselben hier hervorzuheben: „Die Stellung Rußlands in Central-Asien" — heißt es dort — „ist die aller civilisirten Staaten, welche sich mit halb wilden, umherstreifenden Völkerschaften ohne feste sociale Organisation im Contakt befinden. In dergleichen Fällen verlangt das Interesse der Sicherheit der Grenzen und der Handelsbeziehungen stets, daß der civilisirte Staat ein gewisses Uebergewicht über Nachbarn übe, deren unruhige Nomadensitten sie äußerst unbequem machen. Man hat Einfälle und Plünderungen zurückzuweisen. Um denselben ein Ende zu machen, ist man genöthigt, die Grenzbevölkerung zu einer mehr oder minder directen Unterwürfigkeit zu zwingen." . . . . „Dies ist der Grund gewesen" — ist dann weiter ausgeführt — „welcher die kaiserliche Regierung veranlaßt hat, sich zuerst einerseits am Syr-darja, anderseits am Issik-kul festzusetzen, und diese beiden Linien durch vorgeschobene Forts zu befestigen, welche allmählich in das Herz dieser entfernten Gegenden gedrungen sind, ohne daß man dahin gelangt wäre, jenseits derselben die für unsere Grenzen unerläßliche Ruhe herzustellen. Die Ursache dieser Erfolglosigkeit lag zunächst in dem Umstande, daß zwischen den Endpunkten dieser doppelten Linie ein ungeheurer wüster Raum unbesetzt blieb, wo die Einfälle der räuberischen Stämme jede Colonisirung und jeden Carawanenhandel unmöglich machten." . . . . Ferner heißt es: „Trotz unserer Abneigung, unserer Grenze eine weitere Ausdehnung zu geben, waren diese Beweggründe doch mächtig genug, um die kaiserliche Regierung zu veranlassen, die Continuität dieser Linie zwischen dem Issik-kul und dem Syr-darja herzustellen, indem die kürzlich von uns besetzte Stadt Tschimkent von uns befestigt wurde. Indem wir diese Linie annahmen, erhalten wir ein doppeltes Resultat: einerseits ist die Gegend, welche sie umfaßt, fruchtbar, holzreich, von zahlreichen Gewässern durchströmt; sie ist theilweise von Kirgisischen Stämmen bewohnt, welche unsere Herrschaft anerkannt haben; sie bietet deshalb günstige Elemente für die Colonisation und für die Verproviantirung unserer Besatzungen. Andererseits giebt sie uns zu unmittelbaren Nachbarn die angesiedelte ackerbau- und handeltreibende Bevölkerung von Kokan. Wir befinden uns einer socialen Bevölkerung gegenüber, welche solider, kompakter, weniger beweglich und besser organisirt ist, und diese Erwägung bezeichnet mit geographischer Genauigkeit die Linie, zu welcher uns Interesse und Vernunft vorzugehen rathen und hier still zu stehen heißen, weil einerseits jede fernere

Digitized by Google

Ausdehnung weiterhin nicht auf solche unbeständige Bevölkerungen, wie die nomadischen Stämme, sondern auf regelmäßiger eingerichtete Staaten stoßen, beträchtliche Anstrengungen erfordern und uns von Annexion zu Annexion, zu unabsehbaren Verwickelungen fortreißen würde." . . . Schließlich sprach der Reichskanzler aus: „Ich habe nicht nöthig, auf das augenfällige Interesse hinzuweisen, welches Rußland hat, sein Gebiet nicht weiter zu vergrößern."

Den zuletzt herausgehobenen Satz haben — wie wir wissen — die Ereignisse nicht bewahrheitet. Rußland ist vielmehr — wie der Reichskanzler ja vorhergesagt — von Annexion zu Annexion fortgerissen. Jene Versicherungen, sich nicht weiter auszudehnen, verloren ihre bindende Kraft, so bald die Voraussetzungen, unter denen sie gegeben waren, andere wurden. Die Völkerschaften, mit denen Rußland nunmehr in Contakt gekommen war, entsprachen eben nicht den Erwartungen: sie zeigten sich nicht weniger unbeständig, als die Nomaden. Dazu kam dann ferner, daß der Emir von Buchara sich noch in den Besitz des Chanats Kokan zu setzen drohte. Hätte Rußland nach Constituirung des Grenzbezirks Turkestan Halt gemacht, würde es, in Folge jener Bestrebungen des Emir Musafar, sich plötzlich einer Macht gegenüber gesehen haben, die wohl die Kraft gehabt hätte, den Fortbestand des bisher Erreichten wenigstens wieder in Frage zu stellen. So nahm Rußland Taschkent, und trat noch mit Buchara, das sich seinen Willen entgegenstellte, in einen Krieg ein, der es bis Samarkand führte.

Die Nothwendigkeit, gegen Chiwa im Jahre 1873 entschieden vorzugehen, resultirt unmittelbar aus jenem Schritte der Kaiserin Anna, die Kirgisen in den russischen Unterthanenverband aufzunehmen. Um den Westen Mittelasiens endlich zur Ruhe kommen zu lassen, mußte Chiwa, der Mittelpunkt jener widerspenstigen, hartnäckigen, räuberischen Nomaden, die ganze Schwere der russischen Macht fühlen, mußte jeden politischen Einfluß nach Außen verlieren. Sollte Rußland aber nicht immer wieder zu solchen mit großen Opfern verknüpften Kriegszügen gezwungen sein, so mußte es sich die Garantie schaffen, daß jener Raubstaat nicht wieder erstarke und nach wie vor die alte Rolle in jenen Gegenden übernehme. Dazu war die Anlage des Forts Petro-Alexandrowsk vor den Thoren der Chiwa-Oase nöthig: die Annectirung jenes Landstriches mußte die unmittelbare Folge sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Thatsache den Versicherungen des Grafen Schuwalow diametral entgegengesetzt ist. Die Politik wird aber nicht durch die Moral beherrscht, sondern allein durch die Interessen. Und das Interesse Rußlands verlangte kategorisch die Beschneidung des chiwesischen Territoriums. —

Digitized by Google

Was nun schließlich den Krieg Rußlands mit den aufständischen Kokanzen betrifft, so war ersterem anfangs, — wie uns bekannt — eine defensive Rolle zugewiesen: sein Gebiet, seine Unterthanen mußte es gegen die Einfälle der Aufständischen vertheidigen. Das spätere offensive Vorgehen war auch ein gezwungenes: die anarchischen Zustände im Chanat durften nicht einen Umfang erreichen, welcher die höchste Gefahr für den eigenen Besitz in sich bergen konnte. Nassr-Eddin hatte nicht die Macht, den Aufstand zu unterdrücken; — Pulat-bek, Abdurachman-Awtobatschi waren erklärte Feinde der Russen. Sollte, konnte man diesen die Zügel der Regierung in die Hände geben? Unmöglich. Was blieb also anders übrig, als das Chanat in eigene Verwaltung zu nehmen. Es war das die einzige Garantie für die Sicherheit des eigenen Besitzthums.

Es ist ja auch noch sehr zu bezweifeln, ob Rußland aus der Einverleibung Kokans wirkliche materielle Vortheile erwachsen werden; — und es fragt sich, ob die Oberherrschaft, die es ja thatsächlich über den vertriebenen Chudojar-Chan, seit der Begründung des General-Gouvernements, ausübte, mindestens nicht weniger kostspielig war, als der jetzt eingetretene eigene Besitz des Chanats. Haben die Russen aber in Mittelasien ein Land einmal mit den Waffen in der Hand betreten, so können sie nicht wieder davon Abstand nehmen, ohne an ihrem moralischen Einflusse selbst ihren eigenen asiatischen Unterthanen gegenüber Einbuße zu erleiden.

Daß also das Vorgehen Rußlands in Asien doch nicht bloß mit dem Satze: «l'appetit vient en mangeant» — wie es wohl häufig geschieht — begründet werden kann, dürfte wohl aus jenen Deductionen hervorgehen. Rußland ist mehr getrieben worden, als selbst treibend gewesen. An irgend einem beliebigen Punkte Halt zu machen — wie es so oft besonders die englische Presse verlangt hat — lag thatsächlich nicht in seiner Macht.

Daß Rußland andererseits aber an der Besitzergreifung jener Gebiete nicht auch ein sehr großes Interesse gehabt, daß es jene dort bestehenden Verhältnisse nicht auch zu seinem Nutzen ausgekauft habe — das zu behaupten kann mir natürlich nicht in den Sinn kommen. Es wäre weit über das Ziel hinausgeschossen. Im Gegentheil, Rußland hat in der That ein großes Interesse daran, in Mittelasien festen Fuß zu fassen, — und das liegt in seiner Handelspolitik begründet.

Rußland ist — das wird selbst von russischer Seite zugegeben — als Kulturstaat hinter den andern Großstaaten Europas zurückgeblieben. Es hat trotz seiner enormen Anstrengungen, die es von Peter dem Großen an bis auf den heutigen Tag gemacht hat, den Standpunkt jener noch nicht erreichen können. Sein rastloses Vorwärtsstreben aber auf allen Gebieten des Staats-

Digitized by Google

wesens, der Industrie, der Volkswirthschaft kann und darf nicht geleugnet werden, wenn man nicht zu vollständig falschen Schlüssen gelangen will. Die Fortschritte speciell während der Regierung des Kaisers Alexander II. liegen klar zu Tage; ich erinnere nur an die fast zu Ende geführte Armeereorganisation, die vielleicht in nächster Zeit ihre Feuerprobe bestehen wird, an die enorme Entwickelung des Eisenbahnnetzes. Die übrigen Großstaaten sind indeß auch nicht stehen geblieben. Sind auch die Resultate ihrer Arbeit relativ geringere, so ist doch die Summe ihrer Leistungsfähigkeit besonders in nationalökonomischer Beziehung eine positiv größere als die Rußlands. Eine naturgemäße Folge dieser Verhältnisse ist, speciell in merkantiler Beziehung, daß nur Rußlands Naturproducte einen Exportartikel nach dem übrigen Europa bilden können. Aber selbst auf diesem Gebiete erwächst ihm eine mächtige Konkurrenz in Amerika. Handelt man doch jetzt schon amerikanischen Waizen neben russischem; amerikanische Wollen und Rohleder gehen nach England und Deutschland, ja amerikanisches Talg kommt sogar in Warschau auf den Markt, alles Artikel, in denen bis dahin Rußland das Uebergewicht hatte. Und die Konkurrenz Amerikas wird noch mit jedem Jahre zunehmen.

Die Erzeugnisse russischer Industrie, so groß deren Aufschwung auch in der letzten Zeit ist, können natürlich gar keinen Markt in dem westlichen Europa finden. Und selbst in dem eigenen Lande möchte ihnen in den westlichen Fabrikaten eine Konkurrenz erwachsen, sowie der Rußland fast hermetisch abschließende Schutzzoll fällt, wozu allerdings jetzt noch nicht die geringste Aussicht vorhanden ist. — Zur Vertreibung seiner Erzeugnisse, seiner Fabrikate bedarf der russische Handel indeß eines Marktes, — und dieser Markt kann nur im Osten, in Asien liegen.

Schon seit Jahren hat der russische Handel gesucht, dorthin seine Waaren abzusetzen. Dem Gesuche Peters des Großen schon, mit Chiwa in freundschaftliche Beziehungen zu treten, lagen — wie bereits hervorgehoben — wesentlich handelspolitische Motive zu Grunde. Es dauerte aber lange, ehe diese Handelsbestrebungen sich verwirklichen ließen. Sie trafen auf große Hemmnisse. Einmal führten die Handelsstraßen durch Steppen und Wüsten, und dann hatten die Kaufleute nie die Garantie, daß ihre Karawanen auch wirklich unberaubt an ihr Ziel gelangten. Ueberfälle, Beraubungen durch die asiatischen Horden bildeten die Regel. Der russisch-mittelasiatische Handel war somit fast zur Unmöglichkeit geworden. Wollte sich also die russische Regierung hier einen Markt schaffen — und darauf mußte sie bedacht sein — so lag es wohl in ihrem unmittelbarsten Interesse, hier auch festen Fuß zu fassen, dem Räuberunwesen ein Ziel zu setzen, geordneten und sicheren Zuständen Bahn zu brechen.

Digitized by Google

Mit der einfachen Sicherung der Handelsstraßen, mit der bloßen Besitzergreifung jener Länder in Mittelasien ist es aber allein nicht gethan, um den Handel dorthin zu einem blühenden zu machen. Die russischen Waaren müssen verlangt werden, es muß Nachfrage danach sein.

Die Bedürfnisse eines Volkes stehen mit dem Grade seiner Bildung, mit seiner höhern oder niedern Kulturstufe in unmittelbarer Wechselbeziehung. Je kultivirter ein Volk ist, je mehr Bedürfnisse wird es haben. Aus rein merkantilen Rücksichten also schon, um seinen Kaufleuten Absatz zu verschaffen, ist es eine unabweisliche Verpflichtung der Regierung Rußlands, nach den mittelasiatischen Besitzungen Kultur zu tragen. Die civilisatorische Mission Rußlands in Mittelasien ist also erst eine Folge seines Vordringens dorthin, ist in handelspolitischer Beziehung geboten; — keineswegs aber liegt in ihr die sich dort vollziehende Gebietserweiterung begründet. Eine solche Behauptung ist — wie gesagt — eine leere, hohle Phrase.

Wir können aber noch weiter schließen. Da die Anfänge der Kultur eines jeden Volkes auf einem geordneten Staatswesen beruhen, so hatte auch die russische Regierung auf die Einführung eines solchen in ihren mittelasiatischen Besitzungen ihr erstes Augenmerk zu richten. Und in der That ist ihr Streben dahin, vom ersten Augenblicke ihrer Besitzergreifung jener Gebiete an, unverkennbar hervorgetreten. Hatte bis dahin ein ewiger Wechsel der Dynastieen stattgefunden, hatten neue Kronprätendenten neue Kriege gebracht, und war es auch nicht einer Dynastie nur im Entferntesten gelungen, auf die Dauer die zügellosen Elemente der im Lande zerstreuten Nomadenhorden zur Ruhe zu bringen, so hat Rußland dies Ziel in seinem Gebiete erreicht. Es hat — vielleicht freilich nicht immer mit humanen Mitteln — Ruhe und Ordnung in seinem Reiche hergestellt. Das ist aber die Basis für alles weitere. Glückt es der Regierung ferner, die Nomadenbevölkerung zu einer mehr seßhaften Lebensweise zu bringen, so wird auch die Einführung einer formellen Bildung dort möglich, denn ein Staat mit überwiegender Nomadenbevölkerung möchte kaum einer höhern Entwickelung fähig sein. In dieser Beziehung sind schon Fortschritte zu merken: Kirgisen und Sarten geben schon das Nomadenleben mehr auf und treiben Ackerbau. Freilich die wilden Söhne der Wüste werden bleiben, was sie sind, bis zu ihrer gänzlichen Vernichtung.

Endlich hängt mit dieser Vorbedingung, der Einführung einer Kultur, noch die Höhe der Einnahmen zusammen, welche Rußland aus seinen mittelasiatischen Besitzungen ziehen kann. Je kultivirter das Volk dort wird, je mehr werden die Producte jener keineswegs armen Natur gehoben und verwerthet werden können. Wir sahen ja, mit was für einem Deficit die Verwaltung

Digitized by Google

Turkestans noch zu kämpfen hat. Wie wichtig ist also eine Aenderung zum Bessern! —

Werfen wir nun einen Blick auf die militair-politische Situation Rußlands in Mittelasien, so ist diese keineswegs eine günstige zu nennen.

Es tritt uns hier zuerst die so entfernte Lage des General-Gouvernements Turkestan von dem eigentlichen Rußland entgegen, welche noch besonders dadurch in's Gewicht fällt, daß sich zwischen beiden weite Wüsten- und Steppenstrecken hinziehen, welche die Kommunication auf's äußerste erschweren. Zwischen Taschkent und Orsk am Ural beträgt die Entfernung ohngefähr 1800, zwischen Taschkent und Semipalatinsk am Irtysch ohngefähr 1700 und sogar bis Wiärnoje über 700 Werst.

Diese weiten Entfernungen machen sich um so mehr für die Situation Rußlands in jenem neu eroberten Gebiete in ungünstiger Weise geltend, da dort sich gar keine Mittel bieten, die Armee im Falle großer und allgemeiner Operationen zu ergänzen und auszurüsten. Das neue Wehrgesetz, wonach jeder Russe zum activen Dienste verpflichtet ist, hat bekanntlich vorerst noch keine Anwendung auf die russische Bevölkerung Turkestans gefunden, obwohl Berathungen darüber schon seit geraumer Zeit gepflogen werden. Die eingeborene Bevölkerung ist ganz von der Dienstpflicht ausgeschlossen. In Folge dessen muß Rußland, um z. B. die Truppen des Syr-darinskischen Oblasti's zu ergänzen, jährlich an 3800 seiner Söhne dahin senden. Sie kehren größten Theils nicht zurück, und gehen somit — da sie auch im Lande keine Mittel finden, eine Familie zu gründen und sich fest anzusiedeln — für die russischen Interessen fast ganz unproductiv verloren. Die Transportkosten für die Ergänzungsmannschaften sind nach Hunderttausenden zu berechnen, und die Transportdauer ist nicht etwa nach Tagen, sondern nach Wochen, ja Monaten zu bemessen. Drei bis vier Procent, wenn nicht mehr, müssen über den Rekrutenbedarf ausgehoben und abgeschickt werden, um nur die nöthige Anzahl an Ort und Stelle zu bringen. — Da überhaupt im asiatischen Rußland sich weder eine Geschütz-, noch eine Gewehr-, noch eine Pulver-Fabrik befindet, so bedarf auch der materielle Theil der Kriegsmacht große Zufuhren an Waffen, Geschossen und Pulver. Ein Kanonenschuß, welcher in Taschkent abgefeuert wird, kommt dem Staate allein an Transportkosten auf 10 Rubel zu stehen. Ueberhaupt kostet der Soldat in Asien nach einem Durchschnitte der Jahre 1868, 1869 und 1870 5 R. 56 Kop. mehr als der Soldat, welcher im europäischen Theile des Reichs steht, und für welchen 95 R. 29 Kop. in Ansatz kommen.

In diesen Beziehungen wird aber der Bau der Anfang dieses Jahres von der Regierung bestätigten sibirischen Eisenbahnlinie von Nijni-Nowgorod nach Tjumen an der Tura von großem unberechenbarem Einfluß sein. Schon die

Digitized by Google

dadurch mit Rücksicht auf die Zeit bewirkte Verkürzung der enormen Entfernungen zwischen den Centren des Reichs und den westlichen Grenzgebieten von Russisch-Asien muß vortheilhaft einwirken. Weitertragende Folgen, speciell für die Beziehungen Rußlands zu Mittel-Asien, wird indessen eine Bahn haben, welche an jene sibirische Linie bei Jekaterinenburg anschließend in südlicher Richtung über Tscheljawinsk am Mijas-Flusse über Troizk am Ui nach Taschkent und Samarkand führt. Und dieses Project fängt schon an, aus dem Kreise rein theoretischer Erwägungen herauszutreten und durch die bereits auf Befehl des General-Gouverneurs von Turkestan angestellten Vorarbeiten eine praktische Gestalt anzunehmen. Seine allerdings auf große Schwierigkeiten stoßende Ausführung dürfte wohl nur noch eine Frage der Zeit sein.

Die ethnographischen Verhältnisse in dem neu eroberten Lande ferner machen die Lage Rußlands dort zu einer äußerst schwierigen. Allen den Fremdvölkern gegenüber, welche im Laufe der Arbeit an uns vorübergegangen sind, bildet das russische Element nur einen sehr geringen Bruchtheil der Bevölkerung überhaupt. Alle diese Völkerschaften sind Bekenner des Islam und so an und für sich schon den Russen feindlich gesinnt. Vor allen sind die Geistlichen, die nach Besitznahme jener Länder durch die Russen an Einfluß eingebüßt haben, und nun kein Mittel unversucht lassen, das Verlorene wieder zu gewinnen, die größten Widersacher der Russen. Der Ulema, der Weltgeistliche, fügt sich wohl noch; — der Ordensgeistliche bietet aber Alles auf, um die Bevölkerung zu fanatischem Haß gegen Alles, was russisch heißt, aufzureizen. Dazu kommt noch, daß die Muhamedaner noch lange nicht zu der festen Ueberzeugung gelangt sind, daß sie hier auf ewige Zeiten den Ungläubigen unterthan sind. Der Aufstand in Kokan hat uns gezeigt, wie hartnäckig ein solcher Widerstand werden kann, wenn die fanatisirten Massen den „Hasawat", den heiligen Krieg, kämpfen. Die bulgarischen Gräuel, das jetzt so beliebte Stichwort in der Presse, geben uns ein Bild von dem, was die Russen zu erwarten hätten, erlangten jene mittelasiatischen Horden einmal das Uebergewicht über dieselben.

Diese Rußland feindselige Gesinnung der Bevölkerung bedingt nothwendigerweise eine Verzettelung der dort stehenden Truppen in eine Menge Garnisonen, welche theils von den Russen angelegte, theils noch von den Bucharen und Kokanzen erbaute befestigte Posten sind. Die Zahl dieser Befestigungen ist ür ein Corps von circa 20,000 Mann, welche Stärke die Besatzung des General-Gouvernements etwa hat, eine ziemlich große, so daß bei der Nothwendigkeit, jene Punkte immer besetzt zu halten, kaum mehr als 6000—8000 Mann seinem Gegner im offenen Felde entgegengestellt werden können. Für einen

Digitized by Google

Feldzug gegen Reiche, wie Buchara und Kokan, reicht eine solche Truppenzahl allerdings aus. Thatsächlich haben sogar die russischen Kommandirenden in den bisherigen Feldzügen über Truppen verfügt, deren Stärke noch geringer war; so z. B. hatte der General Perowski 1853 nur circa 3000 Mann zur Disposition, während die Kokander an 15,000 Mann stark waren; — Tschernajew besiegte 1865 mit 2500 Mann das 10,000 Mann starke Heer Alimkuls; — Romanowski stand 1865 mit nur 3600 Mann 40,000 Bucharen gegenüber; auch der General von Kaufman schlug die Schlacht bei Sfamarkand 1868 mit 4—5000 Mann gegen circa 8,500 Bucharen. — Schon der Feldzug gegen Chiwa — 1873 — machte es aber doch nöthig, daß sowohl vom Kaukasus wie auch aus Orenburg Verstärkungen herangezogen wurden. Ich glaube indessen mit der Annahme nicht fehl zu greifen, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für die russische Bevölkerung Turkestans eine wesentliche Aenderung zum Bessern herbeiführen wird.

Die kleinen Garnisonen wirken indessen auch sowohl auf die Einheit der ökonomischen Verwaltung der Truppen, wie auch auf deren Ausbildung auf das Ungünstigste ein. Die Letztere besonders steht, wie in Rußland überhaupt, mit der Dislocirung der Truppen in unmittelbarer Wechselbeziehung: je concentrirter die Dislocation, je besser die Ausbildung. — Die Zusammenziehung von Truppen zu einer nur etwas größeren Expedition wird unter diesen Verhältnissen eine Zeit in Anspruch nehmen müssen, die oft wohl verhängnißvoll werden kann. Nur der großen Energie des General-Gouverneurs von Kaufman z. B. ist der rechtzeitige Entsatz Chodjents in dem Kriege gegen die aufständischen Kokanzen zu verdanken.

Die Nachbarschaft selbständiger mohamedanischer Staaten muß auch als ein Moment hingestellt werden, das bei der Beurtheilung der militair-politischen Situation Rußlands in Mittelasien wohl zu beachten ist. Die Bevölkerung derselben gehört denselben Nationalitäten an, wie solche auch im russischen Turkestan vertreten sind. Gegenseitige Beziehungen sind somit gar nicht zu vermeiden, und Unruhen in den Nachbarreichen pflanzen sich nur gar zu leicht fort, da zumeist in dieser Beziehung die politischen Grenzen eine reine Illusion sind. — Die Bevölkerung der Nachbarreiche bekennt sich aber auch — und das fällt ganz besonders in die Wagschaale — mit den neu erworbenen Unterthanen Rußlands zu ein und derselben Religion: hier wie dort sind es Bekenner des Islam. Die Interessen des Mohamedanismus sind aber in allen Ländern der Erde solidarisch. Der Koran bildet ein festes Band des Zusammenhanges zwischen hundert Millionen Menschen, zwischen einer Menge von halb oder ganz barbarischen Staatengebilden in Asien und Afrika. Die Grundlage dieses Zusammenhangs ist eine religiöse; seine Kraft das Feuer des

Digitized by Google

Fanatismus, das noch immer in seinen Bekennern lodert. Noch heute ist der Großherr in Stambul auch der Nachfolger der Chalifen. Wir haben gesehen, wie sich der Emir von Buchara, der Chan von Chiwa um Hülfe gegen die Russen nach Konstantinopel wandten. Jacub-Bek, der Herrscher von Kaschgar, sandte vor seinem jüngsten Kampfe mit den Chinesen Botschaft an den Sultan, in der er demselben seine Huldigungen darbrachte und für seinen Glaubenskampf die Segnungen Allahs erflehte. Die thatsächliche Schwäche des Beherrschers der Gläubigen ändert an dieser Zusammengehörigkeit nichts, ja die augenblicklich bedrängte Lage desselben möchte solche vielleicht erst recht stärken. Schon hört man wieder von Gährungen unter den Turkmenen, speciell durch die augenblickliche Lage des Sultans veranlaßt. Wie nahe liegt also die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß — wenn es zu einer Katastrophe auf der Balkan-Halbinsel kommt — auch im Osten, in Mittelasien, sich die gewaltsamsten Zuckungen in dem Verhältnisse Rußlands zu jenen Reichen fühlbar machen werden?! — Es bedarf der schärfsten Maßregeln, um die Aufregung niederzuhalten, und Humanitätsprincipien kann Rußland — wie es so oft von ihm verlangt wird — in seiner gefahrvollen Lage nicht adoptiren.

Die bedeutendsten und nächsten Nachbarn Rußlands in Mittelasien sind jetzt Chiwa, Buchara und Kaschgar.

Das erstere — Chiwa — hat in jüngster Zeit den wuchtigen Arm Rußlands gefühlt. Seitdem beugt es sich dem Willen des Letzteren, seine Selbstständigkeit ist nicht viel mehr als ein bloßer Schein. Allerdings werden jetzt — wie schon oben erwähnt — Nachrichten über Ereignisse laut, welche das Verhältniß zu Rußland leicht wieder in andere Bahnen lenken könnten. Die Bevölkerung Chiwas soll mit der Regierung des Chans und dessen russenfreundlicher Politik unzufrieden sein. Die Nomaden sollen wiederholt Empörungen versucht haben. Bewahrheitet sich dies Gerücht, was nur zu wahrscheinlich ist, so wird Rußland wieder den Umständen weichen und wieder das Schwert in die Wagschaale werfen müssen. Es ist dann sehr fraglich, ob es selbst diesen Schein von Selbständigkeit dem Chan lassen kann, oder ob es nicht geradezu gezwungen wird, die Verwaltung selbst in die Hand zu nehmen, das Land ganz zu annectiren. Es ist das ein ganz drastischer Beleg für meine ausgesprochene Behauptung, daß Rußland durch die Verhältnisse in Mittelasien mehr getrieben wird, als selbst treibt, und daß die Annectirung des rechten Amu-darja-Ufer eine gebotene war.

In Buchara scheint eine den Russen wirklich wohlwollende Politik Platz gegriffen zu haben. Die wesentliche Unterstützung der Russen Seitens des Emirs während der Chiwa-Expedition möchte dafür wohl Zeugniß ablegen.

Digitized by Google

Und doch bedarf es vielleicht auch bloß eines Anstoßes von außen, und Rußland findet auch dort die fanatischsten Gegner.

Gewiß trifft auch heute noch zu, was der „Goloß" damals vor dem Chiwa-Kriege in einem Aufsatze „Unsere Beziehungen zu den mittelasiatischen Chanaten" ausgesprochen hat: „Es glauben bei uns viele — heißt es dort — in vollem Ernste an jene Verträge; sie glauben an die Möglichkeit, daß internationale Beziehungen mit den mittelasiatischen Herrschern bestehen können ... Speziell in Asien haben Verträge nicht die geringste Bedeutung. In Asien achtet man nur die Macht: ist solche vorhanden, so werden unsere Forderungen auch ohne das Bestehen von Verträgen erfüllt; ist keine Macht vorhanden, so helfen auch Verträge nichts." „Nicht weniger irrthümlich" — fährt der „Goloß" dann fort — „sind die Redensarten von den freundschaftlichen Gefühlen, welche die benachbarten asiatischen Chanate zu uns hegen. Abgesehen von dem muhamedanischen Fanatismus, von welchem die mittelasiatischen Herrscher durchdrungen sind, und welcher von der Geistlichkeit im Volke unterhalten wird, darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß wir im Laufe der letzten 8—9 Jahre ihnen den größten Theil ihrer Gebiete fortnahmen und sie aus unabhängigen Herrschern ersten Ranges zu solchen zweiten Ranges, ja fast zu Vasallen gemacht haben. Wir täuschen uns nicht, sowohl die Herrscher wie auch ihre Unterthanen hassen uns; wenn auch erstere sich bisweilen als unsere Freunde stellen, so geschieht dies doch nur, weil sie jetzt durch die Umstände dazu gezwungen sind."

Dadurch, daß jetzt nun auch Kokan dem russischen Reiche einverleibt ist, wurde auch Kaschgar ein unmittelbarer Grenznachbar des Letzteren. Früher im chinesischen Besitze, gelang es dem jetzigen Herrscher Jacub-Bek in Folge der Wirren des dunganischen Aufstandes als Führer der Truppen Kokans im Jahr 1864 die Fahnen des Islams auf den Mauern von Kaschgar aufzupflanzen. Jacub hat es aber verstanden, Chudojar-Chan von Kokan bald in den Hintergrund zu drängen und sich zum selbständigen Herrscher von Kaschgar zu machen. Seine Herrschaft ist jetzt in Ost-Turkestan unumschränkt und sogar ganz populär.

Da das Gebiet — wie gesagt — früher zu China gehörte und Letzteres auf Grund eines am 2. November 1860 zu Peking abgeschlossenen Vertrages Rußland das Recht eingeräumt hatte, im Gebiete Kaschgar Handel treiben und selbst Consuln halten zu können, — so wurde Jacub-Bek als Usurpator der Rechte Chinas von Rußland auch angehalten, den von demselben übernommenen Verpflichtungen nachzukommen. Nur unter dieser Bedingung sollte er als Herrscher von Kaschgar anerkannt werden. Es kostete indessen doch große Mühe, Jacub willfährig zu machen. Erst am 8. Juni 1872 kam end-

Digitized by Google

lich ein Vertrag zu Stande, auf Grund dessen nunmehr alle Märkte des kaschgarischen Gebiets dem freien Handelsverkehr der russischen Kaufleute geöffnet sind. Eine dorthin abgesandte russische Gesandtschaft eröffnete Jacub Bek in Folge dessen, daß eine Wiederherstellung der chinesischen Macht in jenen Gebieten nicht im Plane Rußlands liege. Jacub antwortete darauf, indem auch er einen Gesandten nach Petersburg entsandte. Gleichzeitig suchte er aber auch eine Anlehnung an England, das sich nicht weniger um seine Freundschaft bewarb. Die englisch-indische Regierung suchte besonders deshalb mit Kaschgar in gute Beziehungen zu treten, um auf den Märkten Ost-Turkestans die Herrschaft der englischen Waaren zu befestigen und um aus diesem Lande in politischer Beziehung eine Schutzmauer zu bilden.

Sollte Rußland in Zukunft einmal mit Kaschgar in Verwickelungen gerathen, so dürfte es den Sieg ungleich theurer erkaufen müssen, als dies bei der Niederwerfung Kokans, Bucharas, ja auch Chiwas der Fall war. Es liegt dies einmal in der geschützten Lage Kaschgars, indem die es einschließenden hohen Gebirge nur auf einigen wenigen Pfaden zu überschreiten sind, und dann auch darin, daß Jacub-Bek bei weitem bessere Truppen zur Disposition hat, als die Herrscher jener Reiche. In letzterer Beziehung ist ihm die Unterstützung Englands wesentlich zu statten gekommen. Es gelang Jacub nicht blos, erfahrene Instructeure, sondern auch Waffen aus Indien zu erlangen. Und ob ihm bei einem Zusammenstoße mit Rußland nicht England noch thatkräftigere Hülfe gewähren würde, das dürfte wohl nicht ohne weiteres verneint werden. —

England hat von je her — wie schon öfters im Laufe meiner Arbeit hervorgehoben — das stete Vorschreiten der Russen in Mittelasien mit Mißtrauen betrachtet und mit wachsender Eifersucht auf deren Annäherung an den obern Amu-darja und besonders an den Hindukusch geblickt. Die Warnungsrufe der englischen Presse, welche jetzt augenblicklich allerdings den Ereignissen auf der Balkan-Halbinsel ihre ungetheilte Aufmerksamkeit zuwendet, haben die mittelasiatische Frage zwischen den beiden Großmächten fast zu einer brennenden gemacht. Alle bezüglichen Artikel liefen immer auf das Eine hinaus, daß jede Bewegung Rußlands in Mittelasien das Interesse Englands bedrohe und schädige! Auch bei uns ist diese Ansicht wohl die verbreiteste, auch bei uns wendet man sich im Allgemeinen gegen Rußland. Ist es denn aber nur irgendwie gerechtfertigt, Asien lediglich als die Domäne Englands zu betrachten? Liegen denn dem Vorgehen Rußlands dort wesentlich andere Beweggründe zu Grunde, als sie bei der Eroberung Indiens durch England maßgebend waren? Schreitet Rußland nach Süden vor, so sucht England seinen

Digitized by Google

Einfluß im Norden seiner Besitzungen geltend zu machen. Im Jahre 1843 versuchte England über den Indus zu gehen, um den Russen am Hindukusch zuvorzukommen. Im Jahre 1857 schloß es einen Vertrag mit dem Emir von Kabul, in welchem es sich zur jährlichen Zahlung von 120,000 Pfund Sterling verpflichtete, wenn der Emir eine Armee von 10,000 Mann hielte, die zum Widerstande gegen die Russen geeignet wäre. Später kam England dann auf die Idee, durch directe Verhandlungen mit Rußland zwischen den russischen und englischen Besitzungen in Asien ein neutrales Gebiet zu constituiren, das eine direkte Berührung beider Reiche verhindern solle. Die bezüglichen Verhandlungen begannen kurz vor dem Chiwa-Kriege. Afghanistan schien diesem Zwecke zu entsprechen, und deshalb einigten sich beide Regierungen darüber, ihren ganzen Einfluß auf die benachbarten Staaten zu verwenden, und jede Berührung oder Schwächung dieser Zwischenzone zu verhindern. Bei der genauen Abgrenzung derselben kam es aber zwischen den beiden Cabineten zu Meinungsverschiedenheiten: England bezeichnete nämlich die Provinz Badakschan mit Wachan als zum rechtmäßigen Besitze Schir-Ali-Chans, des gegenwärtigen Herrschers von Afghanistan, gehörig; — Rußland glaubte dagegen dem nicht beistimmen zu können. Besonders der General von Kaufman machte geltend, daß Schir-Ali keinen Anspruch auf die Provinz Badakschan zu machen habe; der gesetzliche Herrscher sei vielmehr Dschangir-Chan. — Englischer Seits suchte man nun den Beweis anzutreten, daß die Provinz Badakschan mit dem Bezirke Wachan kraft des Eroberungsrechtes dem Schir-Ali zuzusprechen sei, zumal sich ihm auch die Häupter der Bevölkerung auf das Formellste unterworfen hätten. Daraufhin erließ der Reichskanzler Fürst Gortschakow unter dem 19. Januar 1873 eine Depesche des Inhalts: „Mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche eine Feststellung aller Einzelheiten der Thatsachen in diesen entfernten Ländern hat, mit Rücksicht auf die größere Bequemlichkeit, über welche die britische Regierung in Betreff des Sammelns genauer Nachrichten verfügt, mit Rücksicht endlich auf unsern Wunsch, dieser, eine unbedeutende Einzelheit berührenden Frage nicht eine größere Bedeutung zu geben, als ihr gebührt, weigern wir uns nicht, die von England vorgeschlagene Grenzlinie zuzulassen. Wir sind um so eher zu diesem acte de courtoisie geneigt, als die englische Regierung sich verpflichtet, ihren ganzen Einfluß auf Schir-Ali zu gebrauchen, um ihn zur Aufrechterhaltung des Friedens und zur Enthaltung von allen Angriffen oder ferneren Eroberungen zu veranlassen. Dieser Einfluß ist unbestreitbar. Er beruht nicht blos auf der materiellen und moralischen Ueberlegenheit Englands, sondern auch auf den Subsidien, welche Schir-Ali erhält. Unter solchen Umständen sehen wir in diesem Versprechen eine wirkliche Garantie des Friedens." —

Digitized by Google

Diese neutrale Zone, englisch „upper Oxus state“ genannt, so wie überhaupt das Verhältniß Englands zu Rußland findet eine Beurtheilung in dem Werke: „Ein Versuch eines militärischen Ueberblicks über die Grenzen Rußlands in Asien.“ Der Autor dieses Werkes, der russische Artillerie-Oberst Wenjukow*), wirkliches Mitglied der k. russischen geographischen Gesellschaft zu Petersburg, ist eine Autorität in Bezug auf die asiatischen Angelegenheiten Rußlands; — und dürfte es somit vielleicht nicht uninteressant sein, wenn ich die eigenen Worte desselben hier noch folgen lasse: „Wenn die Engländer nicht wünschen“ — schreibt Wenjukow — „daß wir durch unser Erscheinen am Indus Hindostan aufrührerisch machen, haben wir mit nicht wenigerem Grunde das Recht zu verlangen, daß der politische Einfluß der Engländer unter den Bewohnern Turkestans vollständig aufhöre. Das neutrale Gebiet ist aber danach angethan, namentlich zu einer dieser Erscheinungen zu führen. Das ist der Grund, weshalb die Theorie des „upper Oxus state“, ja auch eines Vasallen Englands, unter keiner Bedingung unsererseits zugelassen werden kann, um so weniger, da die Engländer mit der Abhängigkeit von Afghanistan noch nicht zufrieden, anfangen, Kafiristan ihrer Macht unmittelbar zu unterstellen. Es liegt übrigens unter allen Umständen klar zu Tage, daß früher oder später die beiden Mächte — Rußland und England — an der einzigen natürlichen Grenze, dem Hindukusch, in gegenseitige Berührung kommen. Erfolgt diese Berührung auf friedliche Weise, so verspricht sie für die ganze Welt große und wohlthätige Folgen. Wenn aber eine der beiden Mächte durch unmäßige Forderungen, durch eine unaufrichtige Haltung oder durch irgend welche andere Effecte die gerechte Unzufriedenheit der anderen erregt, so ist das Resultat ein Krieg, dessen verheerende Folgen schwer vorauszusehen sind. Heben wir nur hervor, daß schon jetzt die Engländer, um sich für den Erfolg in diesem Kriege möglichst große Chancen zu schaffen, ihre Macht über den Indus hinaus ausdehnen, und offen sagen, daß nicht ostindische Truppen, sondern eine turkmenische Reiterei, von geschickten Offizieren geführt, Indien gegen Rußland vertheidigen wird.“

Krahmer.

*) Oberst Wenjukow: Die russisch asiatischen Grenzlande. Aus dem Russischen übertragen von Krahmer, Hauptmann im Königl. Preuß. Großen Generalstabe, 1874. Leipzig, F. W. Grunow.

Digitized by Google

Zur Reichseisenbahnfrage.

Von Max Wirth.*)

Ein besonderer Vorzug des Staatsbahnsystems in Beziehung auf die Eigenthumsverhältnisse liegt darin, daß das Eisenbahnnetz rationeller ausgebaut werden kann, daß folglich entbehrliche Concurrenz vermieden und dadurch Nationalkapital erspart wird. Das herrschende System der Concessionirung verhütet zwar, daß Concurrenzbahnen dicht bei parallelstehenden angelegt werden können. Hingegen verhindert es nicht, daß Eisenbahnen gleicher Richtung in solcher Entfernung angelegt werden, daß sie immer noch in einem gewissen Grade concurrenzfähig bleiben. Der Nachtheil, welchen die längere Linie gegenüber der kürzeren wegen der höheren Fracht erleidet, pflegt dann durch Differentialtarife ausgeglichen zu werden, welche, wie wir weiter unten sehen werden, große Ungerechtigkeiten gegen die lokale Bevölkerung mit sich bringen. Wir wissen, daß die Concurrenz, d. h. die echte freie Concurrenz vieler Produzenten, wo solche möglich ist, allerdings eine bessere Bedienung des Publikums zur Folge hat. Dieß kann aber keineswegs von der Concurrenz der Eisenbahnen behauptet werden, welche der Natur der Sache nach in ihrem Wettbewerb auf höchstens zwei oder drei Linien beschränkt bleiben muß. Denn solche industrielle Wettkämpfe endigen, wie die ältere Erfahrung in Großbritannien gelehrt hat, doch stets zuletzt mit der Verabredung der Concurrenten zum Nachtheil des Publikums. In manchen Fällen, wo die Anlegung einer zweiten Concurrenzbahn gar nicht durch die Bedürfnisse des Verkehrs geboten war, hat sie geradezu eine Kapitalvergeudung zur Folge, welche anderen rentableren Erwerbszweigen die Betriebsmittel schmälert. Auch aus diesem Grunde hat das Staatsbahnsystem einen großen Vorzug, weil der Staat sich mit den vorhandenen Linien begnügen kann, so lange sie für den bestehenden Verkehr ausreichen, weil er erst dann zur Anlage einer neuen Bahn in derselben zu schreiten braucht, bis die alte mit zwei Geleisen versehen und nach und nach vollkommen besetzt ist. Auch in der todten Last wird auf diese Weise gespart und dadurch eine bessere Ausnützung des Betriebsmaterials herbeigeführt. Diese ökonomische Zurathehaltung des Kapitals drückt auf den Zinsfuß und hat deshalb die Folge, daß die Betriebsmittel der anderen Industriezweige geschont werden, daß die Produktion stärker genährt wird, welche dann rückwirkend auch den Eisenbahnen einen reichlicheren Personen- und Güterverkehr zuführt.

*) Vgl. Grenzboten 1876, III. Quartal, S. 281. 352, IV. Quartal S. 499.

Digitized by Google

Was den Eisenbahnbetrieb betrifft, so liegen die Vortheile des größeren Umfanges des Betriebs auf flacher Hand, dem System der Staatsbahnen gebührt also auch in dieser Beziehung der Vorzug, insofern sie ein größeres Netz umfassen, als jede der Privatbahnen, mit welchen sie verglichen werden können. Insofern ergiebt sich auch ein Vortheil der Reichsbahnen vor den einzelnen Staatsbahnen. Wir sind nicht gewillt, alle die mannigfachen Uebelstände des gegenwärtigen Eisenbahnbetriebs im deutschen Reiche mit seinen ca. 70 selbständigen Verwaltungen und seinen 500 verschiedenen Tarifen auf's Neue bis in's Detail zu verfolgen oder zu wiederholen, was bereits in den preußischen Motiven oder in den Schriften von Maybach und Weizmann an Unzuträglichkeiten dieser vielköpfigen Verwaltungen nachgewiesen ist. Wir wollen nur einige Hauptpunkte hervorheben, in welchen der Reichsbetrieb den Vorzug verdient. 1) Das ganze Betriebsmaterial wird mehr nach übereinstimmenden Mustern fabrizirt, so daß wie bei den amerikanischen Nähmaschinen jeder Theil derselben Gattung von Wagen an jedem einzelnen Wagen verwendet werden und bei nöthigen Reparaturen ausgewechselt werden kann. Dadurch wird nicht nur Zeit gespart, sondern auch Kosten, weil Einzelreparaturen viel theurer sind, als wenn die Stücke im Großen fabrizirt und blos ausgewechselt werden. Ferner wird eine bessere Ausnützung der Wagen bewirkt, weil dieselben nicht so lange zur Reparatur leer stehen. Zwar ist der Verein der deutschen Eisenbahnverwaltungen auf Anregung des preußischen Handelsministers bemüht, die im französischen Krieg gemachten Erfahrungen auszunutzen, da nämlich während desselben durch die Verschiedenheit des Materials häufige Verzögerungen eingetreten waren, so sucht man Normalschablonen für das Untergestell der Güterwagen, sowie auch für die Personenwagen und Locomotiven zu vereinbaren. Allein bis alle diese Vereinbarungen zum Ziel geführt haben, pflegt eine so lange Zeit zu verstreichen, daß gerade dadurch der Vorzug des größeren Complexes erwiesen wird. Nicht blos dadurch indessen, daß jede einzelne Schraube am ganzen deutschen Wagenpark auf jeden einzelnen Wagen paßt, würde das Reichseisenbahnsystem den Vorzug verdienen, sondern auch dadurch, daß gewisse technische Verbesserungen rascher und leichter eingeführt werden können. In neuester Zeit behaupten z. B. hervorragende englische Ingenieure, daß bei den Güterwagen sämmtlicher Eisenbahnen eine gewisse Verschwendung dadurch herrsche, daß dieselben bloß aus Rücksicht auf die schwerste Last gebaut werden, nämlich so, daß jeder einzelner Güterwagen die für sein Kaliber bestimmte schwerste Last soll tragen können. Die Folge davon ist, daß der größte Theil der Güterwagen, weil er weniger als die schwerste Beladung hat, nicht bloß überflüssigerweise zu schwer gebaut ist, mehr Holz und Metall enthält als nöthig ist und daher theurer zu stehen

Digitized by Google

kommt, sondern daß sie auch mehr todte Last, als absolut erforderlich ist, führen und dadurch den Kohlenverbrauch steigern. Es ließen sich daher an der Construction der Güterwagen zweierlei ökonomische Verbesserungen anbringen: erstens, indem man das Eisen durch Stahl ersetzt; wegen seiner größeren Zähigkeit und Dauerhaftigkeit genügt ein geringerer Gewichtstheil von Stahl für denselben Zweck, und es wird dadurch nicht bloß eine Ersparniß in den Herstellungskosten erzielt, sondern auch in den Betriebskosten durch die Verminderung der todten Last. Zweitens: wenn man mehrere Gattungen von Wagen für schwere und leichte Lasten baut, so können die Letzteren auch viel leichter im Holz construirt werden. Ein englischer Ingenieur glaubt dadurch eine Verminderung der todten Last um ungefähr 25% erzielen zu können. Eine kleine Eisenbahngesellschaft ist nun allerdings nicht so gut im Stande, eine solche Verbesserung zu adoptiren, weil sie keine zu große Auswahl von Güterwagen halten kann und fürchten muß, daß ihr zu oft welche leer stehen bleiben; der große Complex hingegen kann die Wagen der verschiedenen Kaliber viel besser nach den Bedürfnissen der einzelnen Gegenden vertheilen und dadurch sowohl in den Anschaffungs- wie in den Betriebskosten größere Ersparnisse erzielen.

Auch durch das bessere Ineinandergreifen der Züge und die bessere Ausnützung der Wagen muß beim Reichseisenbahnsystem die todte Last bedeutend vermindert werden. Es besteht allerdings jetzt schon der Brauch, daß die Wagen fremder Gesellschaften so viel als möglich wieder beladen an den Ursprungsort zurückgeschickt werden. Allein in Zeiten der Verkehrsstockung lassen die Eisenbahnverwaltungen natürlich lieber die fremden Wagen leer zurückgehen und benützen ihre eigenen. Durch dieses Leerlaufen werden aber sowohl die Wagen stärker als nöthig abgenützt, als auch mehr Brennmaterial als nöthig verbraucht. Maybach berechnet, daß z. B. von den Güterwagen auf den preußischen Eisenbahnen im Jahr 1874 nur $^2/_3$ beladen und $^1/_3$ unbeladen gefahren sind, und daß, wenn nur die Hälfte dieser Leerfahrten hätte vermieden werden können, eine Ersparniß von ungefähr 33 Millionen Mark hätte erzielt werden können.

Auch die Vereinfachung der Verwaltung namentlich des Transportdienstes würde bedeutende Ersparungen mit sich bringen, weil einestheils die Zahl der Instratirungen ermäßigt werden und bei der Güterversendung alle jene Umwege vermieden würden, welche jetzt nur durch Differentialtarife aufrecht erhalten werden. Wenn Güter kraft der Letzteren einen Umweg von 10 oder 20 Meilen machen können, so ist natürlich der auf diesem Umwege gemachte Mehrverbrauch an Kohlen und Betriebsmaterial hinausgeworfen. Dazu kommen noch die militärischen Rücksichten. In dieser Beziehung verdienen die nachfolgenden

Digitized by Google

Worte eines Fachmannes über die Erfahrungen im deutsch-französischen Kriege Beachtung: „In dem Kriege mußte die Verwaltung der Eisenbahnen, obendrein in Feindesland, von einem Beamtenheere geführt werden, wie es vielgestaltiger und bunter bis in die kleinsten Einzelheiten des Dienstes nicht gedacht werden kann und mit einem Betriebsmaterial, das in seinen Abweichungen hunderte von Verschiedenheiten aufwies und alle Augenblicke unbrauchbar wurde, weil nöthige Reparaturen nicht sofort beseitigt werden konnten, sondern erst Ersatzstücke aus der Heimath beschafft werden mußten. Die Schwierigkeiten, unter solchen Umständen eine einheitliche Verwaltung zu schaffen, die nicht nur den Ansprüchen unserer Kriegsleitung zu folgen vermochte, sondern auch die nothwendigsten Verkehrsbedürfnisse der ohnehin von dem Kriege hart betroffenen Bevölkerung berücksichtigte, sind aus der Ferne kaum zu bemessen. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei erwähnt, daß die in Weißenburg errichtete, später nach Straßburg verlegte Betriebscommission, deren Linien von Weißenburg nach Nancy, Basel, Dijon und Dôle reichten, ihren Personalbedarf von 42 verschiedenen Verwaltungen entlehnt hatte, von denen nur bei 8 darunter befindlichen Staatsbahnverwaltungen in Organisation und Dienst Uebereinstimmung bestand. Welches Vortheiles erfreute sich dagegen die einheitlich und auf den Krieg organisirte Telegraphie und Post. Es fehlte bei den Bahnen an Allem, was zur Einheit nöthig ist, mit Ausnahme der unermüdlichsten Dienstfreudigkeit und Pflichttreue — nicht eine Instruction war vorhanden, selbst Karten fehlten."

Was den Tarif betrifft, so sind wir keine Anhänger des Wagenraum- und Collotarifs, weil derselbe nur einzelne Klassen auf Kosten des Ganzen begünstigt, und weil derselbe entweder zu einer allgemeinen Erhöhung des Tarifs nöthigt, oder zu einem Deficit im Ertrag führt. Wir gehören auch keineswegs zu denjenigen, welche sich von dem System der Reichsbahnen eine allgemeine Ermäßigung der Tarifsätze versprechen. Allein wir erwarten davon eine Beseitigung der Härten der Differentialtarife, der Mißhandlung des Lokalverkehrs, weil das Gesammtnetz nicht genöthigt ist, die Concurrenz auf Tod und Leben zu führen, wie einzelne Gesellschaften. Es sollte in Zukunft die Anomalie nicht mehr vorkommen, daß ganze Eisenbahnwagen von Berlin nach Straßburg geringere Fracht zahlen als von Berlin nach Mainz. Gerade gegenwärtig hat man die beste Gelegenheit, im Verkehr zwischen Deutschland und Oesterreich zu studiren, zu welchen Auswüchsen die Differentialtarife führen. Es ist erst kürzlich in einer Denkschrift des industriellen Clubs zu Wien nachgewiesen worden, daß die Fracht von New-Castle in England nach Pest billiger zu stehen kommt, als von Aussig in Oesterreich nach Pest. Wie ich aus sicherer Quelle weiß, ist die chemische Fabrik in Aussig gegenwärtig genöthigt, Sen-

Digitized by Google

dungen, die nach Pest bestimmt sind, erst in's deutsche Reich auszuführen, um sie dort der nächsten Hauptstation für Pest zu übergeben. Aehnliche Anomalien kommen auch innerhalb des Landes vor. Eine Kiste von gleichem Gewicht, die auf der Südbahn von Triest nach Wien 12 fl. kostet, hat von Triest über Wien nach Paris nur fl. 7 zu zahlen!

Wir glauben hiermit genügende Gründe für die Vorzüge des Staatsbahnsystems aufgeführt zu haben, ohne uns in Einzelheiten einzulassen, welche nur den speciellen Fachmann interessiren können. Auch haben sich die Argumente, welche bis jetzt gegen das Staatsbahnsystem vorgebracht worden sind, als so schwach erwiesen, daß man erst wieder Gründe hören müßte, um sich zu neuen Erörterungen darüber veranlaßt zu sehen. Merkwürdigerweise sind gerade die zwei gewappnetsten Gegner der Reichsbahnen Anhänger des Staatsbahnsystems, nämlich Moritz Mohl und Freiherr von Varnbüler. Principiell ist aber eigentlich, nachdem man den Vorzug des Staatsbahnsystems anerkannt hat, nichts mehr gegen die Reichsbahnen vorzubringen, denn was für das Erstere, gilt nicht auch nicht bloß für die Letzteren, sondern das Reichsbahnsystem stellt ebenso gut eine höhere Ordnung her gegenüber dem der einzelnen Staaten, wie das Staatsbahnsystem gegenüber dem Privatbahnsystem. Jene beiden tüchtigsten Gegner des Reichseisenbahnsystems kämpfen eigentlich nur für die Erhaltung des Staatseisenbahnbesitzes in Würtemberg, Baden, Baiern und Sachsen und zum Theil mit Gründen, welche eine aufmerksame Beachtung verdienen. Die Berechnung des eventuellen Kaufschillings, welcher für die deutschen Eisenbahnen vom Reich zu erlegen wäre und mit welcher Freiherr von Varnbüler vor dem Kauf abzuschrecken sucht, scheint uns freilich gar nicht begründet. Er verwendet Elemente zur Berechnung des Kaufschillings, welche nicht zum Reinertrag gehören. Wenn nämlich der Reinertrag als Basis dieser Berechnung angenommen wird, dann ist noch festzustellen, welche Periode zur Berechnung des Durchschnittes des Reinertrags gewählt werden soll, und welcher Maßstab für solche Bahnen gelten soll, die zu kurz errichtet sind, um schon eine solche Periode aufweisen zu können. Wir haben schon früher erwähnt, daß die letzten fünf Jahre des Betriebs, welche in dem preußischen Expropriationsgesetze festgesetzt sind, eine zu kurze Frist sind, um den Reinertrag richtig zu bemessen, weil diese fünf Jahre leicht in Perioden außerordentlichen Aufschwunges oder außerordentlichen Niederganges fallen können und dann das zur Basis genommene Reinerträgniß in dem einen Fall den Käufer, in dem andern Fall den Verkäufer benachtheiligen würde. Um sicher zu gehen, müßte eine so lange Periode dem Durchschnitt des Reinertrags zu Grunde gelegt werden, daß die Zeiten des Auf- und Niedergangs sich ausgleichen. So weit die Erfahrungen

Digitized by Google

und geschichtlichen Aufzeichnungen über die Bewegung des Handels reichen, kann man aber zu einer einigermaßen sicheren Berechnung keine kürzeren als 20-jährige Perioden annehmen. Da nun mehr als die Hälfte der Eisenbahnen kürzeren Datums ist, so scheint uns überhaupt diese Durchschnittsberechnung des Reinertrags lange nicht so viel Garantien der richtigen Beurtheilung zu bieten, als der Durchschnitt des Börsenkurses. Der Marktpreis ist unserer Ansicht nach die sicherste Schätzung des wahren Werthes, wenn er in einem solchen Durchschnitt genommen wird, daß die durch die Tagesspeculation hervorgebrachten kleinen Schwankungen ausgeglichen werden. Denn bei der Herstellung des Börsenkurses wirken nicht bloß die competentesten Richter mit, sondern auch alle betheiligten Interessenten der beiden einander entgegengesetzten Richtungen. Das Interesse pflegt aber stets die schärfsten Augen zu haben und alle Elemente der Preisbildung mit dem größten Scharfsinn aufzuspüren und zu beurtheilen. Unter den Interessenten sind der Verkäufer und der Kaufliebhaber repräsentirt. Dieselben haben längst alle Verhältnisse der Eisenbahnen studirt; sie stützen sich bei ihrem Urtheil und ihrer Schätzung nicht bloß auf den Reinertrag, sondern auch auf die Art und Weise, wie für die Erhaltung und Erneuerung der Bahn gesorgt wird, welcher Punkt für den Käufer der wichtigere Faktor der Schätzung sein muß, während für den Verkäufer natürlich der Reinertrag maßgebend ist. Aus dem Durchschnittsergebniß der Schätzung dieser beiden Faktoren bildet sich der richtige Marktpreis. Deshalb ist der Börsenkurs nach einem angemessenen Durchschnitt derjenige Preis, welcher dem wahren Werthe am nächsten kommt. Der Reinertrag ist, abgesehen von dem schon oben angegebenen Bedenken, auch deshalb ein unsicherer Maßstab, weil die Sorge für die Erhaltung und Erneuerung der Bahnen nicht bei allen Verwaltungen dieselbe ist. Wir haben dies bereits oben an einem eclatanten Beispiele gesehen. Weit entfernt, die Frage von dieser Seite zu beleuchten, begnügt sich Freiherr v. Varnbüler nicht einmal mit dem Reinertrag, sondern zieht auch noch einen Theil der Erneuerungskosten als Elemente der Berechnung des Kaufschillings der Eisenbahnen herein. Offenbar ist dieses Verfahren aber nicht zulässig. Der Eigenthümer eines Gutes kann unmöglich den zur ordnungsmäßigen Erhaltung und Erneuerung desselben nothwendigen Aufwand mit als Faktor zur Berechnung des Kaufschillings verwenden. Solle es überhaupt geschehen, so kann derselbe nur als Element zur Beurtheilung des Reinertrags dienen, insofern nämlich, als dieselbe Höhe des Reinertrages bei zwei Bahnen in Wirklichkeit einen ganz verschiedenen Werth repräsentiren kann, je nachdem die Eine ihren Erneuerungsfonds gut, die Andere schlecht versorgt hat. Zum Reinertrag können diese Ausgaben nicht gezählt werden. Ueberhaupt kann als Reinertrag, wie er zur Basis der Werthschätzung einer Eisenbahn dienen soll, nur derjenige

Digitized by Google

Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben anerkannt werden, welcher als Zins und Dividende an die Eigenthümer vertheilt wird. Dadurch fällt aber das ganze Gebäude der Argumentation, welches v. Varnbüler aufgeführt hat, um zu beweisen, daß das Reich einen Kaufschilling von 10 Millionen Mark zahlen müßte, d. h. eine Summe, deren Verzinsung durch den gegenwärtigen Reinertrag nicht gedeckt sein würde, so daß das Reich genöthigt wäre, noch aus Staatsmitteln darauf zu zahlen. Wie auch die Schätzung des Werthes und die Art der Eigenthumsübertragung vorkommenden Falls eingerichtet werden möchte, so viel glauben wir fast wie ein Axiom hinstellen zu dürfen, daß das Reich als Kaufschilling in Gestalt von Reichseisenbahn-Obligationen nicht mehr zu zahlen genöthigt sein kann, als es mit dem gegenwärtigen Reinertrag zu verzinsen vermag.

Die Werthschätzung der Eisenbahnen ist nur in dem Falle schwierig, wo eine Bahn erst so kurze Zeit dem Betrieb übergeben ist, daß der Reinertrag noch nicht seine normale Grenze erreicht haben kann und der Börsenkurs der Aktien unter dem verhältnißmäßigen Antheil am Baukapital steht. Um für solche Fälle zu sorgen, könnte man sich vielleicht damit helfen, daß unter gewissen Voraussetzungen dem Verkäufer die Wahl gelassen wird, ob er den Betrag des Börsenkurses oder des Baukapitals als Kaufschilling zu beziehen wünscht. Wir müssen uns auf diese Andeutung beschränken, da ein näheres Eingehen auf diese Frage zu weit abführen würde.

Ein noch weniger stichhaltiger Einwand Varnbülers betrifft die eventuelle künftige Rentabilität der Reichsbahnen. Derselbe schließt aus dem Umstande, daß die Reichsbahnen in Elsaß-Lothringen die höchsten Betriebsausgaben und den geringsten Reinertrag haben, daß auch künftig die deutschen Eisenbahnen in Händen des Reiches einen sehr schlechten Ertrag ergeben und die Finanzen des Reichs ruiniren würden, während gegenwärtig gerade die Eisenbahnfinanzen der süddeutschen Staaten nichts zu wünschen übrig lassen. Herr v. Varnbüler unterläßt aber dabei zu bemerken, daß die großen Kosten und der schlechte Reinertrag der Eisenbahnen des Reichslandes von zwei Ursachen herrührt, welche bei dem Gesammtnetz der Eisenbahnen wegfallen würden. Die erste Ursache ist die, daß man aus politischen Gründen auf den elsaß-lothringischen Eisenbahnen ungewöhnliche Erleichterungen bewilligt hat, welche den Grundsätzen des rationellen Betriebes zuwiderliefen. Die zweite Ursache war die Einführung des Collo- und Wagenraumtarifs. Seit diesem Experiment hat sich auch die Reichsregierung überzeugen können, daß man bei der Eisenbahn-Tarifirung die Klassification der Waaren nach dem Werthe nicht entbehren kann, weil ohne dieselbe, wenn die Waaren nach *einer* Schablone tarifirt werden, zweierlei Fälle sich denken lassen. Will die Verwaltung einen solchen

Digitized by Google

Frachtertrag beziehen, daß sie keinen Schaden hat, so muß sie den Tarifsatz so hoch stellen, daß die geringerwerthigen Waaren des allgemeinen Verbrauchs bedeutend höher als gegenwärtig taxirt werden. Will die Verwaltung dies aber nicht, dann erhält sie einen großen Ausfall, welcher aus anderen Mitteln gedeckt werden muß. Die Reichsregierung würde sich also wohl hüten, den Collo- und Wagenraumtarif auf sämmtlichen Bahnen einzuführen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß sie dieses System auch auf den Bahnen im Reichsland wieder aufheben wird, sobald man sich einmal über die Grundsätze der künftigen einheitlichen Tarifeinrichtung geeinigt haben wird, wozu die Beschlüsse der Tarif-Enquête-Conferenz als ganz brauchbares Material dienen können.

Gewichtiger ist der Einwand von Moritz Mohl, welcher auf die Thatsache hinweist, daß die preußischen Staatsbahnen bis jetzt einen geringeren Ertrag abgeworfen haben, wie die Privatbahnen und die Staatsbahnen Süddeutschlands. Da die künftigen Reichsbahnen, wie es in der Natur der Dinge liegt, dieselbe Verwaltung wie die preußischen Staatsbahnen erhalten würden, so würde das deutsche Eisenbahnnetz in Zukunft daher einen geringeren Ertrag abwerfen als bisher. Die Mittelstaaten würden daher nicht bloß der Gefahr ausgesetzt werden, daß die Ueberschüsse ihrer gut rentirenden Bahnen dazu verwendet würden, die ärmeren Gegenden Norddeutschlands mit Eisenbahnen auszustatten, sondern daß sie nach ihrem Antheil an den Reichsfinanzen auch noch dazu beitragen müßten, den etwaigen Ausfall der Reichsbahnen zu decken. Dieser Einwand verdient in der That Berücksichtigung, obgleich dabei auch der Grundsatz beachtet werden muß, daß der Vortheil, einem großen, mächtigen, geachteten und gefürchteten Staatsorganismus anzugehören, auch natürlich gewisse Pflichten im Gefolge haben muß. Die genannten Eventualitäten werden jedenfalls einen Gegenstand der Unterhandlung bilden müssen, sobald mit dem Uebergang der Eisenbahnen an das Reich Ernst gemacht werden sollte. Dann wird ja das erste Bedenken schon durch die angemessene Festsetzung des Kaufschillings beseitigt werden können. Die zweite Besorgniß ließe sich etwa durch eine Art Garantie bannen, welche doch bloß nominell sein würde, denn es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Eisenbahnen in Zukunft einen höheren und nicht einen geringeren Ertrag abwerfen werden. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß die Ursache der geringeren Rentabilität der preußischen Staatsbahnen nicht in einem Fehler der Verwaltung liegt, sondern in dem Umstande, daß Preußen erst in einer Periode zu der Errichtung, beziehungsweise Erwerbung von Staatsbahnen kam, als Privatbahnen erster Klasse bereits das Fett abgeschöpft hatten. Die guten Bahnen werden daher auch in den Händen der preußischen oder der Reichsverwaltung ebenso gut als bis jetzt rentiren, wahrscheinlich aber aus den bereits angeführten Gründen noch besser.

Digitized by Google

Wir halten es aber nicht einmal für erforderlich oder wünschenswerth, die Mittelstaaten zur Uebergabe ihrer Staatsbahnen an das Reich zu zwingen; denn da dieselben an sich schon große Complexe umfassen und gut verwaltet sind, so können mit ihnen dieselben ökonomischen und militärischen Zwecke auch durch eine angemessene Reichsaufsicht und Einfügung in das Reichsnetz erzielt werden. Mit der Zeit werden es die Mittelstaaten vielleicht in ihrem eigenen Interesse finden, freiwillig auf diese selbständige Verwaltung zu verzichten, indem sie nacheinander den Betrieb und das Eigenthum an das Reich abtreten, wenn es sich zeigen sollte, daß dieses mit seinem größern Complex doch im Stande ist, den Betrieb billiger zu führen, so daß die Obligationen des Kaufschillings eine bessere Rente abwerfen würden, als der wirkliche Reinertrag ihrer Staatsbahnen in eigener Verwaltung. Vorläufig genügt es also vollständig, wenn das Reich nur die preußischen Staatsbahnen und die deutschen Privatbahnen erwirbt.

Es bleibt nun noch zu untersuchen, ob diese Maßregel auf dem Wege freien Kaufvertrages oder auf dem der Expropriation erfolgen soll. Man darf sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß der Weg des freien Kaufvertrages alle Leidenschaften der Börsenspekulanten entfesseln würde, die bekanntlich in der Wahl ihrer Mittel nicht verlegen sind. Man muß sich nur erinnern, wie es bei der Gründung der meisten Privateisenbahnen zugegangen ist. Es ist ein offenes Geheimniß, daß schon bei der Erwerbung der Concession bei den meisten Eisenbahnen in allen Ländern gewisse Geschäfte gemacht zu werden pflegten, welche eigentlich gesetz- und pflichtwidrig sind, aber mit dem Schleier milder Nachsicht bedeckt werden. Fast überall erhielten nämlich einflußreiche Personen für die Ausmittlung der Concession Werthgeschenke, zum größten Theil von sehr hohen Beträgen. Man nennt heute noch in manchen Ländern die Summen und deutet mit den Fingern auf die Personen, welche plötzlich aus nicht offenen Gründen reich geworden sind. Dies ist auch noch einer der Gründe gegen das Privatbahnsystem, welche wir oben nicht mit angeführt haben. Nun sind wir freilich von der Characterfestigkeit der oberen Reichsbehörden zu vollkommen überzeugt, um glauben zu können, daß sie irgend einem eigennützigen Einfluß zugänglich sein konnten, allein die Werkzeuge, mit denen sie zu thun haben, die Experten, die Umgebung werden nicht alle aus Heiligen bestehen, und es wird da ohne Zweifel ein gewisser Spielraum zur Corruption von Staatswegen eröffnet. Nun kommen dazu alle die künstlichen Mittel, welche die Interessenten der Bahnen in Begegnung setzen werden, um den Werth höher erscheinen zu lassen, als er ist. Soll der Börsenkurs zur Basis gelegt werden, dann wird man im Augenblick, wo der Entschluß feststeht, die Curse der Aktien mit allen künstlichen Mitteln zu steigern suchen. Wird der Rein-

Digitized by Google

ertrag zu Grund gelegt, so wird man diesen so hoch als möglich zu berechnen suchen. Zu diesem Zweck wird man an den Verwaltungs- und an den Erneuerungskosten so viel als möglich zu sparen suchen, man wird alle irgend entbehrlich Angestellten entlassen und die Schienen, Schwellen, Wagen und Locomotiven so wenig als möglich erneuern, sondern bis auf's Aeußerste ausnützen. Dadurch würde aber nicht blos der Käufer über den wahren Werth der Eisenbahnen getäuscht, sondern auch die Sicherheit und das Leben des Publikums in einer Art gefährdet, welche nicht verantwortet werden könnte. Wenn sich die Reichsbehörden durch alle diese Machinationen auch über den wahren Werth der Bahnen nicht täuschen ließen, so könnten sie das Unglück doch nicht wieder gut machen, welches durch Eisenbahnunfälle hervorgerufen würde, die durch eine solche Verlotterung des Materials verursacht würden.

Wir müssen uns schon aus diesen Gründen allein für den Weg der Expropriation erklären. Demselben steht in Preußen allerdings das oben erwähnte Gesetz im Wege, weil dasselbe einen zu schwankenden und unbilligen Maßstab der Entschädigung festgesetzt hat. Denn bei einer Expropriation im gegenwärtigen Augenblick würden die guten Bahnen einen unbillig hohen monopolistischen Entschädigungspreis erhalten, während die schlechten zu sehr verkürzt würden. Man wird in dieser Beziehung eben abwarten müssen, bis eine solche 5-jährige Betriebsperiode verflossen ist, in der keine solche abnorm hohen Betriebsergebnisse vorkommen, wie in den Jahren 1870—72. Wartet man z. B. bis zu dem Augenblick, wo die Betriebsergebnisse des Jahres 1877 vorliegen, so wird der 5-jährige Durchschnitt wahrscheinlich eine bedeutend geringere Summe darstellen. Vielleicht kann der Reichsregierung auch eine alternative Befugniß ertheilt werden, so daß sie zuerst den Weg des freien Kaufvertrages versuchen und zuletzt den der Expropriation beschreiten kann, wenn Ersterer kein Resultat gehabt hat. Die Fehler der früheren preußischen Eisenbahnpolitik treten eben überall hindernd in den Weg. Dies ist aber kein Grund, dieselben in Ewigkeit fort zu ertragen, sondern vielmehr ein Motiv, denselben so bald als möglich ein Ziel zu setzen, wenn es auch nicht ohne Opfer abgeht.

Altgriechische Freimaurerei.

Die Ueberschrift ist cum grano salis zu nehmen. Gemeint sind die Mysterien der althellenischen Welt und die Geheimbünde, die jene Bräuche und Lehren neben der allgemeinen Volksreligion fortpflanzten. Nicht gemeint ist

Digitized by Google

damit, was früher ziemlich allgemein und noch vor Kurzem in manchem Kreise der Freimaurerei angenommen wurde, daß nämlich die Mysterien ein Glied in der Entwickelung der Letzteren gewesen seien. Noch vor nicht sehr langer Zeit, in den Tagen, wo die Schelling'sche Philosophie blühte, wo auch die „profane" Wissenschaft an eine Urweisheit der Menschheit glaubte und Mangel an geschichtlichem Sinne auf dem Gebiete der alten Culturwelt vielfach Phantasiespiele gestattete, liebte man es, die Anfänge der Maſonei in das höchste Alterthum zu verlegen. Namentlich geschah dieß in den Logen selbst, wo man die „Königliche Kunst" zu ehren vermeinte, wenn man sie für eine solche ausgab, deren Leben nach Jahrtausenden zählte. So warf man ohne Bedenken alles, was in der antiken Welt und dann im Mittelalter einige Aehnlichkeit mit den geheimen Bräuchen und Lehren der Maurerei erkennen ließ, mit dieser in einen Topf. Die Vereinigungen der ägyptischen Priester, die Pythagoräer, die jüdischen Essäer, die Templer wurden allen Ernstes für Erscheinungen angesehen oder wenigsten erklärt, die Stufen in der Herausbildung des Ordens oder Bundes bezeichneten. Auch die griechischen Mysterien und die Genossenschaften, die sich um sie gruppirten, sind in diese Fabelküche hineingezogen worden.

Wir brauchen nicht zu beweisen, daß dieß in der That Aberglaube und ungeschichtliche Betrachtung der Dinge ist. Wenn wir gleichwohl für unser Thema den Titel „Altgriechische Freimaurerei" wählten, so mag sich derselbe vor denen, welche Kenntniß von masonischen Ceremonien und Doctrinen haben, durch die folgende Mittheilung rechtfertigen. Wir haben, wie gezeigt werden wird, in den Mysterien eine der Maurerei verwandte Erscheinung vor uns, wenn auch mit nichten eine blutsverwandte, keine solche, in der irgend eins von den jetzt existirenden Systemen, nach welchen maurerisch „gearbeitet" wird, gleichsam das Denken und Thun seiner Ahnen zu erblicken hätte. Sie beruhten auf der Sehnsucht und dem Streben, neben der Volksreligion ein Höheres zu gewinnen, mehr Reinheit der Seele zu erwerben und mehr vom Geheimniß des Jenseits zu erfahren, als die profane Welt zu gewähren schien; sie verbanden die Wissenden zu einer nach Außen abgeschlossenen Genossenschaft, und sie waren, wie schon ihr Name sagt, zum großen Theil von Geheimniß umhüllt. Das ist so ziemlich alles, worin sie dem Organismus der Freimaurerei bis zu einem gewissen Grade ähneln. Ein Menschheitsbund, der keinen Unterschied der Völker und Religion kennen soll, waren sie nicht. Ebenso wenig standen sie mit ihren Bestrebungen abseits vom Staate und den Göttern des Landes. Endlich existirt zwischen den Mysterien der Tage, wo Perikles und Platon lebten, und den Mysterien der Loge kein Zusammenhang der Art, daß jene auf die Gestaltung dieser irgend welchen natürlichen Einfluß gehabt hätten.

Digitized by Google

Wir kommen jetzt zur Darstellung unseres Gegenstandes in den Einzelnheiten, wobei wir uns theils Schömann, theils Duncker anschließen und gelegentlich auch Prellers Meinung hören werden. Es gab in der althellenischen Welt verschiedene Mysterien, je nach den Gottheiten, die ihren Mittelpunkt bildeten. Auf der Insel Samothrake gruppirten sie sich um die geheimnißvollen Kabiren, Götter oder Dämonen, deren Kultus von den phönizischen Einwanderern der Urzeit eingeführt worden war. Durch ganz Griechenland ferner waren die gleichfalls im Geheimen arbeitenden Logen der Orphiker verbreitet, welche als ihren Stifter den fabelhaften Dichterheros Orpheus verehrten und sich an aus dem Orient nach Hellas verpflanzte Vorstellungen anlehnten, die in der Hauptsache auf eine Erbsünde des aus der Asche der götterfeindlichen Titanen entsprossenen Menschengeschlechts, auf einen zur Büßung der alten Schuld nothwendigen Kreislauf der Seele durch irdische Leiber, einen seligen Zustand der so Geläuterten in einem besseren Leben und auf die Forderung hinausliefen, der Reinigung und Verklärung durch religiöse Weihen, durch Enthaltung von Fleischkost und Bohnen, durch Waschungen, Gebete u. dergl. zu Hülfe zu kommen. Als später, nach Alexander dem Großen, der Dienst der ägyptischen Isis in Griechenland Eingang gefunden hatte, knüpften sich an deren Tempel geheimnißvolle Feste mit wundersamen Sühnungen, Symbolisirungen und Offenbarungen, an denen nur Eingeweihte theilnehmen durften. Andeutungen, wie es dabei zuging, giebt uns ein Wissender, welcher zu Korinth in die Verbrüderung aufgenommen worden war. „Höre“, sagt er vorsichtig, „aber glaube, was davon wahr ist. Ich betrat das Gebiet des Todes, überschritt die Schwelle der Unterweltsgöttin, wurde durch alle Elemente hindurchgeführt. Dann zurückgekehrt, sah ich um Mitternacht die Sonne im hellsten Glanze; ich sah Götter des Himmels und der Unterwelt gegenwärtig und betete sie in nächster Nähe an. Hiermit habe ich dir gesagt, was du, obwohl du es gehört hast, doch nicht begreifen darfst. Nun aber will ich dir berichten, was ich ohne Sünde auch den Uneingeweihten mittheilen darf. Der Morgen war angebrochen, und nach Vollendung heiliger Gebräuche trat ich vor, angethan mit zwölf leinenen Behängen. Dann mußte ich mitten im Tempel auf eine Bühne steigen, die vor dem Bilde der Göttin errichtet ist. Mich schmückte ein buntgeblümtes Gewand von feiner Leinwand, von meiner Schulter bis zu den Fersen herab wallte ein prachtvoller Mantel mit Thierbildern in verschiedenen Farben, indischen Drachen und nordländischen Greifen. Dieser Mantel hieß der olympische Ueberwurf. In der rechten Hand trug ich eine Fackel, auf dem Haupte eine Krone von Palmenzweigen, deren Blätter gleich Strahlen hervorstanden. Dann fiel ein Vorhang, und ich wurde der versammelten Menge sichtbar. Dann folgte ein Festmahl, gleichsam zur Geburtsfeier meiner Einweihung, und am

Digitized by Google

dritten Tage wurde mit ähnlicher Feierlichkeit und einem frommen Festmahl das Ganze beschlossen."

Wir unterlassen es, auf diese Mysterien, so interessant sie sind, näher einzugehen, um Raum zu ausführlicher Schilderung derjenigen zu behalten, welche unter allen die erste Stelle einnehmen, der eleusinischen Mysterien, die sich an den Dienst der Demeter, der Persephone und des Bakchos oder, wie er in der Sprache dieser geheimen Gottesdienste hieß, des Jakchos anlehnten.

Die Erde ist in allen Naturreligionen ein Bild des Wechsels der Dinge auch im Menschenleben. Im Frühling mit seinen grünwerdenden Bäumen und seiner aufsprießenden Saat erblickt der sinnende Geist Geburt und junges Leben überhaupt; die Zeit der versengenden Sonnengluth, der Ernte und des Winters ist ihm mit ihren Erscheinungen das Gebiet des Todes, des Zurückweichens alles Gewachsenen und Gebornen in die Tiefe, in das Grab. Aus der Erde gekommen, wie das Getreide, geht der Mensch nach Verlauf seines Lebens in die Erde zurück, um — so ahnte man später — wieder zurückzukehren an das Licht. Die göttlich gedachte Erde war sein immer offenes Grab, aber auch seine ewige Mutter in dieser Zeit der Erhebung über die unterste Stufe religiösen Empfindens, Phantasirens und Denkens. Auch bei den Griechen war es so, und darum hatte die Art von religiöser Anschauung, welche mit der Zeit zu den soeben genannten Geheimdiensten und ähnlichen Cultén führte, die Verehrung der Erde und ihres Lebens zum Mittelpunkte. Das Charakteristische an den Mysterien ist, wie Preller mit Recht bemerkt, das Sentimentale, das Ekstatische, Mystische, eine Stimmung, welche mit heftiger Erregung des Gemüthes und jähem Wechsel von Lust und Schmerz verbunden und der andeutenden Naturoffenbarung mehr wie jede andere aufgeschlossen war. „Das Göttliche wurde überwiegend als Geheimniß und Wunder aufgefaßt, das man schweigend hinnehmen müsse und nur in leisen symbolischen Andeutungen vergegenwärtigen könne. Diese Symbole ließen die emportreibenden und schaffenden, wie die zerstörenden Kräfte des Lebens der Erde mit denen des menschlichen Entstehens und Vergehens, seiner geschlechtlichen und sittlichen Entwickelung zusammenfallen und wiesen in inhaltreichen Analogien auf sie hin."

In uralter Zeit war in Eleusis, einer Stadt vier Wegstunden von Athen, die geehrteste Gottheit Demeter, die Personification der Erde als Mutter der Dinge, mit ihrer Tochter Kore, welche den Gedanken der alljährlich neuergrünenden und im Herbst wieder verschwindenden Vegetation verkörperte. Dieses Kommen, Gehen und Wiederkehren von Laub und Gras wurde vom unbewußt dichtenden Volksgeist in die Mythe verwandelt, daß die Tochter der Demeter von Pluton dem Beherrscher der Unterwelt, geraubt und von der Mutter lange vergebens

Digitized by Google

gesucht worden, bis sie endlich zurückgekehrt sei, und hieran knüpften sich jeden, Frühling und Herbst festliche Bräuche, bei denen das Volk von Eleusis unter Führung seines Adels diese Mythe dramatisch darstellte. Dieselben waren also anfänglich ein rein agrarisches Fest. Als aber Athen Eleusis eroberte, es seinem Staatswesen einverleibte und jenen Cultus ebenfalls in letzteres aufnahm, erhielt derselbe, indem der Unsterblichkeitsglaube sich im Lauf der Zeiten herausbildete und feste Umrisse annahm, einen wesentlich andern Inhalt und mit demselben höhere Bedeutung. Die Ackergöttin Demeter und deren Tochter wurden in Beziehung zum Tode und dem Wiederaufleben nicht blos der Natur, sondern auch der Menschen gebracht, Persephone, die zur Gemahlin des Todtenkönigs gewordene Kore, und deren Sohn Jakchos traten an ihre Seite, und die Feste, mit denen man sich diese Gottheiten und ihr Verhältniß zur Welt der Menschen vergegenwärtigte, wurden zu beinahe völlig andern, sie wurden reicher und tiefer, und sie wurden geheim oder wenigstens in ihren wichtigsten Theilen nur den Eingeweihten zugänglich. Die Götter der Unterwelt, auf die sie sich jetzt fast ausschließlich bezogen, waren düstere, unheimliche Mächte, denen man sich nur mit Zagen und von schützenden Bräuchen umgeben nahen durfte, und deren Dienst dem Lichte und Leben des Tages fern bleiben mußte. Es bedurfte also fortan der Weihen für die, welche zu den eigentlichen Mysterien, die mit dem alten Ackerbaufeste verschmolzen waren und dessen Hauptbestandtheil bildeten, Zulaß zu finden begehrten. Indeß wurden den Suchenden keine großen Schwierigkeiten gemacht. Man nahm nicht nur Bürger von Attika auf, sondern auch Sklaven von griechischer Abstammung, ferner Hellenen jedes Stammes und Staates und später auch Römer. Nur Barbaren sollten ausgeschlossen sein; doch kamen auch in Betreff der letzteren Ausnahmen vor, wie zu Solons Zeit der Skythe Anacharsis und unter Augustus der Inder Zarmarus, indeß mußten dieselben vorher das athenische Bürgerrecht erwerben. Wer zur Theilnahme an den Mysterien zugelassen werden wollte, hatte sich an einen schon eingeweihten Athener zu wenden, der ihn einem der mit der Prüfung der sich Meldenden betrauten Priester vorstellte und ihn, wenn er diese bestanden, über alles weiter zu Beobachtende unterwies. Wer sich ohne die dann folgenden Weihen empfangen zu haben in die Heiligthümer von Eleusis eindrängte, wurde ebenso wie der, welcher sich gegen die dort verehrten Gottheiten verging, und der, welcher die Mysterien Profanen verrieth, gerichtlich angeklagt und verfolgt; denn er gab mit solchem Frevel Veranlassung, daß die Todesgötter dem Staate grollten. Der Oberpriester, von dem sogleich die Rede sein soll, konnte den Fluch über den Frevler und sein Geschlecht aussprechen, und bei besonders schweren Fällen trat dazu die Hinrichtung desselben und die Confiscation seines Vermögens.

Digitized by Google

Die Sorge für die äußere Anordnung der Mysterienfeier gehörte zu den Obliegenheiten des Basileus, des zweiten der neun Archonten, welche Athen regierten. Die oberste Leitung der Feste selbst hatte der Hierophant in der Hand, der immer aus dem alten eleusinischen Geschlechte der Eumolpiden und zwar auf Lebenszeit gewählt wurde, und dem eine Hierophantis zur Seite stand; denn auch Frauen durften an diesen gottesdienstlichen Versammlungen theilnehmen. Beide zeigten den Geweihten die geheimnißvollen Heiligthümer dieses Kultus und hatten die liturgischen Gesänge anzustimmen. Andere Beamte waren der Keryx, der die Gemeinde durch den herkömmlichen Ruf zur Andacht aufzufordern, die Gebete vorzusprechen und bei den Opfern zu helfen hatte, der Daduchos oder Fackelträger, dann ein Functionär, der griechisch ὁ ἐπὶ βωμῷ, der auf dem Altar, hieß, ein Jakchagogos, von dessen Pflichten wir später hören werden, und ein Hydranos, der bei den Waschungen und Reinigungen der Eingeweihten zu thun hatte, sowie verschiedene niedere Ministranten, zu denen noch Sänger und Musiker kamen. Alle höheren Beamten gehörten wie der Hierophant und die Hierophantis eleusinischen Adelsgeschlechtern an.

Das Ganze der Mysterien bestand aus zwei auf einander bezüglichen Festen. Das erste derselben, die sogenannten „kleinen Mysterien", wurde im Monat Anthesterion, der unserm Februar entspricht, in der atheniſchen Vorstadt Agrä am Ilissos begangen, wenn dieser Bach seine volle Strömung hatte und die ersten Blumen blühten. Es galt vorzugsweise der zu ihrer Mutter zurückkehrenden Kore, doch wurde dabei auch eine den Dionysos oder Jakchos betreffende mystische Feier vorgenommen, mit welcher sich eine auf dessen Geburt bezügliche Darstellung verbunden zu haben scheint. Endlich fehlte es dabei nicht an allegorischen Beziehungen auf Tod und Leben und verschiedenen Sühnungen und Reinigungen, zu denen man das Wasser des benachbarten Baches verwandte, und deren sich der Sage nach zuerst Herakles bedient haben sollte. Mit diesen Sühnungen und Reinigungen galten die kleinen Mysterien als Vorbereitungen auf die großen, zu denen nur die Zutritt fanden, die in jene eingeweiht worden waren. Sie waren also gewissermaßen, wenn wir freimaureriſch reden sollen, Arbeiten im ersten oder Lehrlingsgrad. Die in sie Eingeweihten hießen „Mystä"; zum zweiten Grade befördert wurden sie erst bei den großen Mysterien desselben Jahres, und die Weihe zum dritten Grade, zu „Schauenden", griechisch Epoptä, durfte nicht eher als bei den großen Mysterien des nächsten Jahres stattfinden.

Die Feier der „großen Mysterien," begann um die Mitte des Boedromion, der mit unserm September zusammenfällt, und dauerte wahrscheinlich neun Tage. Der erste derselben hieß Agyrmos, der Tag der Versammlung, indem

Digitized by Google

sich an ihm auf eine Bekanntmachung des Basileus hin, die zugleich alle Unberechtigten, alle mit Blutschuld Befleckten und alle mit Ehrlosigkeit Belasteten ausschloß, die Mysten in der Stoa Poikile, einer großen, mit Gemälden geschmückten Halle am Markte von Athen, zusammenfanden, vermuthlich um zunächst ein Opfer zu bringen. Am folgenden Tage zogen, nachdem auch der Hierophant alle Unreinen mit herkömmlichem Spruche von der Theilnahme am Feste weggewiesen, die Mysten auf den Ruf des Kerux: „Ἅλαδε, μύσται!“ — An's Meer, ihr Geweihten! — nach der nahen See, wo sie eine vorbereitende Waschung vornahmen und Reinigungsopfer von Ferkeln brachten, die vorher ebenfalls in der heiligenden Salzfluth gebadet worden waren. Die folgenden zwei oder drei Tage brachte man noch in Athen zu, indem man sich nach den Heiligthümern der Gottheiten begab, denen die Feier galt, und dort verschiedene Andachtsübungen vollzog, von denen wir indeß nichts Bestimmteres wissen.

Am 20. Boedromion brachen die Geweihten in feierlicher Procession von Athen nach Eleusis auf, um hier die Hauptacte des Festes zu begehen. Das Bild des Iakchos wurde aus seinem Tempel in Athen geholt, um, vom Iakchagogos getragen, und begleitet von der Schaar der Mysten, auf der heiligen Straße den beiden in Eleusis weilenden Göttinnen zugeführt zu werden. Dieses Götterbild trug eine Fackel. Alle Geweihten waren festlich geschmückt, mit Myrthenzweigen bekränzt und durch Fäden von safrangelber Farbe, die sie um den rechten Arm und den linken Fuß gewunden hatten, von den Profanen unterschieden. Letztere durften dem Zuge folgen, aber nicht in ihm mitgehen. Tausende von Mysten und Epopten füllten an diesem Tage die heilige Straße, und da der zurückzulegende Weg reichlich zwei Meilen betrug und man an mehreren der an ihm liegenden Heiligthümer anhielt, um gottesdienstliche Acte zu vollziehen, so werden die letzten Theilnehmer am Zuge nicht vor Einbruch der Nacht vor ihrem Endziele angelangt sein. Dieses war das (beiläufig erst nach den Perserkriegen erbaute und sehr stattliche) „Telesterion“ oder Weihehaus, wo die meisten der eigentlichen mystischen Handlungen stattfanden, ein Tempel mit einem Hofe, der ein unregelmäßiges Fünfeck von 387 Fuß Länge und 328 Fuß Breite bildete und mit einer doppelten Mauer umgeben war.

Das Erste war nun wahrscheinlich, daß man das mitgebrachte Bild des Iakchos in den Tempel zu den ihm verwandten eleusinischen Göttinnen brachte. Die Festacte der folgenden Tage mit einiger Genauigkeit zu beschreiben, sind wir außer Stande, da die alten Maurer, wenn wir die Mysten so nennen dürfen, das Gelübde der Geheimhaltung ihres Wissens im Ganzen besser zu bewahren wußten wie die modernen, über deren Ceremonien und Lehren die profane Welt mehr als zur Genüge bildlich und schriftlich unterrichtet ist. Indeß dürfen wir nach den Andeutungen alter Schriftsteller annehmen, daß sie sehr

Digitized by Google

mannigfaltiger Art waren, daß sie theils mit fröhlichen Gesängen und verzückten Tänzen, theils mit feierlichem Ernst und andächtiger Sammlung begangen wurden, und daß sie theils innerhalb der Mauern des Tempelhofes, theils im Telesterion, also unter Dach, vielleicht selbst unter der Erde, theils aber auch draußen vor dem Heiligthume stattfanden, wo dann die Höhen von den Gesängen wiederhallten und die Wellen der eleusinischen Bucht von den Fackeln erglänzten. Was wir im Folgenden sonst noch über diese Vorgänge sagen werden, wolle man im Stillen mit einem „es scheint so" oder „wie man vermuthen darf" begleiten.

Zunächst wurden abermals Waschungen und Opfer vorgenommen. Dann hörte man den herkömmlichen Reden und Sprüchen der Priester zu, durch welche die Mysten des ersten Grades in den zweiten aufgenommen, aus Geweihten in Schauende verwandelt wurden. Sie hatten dafür der Demeter ein Schwein darzubringen, und der Priester vollzog jene ihre höhere Weihe dadurch, daß er ihnen eine Purpurbinde reichte.

Die weiteren Gebräuche des Festes bestanden zunächst in einer Vorführung der Schicksale, welche Demeter erfahren, als ihre Tochte Kore ihr im Herbste vom Gotte der Unterwelt entführt worden war. Die Festgenossen trauerten laut wehklagend mit der Göttin und suchten mit ihr das verlorene Kind. Fackeln in den Händen, schweiften sie über die Berge und durch die Thäler bei Eleusis. Sie sahen am Wege von hier nach Megara den „Stein der Trauer", wo Demeter „ohne zu lächeln" gesessen hatte, und daneben den „Blumenbrunnen", von andern der „Schönreigenbrunnen" genannt, wo die Töchter des Keleos die betrübte Mutter gefunden hatten, als sie um Wasser zu schöpfen erschienen waren. Sie enthielten sich der Speise und des Trankes, wie Demeter in ihrem Kummer gethan. Sie erblickten in der Nähe der Stadt, nicht weit vom Flusse Kephissos, die Kluft, aus welcher Pluton hervorgebrochen war, um die junge Gattin in die Nacht hinabzureißen. Zuletzt wurde auch der Vorgang dargestellt, wo Demeter, nachdem Jambe, die Magd des Keleos, sie durch ihre Possen aufgeheitert, den ihr von der Königin Metanira dargebotenen Kykeon getrunken und so zum ersten Male seit ihrem Verluste wieder etwas genossen hatte. Mit Andacht trank man zuerst jenen Kykeon, ein Gemisch aus Mehl und Wasser, der mit Polei und andern Zuthaten gewürzt war, dann konnte man andere Speisen und Getränke zu sich nehmen, doch waren gewisse Nahrungsmittel und Genüsse für die heilige Zeit verboten.

Auf diesen Schmaus folgte der verborgene Theil der Feier im Innern des Tempels. Der Fackelträger erhellte die dunklen Räume desselben, der Hierophant zeigte und erklärte die hier verwahrten heiligen Dinge, der Herold wies die Mysten an, wie sie sich ferner zu verhalten hätten. Auf die Frage

Digitized by Google

des Hierophanten antworteten die Geweihten mit einer Formel, die zugleich als ihr Erkennungszeichen diente, und die folgendermaßen lautete: „Ich habe gefastet, ich habe den Kykeon getrunken, ich habe aus der Kiste genommen und gekostet, ich habe in den Korb gelegt und aus dem Korbe in die Kiste."

Was dieser Gebrauch bedeuten sollte, ist Räthsel. Duncker meint, „die Kiste war der Sarg, der den Todten barg, das Symbol der Unterwelt, der Korb war der Fruchtkorb der Demeter, ein Symbol der fruchtbaren Kraft der Erde. Das Hineinlegen aus der Kiste in den Korb (nachdem das aus der Kiste Genommene „gekostet" worden?) und aus dem Korbe in die Kiste war der Wechsel zwischen Absterben und Keimen, zwischen Tod und Leben, ein Symbol des aus dem Tode neu erstehenden Lebens". Vorsichtiger äußert sich Schömann: „Es könnte einer sagen, die Kiste bedeute die Erde, aus welcher der Mensch seine Nahrung nimmt; von dieser verzehrt er einen Theil, den andern verwahrt er in der Scheuer, um ihn dann als Saatkorn der Erde wiederzugeben — ein Anderer könnte etwas Anderes, keiner aber etwas Gewisses sagen." Wir meinen, daß das Nehmen aus der Kiste, das Kosten des Genommenen, das Legen des Restes in den Korb und das Wiederhineinlegen desselben in die Kiste offenbar wie das Fasten und das Trinken des Kykeon zu den symbolischen Handlungen des Festrituals gehörten. Ueber die Bedeutung der Ceremonie wagen wir bescheiden kein Urtheil abzugeben.

Die Geweihten stiegen dann — bei ihrer großen Zahl jedenfalls in Abtheilungen — selbst in die Unterwelt hinab, d. h. wohl in die Krypta des Tempels, wo diejenigen liturgischen Acte stattfanden, die nur für die Epopten bestimmt waren und das Letzte und Höchste (τελετή) auffaßten. Sie bestanden vermuthlich zunächst wieder im Vorzeigen heiliger Dinge, wie eines immergrünen Myrthenkranzes, des Sinnbildes ewiger Lebensfülle, ferner eines Rades, welches den rastlosen Umschwung alles Existirenden von oben nach unten und empor bezeichnen mochte, und der Aepfel des Lebens, lauter Gegenständen, über welche es Ueberlieferungen gab, die zum Theil in poetischer Form und in Gesängen, entweder vom Hierophanten allein oder von Sängerchören unter Begleitung von Instrumenten vorgetragen wurden. Ausdrückliche Zeugnisse lassen ferner kaum daran zweifeln, daß auf diese Vorträge auch dramatische Vorstellungen folgten, welche den Schauenden das Leben und Leiden der betreffenden Gottheiten lebendig vergegenwärtigten, und ebenso sicher ist, daß die Priester in der späteren Zeit sich hierbei der Scenerie und Maschinerie bedienten, welche die athenische Schaubühne zu ziemlicher Vollkommenheit ausgebildet hatte. Die Epopten blickten — vielleicht, nachdem ein Vorhang gefallen war — wirklich in die Unterwelt und sahen dann wirklich über dieser Schattenwelt das neue

Digitized by Google

Leben aufleuchten. Lukian sagt, daß die Schrecken der Unterwelt und das Leben der Seligen in den Mysterien zur Anschauung kämen. „Zuerst Irrgänge", so berichtet Plutarch, „mühseliges Umherschweifen und gefährliches und verderbliches Wandeln in der Finsterniß. Dann folgen alle Schreckniſſe, Schaudern und Zittern, Angſtſchweiß und Entſetzen. Der, welcher zum erſten Male Zutritt hatte, glaubte ſich in den Zuſtand eines Sterbenden verſetzt." Man hörte unheimliche Laute und vernahm den dumpfen Schall der Pauke, man ſah die Geſpenſter der Todtenwelt und die Fackeln der rächenden Göttinnen. „Dann brach plötzlich", wie Plutarch weiter berichtet, „ein helles Licht hervor, man erblickte ſtrahlende Gegenden und Auen, auf denen Stimmen von jubelnden Tänzern ſich hören ließen und die Herrlichkeit heiliger Worte und Erſcheinungen ſich zeigte." Die Nacht war vorüber, und man ſah die Frommen mit Myrthen bekränzt in der Glorie des neuen Lichtes auf den Gefilden der Seligen wandeln.

Das war der Kern der heiligen Bräuche, der ſceniſchen Darſtellungen nach der dritten Weihe der eleuſiniſchen Geheimculte. Von predigtartigen Vorträgen war hier ſo wenig wie ſonſt wo in der vorchriſtlichen Welt die Rede. „Die kleinen Myſterien waren", wie Preller ſagt, „nur eine Vorbereitung auf die größeren, durch allerlei Reinigungen und Sühnungen, damit an den Myſten jede Verunreinigung durch den Schmutz des Lebens, der Leidenſchaft und des Verbrechens getilgt werde, ehe ſie ſich den höheren Anſchauungen näherten. Die großen Myſterien führten darauf vermuthlich in die ſymboliſche und allegoriſche Bedeutung der heiligen Geſchichte von Eleuſis weiter ein, müſſen aber auch gewiſſe poſitive Vertröſtungen und Beruhigungsmittel gegen die Schrecken des Todes und der Unterwelt gewährt haben. Wenigſtens nehmen die in die eleuſiniſchen oder gleichartige Myſterien Eingeweihten immer ganz beſondere Auszeichnungen und Privilegien im Reiche des Pluton und der Perſephone in Anſpruch, und auch ſonſt wird von den Eleuſinien immer ganz vorzüglich hervorgehoben, daß ſie beſſere und ſüßere Hoffnung über des Lebens Ende und eine beruhigende Anſicht über das ganze menſchliche Daſein gewährt hätten. Die Epoptie endlich wird vielleicht noch ſublimere Vorſtellungen in ſo klaren Bildern und Gleichniſſen überliefert haben, als dieß überhaupt innerhalb der Naturreligion mit ihrem ganz bildlichen und ſymboliſchen Grundcharakter möglich und thunlich war. Denn über dieſe beiden Bedingungen, die Natur als Object und das Bildliche als formalen Ausdruck, hat ſich die Religion der Alten nie erhoben, und deshalb können dogmatiſche Ueberlieferungen einer deiſtiſchen Gotteserkenntniß, wie man ſie oft den Myſterien zugemuthet hat, nicht wohl in ihnen ſtattgefunden haben. Auch erſcheint bei allen vernehm-

Digitized by Google

licheren Andeutungen über die eleusinische Weihe die Ueberlieferungsform derselben immer als eine vorherrschend ästhetische, auf die Sinne und die Einbildungskraft berechnete, wie es der gesammte Gottesdienst der Alten war. Das Zeigen der Heiligthümer (*φαίνειν τὰ ἱερά*, daher der Hierophant), der melodische Vortrag von heiligen Gesängen oder Liturgien, die plötzliche Enthüllung glänzend beleuchteter Bilder von ausgezeichnetem Kunstwerthe, das waren auch in den Mysterien die vorherrschenden Mittel des Gottesdienstes. Aber freilich ist dabei vorauszusetzen, daß sowohl jene Heiligthümer als diese Gesänge und Bilder einen tiefen und bedeutungsvollen religiösen Sinn hatten."

Das Symbol allein also, die Anschauung mußte ihre Wirkung thun. Und sie scheint sie gethan und wirklich bei vielen und selbst bei hochgesinnten Geistern die gewisse Hoffnung erweckt zu haben, daß dem Frommen auf den Tod das Leben, auf die Nacht von Neuem das Licht und zwar reineres Licht folgt.

„Selig", so singt der Dichter eines Hymnus auf Demeter und Kore, „selig, wer von den Menschen auf Erden diese hohen Weihen gesehen hat! Wer ohne Antheil an diesen und ungeweiht stirbt, hat keineswegs ein gleiches Loos im weiten Reiche des Dunkels."

Pindar ruft aus: „Selig, wer, nachdem er diese Weihen geschaut, unter die Erde hinabsteigt, er kennt des Lebens Ende und dessen gottgegebenen Wiederanfang."

Sophokles bricht in die begeisterten Worte aus: „O dreimal selig die Sterblichen, welche die Weihen von Eleusis geschaut haben! Für sie allein ist Leben in der Unterwelt, für alle Anderen Drangsal und Noth."

Plutarch endlich berichtet: „Die Geweihten sahen mit Stolz auf die Ungeweihten herab, auf alle die, welche in ihrer Unwissenheit zu den übrigen Uebeln auch noch von der Furcht vor dem Tode gequält wurden."

Das Herbstfest von Eleusis war mit dem Erblicken des neuen Lichtes nicht beendigt. Es verwandelte sich gegen den Schluß hin in der Hoffnung auf ein jenseitiges schöneres Leben mit einer dem Jakchos geweihten großen Freudenfeier, mit der auch Wettkämpfe in körperlicher Kraft und Rüstigkeit verbunden waren, um an die durch Demeters Gaben als Ackergöttin dem menschlichen Leibe mitgetheilte Stärke zu erinnern, bei der aber Fackeltänze, welche man mit Chorgesängen begleitete, eine Hauptrolle spielten. Die Fackel war das Licht der Nacht, das Sinnbild des aus dem Tode aufleuchtenden Lebens. Einer von jenen Gesängen ist uns in den „Fröschen" des Aristophanes aufbewahrt und lautet nach Donners Uebersetzung:

Digitized by Google

Iakchos, der Du nah hier in dem hochherrlichen Sitz weilst,
Iakchos! O Iakchos!
Komm hieher auf die Bachwiese zum Reih'ntanz,
In die Schaar Deiner Geweihten,
Und im Schwunge walle duftig
Dir der Myrthenkranz voll Beeren
Um das lockige Haupt!
Und kühn stampfe den Takt uns
Mit dem Fuße zum neckisch
Sich entfesselnden Lustreih'n,
Der in holdreizender Anmuth,
Der in Unschuld Dich umhüpft,
Der Geweihten heil'gem Chortanz!

Ermuntre Dich: naht doch,
In der Hand schwingend die Fackeln.
Er naht schon, Iakchos,
Stern des Lichts, in Nacht leuchtend zum Feste!
Von der Flamme glüht die Wiese,
Ja, das Knie der Greise regt sich,
Und sie schütteln ab die Sorgen
Und die Bürde der Zeit,
Die Last bleichender Haare
In der heiligen Festlust.
Du, Seliger, führe
Die zum Tanz rüstige Jugend
Zu des Quelles blumigen Au'n
Mit voranflammender Fackel.

Den Schluß des Ganzen bildete ein Ritus mit symbolischer Bedeutung: man füllte zwei Thongefäße von kreiselförmiger Gestalt und goß das eine nach Osten, das andere nach Westen aus, wozu man eine mystische Formel aussprach. Womit diese Gefäße, die Plemochoä hießen, gefüllt waren, ist ebenso wenig bekannt, als das, was dabei gesprochen wurde. Preller erblickt in der Ceremonie ein Todtenopfer.

Daß Frauen von den eleusinischen Mysterien nicht ausgeschlossen waren, haben wir schon bemerkt. Aber auch Kinder wurden bisweilen schon unter die Zahl der Mysten aufgenommen. Dieß ergiebt sich, abgesehen von andern Zeugnissen, aus der Erwähnung des sogenannten „Knaben vom Herde" (παῖς ἀφ' ἑστίας), von dem wir allerdings weiter nichts erfahren, als daß er für die Gesammtheit der Theilnehmer an den Mysterien, um die Huld der unterirdischen Götter zu erbitten, gewisse heilige Bräuche zu verrichten hatte.

Das Ansehen der eleusinischen Geheimkulte war in der Zeit der Selbstständigkeit Griechenlands sehr groß und erhielt sich bis in die Jahrhunderte hinein, wo das Christenthum sich auszubreiten begann, wie es scheint, ungeschwächt fort. Auch unter den Römern verschmähten es die Vornehmsten nicht, der Weihen, die so viel Segen gewährten, theilhaftig zu werden. Wir wissen dieß u. A. von den Kaisern Hadrian und Marc Aurel. Als der christliche Kaiser Valentinian alle nächtlichen Feiern verbot, blieben auf Verwendung des Proconsuls der Provinz Achaja die Eleusinien gestattet. Dieselben hörten erst auf, als die Philosophenschule der Neuplatoniker die Hauptlehren, welche die Mysterien versinnbildet hatten, in ihren Schriften dem großen Publicum vortrugen, und auf diese Weise der Reiz des Geheimnisses schwand.

Digitized by Google

Wir kommen zum Schlusse. Die vornehmsten Dichter haben, wie wir sahen, die Mysterien verherrlicht und gepriesen, und es ließen sich ähnliche Lobsprüche aus dem Munde von Rednern und Philosophen des Alterthums anführen. Andrerseits aber fehlt es auch nicht an Beispielen, daß nicht blos leichtsinnige Religionsspötter wie Alkibiades, sondern auch ernste und frommgesinnte Männer sich feindlich oder doch gleichgültig gegen diese geheimen Gottesdienste verhielten. Wie werden wir uns zu diesem Masonenthum der antiken Welt stellen?

Unverkennbar waren die Gottheiten, die in den Mysterien gefeiert wurden: Demeter, Kore-Persephone und Jakchos-Dionysos, Mächte von weitumfassender Bedeutung und Wirksamkeit. Sie walteten gleichmäßig in der Oberwelt und in der Unterwelt, sie sendeten aus den Tiefen der Erde eine Fülle von Trost und Hoffnung empor, sie nahmen das Leben nur zurück, um es immer wieder neu hervorgehen zu lassen, gleich der mit jedem Frühling neu ergrünenden und wieder jung werdenden Pflanzenwelt. Die Unterwelt war in der Blüthezeit der Mysterien von Eleusis nicht mehr wie in den Tagen Homers nur ein Land bleicher nächtiger Schatten, sondern ein Reich, in dem neben dem Tode unvergängliches Leben sich regte; es herrschten dort Götter, die nicht am Todten, sondern am Lebendigen Wohlgefallen fanden. Und die Folgerung aus diesem Bewußtsein war: wie in den Naturgebieten, welchen diese Götter zunächst vorstehen, aus dem todten Winter der lebendige Frühling hervorsprießt, wie sie selbst nach der heiligen Sage zwar gestorben sind, aber ewiges Leben haben, so werden sie auch des Menschen Leben nicht der Vernichtung anheimfallen lassen, sondern, wie sie es diesseits des Grabes genährt haben, es jenseits desselben erhalten. Der Mensch wird, wenn der Tod ihn hinabführt, nur das irdische Dasein mit einer andern Existenzform vertauschen, welche nicht weniger als jenes, sondern mehr noch wahres Leben sein wird.

Ferner, wenn andere Götter vorzugsweise in Beziehung auf spezielle Gaben und Segnungen verehrt wurden, die man von ihnen erwartete, oder mit Rücksicht auf besondere Verpflichtungen, die man ihnen gegenüber hatte, so wurden die Gottheiten der eleusinischen Feste weit mehr in der allgemeinsten Beziehung zu dem gesammten Leben der Menschen und zwar nicht blos zu dem diesseitigen, sondern auch zu dem jenseitigen gedacht. Sie waren die allgemeinen Segenspender, zu gleicher Zeit aber auch die Richter, die man am meisten zu fürchten hatte, da man noch über das Grab hinaus unter ihrer Gewalt stand.

Daß eine solche Wirksamkeit von übermenschlichen Mächten in keinem andern Kultus der damaligen Zeit dem Geiste der Menschen in gleichem Maße

Digitized by Google

vergegenwärtigt wurde, wie in den eleusinischen Mysterien, ist sicher, und wenn hier auch keine Lehre in dogmatischer Form vorgetragen wurde, so erinnerten doch die vorgeschriebenen Reinigungen und Weihungen an die Bedingung auch sittlicher Reinheit und Würde, und so erweckten die Gebete und Gesänge sowie die Darstellungen aus der heiligen Geschichte die Vorstellung, daß mit dem gegenwärtigen Dasein das Leben nicht abgeschlossen sei, und daß jeden nach dem Tode ein Loos erwarte, wie er es durch sein Verhalten auf Erden verdient habe.

Sofern freilich die religiöse Belehrung ganz oder doch vorzüglich durch symbolische Darstellungen vermittelt wurde, kam es auf die Natur des Einzelnen an, welche Anschauungen und Bestrebungen dadurch in ihm erweckt wurden, und jene Lobsprüche über die heilsame sittlich-religiöse Wirkung der Mysterien sind wohl mehr Zeugnisse für das, was sie bei Gemüthern, welche von Hause aus einen religiösen Zug hatten, zu bewirken im Stande waren, als Beweise für das, was sie in Wahrheit bei der großen Menge bewirkt haben. Diese Menge hat sie ohne Zweifel als ein Gnadenmittel betrachtet, wie heutzutage von dem großen Haufen die Gnadenmittel der Kirche betrachtet werden, als ein ohne inneres Zuthun des Betreffenden heilbringendes Zauberwerk. Mit andern Worten: man wähnte sich durch bloße Erlangung der Weihen, durch die Bäder und Waschungen, durch das Trinken des Kykeon und Erfüllung der sonst noch vorgeschriebenen Bräuche Anspruch auf das göttliche Wohlwollen erworben zu haben, ohne sonderlich an die innern Bedingungen zu denken, die Anderen Voraussetzung des Heils waren.

Literatur.

Archäologisches Wörterbuch zur Erklärung der in den Schriften über christliche Kunstalterthümer vorkommenden Kunstausdrücke. Deutsch, lateinisch, französisch und englisch. Von Heinrich Otto. Zweite erweiterte Auflage, bearbeitet vom Verfasser unter Mithülfe von Otto Fischer. Mit 285 Holzschnitten. Leipzig, T. O. Weigel. 1877.

Dieses bekannte verdienstvolle Werk, welches in erster Auflage vor zwanzig Jahren erschien, tritt uns hier nach zwei Richtungen hin verbessert entgegen. Es erstreckt sich einerseits auf Grund der bedeutenden Ergebnisse, welche die Durchforschung der Katakomben geliefert hat, weiter auf das Gebiet der altchristlichen Zeit und andrerseits infolge des Umstandes, daß seit dem ersten Erscheinen desselben das Streben erwacht ist, das Kunsthandwerk zu heben, auch auf die Kunst der Renaissance. Die äußere Einrichtung ist dabei die frühere geblieben, nur ist das Geschlecht der deutschen und französischen Hauptwörter hinzugefügt

Digitized by Google

worden, und das wesentlich bereicherte Verzeichniß lateinischer Wörter, welches in der ersten Auflage den Schluß bildete, nimmt jetzt die zweite Stelle ein; auch ist statt der früher gebrauchten Fractur, um das Buch nichtdeutschen Archäologen zugänglicher zu machen, die Antiqua für den Druck gewählt worden. Selbstverständlich ist die angestrebte Vollständigkeit nicht ganz erreicht worden, indeß wird der dargebotene Wörtervorrath nur in seltenen Fällen den Nachsuchenden im Stiche lassen.

Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere von C. B. Klunzinger. Mit 22 Originalzeichnungen. Stuttgart, Verlag von Levy und Müller, 1877.

Der Verfasser dieses Buches hat lange Zeit — neun Jahre — in dem von ihm hier vorzugsweise ins Auge gefaßten Oberägypten und in Kosseir am Rothen Meere gelebt, er hat als Arzt mit allen Klassen des dortigen Volkes Bekanntschaft gemacht und auch die Sitten der untern Stände, das Leben der Bauern gründlich studiren können, er hat endlich sein Studium mit Liebe und Interesse vorgenommen und das gesammelte Material geschickt zu Sittenbildern zusammengestellt. Poetischer Schmuck, phantasievolle und empfindsame Excurse über allerhand und sonst noch 'was, in gewöhnlichen Touristenbücher oft bis zum Ueberdruß gehäuft und meist zur Verdeckung ungenügender Kenntniß angebracht, werden verschmäht, überall begegnen wir einem einfachen, gut beobachtenden, aus eigner Erfahrung schöpfenden, die Wahrheit liebenden Geiste. In der Schilderung des Charakters und Lebens der Aegypter hat Lane Unübertreffliches geleistet. Demnach bedurfte er der Ergänzung; denn er hatte fast nur mit den Bewohnern der Großstädte des Landes verkehrt und dann über sie berichtet. Klunzinger hat ihn durch sein erstes Kapitel „Vier Tage in einer Landstadt" (Kenneh am Nil ist gemeint) in einer Weise vervollständigt, die seiner durchaus würdig ist und reiche ethnographische Belehrung enthält. Auch die folgenden drei Abschnitte bringen, indem sie uns durch das Nilthal und auf die Schiffe führen, die der Strom trägt, uns das Werktagsleben des gemeinen Mannes, seine Feste, die ägyptische Frauenwelt und endlich die Wüste und ihre Karawanen schlicht, aber mit großer Anschaulichkeit beschreiben, mancherlei Neues. Von besonderem Interesse ist wieder der fünfte Abschnitt des Buches, der uns Kosseir und seine Bewohner schildert. Ein sechster hat es mit den Naturschätzen des Rothen Meeres zu thun, und ein siebenter, „Die geheimen Wissenschaften des Moslimin", giebt einen guten Ueberblick über Einzelnheiten des Aberglaubens der Aegypter, der gleichfalls geeignet ist, Lane in einigen Punkten seines klassischen Werkes zu ergänzen. Wir schließen unsere Anzeige mit aufrichtiger Empfehlung des Buches.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — **Druck von Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Eine Warnung vor unsern Assyriologen.

Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients. — Die Assyriologie in Deutschland. Von Alfred v. Gutschmid. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1876.

Alfred v. Gutschmid ist — wir bemerken dieß für Leser, welche den Kreisen der Fachgelehrten fernstehen — einer der gründlichsten Kenner der alten Geschichte mit Einschluß derjenigen des Orients. Veranlassung zu seiner hier vorliegenden Schrift gab der Umstand, daß Max Duncker einen Theil der historischen Thatsachen, welche gewisse Gelehrte aus den Keilschrifttafeln der Trümmerstätten Mesopotamiens herausgelesen haben wollen, als verbürgt und zweifellos in die neueste Auflage seiner „Geschichte des Alterthums" aufnehmen zu dürfen geglaubt hatte. Zweck des Buches ist, nachzuweisen, daß damit eine Uebereilung begangen worden, andere Historiker vor Aehnlichem zu warnen, die Exegeten des Alten Testaments, die Geschichtslehrer an Gelehrtenschulen gleichfalls zur Behutsamkeit zu veranlassen, das Publikum auf die rechte Stellung aufmerksam zu machen, die es diesen angeblichen Entdeckungen und ihrer Ausposaunung in den Zeitungen gegenüber einzunehmen hat, wenn es nicht getäuscht sein will, schließlich aber die Herren Assyriologen selbst aufzufordern, künftig sorgfältiger zu arbeiten und gewissenhafter zwischen Vermuthungen und Thatsachen, zwischen Phantasie und Wirklichkeit zu unterscheiden. Der Weg endlich, den der Verfasser zu diesem Behufe einschlägt, ist der, daß er, die von den Entzifferern jener Keilschriften gebotene Grundlage einstweilen für richtig gelten lassend, seine vielfachen Zweifel an deren geschichtlichen Ergebnissen zusammenstellt und rechtfertigt und die Methode, welche von den Assyriologen bei der Ableitung historischer Schlüsse aus den Keilgruppen der Monumente befolgt worden ist, mit dem Maßstabe allgemein gültiger und in allen anderen wirklichen Wissenschaften anerkannter kritischer Grundsätze in der Hand einer eingehenden Prüfung unterzieht.

Digitized by Google

Der Assyriolog, gegen den sich diese Polemik vorzüglich richtet, ist der Berliner Professor und Akademiker E. Schrader, früher in Jena, eigentlich Theolog. Nächster Grund der Bevorzugung ist nicht, wie man vermuthen könnte, der Umstand, daß derselbe unter den deutschen Interpreten der Keilinschriften am Meisten von sich und seinen Erfolgen reden zu machen verstanden hatte, sondern der, daß er Dunckers hauptsächlicher Gewährsmann gewesen war, und daß er, als v. Gutschmid die Benutzung der historischen Funde der Assyriologen von Seiten Dunckers besprochen und als unvorsichtig bezeichnet hatte*), der Meinung gewesen war, mit einer Antikritik antworten zu müssen**), die hochfahrende Manieren haben dürfe. Unsere Schrift ist die ausführliche Erwiderung auf diesen Versuch, sich zu wehren. Als wir sie durchlasen, gingen allmählich alle andern Empfindungen, die wir hätten haben sollen, und die sich in der That später wieder einstellten, Staunen z. B. über das stupende Wissen des Verfassers, Bewunderung seines Scharfsinnes, Wohlgefallen an der eleganten und doch wuchtigen Art, mit der er seine Waffe handhabte, Freude, daß ahnende Zweifel, die wir in den letzten Jahren in Betreff der Reclamen der Assyriologen gehabt, nun zur klaren Gewißheit erhoben waren, in dem einzigen Gefühle eines immer intensiver werdenden Mitleids auf. Der Gegner hätte, so sagten wir uns zuletzt fast kummervoll, ungemein klug gethan, wenn er, des Sprichworts eingedenk: Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um, seine Empfindlichkeit verschluckt, seine Vornehmheit bei sich behalten und im Stillen die in jener ersten Recension ihm ertheilte Mahnung beherzigt und befolgt hätte, sich zu bessern. Er war an den Unrechten gerathen, er war erdrückt, platt geschlagen. Kurz, eine Thräne wäre am Orte gewesen über dieses Opfer unvorsichtigen Selbstgefühls.

Wir denken, unsere Leser werden dieselbe Empfindung verspüren, wenn sie Schraders Vertheidigung gelesen haben und wir ihnen jetzt die Beweisführung v. Gutschmids in einem Auszuge vorlegen.

Die assyrische Schrift ist keine Buchstaben-, sondern eine Sylbenschrift, und die Sylbenzeichen sind theils einfache (ba, ak), theils zusammengesetzte (bak). Doch werden die Mediae und Tenues, theilweise auch die emphatischen Laute, häufig in der Schrift nicht unterschieden. So durchgehends im Auslaute sowohl der einfachen wie der zusammengesetzten Sylben. Ein Zeichen kann ab und ap, ib und ip, ub und up, eines ag, ak und aq, ig, ik und iq, ug, uk und uq, eines ad, at, id, it, ud und ut bedeuten. Unter den zusammengesetzten Sylbenzeichen vertritt eines die Werthe bak, pak, bal, pal, bil,

*) In Teubners Jahrbüchern für classische Philologie.
**) In der Jenaer Literaturzeitung.

Digitized by Google

pil, bis, pis, bap, pap, bur und pur, eines die Werthe gil, kil, gim, kim, gan, kan, gun, kun, git, kit, gak, qak, kis, qis, kat und qat, eines die Werthe dak, tak, dim, tim, dan, tan, din, tin, das, tas, dis, tis, dap und tap, und außerdem werden bir, pir — bit, pit — gir, kir — kar, qar und zahlreiche andere Sylbenzeichen so massenhaft mit einander vertauscht, daß von einer Unterscheidung kaum noch die Rede sein kann. Sodann ist nur ein Zeichen vorhanden für da und tha, während du, tu und thu fast immer unterschieden werden. Ferner hat die assyrische Schrift nur ein Zeichen für M und V. Ein besonderes Zeichen für Aleph existirt nicht, der Spiritus lenis wird außer beim Sylbenschluß einfach durch die Vocale ausgedrückt. Dieses indirect bezeichnete Aleph muß auch He und Ajin vertreten. Bei der Herübernahme fremder Namen wird Ajin entweder auf diese Weise oder durch Chet umschrieben. In gewissen zusammengesetzten Sylbenwerthen scheint die Schrift sogar Chet und Kaph nicht genügend auseinander zu halten. Sodann verfügt sie an einfachen Sylbenzeichen, welche die Zischlaute vertreten, nur über je eines für za und ça, je eines für az, aç und as, je eines für iç, iz und is, je eines für uz, uç und us. Noch schlimmer steht es mit den zusammengesetzten Sylbenzeichen, wo die Zischlaute am Ende der Sylben fast niemals unterschieden werden, und auch im Anlaute ist hier die Scheidung der Zischlaute nur unvollkommen durchgeführt.

Ueberblicken wir diese Thatsachen, so gelangen wir zu der wenig tröstlichen Ueberzeugung, daß die assyrische Schrift nur elf Consonanten als solche anerkennt, die unter allen Umständen auseinander gehalten werden müssen, also nur die Hälfte der Laute des altsemitischen Alphabets regelmäßig wiedergiebt. Die Assyriologen nehmen daher an, daß ihr eine rein ideographische Schrift zu Grunde liege, die für eine nichtsemitische Sprache bestimmt gewesen sei. Wie sie uns jetzt auf den Denkmälern entgegentritt, ist sie theils phonetisch oder Lautschrift, theils ideographisch oder Bilderschrift. Darüber, ob etwas mit Lautzeichen oder mit Begriffe vertretenden Keilgruppenbildern auszudrücken sei, entschied keinerlei Gesetz, sondern der Schreiber wählte die Schreibweise nach Bequemlichkeit, je nachdem die eine oder die andere der Norm, mit der Zeile einen Satztheil auslaufen zu lassen, besser entsprach.

Eigenthümlich sind ferner der assyrischen Schrift eine lange Reihe von Chikanen. Da haben wir zunächst die Homophonie, kraft deren in vielen Fällen ein und derselbe Laut durch mehrere Zeichen ausgedrückt werden kann, eine Thatsache, die Schrader früher geleugnet, später aber zugegeben hat. In der von ihm gelieferten Liste der zusammengesetzten Sylbenzeichen, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, finden sich je zwei Zeichen für die folgenden Werthe: gik, gul, gup, gir, duk, dup, zar, kin, kir und lip. Viel tiefer schneidet

Digitized by Google

die Polyphonie ein. Hier haben wir zunächst die der syllabarischen Zeichen, d. h. die Eigenschaft, kraft deren ein und dasselbe Zeichen verschiedene Lautwerthe haben kann. „Principiell", sagt Schrader, „kann jedes syllabarische Zeichen an sich zur Bezeichnung noch weiterer Sylbenwerthe, sei es einfacher, sei es zusammengesetzter, dienen." Ein und dasselbe Zeichen kann u. A. dich, um, uns und tip, ein anderes kann zugleich dan, kal, lap und rip, ein drittes dur, hun, ku und tuß bedeuten, und eines hat außer ka noch fünf andere Werthe. Derselben Polyphonie unterliegen die ideographischen Zeichen der Keilschrift: ein einziges Ideogramm kann „Sohn", „Assur" (der Gott), „Assur" (das Land) und „in", ein zweites „Berg", „Land", „Beute" und „nehmen", ein drittes „Sonne", „Tag", „Licht" und „Meer", ein viertes endlich „nehmen", „anfüllen", „ausgießen" und „wägen" heißen. Nicht genug der Schwierigkeiten: dieselben Zeichen, die phonetisch sind, sind meist auch ideographisch; „massenweise bestimmen die Syllabare Zeichen nach ihrem Lautwerthe und nach ihrem Sinnwerthe", und „es trifft sich nicht selten, daß einem Zeichen, welches schon ein- oder mehrfach polyphon ist, auch noch ideographische und dazu sehr oft mehrfache derartige Werthe eignen." Beispielsweise bedeutet ein Zeichen phonetisch gar, sa und ideographisch „nehmen" oder „gewähren", ein zweites phonetisch duk, ka und ideograpisch „Mund" oder „wünschen", ein drittes phonetisch kak und ideographisch „Baum", „machen" oder „Ganzheit", ein viertes phonetisch man, nis und ideographisch „König" oder „Zwanzig", ein fünftes phonetisch kur, lat, mat, nat, sat und ideographisch „Berg", „Lad", „Leute", „nehmen" u. s. s. Die Schwierigkeit wächst durch die Allophonie, die darin besteht, daß ein Begriff nicht blos durch ein einfaches Ideogramm, sondern auch durch ein zusammengesetztes, eine Gruppe von Zeichen ausgedrückt werden kann. So werden Diglat, Babilu und Nabukudurrinçur mit Zeichen geschrieben, die phonetisch Bar-tik-gar, Din-tir-ki und An-pa-sa-du-sis lauten würden. Endlich dienen bisweilen dieselben Zeichen, die bereits einen polyphonen Charakter und daneben ideographische Werthe haben, lediglich dazu, als determinative Ideogramme auf ein ihnen folgendes Wort hinzuweisen.

Fragen wir nach den Hülfsmitteln, die dem Entzifferer zu Gebote stehen, wenn er wissen will, ob ein Zeichen phonetischen oder ideographischen Werth hat, so nennt uns Schrader: Verstöße gegen den Charakter der assyrischen Sylbenschrift, die eintreten würden, wenn ein bestimmtes Zeichen phonetisch genommen würde, ferner sprachliche Erwägungen, endlich Berücksichtigung des Sinnes und Zusammenhanges der ganzen Stelle. Aber zu dem ersten Punkte muß Schrader selbst Ausnahmen zugeben, und für das Eintreten der beiden andern Fälle ist nothwendige Voraussetzung, daß das richtige Verständniß bereis in der Hauptsache gesichert ist.

Digitized by Google

Die einzige ernstliche Hülfe gewährt das phonetische Complement, dessen Wesen darin besteht, daß dem Ideogramme eine oder mehr Sylben angehängt werden, welche den Ausgang des durch das Ideogramm vertretenen Wortes bilden.

„Trotz aller dieser Schwierigkeiten", meint Schrader, „dürfen wir uns nicht verhehlen, daß derartige Fälle (in denen außerordentlich schwer zu entscheiden ist, ob wir Ideogramme oder phonetisch geschriebene Wörter vor uns haben) doch nur Ausnahmsfälle sind, und sind die betreffenden Wörter oder Ideogramme nicht Hapaxlegomena, so gelingt es früher oder später fast immer, ihrer wahren Natur auf den Grund zu kommen." Und an einer anderen Stelle sagt er: „Die Anzahl der Ideogramme ist eine bei der Durchforschung neuer Documente stets wachsende, insofern unbegrenzte."

Mit vollem Rechte bemerkt hiergegen v. Gutschmid: „Für den Assyriologen mag ein solcher Wechsel auf die Zukunft etwas recht Tröstliches haben; uns aber, an welche die Zumuthung gestellt wird, die Ergebnisse, welche die Assyriologen für sicher erklären, in Bausch und Bogen als sicher hinzunehmen, geht lediglich die Frage an nach dem Grade von Sicherheit, den die Entzifferung auf ihrem heutigen Stande beanspruchen darf, und bei der Entscheidung dieser Frage kann uns nach den bisher gemachten Erfahrungen der dehnbare Begriff „Ausnahmsfälle" im Munde eines Apologeten nur mäßige Beruhigung einflößen, muß uns vielmehr der Eindruck beschleichen, daß gerade hier noch Alles im Flusse, daß die Entzifferung gerade hier von einem auch nur vorläufigen Abschlusse, der ersten Vorbedingung eines wirklich sicheren Verständnisses, noch recht weit entfernt ist."

Der größte Uebelstand, dem der Entzifferer assyrischer Inschriften begegnet, ist und bleibt die Polyphonie, die es mit sich bringt, daß er fast immer zwischen zwei, oft zwischen drei und vier, bisweilen sogar zwischen neun Möglichkeiten die Wahl hat. Sein Thun bekommt dadurch etwas Subjectives, wie dieß bei keiner andern Arbeit der Art der Fall ist. Daß die Grundlagen zur Entzifferung durch Oppert gelegt sind, gesteht v. Gutschmid zu, d. h. er erkennt an, „daß das Syllabar im Ganzen und Großen festgestellt ist und die Möglichkeiten, welche infolge der Polyphonie und der ideographischen Natur der assyrischen Schrift in jedem einzelnen Falle eintreten können, ermittelt sind." „Die Deutung des Entzifferten aber", so fährt er fort, „welche in jedem Augenblick auf die Basis der Entzifferung selbst zu recurriren bereit sein muß, diese ist es, in welcher die wahre Schwierigkeit steckt, diese, deren Sicherheit ich bestritten habe und zu bestreiten fortfahre."

Welche Hülfsmittel aber stehen hier dem Assyriologen zu Gebote? Schra-

Digitized by Google

der nennt zuerst die große Inschrift von Behistan, die neben dem persischen Originaltext die babylonische Uebersetzung desselben enthält; aber die Hälfte der Zeilen, oft mehr, ist durch einen über die betreffende Felswand laufenden Gießbach im Laufe der Zeiten zerstört worden, und in Folge dessen ist nicht ein einziger babylonischer Satz vollständig erhalten. Schrader führt ferner die Paralleltexte assyrischer Inschriften an, die oft das phonetisch schreiben, was auf andern Inschriften durch Ideogramme ausgedrückt ist. Ausgiebigere Hülfe gewähren die aufgefundenen Syllabare, eine Art Wörterbücher zur Uebertragung der Ideogramme. Hier liegt ein ungeheures Material für spätere Studien vor, welches viele Jahrzehnte zu seiner völligen Verwerthung in Anspruch nehmen wird. Fortwährend enthüllen sich mit Hülfe dieser Syllabare Zeichen, die man bisher als phonetische las, als Polyphone, die zugleich ideographischen Werth haben, und mit vollem Recht fragen wir uns mit v. Gutschmid, ob die Assyriologen nicht besser thäten, erst dieses reiche philologische Material zu einem soliden Ausbau der Grundlagen ihrer Wissenschaft auszunutzen, statt ihre Kraft und Zeit darauf zu verwenden, den Inhalt historisch interessanter Inschriften im Allgemeinen zu verstehen, im Einzelnen zu errathen und auf diese Art „einen luftigen Oberbau aufzuführen, von dem ununterbrochen einzelne Säulen einstürzen und auch künftig noch oft genug einstürzen werden." Weiter geben die den Inschriften beigegebenen bildlichen Darstellungen für die Deutung des Inhalts jener eine bescheidene Stütze, und schließlich nennt uns Schrader als letztes Hülfsmittel die geschichtliche Tradition und die freie Combination; seine Beispiele für die letztere beschränken sich jedoch auf die paläographische und sprachliche; in Wahrheit ist aber auch die historische „Tradition" vielmehr Combination. Daß dieses Hülfsmittel dem Entzifferer unentbehrlich, und daß er folglich zu dessen Anwendung berechtigt ist, stellt v. Gutschmid natürlich nicht in Abrede. Dagegen tadelt er ebenso natürlich, „daß es von den Assyriologen mit einer ganz ausschließlichen Vorliebe in Anwendung gebracht wird"; denn das „führt zu einem fortwährenden Schielen nach den historischen Folgerungen, die sich etwa aus dem Inhalte einer zu lesenden Inschrift herausstellen könnten", und „ein solches Verfahren setzt ein gewisses Maß historischen Wissens, namentlich aber die rechte Uebersicht über das ganze Gebiet, Empfänglichkeit für historische Kritik und den sicheren Besitz der Technik und Methode der Geschichtsforschung voraus, lauter Kenntnisse, die sich nun einmal nicht von selbst einstellen und durch bloße Begeisterung für die Sache nicht zu ersetzen sind. Kein Wunder daher, daß diese Richtung aus der Mehrzahl der Assyriologen historische Dilettanten gemacht hat. Es ist dies eine Vermischung der Aufgaben des Entzifferers und des Historikers, von der weder der Geschichtsschreibung noch der Assyriologie selbst

Digitized by Google

dauernder Gewinn erwachsen kann. Bei dieser führt es zu fortwährendem Aufstellen und Zurücknehmen provisorischer Hypothesen.*) Die Geschichtswissenschaft andrerseits kann den durch einen solchen Proceß zu Stande gekommenen Resultaten der Assyriologie nicht den Grad objectiver Wahrheit und Unumstößlichkeit zuerkennen, den sie fordern muß, ehe sie mit ihnen wie mit überlieferten Thatsachen operiren kann."

„Ob der Zeitpunkt gekommen ist, wo die Resultate einer Entzifferung für die Geschichte ohne Weiteres verwendbar werden, darüber hat nicht die Ungeduld des Entzifferers, nicht das Entzücken der Dilettanten, sondern einzig und allein der Takt des Historikers zu entscheiden. In der Entzifferung der cyprischen Inschriften, die jetzt vollendet ist, waren die Hauptschwierigkeiten bereits überwunden, als man noch in der größten Inschrift von Idalion einen Pachtcontract erkennen konnte, während sie ein Decret zu Gunsten eines Militärarztes ist. Keiner ihrer Entzifferer hat aber nach Art der Assyriologen an die griechische Geschichtsschreibung das seltsame Ansinnen gestellt, sie solle sich den Inhalt jener provisorischen Entzifferungen einfach als Thatsachen aneignen. Und doch stand es selbst um jene provisorischen Entzifferungen der cyprischen Inschriften, deren Sprache bekannt war, erheblich besser als um die assyrischen auf ihrem heutigen Stande."

Schrader behauptet, daß „alle Inschriften oder Abschnitte von Inschriften, in denen in einfach historischer Darstellung äußere, insonderheit politische und kriegerische Ereignisse berichtet werden, als völlig entziffert und gelesen betrachtet werden können." Aber selbst bei diesen verhältnißmäßig leicht zu verstehenden Inschriften findet, wie v. Gutschmid an mehreren Beispielen darthut, „sobald sie sich etwas von der Heerstraße der durch Nennung biblischer Namen berühmt gewordenen und bis zum Ueberdrusse immer wieder von Neuem übersetzten und besprochenen Paradetexte entfernen, bei einer gewissen Uebereinstimmung in den allgemeinsten Umrissen doch in allem Detail ein solches Auseinandergehen in den Uebersetzungen der verschiedenen Assyriologen statt, daß oft kaum noch von einem Verstehen, sondern nur von einem Nachempfinden des Inhalts die Rede sein kann." Eines der v. Gutschmidschen Beispielen wird dieß deutlicher machen. Es ist die sogenannte assyrische Verwaltungsliste, „das Alpha und Omega jeder historischen und chronologischen Forschung über das alte Assyrien", nach den drei Uebersetzungen von Oppert, 1869, von Schrader, 1872, und G. Smith, 1875 erschienen. In dem ersten Stücke finden wir folgende Abweichungen:

*) Daß ein König, der gestern Hulichus hieß, heute in Binlichis umgetauft wird, morgen aber Bulnirari und in vier Wochen Binnirar sich nennen wird, um sich nach einem halben Jahre als Rimmonnirar uns vorzustellen, ist lange nicht das Schlimmste dabei.

Digitized by Google

Unter dem Jahre	Oppert.	Schrader.	Smith.
817. 793. 766.			
730:	Tille.	Wie Oppert.	Bele.
815. 785:	Malik.	Der große Gott (Ilu Rabu)	wie Schrader.
813. 796. 773.	Im Lande (ina mat).	Wie Oppert.	(von) Sallat.
810. 801. 800.			
794. 793. 790.			
789. 787. 766.			
737:	Das Stromland (mat A. A.)	Wie Oppert.	Medien (Matai).
807. 779. 750.			
740.	Eunuchenoberst (rab bi-lub)	Wie Oppert.	Haupt der Priesterschaft (rab bi — tur)
806. 777. 749.			
739:	Minister (tukulti)	Wie Oppert.	Generaladjutant des Königs (tukulu).
799.	Nach der Stadt Lusia.	Nach dem Lande Lusia.	Nach Lulima.
798. 774. 749.			
748. 744.	Namri.	Wie Oppert.	Zimri.
792. 755.	Mehinnis.	Wie Oppert.	Siphinis.
798. 760.	Kalnapsat.	Kalzi.	Kalzi.
786.	Ki . . . ki.	Wie Oppert	Kiski.
763. 762.	Libzu.	Wie Oppert.	Stadt Assur.
757.	Satban.	Matban.	Kurban.
756.	Parnunna.	Wie Oppert.	Dichnunna.
754.	Aus Ellassar.	(Lücke gelassen).	Aus der Stadt Assur.
745.	danach (arki).	Wie Oppert.	(Im Monat) Tisri.
743.	Mord von Armenien, Zählung.	Getödtet wurden Armeniens Truppen.	Die Niederlage Armeniens vollendete er.
739.	Nach dem Lande Ullarba, der Stadt Birtu; Verwüstungen.	(Nach) dem Lande Ulluba; der Stadt Luba; Birtu; Eroberungen.	Nach dem Lande Ulluba; Stadt Birtu erbaut.
736.	Nach dem Fuße des Gebirges Na'al.	In die Gegend des Gebirges Nal.	Wie Oppert.

Dieses erste Stück hat 94 Zeilen, und auf die kommen 47 Abweichungen — und was für welche! Setzen wir mit v. Gutschmid den Fall, ein Historiker nähme in der Absicht, Studien über die Culturmission der Assyrer zu machen, die neueste Uebertragung dieser Liste als die sicherste zur Hand. „Mit Wohlgefallen würde sein Auge auf der Notiz zum Jahre 739 über die Erbauung der Stadt Birtu ruhen; der Aermste, er würde gar bald belehrt werden, daß dieses Volk nicht erbaut, sondern nach Oppert nur verwüstet, nach Schrader nur erobert hat! Noch ganz voll von dem erhebenden Eindrucke der assyrischen Lehr- und Bußpsalmen und ihrer ehrbaren Langenweile, wird er sich freuen, einen Beweis der Achtung, die dieses Volk vor der Religion und ihren Vertretern hatte, in der Stellung zu sehen, die es dem Haupte der Priesterschaft unter den höchsten Beamten des Reiches eingeräumt habe; sonderbarer Schwärmer, erfahre, daß dieser selbe Beamte von Oppert und Schrader castrirt worden ist!" Unser Historiker macht sich an die Feststellung der geographischen

Digitized by Google

Thatsachen, findet aber bald, daß hier erst recht Alles unsicher ist. Sei es, denkt er — über die Hauptstädte und Hauptländer, mit denen die Assyrer zu thun hatten, werden hoffentlich keine Zweifel bestehen. So verzeichnet er getrost zwei Aufstände in der alten Reichshauptstadt Assur und nicht weniger als zehn Feldzüge nach Medien. Aber wie enttäuscht, wie verblüfft ist der Unglückliche, wenn er darauf erfährt, daß Oppert und Schrader statt Assur ein unbekanntes Libzu und statt Mediens „das Stromland" nennen, unter dem jener Hocharmenien, dieser Chaldäa versteht!

Wir lesen weiter in der Verwaltungsliste, und hier ergiebt die Vergleichung Folgendes:

Unter dem Jahre	Oppert.	Schrader.	Smith.
707.	Sa — asur — dubbu Statthalter von Tuschan.	Wie Oppert.	Sa — assur — gubbu Statthalter von Tuschan.
"	—	Die Paläste wurden umgewühlt (?schuhra); (ihre) Beute.	Große Suhrabäume und . . .
706.	Am 6. Ab wurde vollendet Dur Sargon.	Im Monat Ijyar, am 6. benamte ich Dur-Sarrukin.	Im Monat Ijyar am 6. Tage in der Stadt Dur-Sargon.
705.	Ermordung des Sargon.	Ein Mann mordete den Mord des Königs von Assyrien.	Der König erschlug und das Lager des Königs von Assyrien.
704.	—	Den Palast der Stadt Kakzi erbaute ich.	Den Palast der Stadt Kalzi erbaute er.

Man sieht, wieder eine Anzahl capitaler Meinungsverschiedenheiten. „Dem König Sanherib mochte es vielleicht gleichgültig sein, ob nach Smith er selbst einen Palast erbaute, oder nach Schrader ein Dritter für ihn; seinem Vater Sargon war es aber ganz gewiß nicht gleichgültig, ob er jemand ermordete, oder selbst ermordet wurde. Und dem Historiker ist es ebenso wenig gleichgültig."

Die Assyriologen können nun sagen, wenn der eine von uns „Medien" und der andere „Stromland" übersetzt, so kommt das daher, daß jener den ganzen Namen phonetisch (Matai) liest, während dieser in der Sylbe mat, mit welcher der Name anfängt, das Wort für „Land" erkennt und die zweite Hälfte des Namens als ein Ideogramm auffaßt, welches „Wasser" bedeutet. Und in Betreff des Schwankens zwischen Libzu und Assur ist zu bemerken, daß Oppert bereits 1869 neben der phonetischen Lesung Libzu die ideographische Assur für möglich erklärt, und daß Schrader 1874 ganz bestimmt ausgesprochen hat, Libzu sei ein Ideogramm für Assyrien, speziell für Sumiri, d. h. Südassyrien. Solcher Tröstung gegenüber wird der Geschichtsschreiber, den wir uns mit v. Gutschmid oben dachten, sich nicht beruhigen, sondern böse

Digitized by Google

werden und verdrießlich antworten: „Ach was! Es kann mir ganz und gar einerlei sein, warum ihr verschiedener Meinung seid, mir genügt, daß ihr's seid. Ich weiß jetzt, woran ich mit euch bin, laßt mich bis auf Weiteres in Ruhe und kommt mir mit euren Entzifferungen nicht eher wieder, als bis verschiedene Ansichten über Ermorden und Ermordetwerden unter euch nicht mehr möglich sind."

Dieß ist der Inhalt des ersten Abschnitts unsrer Schrift in der Hauptsache. Den ferneren können wir nicht in dieser Ausführlichkeit folgen, und so greifen wir zunächst aus dem zweiten, der auf eine große Anzahl geschichtlicher und geographischer Unglaublichkeiten hinweist, nur Einzelnes heraus.

Nach Schrader erscheint unter den syrischen Königen, die Salmanassar der Zweite bei Karkar schlug, Aha-ab-bu Sirlai, d. h. Ahab von Israel. Die Sache scheint nach der Bibel unmöglich zu sein, aber für Schrader läßt der Zusammenhang über die Richtigkeit derselben „keinen Zweifel." „Es ist (mit Sirlai) natürlich Israel gemeint, wie sich aus dem davorstehenden Länderdeterminativ (mat) mit Sicherheit ergiebt. . . Das sonst gemeiniglich mit dem Lautwerthe çir (nicht zir) erscheinende Zeichen ist somit hier mit dem Lautwerthe sir angewandt." Schrader erfindet also einen Lautwerth für ein Sylbenzeichen, den dasselbe sonst nirgends hat, eigens zu dem Zwecke, um die Combination des Namens mit Israel zu ermöglichen, und hält das offenbar für ganz in der Ordnung. Ist das ein erstaunliches Verfahren, so erstaunen wir noch mehr, wenn er das weitere Geständniß macht: „Als Gesammtname der Israeliten findet sich der Name Israel in den Keilinschriften nicht. Auch als Name des nördlichen Reiches erscheint derselbe in der Regel nicht; es ist vielmehr statt dessen der Name mat Bit Humri im Gebrauche, d. h. „Land des Hauses Omri's . . . oder aber mat Humri, „Land Omri's" . . . Der Name „Israel" findet sich, und zwar als Name für das „Reich Israel", nur einmal in den Inschriften, nämlich auf dem neuentdeckten Steine Salmanassars II., wo Ahab von Israel als Sirlai, d. h. als „der von Israel" bezeichnet wird." Also zu dem Hapaxgraphomenon wird auch ein Hapaxlegomenon eigens um jener Combination willen von Schrader erfunden! Aber noch nicht genug: das Erstaunlichste von allem ist, daß Schrader hartnäckig verschweigt, daß jenes Zeichen, welchem er den Lautwerth sir aufnöthigt, ein Polyphon ist, und daß sein Lautwerth zwar bisweilen sir, viel häufiger aber su ist, weshalb man viel eher an einen König des oft erwähnten Savla bei Damaskus, als an Ahab von Israel denken kann.

Besonders schädlich hat die Sucht Schraders und andrer Assyriologen, die fremdklingenden Namen zu populariſiren, gewirkt. König Binnirar der Dritte nahm nach einer Inschrift „das Gebirge Bilchu nach seinem gesammten Ge-

Digitized by Google

biete bis hin zur großen See, welche im Osten gelegen", in Besitz. Schrader macht aus Bilchu „Balkh." Was mag er sich dabei gedacht haben? Er folgte nach v. Gutschmid wahrscheinlich ohne nähere Prüfung einer französischen Quelle. „Balkh ist die französische Orthographie der neupersischen Form des Namens Bakhtri, aus dem zunächst durch dieselbe Lautwandlung, die vard zu gul werden ließ, Bachl und erst daraus wieder durch eine Umstellung Balch geworden ist. Und diese neupersischeste aller neupersischen Formen findet Schrader auf einer assyrischen Inschrift des neunten Jahrhunderts vor Christi Geburt wieder! Und diese Inschrift läßt Bilchu „bis zur großen See im Osten" unterworfen werden, welcher Ausdruck im Munde eines Assyrers doch nur das Kaspische Meer bedeuten kann. Balkh liegt aber für den Assyrer jenseits, nicht diesseits des Kaspischen Meeres. Anderswo erklärt zwar Schrader, der persische Golf sei gemeint, aber auch abgesehen davon, daß dieser südlich, nicht östlich von Assyrien liegt, wäre damit nichts gewonnen; denn wer hat je von einem bis zum persischen Meerbusen reichenden Gebiete von Balkh gehört? Und zum Schlusse möchten wir noch daran erinnern, daß wir uns wohl entsinnen, von einer Stadt, einer Provinz, niemals aber von einem Gebirge Balkh gelesen zu haben."

„Vielleicht keine Stelle ist für Schraders geographische Beweisführung charakteristischer als die, welche wir aus Anlaß der Erwähnung von Palastav, d. h. Philistäa, in einer Inschrift Binnirars des Dritten lesen: „Auffallen muß es aber, daß, während Nordisraels (Land Omri) Erwähnung geschieht, das von den angeführten Ländern gänzlich eingeschlossene Juda übergangen ist. Daß dieses absichtlich geschehen, etwa, weil dieses allein nicht tributär gewesen, ist kaum denkbar. Es gewinnt somit den Anschein, als ob die Assyrer unter Palastav, d. h. Philistäa, auch Juda mitbegriffen haben, etwa wie später dieser Name (Paläſtina) Gesammtname für ganz Kanaan geworden ist. Ist dem so, so begreift sich, wie in der Verwaltungsliste. . . . der Feldzug Tiglath Pilesers des Vierten lediglich als nach „Pilasta" (Pi-la-as-ta), d. h. Philistäa, nicht zugleich, wie man doch erwarten sollte, nach Juda, bezw. Samarien gerichtet bezeichnet wird." Gleich nachher definirt dann Schrader ohne Weiteres „Pilasta, d. h. Nordisrael und Phönicien." Also erst wird unter einer schon an sich geographisch wie historisch betrachtet nichts weniger als unbedenklichen Anwendung des Argumentum a silentio daraus, daß Juda neben Palastav nicht erwähnt wird, gefolgert, daß die Assyrer Juda mit zu Palastav gerechnet hätten, und hieraus wieder, daß sie auch Samarien, Nordisrael unter Pilasta mit inbegriffen haben werden, obgleich doch die ganze Argumentirung davon ausgegangen war, daß zwar Nordisrael, nicht aber Juda neben Palastav besonders aufgeführt worden. Die Assyrer hätten es demnach ähnlich gemacht,

Digitized by Google

wie Zwickauers Söhnchen, das den Marabutstorch im Thiergarten über den Pelikan hinweg mit dem Phönix verwechselte."

Mit der Ueberschätzung der eignen Ergebnisse geht bei vielen Assyriologen eine Geringschätzung der besten griechischen Quellen der alten Geschichte des Orients Hand in Hand. „War Duncker", so lesen wir bei Schrader, „noch in der dritten Ausgabe in der Lage, sich mit den Berichten der Griechen über die früheste Geschichte des alten Orients ernsthaft auseinanderzusetzen, so haben die neuesten Entdeckungen dieselben in vernichtender Weise Lügen gestraft. Die chronologischen Aufrisse weiter des Herodot und der Hebräer sind zerschellt an den zwei-, drei- und vierfach controlirten Regentencanones und Eponymenlisten der assyrischen Thontafeln." Unsere Schrift weist nach, daß zu diesem triumphirenden Gerede wenig oder gar kein Anlaß ist. In glänzender Weise wird namentlich der Bericht Herodots über Dejokes vertheidigt. Wiederholt wird gezeigt, wie die Herren Assyriologen, namentlich die deutsche Schule, aus nothgedrungenen Auskünften Regeln fabricirt, aus einmaligem Vorkommen auf ein stetiges oder jedesmaliges geschlossen und ohne Grund mit allerlei andern bei Lichte besehen grundlosen Hypothesen Geschichte gemacht haben und Ausstellungen gegenüber Recht zu behalten bestrebt gewesen sind. Wir müssen uns versagen, hier auf die Einzelheiten einzugehen, und bemerken nur, daß die Polemik v. Gutschmids häufig — z. B. in Betreff der Entstehung des medischen Reiches, welche durch das anologe Aufkommen des parthischen erläutert wird, hinsichtlich der Natur der Suzeränetät im alten Orient und (in Nr. 1 der angehängten Excurse) in Bezug auf die Fortdauer des nordisraelitischen Reichs nach 721 v. Chr. — zu sehr dankenswerthen positiven Belehrungen führt.

Die Richtigkeit des entzifferten Inhalts der Inschriften wird bei diesen Erörterungen meist nicht angefochten, doch erinnert der Verfasser daran, daß durchaus nicht alles Urkunde ist, was auf den Thontafeln Mesopotamiens gelesen wird. Namentlich sind die Eponymenlisten offenbar Entstellungen durch Abschreiber ausgesetzt gewesen, und die assyrischen Herrscher haben den Bulletinstyl ebenso gut gekannt und angewendet, als Napoleon und andere Moderne. Die Untrüglichkeit, die dem Kanon des Ptolemäus allseitig zuerkannt wird, kommt den Eponymenlisten keineswegs zu. Sie sind deshalb, weil sie aus der Bibliothek des Sardanapal stammen und auf Thonziegel geschrieben sind, nicht weniger ein gewöhnliches Buch, als ein beliebiges hebräisches oder griechisches. Sie sind älter, als die Bücher der Könige in der Bibel, eine Urkunde aber sind sie nicht. „Nichts vielleicht predigt die Lehre, daß man nicht das erste beste assyrische Schriftstück für eine Urkunde nehmen soll, eindringlicher, als der mehrfach übersetzte Text, welcher von der Kindheit des Königs Sargon I. handelt. Die

Digitized by Google

ersten elf Zeilen lauten nach den Uebersetzungen von G. Smith und Fox Talbot folgendermaßen:

G. Smith.

Sargina der mächtige König, König
von Agade bin ich.
Meine Mutter ward schwanger, mein
Vater wußte nicht (davon); meines
Vaters Bruder unterdrückte die Gegend.
In der Stadt Azupirani, welche
an der Seite des Euphrat gelegen ist,
Empfing sie mich; meine Mutter
war schwanger, und in einem Haine
brachte sie mich zur Welt.
Sie legte mich in eine Wiege
von Weidenruthen; mit Erdpech
verschloß sie meinen Ausgang,
Und ließ mich fort auf den
Fluß treiben, welcher weg
von ihr mich trug.
Der Fluß schwemmte mich
zu Akki, dem Abal.

Akki, der Abal in der Zärtlichkeit seines Herzens hob mich auf.

Akki, der Abal, zog mich auf
als sein Kind.
Akki, der Abal, stellte mich
an als seinen Ackermann,
Und bei meinem Ackerbau
begünstigte mich Istar.

Fox Talbot.

Ich bin Sargina, der große König,
Der König von Agani.
Meine Mutter kannte nicht meinen
Vater; meine Familie waren die
Herrscher des Landes.
Meine Stadt war die Stadt Atzupirani,
welche ist an den Ufern des Euphrat.
Meine Mutter empfing mich; an
einem geheimen Orte brachte
sie mich zur Welt.
Sie legte mich in einen Kasten
von Binsen, mit Erdpech schloß
sie meine Thür zu.
Sie warf mich in den Fluß,
der nicht in den Kasten zu mir
eindrang.
Der Fluß trug mich, zur Wohnung
Akkis, des Wasserträgers, brachte
er mich.
Akki, der Wasserträger, in seiner
Herzensgüte hob mich heraus aus
dem Flusse.
Akki, der Wasserträger, zog
mich auf als seinen eignen Sohn.
Akki, der Wasserträger, stellte
mich an unter einem Stamme von Waldleuten.
Von diesem Stamme von Waldleuten
machte Istar mich zum Könige.

Smith nennt Sargon den babylonischen Moses und mit Grund; denn abgesehen von der eigentlichen Peripetie, die mit den Worten Exodus 2, 2—3 übereinstimmt, gehen die beiden Uebersetzer in allen die Rettung des Sargon betreffenden Einzelnheiten weit auseinander. Wäre der Text, wie Smith meint, die assyrische Kopie einer wirklichen Inschrift des genannten Königs, so würde viel näher als die von dem englischen Assyriologen gezogene Folgerung, daß hier ein Usurpator spreche, welcher der Sohn eines früheren Herrschers sein wolle, die andere liegen, daß Dinge in die Inschrift hineingelesen worden seien, die gar nicht darin stehen. Denn daß ein König so über sich selbst berichtet

Digitized by Google

haben sollte, ist einfach undenkbar. Erst dann hört der Wortlaut auf, verdächtig zu sein, wenn man den Text als freie Composition eines viele Jahrhunderte später lebenden Schriftstellers ansieht, der die Sage von der wunderbaren Kindheit des alten babylonischen Königs Sargon diesem selbst in den Mund gelegt hat. Das Schriftstück, von welchem Fox Talbot ansprechend vermuthet, daß es als Aufschrift auf dem Piedestal der Bildsäule des Königs angebracht gewesen sei, steht auf einer Linie mit den Epigrammen und Elogien, die in den alexandrinischen und römischen Bibliotheken unter den Büsten berühmter Männer standen, und die Analogie ist um so frappanter, als an den Namen Dargons des Ersten die Ueberlieferung eines Werkes über Omina geknüpft ist, das in assyrischer Uebersetzung der Bibliothek des Sardanapal einverleibt war.

Wir übergehen das Kapitel über die Anwendung der Entzifferungen, da es sich nicht in dem hier gebotenen Maße abkürzen läßt, und kommen zum Schlußabschnitte der Schrift, um den Verfasser derselben noch einmal ausführlich sagen zu lassen, was ihm bei deren Abfassung vor Augen stand, und was er mit ihr vor Allem bezweckte.

„Kein einziger Assyriolog hat für seine Disciplin so begeistert Propaganda gemacht wie Schrader. Sie ist ihm die „vielleicht brennendste Frage der altorientalischen Wissenschaft." Immer von Neuem sucht er den sich noch fern Haltenden die Verwerflichkeit ihres Zauderns und Zweifelns begreiflich zu machen. Die jungen Assyriologen arbeiten nach ihm „zur Ehre Deutschlands, das eine alte Schuld nun endlich einzulösen hat." Unermüdlich im Anwerben von Rekruten, stellt er, damit ja keiner zurückschrecke, die Schwierigkeiten des Assyrischen als eine kleine Mühe dar, der man sich gern unterziehe, da die eminente Bedeutung der Keilschriftstudien in geschichtlich-archäologischer Beziehung so sehr zu Tage liege. Auch die fragwürdigsten Leistungen werden, sobald sie nur die Assyriologie betreffen oder ihr Concessionen machen, von Schrader freudig begrüßt und durch Lobsprüche ermuthigt. Wenn irgend Einem, möchte man Schrader die goldene Mahnung Talleyrands zurufen: «pas trop de zèle!« Er sehe zu, daß er nicht durch diese Art Propaganda der Sache, die er fördern will, mehr schadet als nützt.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Nun, es genügt ein Blick in das erste beste halbwissenschaftliche Journal, um zu erkennen, daß die Früchte, welche eine der Schraderschen analoge rührige Propaganda für die Assyriologie in England gezeitigt hat, nichts weniger als erfreulich sind. Was uns Deutschen bevorsteht, davon können wir uns ein deutliches Bild machen, seitdem in der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde ein internationaler Sprechsaal für Assyriologie eröffnet worden ist. Was uns in diesem geboten

Digitized by Google

wird, steht im auffallendsten Contraste zu der Gediegenheit des sonstigen Inhalts der Lepsius'schen Zeitschrift. Da wird das eine Mal eine wilde verwegene Jagd unter den Schäfern von Urru und den Oberschäfern von Nippur nach Nimrod angestellt, endlich wird er in dem Hammurabi der Inschriften gefunden und mit ihm zugleich Amraphel von Sinear, der Unterkönig des Kedor Laomor; denn — Amraphel ist ein Allophon von Nimrod, wie klärlich aus dem Targum Jonathans bewiesen wird. Ein andres Mal wird Nabonassar, der die Königsreihe des ptolemäischen Kanon eröffnet, deshalb, weil er auf den Inschriften noch nicht wiedergefunden worden ist, einfach aus der Geschichte gestrichen. Hier wieder wagt sich in einer Anmerkung die verschämte Vermuthung hervor, daß der Name des alten Tobias*) in einer Urkunde des Jahres 717 enthalten sein könne, und dort werden die Guti der assyrischen Inschriften für — die Gothen erklärt**), die damals in Armenien gewohnt hätten, sie, welche die nordische Sage auch als Asen kennt, neben den am Wan-See hausenden Vanen, und so ist es kein Wunder, daß auch die akkadische Mythologie in der Edda sich wiederfindet: Freia ist keine andere als Istar. Ein andrer Gelehrter läßt das Schwarze Meer im Jahre 715, also sechzig Jahre vor den frühesten authentischen griechischen Colonialgründungen daselbst, „von dem zahlreichen Kranze griechischer Colonien" von den Assyrern das griechische Meer genannt werden, findet den Ambaridi der assyrischen Inschriften in dem Namen des Colonialgründers Ambrontas, der längst richtig in *Ἄβρων τις* verbessert worden ist, und das Usnanis der Inschriften in dem angeblichen zweiten Namen von Trapezunt *Οἰζηνὶς* wieder, der ebenfalls verdorben sein wird, in dessen Anlaut aber auch Anfänger im Griechischen eine abgeleitete Femininendung und etwas erkennen werden, was nicht zum Körper des Wortes gehört; das inschriftliche Çurri endlich, welches Sargon erobert hat, versetzt er an den Tyras und combinirt es mit «Tyros, colonia phoenicium», die der Ignoranz Ammians ihren Ursprung verdankt. Natürlich ist das griechische Tyras gemeint. Man sieht, diesen Vorfechtern der Assyriologie ist, so rasch sie auch bei der Hand sind, Herodot und ähnliche wirkliche Quellen zu größerer Ehre ihrer neuen Wissenschaft unter das alte Eisen zu werfen, kein Zeugniß des Alterthums spät oder schlecht genug, um nicht dem, was sie in die assyrischen Inschriften hineinlesen, als Stütze zu dienen."

Unsere Schrift führt noch einige erbauliche Beispiele solcher Faseleien an und fährt dann fort: „Bei einem Stande der Assyriologie, wo nach Schraders eigenem Geständniß in den Syllabaren ein ungeheures Material noch brach liegt,

*) Das Buch von ihm ist bekanntlich ein Roman.

**) Ungefähr, wie Schelling die Nephilim der Genesis für die Nibelungen hielt.

Digitized by Google

das kaum in Decennien ausgeschöpft sein wird, und wo, so sollte man glauben, auf lange hin als Hauptaufgabe vorgezeichnet ist, das Verständniß des Entzifferten durch philologische Arbeit, Feststellung des Lexikons, Ausbau der Grammatik zu vertiefen, hier und da sogar erst zu schaffen, könnte es schwerlich als ein Glück betrachtet werden, wenn auf dem bisher von der Wissenschaft mit großer Einseitigkeit eingeschlagenen Wege weiter fortgeschritten würde, auf welchem thatsächlich neun Zehntel von dem, was Assyriologie heißt, zu einem historischen Dilettiren herabsinkt, das sich durch einen dreifachen Panzer von Ideogrammen, Polyphonen und Allophonen gegen die Einwürfe der Kritik zu schützen meint. Auf diesem Wege wird die „vielleicht brennendste Frage der altorientalischen Wissenschaft" schwerlich je gelöscht werden. Einige Eimer kalten Wassers auf den Brand und auf die Köpfe der die brennende Frage jubelnd umgaukelnden Thyrsusschwinger würden jedenfalls die Löschung rascher bewirken, als die von Schrader angewendeten Mittel."

Wir unterbrechen hier den Verfasser, um den Lesern die Mittheilung zu machen, daß zwar der Guß kalten Wassers, den v. Gutschmid dem Schraderschen Kreise hier applicirt hat, ohne Wirkung bleiben zu wollen scheint, da die Herren dem Vernehmen nach meinen, ein Historiker habe hier nicht drein zu reden, es müsse ein Assyriolog oder doch ein genauer Kenner der semitischen Sprachen sein, wenn sie sich um eine Kritik kümmern sollten, daß aber ein zweiter Eimer auf die brennenden Köpfe der Korybanten ausgegossen worden ist, der von einem Assyriologen kommt und zwar von keinem geringeren als von ihrem Großkophta in Paris, und der an Kälte nichts zu wünschen übrig läßt.

Oppert spricht in einer Recension unsrer Schrift in den Göttinger Gelehrten Anzeigen vom 1. November in gewohnter geschwollener Weise über einen Theil der v. Gutschmidschen Angriffe ab, aber das, worauf es bei diesem vor Allem abgesehen war, acceptirt er und spricht es fast höhnisch in seiner Weise nach. Schrader muß sich von seinem Herrn und Meister zunächst das zweifelhafte Compliment machen lassen, er habe „durch seine lichtvolle Behandlung die Keilschriftforschung den deutschen Gelehrten mundgerecht gemacht." „Schaffend aufzutreten ist bis jetzt sein Beruf nicht gewesen." O weh! Es kommt aber besser, kälter. „Sich selbst Geschichte einreden, darf nur ein Romanschriftsteller. Auf diesem Felde wird indeß jeder Assyrioloye hinter dem letzten der dichtenden Autoren zurückbleiben. Seit sechs Jahren habe ich mich vergeblich bemüht, meinem werthen Freunde Schrader („werthen", wie herablassend und wie ironisch zugleich!) diese Thatsache klar zu machen. Er hat das Gefährliche eigenmächtiger Geschichtserfindung nicht erkennen wollen. Nun sind seine Ansichten den Angriffen ausgesetzt, die man ihm längst vorausgesagt hatte. Habeat sibi!" Gehaben Sie Sich wohl, und lassen Sie Sich's

Digitized by Google

wohl bekommen! Sprach's und wandte sich ab. Furchtbar! — Weiter sagt der Große zum Kleinen, ihn wieder auf falschem Wege findend, „Herodot" sei „durch die Inschriften glänzend bestätigt worden." Endlich erreicht die Abkanzelung ihre Klimax in folgenden Worten: „Der ernsteste Vorwurf, der gerade Duncker zu machen ist, ist, daß er der ganz grundlosen Schraderschen Theorie gehuldigt hat. Herrn Schrader ist sein Lyrismus zu verzeihen; der Historiker Duncker ist unbegreiflich." „Beckers Weltgeschichte ist gerade nach assyrischen Quellen der Wahrheit gemäßer als Duncker, der Schraders Verwirrung vulgarisirt hat." Sich selbst Geschichte einreden — eigenmächtige Geschichtserfindung — die ganz grundlose Theorie Schraders — sein Lyrismus — seine Verwirrung — man sieht, Einer auf Einer kältesten Wassers. Ob es den Brand wohl löschen wird? Jedenfalls wird der in solchem Ton Desavouirte Herrn Oppert wenig Dank wissen, daß er auf diese Art „für seinen wissenschaftlichen Schüler eingetreten" ist; vielleicht wird er sogar bedauern, daß er nicht durch Schweigen zu v. Gutschmids erstem Angriff sich diesen — nun, wie sollen wir sagen — diesen groben Rüffel von oben herab erspart hat.

Wir lassen nun v. Gutschmid noch einmal kurz zusammenfassen, was er an der Assyriologie in Deutschland und speziell an Schrader, „demjenigen Gelehrten, der hier in seinem Fache der Erste ist", auszusetzen hatte. „Ich tadle, daß Entzifferung und Deutung des Entzifferten in einer Weise mit historischen Combinationen verquickt wird, daß die Sicherheit sowohl der Entzifferung als der historischen Combinationen darunter leidet. Ich tadle die Leichtigkeit, mit der am Ende jeder Sackgasse, in welche zu großes Sicherheitsgefühl den Entzifferer geführt hat, ein allgemeines Theorem bereit gehalten wird, das für den einzelnen Fall heraus ins Freie führt, aber die Willkür vermehrt und damit die Verläßlichkeit der Entzifferung im Ganzen gefährdet. Ich tadle, daß zwischen dem, was sicher, und dem, was nicht sicher ist, nur in sehr ungenügender Weise geschieden wird und so die, welche die assyriologischen Ergebnisse benutzen wollen, irre geführt werden. Ich tadle das Mundrechtmachen der fremden Eigennamen für das große Publikum durch „geschmackvolle" Uebersetzungen, die Behandlung der geographischen Nomenclatur, die auf ungefähren Gleichklang hin in ganz autoschediastischer Weise gedeutet wird, und die Ignorirung oder Geringschätzung aller griechischen Quellen, sowie die Ueberschätzung alles durch die assyrischen Entdeckungen zu Tage geförderten Materials, namentlich den Mißbrauch des Argumentum a silentio. Ich tadle ferner den Mangel an Methode, der in der vorschnellen Aufstellung und ausgiebigen Verwendung kritisch verpönter Auskunftsmittel, wie der Polyonymie von Königen, der Homonymie von Ländern zu Tage tritt, und kann in der vermeintlichen Nöthigung

Digitized by Google

zum Gebrauch solcher Auskunftsmittel nur ein Anzeichen sehen, daß die Assyriologie über den Zusammenhang, in welchem die den Anstoß gebenden Namen vorkommen, im Dunkeln tappt, ohne sich dieß einzugestehen. Ich tadle mit einem Worte das nach den verschiedensten Seiten hin zu Tage tretende Ueberhasten der Entzifferung und die sanguinische Art, mit der man sich über die Schwierigkeiten derselben hinweghilft und durch apologetische Schönfärberei auch Anderen darüber hinwegzuhelfen sucht. Schrader verdankt das Vertrauen, welches in weiten Kreisen seinen assyriologischen Arbeiten entgegengebracht worden ist, in erster Linie einem Rufe der Ehrlichkeit, welche die sicherste Garantie gegen jede Art von Schwindel geben wird. Allein er besitzt eine Eigenschaft, welche bei der Enträthselung einer unbekannten Sprache und Schrift schlimmer ist als Schwindel: er ist Enthusiast. Noch heute bleibt — daran hat auch das von ihm auf diesem Gebiete Geleistete mich nicht abzubringen vermocht — der Assyriologie gegenüber das Mahnwort des alten Cato in Kraft: Chaldaeos ne consulito!"

Holt euch nicht Rathes bei den Assyriologen! Wir danken für das Buch, das hiermit als mit seiner Moral und Quintessenz schließt, dem Verfasser aufrichtig, wir werden seine Mahnung in einem feinen Gedächtniß behalten, und wir hoffen, unsere Leser werden Desgleichen thun. Sie werden sich gut dabei stehen.

Mittheilungen über Torpedo und Panzerschiffe.*)

Wenn auf dem Gebiete der internationalen Industrie und ihrer Hülfswissenschaften Entdeckungen von tief einschneidender Wichtigkeit gemacht werden, so eilen sie, auf den Flügeln des Dampfes über Land und Meer den Rundgang über die Erde zu machen. Umgekehrt verhält es sich mit neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft. Werden sie von dem Mitglied eines einzelnen Staates gemacht — wir reden hier nur von wirklichen Erfindungen, nicht von den oft auftauchenden, häufig für den Sachverständigen äußerst komisch gestalteten Projecten — dann pflegt der Staat die neue Erfindung ängstlich zu hüten, und erst der nächste Krieg lüftet den Schleier des Geheimnisses, stellt aber auch den wahren Werth der neuen Einrichtung fest, mitunter sehr im Widerspruch mit den Resultaten der Friedens-

*) Quellen: 1) La marine militaire de la France. Revue des deux mondes XVIII. 2) Gaede, Torpedo und Minenboote. Berlin, Schlesier. 3) Schneider, der Krieg in Paraguay 4) Submarine warfare by Barries. 5) The southern war by E. A. Pollard.

Digitized by Google

experimente auf den Uebungsplätzen. — Fast zugleich, seit ungefähr 15 Jahren, traten Panzerboote und Torpedo auf. Die allgemeinen Züge beider setzen wir bei unsern Lesern als bekannt voraus. Während indessen der Kampf zwischen der Artillerie und dem Panzerboote die ideellen Principien jeder wahren Kriegführung: Vernichtung der feindlichen Streitmittel, Wechselwirkung, die sich fortwährend steigert und keine Schranken anerkennt, als das Recht des Stärkeren — so recht in aller Reinheit zur Geltung bringt, als wollte er Hohn sprechen allen jenen gutgemeinten Conventionen und Conferenzen, die vergebens sich abquälen, dem bluttriefenden Ares Glacehandschuhe anzuziehen — während dieser laute Kampf tobte, wuchs ganz im Stillen ein Gegner dem Panzerschiff heran, der berufen scheint, die Frage, ob Panzer, ob nicht, zu einer endgültigen Lösung zu bringen.

Wohl durchschlagen die beiden größten Geschütze der Neuzeit, das englische 81-Tons-Geschütz, und Krupps 35,5-Centimeter-Kanone, Schiffspanzer von 22 Zoll Eisenstärke wie eine Pappschachtel, aber nicht allein technische Schwierigkeiten aller Art, auch der Kostenpunkt hindert die Anschaffung solcher Riesengeschütze. — Auch hat der „Panzerbauer" noch nicht sein letztes Wort gesprochen; er droht, und bisher hat er auch stets sein Wort gehalten, ebenso wie der Artillerist, auch gegen diese Projectile sich unverwundbar zu machen.

Wenn der friedliebende und ökonomische Leser erwägt, daß 10 Millionen Mark gerade hinreichen, ein Panzerschiff „anständig" auszurüsten, wenn er bedenkt, daß die Herstellung und Ausrüstung einer Landbatterie gegen dieses Panzerschiff dieselbe Summe ungefähr beansprucht, und er in Folge dessen mit Grausen seinen sauer erworbenen Nickel in dem Curtiusschlund dieser Kriegsausrüstung verschwinden sieht, so wird er dankbar erleichtert aufathmen, wenn wir ihm sagen können, es ist dafür gesorgt, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Sehr bald erkannte man in allen Staaten, daß richtig angewendete Torpedo das beste Schutzmittel gegen Panzerschiffe seien. Drei Arten von Torpedo sind gegenwärtig im Gebrauch, (die dritte vielmehr soll erst in Gebrauch kommen), welche uns hier beschäftigen. 1) Defensiv-Torpedo. Darunter versteht man Sprengmittel jeder Art, welche unterseeisch in gewisser Höhe über dem Grunde verankert, vom Lande aus durch elektrische Zündung im gegebenen Moment gesprengt werden. Mehrere Reihen solcher Torpedo, schachbrettförmig vertheilt, durch einen vorliegenden breiten Gürtel von Floßhölzern gesichert, unter dem Kreuzfeuer gut gepanzerter Batterien liegend, bilden eine sogenannte Torpedo-Sperre. Die Gegner des Torpedo werden allerdings sehr schnell mit einer solchen Torpedo-Sperre fertig — auf dem Papier. Man will dagegen Geschwader von Ruderbooten der angreifenden Marine mit sogenannten Torpedo-Sonden in Thätigkeit bringen.

Digitized by Google

Eine Torpedo-Sonde besteht aus 2—3 Booten, die unter einander durch breite Latten resp. schmale Bretter verbunden sind. Solch Brettergerüst wird in gewisser Tiefe gehalten und soll beim Vorwärtsrudern, in Verbindung mit Drahtnetzen ꝛc., die Torpedo durch Berührung zur Explosion bringen. Dieß wird wohl auch gelingen, zugleich aber wird meist die Bemannung der Boote ebenfalls ins Jenseits befördert werden. Der Zudrang zu diesen Expeditionen dürfte daher bald abnehmen, besonders da sie nur von Nutzen sind, wenn sie vorgenommen werden, ehe die Landbatterien zum Schweigen gebracht sind, also in deren bestem Shrapnel- und Kartätschfeuer. Die Wegnahme und Eroberung der Landbatterien würde natürlich eine weniger gefährliche „Torpedo-Suche" gestatten, macht sich aber in der rauhen Wirklichkeit nicht so glatt. — Diese einfachste und ursprünglichste Art der Torpedo-Vertheidigung giebt also schon recht befriedigende Resultate. Die Kosten derselben sind gleich Null zu achten, wenn man sie gegen die Kosten des Versuchs hält, dasselbe Fahrwasser durch Panzerschiffe zu sperren. Selbstverständlich lassen sich den Umständen gemäß vielfache Variationen in der Anlage einer solchen Torpedo-Sperre treffen, so daß man sie dem Terrain und den Absichten des Vertheidigers auf das Genaueste anpassen kann. 2) Offensiv-Torpedo, nach ihrer ersten Construction auch Cigarrenboote von den Konföderirten genannt, welche sie zuerst und bis jetzt in unübertroffener Meisterschaft anwendeten. Es sind kleine Dampfboote, deren bewegende Kraft verschiedenen Ursprungs sein kann, aber stets auf mindestens 17—18 Knoten in der Stunde (d. h. circa 5 deutsche Meilen) sich steigern läßt, um bei der Verfolgung oder auf der Flucht auch dem schnellsten Gegner gewachsen zu sein. An der Spitze tragen sie den Torpedo, der, auf die verschiedenste Weise lancirt, dem feindlichen Schiffe den Tod bringt, indeß der Offensivtorpedo in der Regel Zeit zur Flucht behält. Durch derartige Torpedo vernichteten die Konföderirten in zwei Jahren den Nordstaaten mehr Material, als sie in zwei großen Seeschlachten hätten thun können; die Angst vor diesen Torpedo allein war es, welche die Häfen der Konföderirten trotz der großen feindlichen Flotte immer offen hielt und den Blocade-Runners, den Blocadebrechern, ihre kühnen Fahrten ermöglichte. 3) Taucher-Torpedo. Die große persönliche Gefahr, welcher die Führer von Offensivtorpedo Trotz bieten mußten, da sie fast immer den letzten schwierigsten Theil ihrer Aufgabe unter dem heftigsten Gewehrfeuer der feindlichen Schiffsmannschaft auf ganz kurze Distance ausführen mußten, führte auf die Erfindung der Taucher-Torpedo, Minen-Boote, Spreng-Boote, welche verschiedenen Namen alle ein und dasselbe Ding bezeichnen, einen Offensiv-Torpedo, der längere Zeit unter Wasser „leben" kann. Wenn irgendwo, so kommt hier der chemische Begriff: Leben heißt Sauerstoff verbrennen! zur reinen Gestaltung. Von einer

Digitized by Google

Erfindung im eigentlichen Sinne kann man zwar nicht reden. Taucherboote zu friedlichen Zwecken kennt die Industrie schon seit längerer Zeit. Seit Jahren aber arbeitet die Kriegsmarine aller Staaten daran, diese Einrichtung für den Krieg nutzbar zu machen, und nicht ohne Erfolg. Man baut jetzt Taucherboote, die mit Leichtigkeit unter Wasser 16 Knoten, oder 4 deutsche Meilen die Stunde, machen. — Die „Landratte", besonders die „gebildete", ist sehr geneigt, derartige neue Erscheinungen des Seewesens mit gleichgültigem Achselzucken anzusehen. In diesem Falle dürfte aber das Interesse ein sehr gediegnes Motiv haben. Es ist für uns Alle erfreulich, wenn der Staat nicht mehr gezwungen ist, Hunderte von Millionen für Kriegsmaschinen auszugeben, deren Nutzen im besten Falle fraglich bleibt. So lange als die großen Panzerschiffe keine andern Gegner fürchteten, als die Artillerie, war keine Aussicht, daß die sich fortwährend steigernde Wechselwirkung aufhören würde, welche zwischen einem Schiffspanzer von 60 Centimeter Dicke, wie ihn der Inflexible trägt, zwischen dem Geschoß von 800 Kilo, welches Krupps 35,5-Centimeter-Kanone braucht, und zwischen dem Staatssäckel besteht.

Jetzt aber ist die Sache anders geworden: wie die Büchsenkugel des armen Hakenschützen, sammt der Waffe nur wenige Thaler werth, den Ritter in mailänder Rüstung, die tausend Gulden kostete, röchelnd in den Sand der Wahlstatt warf, so ist der Taucher-Torpedo so recht „des armen Mannes Waffe". Wenige Thaler genügen zu seiner Herstellung, 3—4 entschlossene Männer zu seiner Bemannung, ja diese laufen Dank einer andern rechtzeitig gemachten Erfindung nicht viel mehr Gefahr, als jede Patrouille in einem feindlich gesinnten Lande, als der Mineur des Pionirbataillons, der, auf Horchwache liegend, dem Tode in scheußlichster Gestalt trotzt, den die Quetschmine zermalmen, der Erddruck verschütten, das Messer oder Beil des Gegners zerfleischen kann. — Die neue Erfindung, welche wir meinen, ist der unter dem Namen à la Boyton bekannte Anzug, welcher auch dem Nichtschwimmer einen 20-stündigen Aufenthalt im Wasser ermöglicht. — Wir werden weiter unten sehen, wieso diese Erfindung von uns eine „rechtzeitige" genannt werden kann. Zunächst wollen wir versuchen, unsern Lesern einen Begriff zu geben, von dem, was man unter Taucher-Torpedo, Minen-Boot oder wie man den Todfeind der Panzerschiffe nennen will, zu verstehen hat. Man denke sich ein von allen Seiten luftdicht verschlossenes Gehäuse, Boot kann man kaum sagen, aus dem sich nach Belieben des Steuernden ein kleineres Gehäuse erhebt, 80—100 Centimeter hoch, mit Glasplatten, welche nach allen Seiten freie Umsicht gestatten. Das Boot ist von dem specifischen Gewicht des Wassers, kann nach Belieben Wasser als Ballast nehmen und auswerfen, kann vermittelst hydraulischen Apparates sowohl in der horizontalen als verticalen Ebene gesteuert

Digitized by Google

werden. Es muß einem bei weitem größeren Wasserdruck widerstehen, als irgend ein oberseeisches Fahrzeug, und schon aus diesem Grunde wird es so gebaut sein, daß es nach Belieben auf und unter der Oberfläche des Meeres gebraucht werden kann. Eine Vorkehrung befindet sich an Bord, die selbstthätig schließend durch den Druck des darüber hinströmenden Wassers das Boot bei dem Untertauchen sichert.

Um die Magnetnadel vor jenen Unregelmäßigkeiten zu sichern, welchen sie an Bord von Panzerschiffen unterworfen ist, und welche nicht als letztes Moment erscheinen, den Dienst auf einem Panzerschiff unangenehm zu machen, hat man vorgeschlagen, zur Herstellung der Taucherboote eine Kupferlegirung zu verwenden. Eine derartige Neuerung würde bei der geringen Größe der Boote nur eine geringe Preissteigerung bedingen, welche noch durch die größere Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse des Salzwassers sich schließlich als wirkliches Ersparniß herausstellen dürfte. Um nun eine sichere Steuerung des Bootes, in der Dunkelheit, welche schon in geringer Tiefe des Wassers herrscht, möglich zu machen, dient folgende Vorkehrung: die Steuerung erfolgt von der Kajüte aus vor einem erleuchteten Kompaß, ganz in der Art wie ein Schiff bei Nacht gesteuert wird, nur steht hier dem Steuernden jeden Moment ein Mittel zu Gebot, etwa begangene Richtungsfehler zu redressiren. Glaubt er nämlich, in der Richtung nicht ganz sicher zu sein, so steigt er zur Oberfläche empor, das gläserne Gehäuse erhebt sich über die Wellen auf einige Augenblicke, und in demselben befindet sich eine kurze Zielstange, welche mit Visir und Korn versehen, genau in der Scheitelebene über der Mittellinie des Bootes angebracht ist. Die Zielstange wird gerichtet, das zum Ziel ersehene Panzerschiff anvisirt, und lautlos verschwindet das verderbenbringende Meerungeheuer, in der Tiefe den Weg verfolgend zum Herzen seines Feindes. Je wechselnder die Meeresströmungen auftreten, innerhalb deren die Boote ihren Weg suchen müssen, desto häufiger wird das Boot von diesem Correctionsmittel seines Kurses Gebrauch machen müssen. Eine Gefahr resultirt indessen für das Boot nicht hieraus, nur wird unter Umständen das feindliche Panzerschiff gewarnt die Flucht ergreifen können, falls es nicht von mehreren dieser unheimlichen Gesellen gleichzeitig angefallen wird. Das kleine runde Gehäuse, gänzlich unerwartet aus den Wellen emportauchend und 1—2 Minuten vielleicht nur sichtbar, giebt selbst dem geübten Büchsenschützen auf ca. 200 Schritte ein nur sehr ungewisses Ziel. Vom Schuß auf weitere Distancen oder etwa vom Geschützfeuer würde das Boot gar nichts zu besorgen haben. Wer die Schwierigkeit, selbst bei ruhiger See, ja selbst bei spiegelglattem Wasser auf unbekannte Entfernung kleine Objecte zu treffen, aus eigener Erfahrung kennt, der wird dem Schreiber dieser Zeilen Recht geben, wenn er den Ausspruch

Digitized by Google

lieft: Gewehrfeuer ist ohnmächtig gegen die Taucher-Torpedo. Schließlich würde es ein Leichtes sein, das Gehäuse schußfest herzustellen, die Glasplatten nicht ausgeschlossen. Da das untergetauchte Boot nur wenige Schritte weit vor sich sehen kann, wegen der Undurchsichtigkeit des Wassers, so muß ein anderer Weg eingeschlagen werden, um die Besatzung des Taucherbootes erkennen zu lassen: jetzt sind wir in der Nähe unseres Opfers.

Da unter dem Wasser weder Wind noch Wellen, sondern nur constanter Wasserdunst und stellenweise eine in ihrer Stärke genau bekannte Strömung auf das Boot einwirken, so werden einmal die Bewegungen des Motors, sei derselbe nun Schraube oder Kolben oder Turbine, einen ziemlich genauen Distancenschätzer angeben, andererseits aber Meßinstrumente, direct in Verbindung mit dem Richtungsgehäuse die wünschenswerthe Genauigkeit ergeben. Indem nun das Boot sich dieser Hülfsmittel bedient, wird es in einem bekannten Fahrwasser, in welchem tausendfache Uebungsfahrten Officiere und Mannschaften mit dem Meeresgrunde und seinen Strömungen vollkommen bekannt gemacht haben, nur selten noch des Auftauchens bedürfen. Ruhig in steter, langsamer Fahrt wird es den Rumpf des feindlichen Panzers erreichen, den Torpedo mit Zeit- oder Leit-Zündung in der Nähe der feindlichen Schraube logiren, und nach einigen Augenblicken existirt das feindliche Schiff nicht mehr! Erfolgt der Angriff des Torpedo in einer hellen Sommer- oder Mondnacht, so ist ein Wahrnehmen des auftauchenden Bootes für den Feind fast eine reine Unmöglichkeit. Wir haben bis jetzt absichtlich als Zeit für den supponirten Angriff den Tag gedacht, um es dem Angreifer so schwer als möglich zu machen. Wie bekannt, müssen aber die Panzerschiffe zu ihren Actionen möglichst ruhiges Wetter haben, und daher werden diese Vorfälle meist im Sommer stattfinden, dessen Nächte in unsern nordischen Meeren mit ihrer langen Dämmerung derartigen Unternehmungen der Taucherboote ganz besonders günstig sind. Eine feindliche Flotte, behufs Blokirung unserer Häfen auf einer oder mehreren Rheden ankernd, würde in wenigen Tagen aufgerieben werden durch eine mit den örtlichen Verhältnissen durch jahrelange Uebungsfahrten vertraute Torpedobrigade, und dieß vermuthlich ohne nennenswerthe Einbuße, ja sehr möglicher Weise, ohne ein einziges Menschenleben unsrerseits zu verlieren. Kostete doch binnen zwei Jahren die Blocade von Charleston in Nord-Karolina den Nordstaaten vier treffliche Panzerschiffe und zwei Holzschiffe mit zusammen über 1500 Mann, ohne daß es bekannt geworden, daß von den damals üblichen sechs Offensivtorpedo, welche zum Angriff verwendet wurden, mehr als einer verunglückt sei. Und damals war die ganze Erfindung noch in der Kindheit. Bei Gelegenheit der Sprengung des Hellgate-Riffs bei New-York hat man die eingehendsten und günstigsten Erfahrungen über die Leistungsfähigkeit von

Digitized by Google

Taucherbooten gemacht. Wir würden uns in ein unsere Leser vielleicht ermüdendes Detail verlieren müssen, wenn wir über die Art, wie der eigentliche Torpedo nun am Taucherboot befestigt und von diesem auf das dem Untergange geweihte Schiff übertragen wird, eingehendere Mittheilung machen sollten. Der Methoden giebt es hier so viele, daß in der That ein embarras de richesse vorhanden scheint. Es läßt sich heute durchaus nicht sagen, welche Art und Weise den Vorzug verdient. Ist doch noch die ganze Frage eine flüssige. Noch keine zwei Jahre ist es her, als von gewichtiger Seite her die ganze Frage für eine illusorische erklärt wurde: Wenn auch alle Schwierigkeiten durch die Technik besiegt werden sollten, es wird unmöglich sein, Leute für einen so gefährlichen Dienstzweig heranzubilden. Und heute? Nicht allein die Technik hat alle Schwierigkeiten wenigstens in soweit verringert, daß alle Marinen eifrig mit diesen Versuchen vorgehen, und nirgend hört man die Klage, daß es bis jetzt an Arbeitskräften für dieses neue Feld mangele. — Was endlich die Unterhaltung des Sauerstoffes zur Athmung und Verbrennung betrifft, so äußert sich eine fachmännische Autorität dahin, daß es nicht zweckmäßig sei, verdichtete atmosphärische Luft zu diesem Behufe mitzuführen, da nur ein Theil derselben, der Sauerstoff, zur Athmung und Verbrennung brauchbar sei. Mehr würde sich hierzu verdichteter Sauerstoff empfehlen, den man durch geeignete Vorrichtungen derart vertheilt, daß zugleich dem Bedürfniß der Athmung, wie dem der Verbrennung Genüge geleistet wird.

Wenn man auch das Boot so klein als möglich machen muß, so glaubt man doch eine Größe annehmen zu dürfen, die demselben erlaubt, vier Tage vom heimischen Hafen fortzubleiben, immer vorausgesetzt, daß die Construction des Bootes eine solche ist, die gestattet, es auch über Wasser fahren zu lassen. Es ist ersichtlich, daß Booten, welche derartig construirt, eine weit gewaltigere Offensivkraft innewohnt, als denen, welche nur auf den mitgeführten Vorrath von Sauerstoff angewiesen sind. Denkt man sich die deutsche Nord- und Ostseeküste in Abschnitte getheilt, welche Geschwadern von solchen Taucherbooten zur Vertheidigung zugewiesen werden, die sodann unter dem Schutze großer Kriegsschiffe weitreichende Ausfälle gegen die feindlichen Panzerschiffe unternehmen, denkt man sich ein oder zwei solcher Unternehmungen geglückt, so dürfte die deutsche Küste mit ihren immensen Reichthümern auf die ganze Dauer des Krieges geschützt sein. Und hier ist der Ort von der Wichtigkeit jener Erfindung zu berichten, die wir der Kürze wegen den Anzug à la Boyton nannten, obwohl Kapitän Boyton weder der erste, noch der einzige Erfinder ist. Nicht allein die Mannschaften der Taucherboote, sondern auch diejenigen und zwar zu allererst, welche sich zu Führern von Offensiv-Torpedo über Wasser qualificiren, müssen mit solchen Anzügen ausgerüstet werden. Es muß das

Digitized by Google

ein durchaus privilegirtes und ganz gesetzlich verbrieftes Recht jener wackern Männer sein. Es darf kein Einziger auch nur zu einer größern Probefahrt oder Uebung commandirt werden, ohne einen Anzug, der ihm im Fall eines Mißlingens die Möglichkeit giebt, sich zu retten. Sache der Technik wird es sein, diese Anzüge so zu modificiren, daß sie die Mannschaften bei der Ausübung des Dienstes wenig hindern und doch ihren Nutzen behalten. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Verwendung aller Torpedoboote fast nur in der Nähe der Küste stattfinden kann. Hat man also die Möglichkeit, jedem Einzelnen von der Besatzung jener Boote das Mittel zu bieten, sich 20 Stunden über Wasser zu halten, so ist damit ihm auch seine Rettung beinahe verbürgt. Wie wir oben schon erwähnten, brauchen die heutigen marinen Expeditionen ganz besonders ruhiges Wetter, was den Werth jener Rettungsanzüge noch bedeutend erhöht. Diejenige Regierung, welche recht ausgiebig und liberal mit der Vertheilung dieses neuen Hilfsmittels verfährt, wird sicher dadurch eine gewaltige Steigerung des moralischen Elements als Dank ihrer Humanität ernten. Durch drastische und belehrende Experimente muß die neue Einrichtung dem von Natur conservativen und mißtrauischen Seemann, wenn nöthig gegen seinen Willen, mit energischer Disciplin klar gemacht werden. Eine Anzahl solcher Schwimmer, in einer mondhellen Sommernacht als Eclaireurs gegen feindliche Positionen vorgehend, könnte vortreffliche Dienste leisten, und der Führer eines Torpedo, der überzeugt ist, mit Hülfe seines Schwimmanzuges sicher so lange über Wasser zu bleiben, bis seine zwei Meilen entfernte Fregatte herangedampft ist, wird mit sorgloser Kaltblütigkeit an seine Arbeit gehen. Er weiß: „Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn mir etwas passiren sollte!" Das macht ihm sein Herz leicht und seine Hand sicher.

Darum nannten wir die Erfindung des Boyton'schen Schwimmanzuges eine zeitgemäße. Sind die Leute eines Minen-Bootes mit dem Anzuge ausgerüstet, so ist ihnen damit die Möglichkeit gegeben, sich der Gefangennahme und damit dem Tode zu entziehen. Darüber dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben: fällt die Bemannung eines Torpedobootes dem Feinde in die Hände, so wird sie meist niedergemacht werden, viele Officiere werden nicht einmal den Willen, wenige die Autorität ihren erbitterten Leuten gegenüber haben, sie zu retten. Wer selbst Schlachten und Gefechte mehrfach mitgemacht, der wird hier nicht widersprechen! Dazu kommt, daß der Angriff mit einem solchen Torpedo-Taucher etwas ganz besonders Heimtückisches und Hinterlistiges hat, was den Angegriffenen erklärlicherweise in die äußerste Erbitterung bringt. — Sollte daher irgend eine genfer oder brüsseler Convention ihre papierne Stimme auch zu Gunsten der Torpedoführer erheben, wir vermuthen, die Matrosen, die einen erwischen, würden kurzen Proceß mit ihm machen. — Der einzige Krieg zwischen

Digitized by Google

europäischen Mächten, welcher uns gestattet, ein Beispiel für das Auftreten von Torpedo zu citiren, ist der deutsch-französische von 1870. Damals sind auf deutscher Seite nur Defensiv-Torpedo aufgetreten als Hafensperre. Da die französische Flotte sich vollkommen leidend verhielt und keinen Hafen zu forciren versuchte, sind auch die deutschen Torpedo-Sperren nicht zur Activität gelangt. Zur Wirksamkeit aber gelangten sie wohl, denn die Schatten dieser Torpedo spukten in allen officiellen und officiösen französischen Artikeln über die Flottenangelegenheit; Torpedo-Sperren mußten als Vorwand dienen, daß nirgend ein französisches Kriegsschiff näher als fünfzehn Seemeilen an einen deutschen Hafen ging. Nehmen wir nun an, die Situation kehre ähnlich wieder. Vor Wilhelmshafen, vor Kiel, vor Danzig, ankerten feindliche Panzerflotten, jeder dieser Häfen aber sei mit einer Brigade von sechs Taucher-Torpedo versehen, die seit Jahren dort stationirt und geübt seien.

Nehmen wir an, jeder Taucher-Torpedo habe 60,000 Mark gekostet — das ist eine unwahrscheinlich hohe Summe, aber sei es darum — dann repräsentiren diese achtzehn Boote rund ca. 1 Mill. Mark.

Wir dürfen wohl ohne übertreibende Anmaßung annehmen, daß diese Boote ebenso wohl ihre Schuldigkeit thun würden, als irgend ein anderer Bestandtheil des deutschen Heeres oder der deutschen Marine. Sprengt aber jede Brigade nur ein Panzerschiff in die Luft, so dürfte der Eindruck auf die feindliche Flotte nicht zu unterschätzen sein. Versuchen dann die feindlichen Panzer trotzdem die so bewehrten Häfen zu forciren oder an irgend einem andern Punkt der Küste eine Landung zu versuchen, so steigern sich mit jeder Kabellänge landwärts die Chancen für die Taucherboote; und es wäre wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß die sich häufenden schweren Verluste auch den kühnsten Gegner zum Stehen bringen würden, ehe er den Kampf mit den Strandbatterien aufnehmen würde. Während eines solchen Kampfes aber würde erst recht das reichste Wirkungsfeld sich den Taucherbooten darbieten, da sie in völlig bekanntem Fahrwasser, unter dem Schutz der befreundeten Batterien keine andere Gefahr zu scheuen hätten, als zufällig von einem feindlichen Schiffer „gerammt" zu werden, eine Gefahr, die zehnmal geringer ist, als sie jeder Füsilier oder Grenadier im Dorf- oder Waldgefecht durchmachen muß.

Weder Schutznetze noch wasserdichte Kammern können dem Panzer Sicherheit gegen den Torpedo verleihen. Wird ihm die Schraube oder das Steuerruder weggesprengt, so liegt er da, eine inerte Masse, die wenn nicht dem ersten, so doch dem dritten und vierten Torpedo erliegt, welcher gegen ihren Boden geschlendert wird.

Theorien sind oft trügerisch, bisher aber hat auch die Theorie, so fruchtbar sie oft an Ideen zu sein pflegt, noch kein Hülfsmittel gegen einen ener-

Digitized by Google

gischen Torpedoangriff gefunden. Netze, Schlagstangen, elektrisches Licht sind in Vorschlag gebracht worden gegen die Offensiv-Torpedo, welche doch wenigstens auf der Oberfläche blieben, und sie haben auch nicht einmal etwas genutzt. Trotz aller dieser Mittel verloren die Nordstaaten vor Charleston, die Südstaaten in der Roanoke-Mündung, die Brasilianer vor Humaita ihre Panzerschiffe durch Torpedo.

Sicher ist es, daß derjenige Staat, welcher das Gebiet der Torpedo-Angelegenheit am eifrigsten ausbaut, bei dem Ausbruch des nächsten Krieges die Panzerfrage gründlich entscheiden wird, vermuthlich zu Gunsten der neuen Waffe.

v. Clausewitz.

Verfallendes Polenthum.

Jugenderinnerungen von Edwart Kattner.

2. Die Familie Kowalski.

Des Gutsbesitzers Kowalski Bekanntschaft haben unsre freundlichen Leser bereits gemacht. Heute mögen sie, etwa zwei Jahr später, mir in sein Haus und auf sein Gehöft folgen. Schicken wir einiges über seine Familienverhältnisse voraus. Herr Kowalski war als früher herzoglich warschauer Beamter von der preußischen Regierung übernommen und als Secretär bei der Regierung in Bromberg angestellt worden. Es dauerte aber nicht lange, da nahm eine junge Polin, die an einen reichen alten Edelmann verheirathet war, ein so heftiges Interesse an ihm, daß ihr Mann für geboten erachtete, sich von ihr scheiden zu lassen, worauf sie Frau Regierungssecretär Kowalski wurde. Diese Stellung mißfiel ihr trotz aller heißen Liebe; so bewog sie denn ihren Neuvermählten, seine Entlassung aus dem Staatsdienst zu nehmen und mit ihrem nicht sehr ansehnlichen Vermögen ein Gut zu kaufen — ein Entschluß, welcher bei dem Versiegen einer sichern, regelmäßigen Einnahmequelle der neubegründeten Familie verhängnißvoll werden sollte. Das erworbene Gut Rasselwitz besaß einen guten Mittelboden, der bei einiger Kultur alle Früchte zu tragen und einen reichlichen Ertrag zu liefern vermochte. Diese Kultur hatten ihm aber weder die polnischen Vorbesitzer gegeben, noch besaß Kowalski dazu Lust und Verständniß. So kam es denn, daß die sich rasch vermehrende Familie sehr bald in unabläßige Geldnoth gerieth, während die leidenschaftliche Liebe der

Digitized by Google

Frau K. zu ihrem Manne sich rasch abkühlte und allmählich in glühenden Haß umschlug. Das Bedürfniß der Geselligkeit blieb indeß so lebhaft in allen Theilen der Familie, als wenn sie im Stande gewesen wäre, Gäste auf das Reichlichste zu bewirthen. Freilich machten von dieser Gastlichkeit zu der Zeit, von der ich aus eigner Anschauung berichte, nur solche Gebrauch, die nur sehr bescheidene Ansprüche erhoben; es waren hauptsächlich Gymnasiasten aus der benachbarten Stadt, darunter eben auch meine Wenigkeit. Der Stern, der unsre Blicke von all den Nebendingen ablenkte und allein auf sich zog, war die damals, als ich sie kennen lernte, kaum sechzehnjährige Anastasia, der Abgott ihrer Mutter — denn sie war schön.

Als ich nun, gleichfalls von diesem Magnet angezogen, einer Einladung der Söhne, einige Tage der Sommerferien mit ihnen in Rasselwitz zuzubringen, Folge leistete, obwohl ich schon stolzer Tertianer, Nepomucen dagegen nur Quintaner, die andern sogar nur Sextaner und Septimaner waren, wurde ich von Nepomucen, der mir fast gleichaltrig war, in einer schlichten Britschke abgeholt. In freudiger Aufregung und Erwartung langte ich auf dem Gutshofe an. Dort wurde ich denn doch überrascht, als der Wagen vor einer verfallenden Blockhütte vorfuhr. Da ihre Schwellen längst verfault waren, so ging bei der fortdauernden langsamen Senkung des ganzen Gebäudes auch der Verband der starken Wandbohlen auseinander. Sie wurden deshalb mehrfach durch äußere Stützen in ihrer Lage festgehalten, damit nicht das ganze Haus in sich zusammenstürzte. Alle Fenster und Thüren waren windschief. Als ich durch die Hausthür eintrat, mußte ich mich bücken, obwohl ich noch nicht ausgewachsen war. Von Zimmern habe ich nur zwei zu sehen bekommen, die große Vorderstube, in welcher der Hausherr wohnte und schlief und auch Gästen, z. B. mir, eine Schlafstätte bereitet wurde, und die lange schmale Kammer daneben, die Wohn- und Schlafstube der Damen. Die dahinter gelegene Küche, sowie die zwei Stuben oder Kammern, welche das Haus wohl noch außerdem fassen mochte, und in denen die Söhne ihr Unterkommen fanden, sind mir nicht zu Gesicht gekommen. Ich hatte auch genug an den Empfangszimmern.

Die vielgerühmte und rühmenswerthe polnische Gastfreundschaft bewährte sich bei meinem Eintritt in das Vorderzimmer. Der alte Kowalski, in einem gepolsterten Armstuhl am Fenster sitzend, neben sich die Krücke, reichte mir die Hand entgegen und zog mich jungen Burschen zu einem Bruderkusse an sich, wie einen alten Freund des Hauses. Ich gestehe, daß ich seine zärtlichen Empfindungen nicht gleichmäßig erwiderte; sein Schnurrbart trug Merkmale des Tabakschnupfens an sich, und seine Nanking-Leibwäsche zeigte auch meinem ungeübten Auge manche Schattirungen von dunklerer Farbe, die mich abstießen.

Digitized by Google

Bei der Dame des Hauses kam ich besser weg, ihr küßte ich (allerdings ohne Appetit) die welke Hand und wurde indeß von ihr auf den Kopf geküßt. Der reizenden Anastaschka gegenüber schien es mir bei allem innern Drange, ihr die zärtlichsten Höflichkeiten zu erweisen, doch schicklich, mich mit einem Händedruck und einer Verbeugung zu begnügen. Merkwürdig! diese Hände, die ich niemals bei der Arbeit sah, die namentlich niemals in der Küche beschäftigt wurden, waren dennoch rauh und roth — wie ich später erfuhr, zu großer Bekümmerniß Anastaschkas. Daß noch eine ältere Tochter vorhanden war, erfuhr ich zunächst gar nicht; sie war das Aschenbrödel der Familie und galt nicht für gesellschaftsfähig. Und in der That, als ich Pauline später kennen lernte, fand ich sie sehr unbeholfen im Umgang, was vielleicht daher kam, daß sie immer fürchtete zu mißfallen; denn täglich und stündlich wurde sie von ihrer Mutter und ihren Geschwistern durch Worte und durch zurücksetzende Behandlung daran erinnert, daß sie nicht schön war. Aufrichtig gesprochen, war sie es auch nicht, aber eben so wenig hatte sie irgend etwas Entstellendes an Gesicht und Körper, wenn man nicht etwa die enge Stirn als solches ansehen wollte. Bei Anastasia war dieser angebliche Sitz des Verstandes allerdings viel ausgedehnter und wohlgestalteter, im übrigen besaß sie vor der Schwester nur noch den Vorzug der größeren Frische und Rundung in Gesicht und Körper. Dabei besaß Paula ein immerhin unverdorbenes Herz, Anastasia dagegen an dessen Stelle einen Stein. Das war der Erfolg ihrer ungerechten Bevorzugung durch die Mutter und infolge dessen auch durch ihre Brüder.

Diese schmähliche Vernachlässigung und Zurücksetzung unschöner Kinder, besonders von Töchtern, die dann freilich auch oft verschuldete Verdummung nach sich zieht, habe ich bei polnischen Familien mehrfach beobachtet; sie wirft einen tiefen Schatten auf das Herz der polnischen Frauen, auch auf ihre Einsicht. Eine deutsche Mutter wird sich wohl hüten, ein Kind fühlen zu lassen, daß es von der Natur in seinem Aeußern vernachlässigt ist; anstatt es zurückzusetzen, wird sie es eher mit doppelter Liebe umfassen. Ueberdieß weiß sie, daß nicht die hübsche Larve den Werth des Menschen bestimmt und sein Lebensglück entscheidet, sondern die Ausbildung seines Geistes und Herzens; darum wird sie noch mehr bei ihren unschönen Kindern um diese Ausbildung bemüht sein, als bei den schönen. Dieser Unterschied in dem Verhalten der Mütter der beiden Nationen zu ihren Kindern — die polnischen Väter kümmern sich in der Regel gar nicht um die Erziehung ihrer Kinder — gibt einen deutlichen Fingerzeig dafür, daß die Polen in der Gesittung weit hinter den Deutschen zurückstehen.

Doch kehren wir zu meinem ersten Besuch in Rasselwitz zurück. Ich stellte weder über das Herz der habichtnäsigen Frau Kowalski noch über dasjenige der

Digitized by Google

hübschen Anaßka tiefe Grübeleien an, sondern hielt alle Herzen im ganzen Haus für vortrefflich. Es war schon Mittagszeit, und es wurde ein einfacher alter Tisch von Kiefernholz in der Mitte der großen Stube gedeckt. Wir nahmen daran auf verschiedenen Stühlen und Schemeln, zum Theil mit abgebrochenen Lehnen, Platz. Außer Paulina fehlten dabei aber auch die beiden jüngern Söhne. Wie ich später erfuhr, wurden sie in der Küche abgespeist, weil es an Tischgeschirr für sie fehlte. Es war alles aufgetragen, was Hof und Keller zu liefern vermochten, das Beste darunter war ein Ferkelbraten. Dieses Wildpret bedurfte nicht vieler Pflege und war in Rasselwitz zur Verwendung jederzeit zahlreich zur Hand. Diese Tugenden, auch die Treue, mit der sie immer wieder in ihren Stall zurückkehren, die Mäßigkeit im Gebrauch ihrer Freiheit, die Dienstwilligkeit, mit der sie ihren Herren das Forträumen gewisser Widerwärtigkeiten abnehmen, haben die Schweine von den ältesten Zeiten an zu den Lieblingshausthieren der Slaven gemacht.

Der Ferkelbraten nun, der mir damals zum ersten Mal vor die Gabel kam, schmeckte zwar etwas weichlich, dennoch aber mit den aufgesprungenen Pellkartoffeln gut, sehr gut. Was sollte uns nicht gut schmecken in dem glücklichen Alter von 16 Jahren, wenn wir zum Mittag eine Reise auf das Land machen!

Die Unterhaltung wurde hauptsächlich von dem Hausherrn geführt, indem er uns einzelne Erlebnisse, am meisten aber Schnurren und schlechte Witze vortrug, ohne Rücksicht auf seine erwachsene Tochter, geschweige seine Frau zu nehmen. Daß er sich dadurch selbst um jeden Respect bei seinen Kindern brachte, abgesehen von der Mißachtung, die ihnen von der Mutter gegen ihn beigebracht wurde, davon schien er keine Ahnung zu besitzen. Zwischen den Eheleuten selbst fiel fast nie ein Wort; es blieb auch jeder Theil außer beim Mittag und Abendbrot, wenn Gäste da waren, auf sein Revier eingeschränkt.

Die Sprache, in der man sich bei Tisch unterhielt, war die deutsche, die alle Mitglieder der Familie fast wie ihre Muttersprache in ihrer Gewalt hatten, was um so weniger auffallen konnte, als die Dienst- und Arbeitsleute des Guts und der nächsten Umgebung ebenfalls dieser Zunge angehörten. Unter sich sprach die Familie Kowalski indeß polnisch und bewahrte so ein gewisses polnisches Nationalgefühl, welches meine halbknabenhaften Gefühle für Anastaschka zuerst abkühlte, als es mir von ihr bemerklich gemacht wurde. Ich gehörte nicht zu den Tausenden von deutschen Jünglingen, die sich durch die zärtlichen Blicke feuriger Polinnen und durch die bevorzugte Stellung, die ihnen die polnischen Männer einräumen, wie wenn sie selbst schon Männer wären, die etwas geleistet haben, in einen Taumel versetzen lassen, in welchem sie die unschätzbaren Errungenschaften ihrer Väter, ihre höhere Gesittung, Bil-

Digitized by Google

dung, Sprache und Religion wegwarfen, um dagegen eine äußerlich schillernde, innerlich faule und untergeordnete Nationalität und eine geisttödtende Religion anzunehmen und dadurch ihre eigne Nachkommenschaft dem allgemeinen polnischen Versumpfen und Verderben auszusetzen. Mich schützte gegen solche Verirrung die früh entwickelte Liebe zur vaterländischen Geschichte, die ich für mich las. Unvergeßlich wird mir unter den Büchern, die damals meinen Geist und mein Herz nährten, Kohlrauschs Geschichte der Freiheitskriege bleiben. So ließ ich mir denn die Männerehren, die meinem allerdings überpolnischen Wissen erwiesen wurden, und die Mädchengunst gern gefallen, blieb aber inmitten von oft verbissenen Polen ein verstockter enthusiastischer Deutscher. Ich lernte auch wenig Polnisch unter ihnen, sie mußten sich quälen, mit mir sich deutsch zu verständigen. — Noch muß ich hier bemerken, daß der alte Kowalski, obwohl er als Freimaurer im Ganzen ein Mann ohne Vorurtheil war, doch den angeerbten Nationalhaß gegen die Deutschen nicht ganz unterdrücken konnte. Als ich einst mit ihm durch ein deutsches Dorf fuhr, ging ein Bauer vor unserm Wagen gemächlich über den Weg; auf der andern Seite an einen Zaun angelangt, hob er langsam ein Bein über denselben und blieb dann rittlings sitzen, um uns erst vorbei fahren zu sehen. „Sehen Sie", rief mein polnischer Begleiter aus, „da haben Sie einen solchen verfl. . . . . Deutschen! Ehe der über den Zaun kommt, ist ein Pole schon zehn Mal darüber weggesprungen!" Es war nicht zu bestreiten, das deutsche Phlegma des Bauern nahm sich gar nicht ansprechend aus; aber ihn deswegen zu verfluchen, konnte nur durch einen tiefeingewurzelten Nationalhaß erklärt werden. Merkwürdig, daß diese langsamen Bauern immerwährend, freilich auch nur langsam, aber doch vorwärts kommen und die flinken Polaken durch Kauf verdrängen und vor sich hertreiben.

Nach Tische gingen wir jungen Leute in Ermangelung eines Gartens auf den uneingefriedeten Grasanger hinter dem Hause, auf dem unregelmäßig zerstreut einige Espen und Schwarzpappeln, auch zwei oder drei Linden und eine Anzahl verwahrloster Sauerkirschen und Waldbirnen standen. Wir lagerten uns im Schatten und plauderten, bis die Kaffeestunde herbeikam und wir wieder in das Haus zurückkehrten. Hier wurde ich eingeladen, den Nachmittagstrank im Damenzimmer einzunehmen. In Ermanglung von Stühlen setzte sich die kleine Gesellschaft auf die Betten. Der Kaffee kam fertig, mit Sahne und Zucker zubereitet, in Wassergläsern aus der Küche; dazu wurde ein wirklich sehr schönes weißes Landbrod mit frischer Butter gereicht — ein köstlicher Schmaus! Alles, auch das Brod, war das Verdienst des unsichtbaren Küchengeistes Pauline.

Digitized by Google

Doch er wurde sichtbar. Nach dem Kaffee hielten es die jungen Beine nicht länger aus, es mußte getanzt werden, und bei dem Mangel an Damen wurde Pauline als Nothnagel aus der Küche geholt. Sie machte ihre Sache auch ganz gut, nicht schlechter als Anaßka, die etwas schwerfällig war. Die „jungen Herren" aber bewiesen sich in der Tanzkunst als Meister und stellten, nicht zum wenigsten der Septimaner, den Tertianer, der besonders den Masurek noch nicht zu Stande brachte, in tiefen Schatten. Musik machte dazu der „Alte" mit einer Violine. So wurde der Tag lustig verbracht und noch ebenso mancher andre. An die Ferienarbeiten, an die Bücher überhaupt dachte keiner der jungen Burschen, und die Eltern auch nicht.

Was von diesen als noch achtungswerth anzuerkennen war, das war die Resignation, mit der sie sich in ihre Armuth zu finden wußten, und die Geringfügigkeit der Bedürfnisse, in der sie ihre Kinder erzogen. Es muß hierzu bemerkt werden, daß diese Resignation in der Noth eine eigenartige Tugend der Polen ist. Sie wissen schlechte Zeiten durch harte Entbehrungen bis zum vollständigen Hunger zu überwinden. Viele Familien vermögen dadurch sich Jahre lang auf Gütern zu halten, die ihnen fast gar keinen Ertrag liefern, sondern fast wüst und in Ruinen liegen, und von denen Deutsche, die solche Entbehrungen nicht zu ertragen vermögen, schon längst verschwunden wären. Die Familie Kowalski hat die kümmerlichen Verhältnisse auf Rasselwitz wohl mindestens zwei Jahrzehnte hindurch ertragen. Aus eigner Kraft sich wieder in eine bessere Lage zu versetzen, der Gedanke lag allen ihren Gliedern fern. Die Landwirthschaft, die bei einer nur geringen Einsicht, bei einem nur mäßigen Eifer für sie, die Familie anständig hätte ernähren können, blieb auf eine sündhafte Weise vernachlässigt. Nur ein einziges Mal habe ich den alten Kowalski außerhalb seiner Stube und in der Wirthschaft beschäftigt gesehen, es wurde Getreide eingefahren, und er saß dabei im Taß der Scheune — es war wirklich noch eine Art von Scheune, obwohl in sehr baufälligem Zustande, vorhanden — um das Aufbansen zu beaufsichtigen. Was auf dem Feld geschah, schien des Herrn Auge nie, höchstens im Vorbeifahren von der Landstraße aus, zu sehen.

Ohne Hoffnung auf Besserung kann aber kein Menschenherz bestehen. Worauf setzten die Kowalskis ihre Hoffnung? — Nun, auf weiter nichts als „gute Parthien", welche die Kinder machen sollten. Und worauf gründete diese Hoffnung? Bei Anastasia ausschließlich auf ihre Schönheit, bei den Söhnen auf ihre erwartete Fähigkeit, dem weiblichen Auge zu gefallen, also Zierlichkeit in der Haltung und Bewegung des Körpers, durch einen Bart, durch ein gewisses ritterliches Auftreten, dann durch die Geschicklichkeit, möglichst passend dem weiblichen Ohr zu schmeicheln u. dergl. Alles

war demnach auf Schein und Aeußerlichkeit ohne Inhalt, ohne Realität abgesehen. Als mit dem Tode des alten Kowalski in den ersten Vierziger-Jahren des Jahrhunderts die Vorbildung auch der jüngeren Söhne abgeschlossen war, fehlte ihnen sämmtlich jede innere Tüchtigkeit, auch die Fähigkeit, irgend einen Beruf auszufüllen, weil sie nicht im Stande waren, mit Ausdauer zu arbeiten. Und doch besaßen sie noch einen unschätzbaren Vorzug vor den meisten andern jungen Polen: durch das andauernd eingeschränkte Leben ihrer Eltern, auch wohl durch den vielfachen Verkehr mit Deutschen, blieben sie vor frühzeitiger Genußsucht und Ausschweifungen bewahrt, auch blieb ihnen trotz des Cynismus ihres Vaters Achtung vor dem weiblichen Geschlecht.

Verfolgen wir nun zunächst das Schicksal von Anastasia. Der Graf wollte durchaus nicht kommen. Die zarte Röthe ihrer Wangen schlug schon in lebenskräftigen Purpur um, der sich zu ihrem Schrecken auch auf dem Kinn und auf dem feinen Näschen ausbreitete, ihr zierliches Figürchen dehnte sich schon bedenklich in allen Richtungen aus, und noch war überhaupt kaum ein ernstlicher Freier dagewesen. Anbeter, schwärmerische Anbeter, bis zum Selbstmord schwärmerisch, in Fülle — aber alles Knaben, Jungen, Milchbärte — alle sehr nett. Es wurde auch keiner ganz zurückgestoßen, es konnte doch schlimmsten Falls mit irgend Einem noch etwas werden. Für jeden hatte Staschka noch einen Blick, einen Händedruck, der auf eine für ihn laut klingende Saite ihres Herzens schließen ließ. Auch ich! O, ich war oft sehr selig! — Indeß ein Sperling in der Hand ist immer mehr werth, als eine Taube auf dem Dache. In der Zeit, wo die Noth schon groß war, wurden die Besuche eines benachbarten Wirthschaftsinspectors häufiger und häufiger. In der Nachbarschaft verlautete, der stattliche Hermannowski bewerbe sich um die blühende Anastasia Kowalska. Anastasia bestritt das: „Ein solcher Inspector wird doch nicht so dreist sein, mich heirathen zu wollen!“ Inzwischen wurde Rasselwitz endlich verkauft; bei der Höhe der Güterpreise war es möglich, daß die Familie von dem Kaufgelde noch ein nicht unbeträchtliches Kapital für sich erübrigte. Auf jedes Mitglied traf etwa der Betrag von 2000 Thalern. Es war nicht polnisch, daß die Kowalskis das Geld nicht sofort in Saus und Braus durchbrachten, sondern ihre eingeschränkte Lebensweise fortsetzten. Frau K. zog mit ihrer Lieblingstochter nach der Stadt und miethete sich eine bescheidene Wohnung. Anastasia war aber thatsächlich jetzt erst in den Stand gesetzt, einen Mann zu nehmen, weil sie erst jetzt mit einer Ausstattung versehen werden konnte. In der Stadt ging immer bestimmter das Gerücht um, Herr Hermannowski habe von Anastasia das Jawort. Anastasia besuchte öfter meine Schwester, ihre „Freundin“, und betheuerte mit himmelwärts gerichteten Blicken, das sei eine Lüge, sie würde keinen bloßen Inspector heirathen, sie könne auch den Menschen nicht leiden. Aber

Digitized by Google

der Gutsbesitzer mit dem prächtigen Viergespann vor der Kutsche kam nicht. Endlich hieß es: Heute wird Anastasia mit Hermannowski getraut! — Da erschien Anastasia bei meiner Schwester, in ihren schönen braunen Augen Thränen. Sie hatte auch von dem Gerede gehört. Schluchzend warf sie sich der Freundin an die Brust: „Es ist alles Lüge, theuerstes Herz, bei Gott im Himmel! Du glaubst nicht, wie schlecht die Menschen sind, daß sie mir so etwas nachsagen!“ — Das war Vormittag. — Am Nachmittag sah meine Schwester sie mit dem Myrthenkranz im Haar am Arm des glückstrahlenden Hermannowski nach der Kirche gehen. — Eine halbe Stunde darauf war sie wieder bei der „Freundin“. Ein neuer Strom von Thränen. „Ach, Geliebte, ich bin sehr unglücklich! Das Schicksal wollte es einmal nicht anders, ich mußte ihn doch nehmen.“

Wie ist — abgesehen von der Herzenshärte — diese unerhörte Lügenhaftigkeit bei einem jungen Mädchen zu erklären? Ich glaube einzig durch die Hoffnung, es würde vielleicht noch am letzten Tage, in der letzten Stunde der Graf mit sechs oder doch der Gutsbesitzer mit vier Isabellen oder Rappen ankommen. Dann hätte es sich durch die Thatsache erwiesen, daß nicht die schöne Anastasia, sondern die „schlechten Menschen“ gelogen hatten. Hermannowski hätte sich müssen zufrieden geben, denn er war ja „nur Inspector“. Nun, „da das Schicksal es nicht anders wollte“, mußte Anastasia von ihrem Unglück um so schwerer betroffen sein, als ihre so verachtete Schwester eigentlich eine bessere Partie machte als sie. Paulina hatte schon Jahr und Tag vorher einen kleinen Besitzer geheirathet, mit dem sie ganz glücklich lebte, zumal sie ihre Pflichten als Hausfrau wacker erfüllte.

Die Hauptspeculation der Familie Kowalski mißlang also. Sie gelang aber bei einem der Söhne. Der älteste gewährte kaum Aussichten dazu, er besaß ein wenig bestechendes Aeußere und noch weniger Kopf. Es geschah vielleicht zu seinem Glück, daß er schon mit 20 Jahren an einer hitzigen Krankheit starb. Der jüngste war gewandter als sein älterer Bruder, konnte aber ebenso wenig die Bücher leiden und blieb in Sexta oder Quinta stecken. Er ist verschollen und wird, wenn noch am Leben, irgendwo auf polnischem Boden ein kümmerliches Dasein fristen. Der geistig begabteste und gewandteste der drei Brüder war der mittlere, Apollinar; er brachte es bis Tertia, und wenn er die Schule nicht weiter besuchte und einen Beruf mit geistiger Arbeit wählte, so lag das nicht am Mangel an Fähigkeiten, sondern an seiner Abneigung gegen die Arbeit und daran, daß sein Sinn ganz darauf gerichtet war, den Eleganten zu spielen. So ging er denn ab und verschwand bald aus dem überwiegend deutschen Westpreußen nach dem „Herzogthum“, wo unter den dort zahlreichen

Digitized by Google

Stammgenossen seine hohe „Bildung“ und seine geselligen Fähigkeiten besser zur Geltung kamen.

Im Jahre 1848 tauchte er unter den polnischen Insurgenten, selbstverständlich als Offizier, vielleicht Hauptmann oder Major, und als Kommandant eines kleinen Nestes auf. Die Lorbeern, die er sich bei diesem Kommando, wahrscheinlich ohne eine Pickelhaube sich gegenüber gesehen zu haben, erwarb, haben vermuthlich das Herz einer patriotischen und zugleich reichen Polin vollends zum Schmelzen gebracht — Apollinar machte bald darauf wirklich eine „gute Partie“. Das Glück war jedoch nur ein beschränktes und kurzes. Erschien sein Patriotismus und seine feine Tournüre für die Dauer nicht als genügende Grundlage für das praktische Leben und vermißte man andre reelle Tüchtigkeit an ihm, oder lagen andre Gründe gegen ihn vor — mir ist nur so viel bekannt, daß er schon lange von seiner Frau getrennt ist und bald da, bald dort von einer Rente lebt, die ihm sein Schwiegervater ausgesetzt hat. Das ist nun das Glück des fähigsten und geschicktesten Mitgliedes der Familie Kowalski, daß es keine Heimath besitzt und im kräftigen Mannesalter ohne Beruf in Müßiggang und Unstätigkeit ein nicht verdientes Brot ißt. Polen mag das freilich als ein beneidenswerthes Loos erscheinen.

Die Reichstagswahlen im Königreich Sachsen.

Bei den Wahlen des Jahres 1874 waren in den dreiundzwanzig Wahlkreisen des Königreichs Sachsen gewählt worden: 7 Nationalliberale (Pfeiffer, Frühauf, Stephani, Brockhaus, Koch, Georgi, Krause), 1 Reichsconservativer (Schwarze), 4 Particularisten, die sich zur deutschen Reichspartei schlugen (Ackermann, Günther, Nostiz, Könneritz) oder wild blieben (Richter), 4 Fortschrittler sächsischer Prägung (Minckwitz, Eysoldt, Oehmichen, Heine), und endlich 6 Socialdemokraten (Geib, Vahlteich, Most, Bebel, Moteller, Liebknecht).

Bei den Wahlen vom zehnten Januar sind nur sechzehn Wahlen fest zu Stande gekommen. Drei Nationalliberale (Frühauf, Stephani, Gensel), vier Particularisten (Ackermann, Richter, Reich und Günther), sechs Socialdemokraten (Moteller, Bebel, Liebknecht, Auer, Most, Geib und Demmler), ein Reichsconservativer (Schwarze) und ein Fortschrittsmann (Eysoldt) sind unzweifelhaft gewählt.

Nicht weniger als neun Wahlen in dem kleinen Lande stehen noch aus.

Digitized by Google

Drei von diesen Stichwahlen müssen zwischen nationalliberalen und socialdemokratischen Candidaten, drei zwischen conservativen und socialdemokratischen Candidaten, und endlich zwei zwischen einem Nationalliberalen und einem Particularisten ausgefochten werden. Die Fortschrittspartei hat es nur in einem einzigen Wahlkreise, und hier nur mit Hülfe der Conservativen, zur Stichwahl mit einem Nationalliberalen gebracht.

Unter diesen Umständen kann der Zweck dieser Zeilen nicht ein historischer Rückblick sein auf abgeschlossene Thatsachen, sondern nur der Versuch, aus der Lehre dieser Wahlen den besten Vortheil für die Zukunft, namentlich die bevorstehenden Stichwahlen zu ziehen.

Mit die größten Erfolge hat bei den Sächsischen Wahlen vom zehnten Januar unzweifelhaft die nationalliberale Partei errungen. Sie hat drei Sitze im Reichstag bereits fest gewonnen, von diesen hat sie einen (den des funfzehnten Wahlkreises) den Socialdemokraten abgenommen. In sechs weiteren Wahlkreisen kommt sie zur Stichwahl. In drei von diesen sechs Kreisen ringt sie mit der Socialdemokratie und hier wie in allen übrigen mit der größten Hoffnung auf Erfolg. Zwei von den drei übrigen Stichwahlkreisen, welche die nationalliberale Partei bei der Nachwahl gegen einen fortschrittlichen und einen conservativen Stichcandidaten zu vertheidigen hat, gehörten ihr schon bisher, und werden ihr nach dem Ergebniß der Wahl vom 10. Januar voraussichtlich gleichfalls verbleiben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die nationale Partei numerisch stärker als je zuvor aus diesen Wahlen zum Reichstag hervorgehen.

Aber die numerischen Erfolge sind bei weitem nicht die größten, welche die nationale Partei in diesem Kampfe aufzuweisen hat. Wenn man sich erinnert, daß diese Partei bei den Wahlen zum constituirenden Reichstag im Frühjahr 1867 nicht einen einzigen ihrer Candidaten durchsetzte, daß sie im Herbst 1867 vier Abgeordnete in den ersten ordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes sandte, in beiden Sessionen des deutschen Reichstags durch je sieben Abgeordnete vertreten war und nun beim ersten Rennen der letzten Januarwahlen drei Parlamentssitze sich gesichert hat, und in sechs Stichwahlen mit der größten Aussicht auf Erfolg eintritt, so wird man allerdings das moralische Schwergewicht auch dieser numerischen Erfolge nicht verkennen. Denn sie besagen deutlich genug: daß die nationale Partei in drei Wahlkreisen die absolute, in sechs andern die relativ größte oder zweitgrößte Majorität sich errungen hat. In dem Zeitraum der letzten zehn Jahre ist das der größte Machtzuwachs, den irgend. eine Partei in Sachsen — nächst der Socialdemokratie — erlangt hat Aber diese sandte bereits in den constituirenden Reichstag zwei ihrer

Digitized by Google

Apostel, die nationale Partei nicht einen Vertreter. Noch rühmlicher wird aber dieser Erfolg, wenn man sich die Wahlkreise ansieht, in denen die nationale Partei nach der jüngsten Wahlschlacht gesiegt hat oder zur Stichwahl gelangt. Einen der festgewonnenen Wahlkreise (den funfzehnten) hat sie, wie bereits erwähnt, der Socialdemokratie abgenommen. Und zur Stichwahl gelangt sie in Kreisen, welche bisher zur unbestrittenen Domäne der Socialdemokratie und des Fortschrittes, d. h. des radicalen Particularismus, gehörten. Die Hochburg der sächsischen Hofdemokratie, Dresden, ist dem Fortschritt verloren; das Paradigma dieser unregelmäßigen Politiker, Dr. Minckwitz, ist beseitigt; der nationale Candidat Professor Dr. Mayhoff tritt in Dresden mit — Bebel in die Stichwahl ein. Fast dasselbe Schauspiel bietet der seit 1867 stets durch den particularistischen Fortschrittsmann Oehmichen vertretene Wahlkreis. Herr Bebel und Herr Liebknecht mußten sich in ihren eigenen angestammten Wahlkreisen beinahe zur Stichwahl mit einem Nationalliberalen bequemen. Auch Freiberg, das 1868 und wieder 1873 ein Raub der Socialdemokratie wurde, kann der nationalen Partei, die es dort zur Stichwahl brachte, gewonnen gelten.

Jeder Sieg erlangt seinen wahren Werth aber erst durch die Macht und Widerstandskraft der überwundenen Gegner. Und darum hauptsächlich darf die nationale Partei zufrieden sein mit ihren Wahlresultaten in Sachsen. Denn leicht ist ihr der Kampf und Sieg nirgends gemacht worden. Ein bekannter preußischer Reichstagsabgeordneter, der am Wahltag Leipzig passirte, sagte mir mit Recht, nachdem er von unserer Wahlliteratur in Placaten und Presse Kenntniß genommen: „Wie leidenschaftlich ist bei Ihnen der Wahlkampf! Wo der nationale Mann nur hintritt, ist ihm Gift gelegt.“ Die nationale Partei hat in allen Wahlkreisen*) mit dreifachen Gegnern sich zu schlagen gehabt: mit Socialisten, mit Conservativen und fortschrittlichen Particularisten. Wo eine dieser Gegenparteien zu schwach war, hat sie sich redlich mit ihrem Extrem verbündet, nur um den nationalen Candidaten zu Fall zu bringen. Im ersten Wahlkreis der Lausitz haben die Ultramontanen freudig mit für den angeblich fortschrittlichen Schutzzöllner Fränkel gegen den Nationalen Pfeiffer gestimmt. In Leipzig warfen Conservative und Fortschrittler ihre Stimmen für Hänel in die Urne und brachten es auf 1757. Und trotz dieser dreifachen Gegner diese Wahlresultate für die Nationalliberalen!

Ueberreich verdiente Niederlagen hat die Sächsische Fortschrittspartei in dieser Wahlschlacht geerntet. Von den vier Reichstagssitzen, die sie bisher inne hatte, sind ihr zwei vollständig verloren: Dresden und der Leipziger Landkreis. In zwei andern tritt sie mit geringen Chancen in die Stichwahl.

*) Mit Ausnahme des 15. 16. und 19., wo die liberalen Parteien gegen den Socialdemokraten zusammenwirkten.

Digitized by Google

Und keine Partei war hochmüthiger und unduldsamer in den Wahlkampf eingetreten als sie. Ueberall suchte sie in rein nationale Wahlbezirke ihre Candidaten einzuschmuggeln. Die Stadt Leipzig wurde bereits vor acht Monaten durch ein Manifest der fortschrittlichen Localvorsehung überrascht, in welchem diejenigen mit dem Zeugniß politischer Unreife bestraft wurden, welche den weiland designirten, aber durch unvorhergesehene Hindernisse unernannt gebliebenen Justizminister Friedrichs des Sachten von Augustenburg, Herrn Professor Hänel in Kiel, nicht zum Abgeordneten für Leipzig wählen würden. Offenbar gingen die Freunde dieser Candidatur von der Ansicht aus, daß dieselbe durch längeres Liegen besser werde. In Annaberg-Buchholz tauchte noch in den letzten Tagen vor der Wahl die fortschrittliche Candidatur eines gewissen Dr. Tannert aus Leipzig auf, der seine politische Bedeutung im Wahlkreise selbst colportirte und dieser entsprechend es am Wahltage auf die erdrückende Minorität von 283 Stimmen brachte. Im ersten Lausitzer Wahlkreis wünschten englische Capitalisten den Director ihrer Fabrik, behufs besserer Notirung ihrer Werthe in Bradford, mit einem deutschen Reichstagsmandat versehen; dieser Herr stand auch nicht an, sämmtlichen Gewerben seines Kreises, jedem einzeln, bessere Lebensbedingungen, bei seiner Wahl, mit Hülfe fabelhafter Schutzzölle zuzusichern — und die Sächsische Fortschrittspartei proclamirte ihn als ihren Candidaten. Im achtzehnten Wahlkreis intriguirten einige helle Fortschrittsgeister noch im letzten Augenblick für Schaffrath gegen Gensel; daß der Socialist nicht zum Siege gelangte, war nicht ihr Verdienst. Aber diese ungeschickte und spaßhafte Selbstüberhebung will noch wenig bedeuten gegen die maßlose Dreistigkeit und Unanständigkeit, mit der die Sächsische Fortschrittspartei den Wahlkampf gegen die Nationalliberalen eröffnete und zu Ende führte. Kein Wort der Verachtung gegen die Nationalen ist ungesprochen und ungeschrieben geblieben, als das Compromiß über die Justizgesetze geschlossen war. In der gemeinsten Weise wurde persönlich geschmäht und verleumdet, namentlich der höchst ehrenwerthe Dr. Stephani durch die fortschrittliche Presse beschimpft. Der große Eugen Richter wurde nach Leipzig verschrieben, um „die Hochburg des Nationalliberalismus zu stürmen", und erntete den Jubel der zur Messe anwesenden Berliner Fortschrittler. Der lyrische Versuchspolitiker Herr Findel, der seit 1866 bis 1875 zur nationalen Partei und von da an zur Fortschrittspartei sich zählte, erklärte in einer seiner Reden, ganz Sachsen sei eigentlich fortschrittlich, die Wahl der Nationalliberalen sei bisher nur aus Mißverständniß der Wähler erfolgt. Und der innerhalb des Weichbildes von Leipzig Einigen bekannte „Führer", Herr Advocat Francke, erklärte in einer öffentlichen Versammlung: in politischer Hinsicht stehe der Fortschritt auf dem Boden der Socialdemokratie.

Digitized by Google

Die „deutsch-conservative“ Partei, d. h. die junkerlich-particularistische, hat überall, wo sie in neuen Wahlkreisen gegen die andern Parteien Candidaten aufstellte, sehr ungünstige Geschäfte gemacht, die im umgekehrtem Verhältnisse stehen zu jenen hochtönenden Phrasen, mit welchen sie ihr Entstehen und ihre Candidaten der Welt vorstellte. Die Behauptung, daß sie die Treue zu Kaiser und Reich und zum angestammten Landesfürsten in Erbpacht genommen habe, spielte dabei eine Hauptrolle. Mit dem Unterliegen dieser Fraction müßte also die Felonie in Sachsen nun allgemein losgehen. Doch ist man glücklicherweise seit zehn Jahren gewöhnt, das Gegentheil von dem in Erfüllung gehen zu sehen, was diese Partei weissagt und anstrebt. In drei Wahlkreisen nur (Borna, Plauen und Annaberg) hat sie es zur Stichwahl gebracht. Nur in den Wahlkreisen, wo der deutsch-conservative Candidat gegen den Socialdemokraten von den Nationalliberalen mit unterstützt wurde (in Bautzen, Dresdner Landkreis, Meißen, Oschatz) gelang es der Partei, absolute Majoritäten im ersten Wahlgang zu erzielen. Das Streben, mit „selbständigen“ Candidaten zu debütiren, hat der jungen Partei Demüthigungen zugezogen, die nicht sobald zu verwinden sein dürften. In Zwickau hat die Partei einen Candidaten als conservativen empfohlen, welchen der Fortschritt in Rossen als einen Mann seiner Farbe anpries.*) Solche Männer gibt es freilich nur in Sachsen, deren politisches Gepräge sie zu den Kryptogamen weist. In den meisten Wahlbezirken, wo sie selbständige Zersplitterungs-Candidaten aufgestellt, hat die deutsch-conservative Partei beschämende Minoritäten erzielt. Dazu kommt, daß tonangebende Mitglieder sich zu Handlungen zu bekennen haben, welche ihre gewiß sehr große Reichstreue in ein eigenthümliches Licht stellen. Der Führer der sogenannten Deutsch-Conservativen im Leipziger Landkreis ist gerichtlich überführt worden, der Verfasser der berüchtigten „Semper-Idem“-Artikel in der reichsfeindlichen „Neuen Reichszeitung“ in Dresden zu sein. Ein noch weit maßgebenderer Mann derselben Partei aber, welcher besonders berufen schien, bei den Kaiserfeierlichkeiten in Leipzig (im September v. J.) die Anschauungen der Sächsischen Regierung auszusprechen, soll zu Dr. Stephani, als dieser um einen Orden für den verdienten Urheber der Leipziger Festbauten nachsuchte, erklärt haben: „Einen Preußischen will ich ihm verschaffen. Einen Sächsischen kann er natürlich nicht bekommen. Denn

*) Die Königliche „Leipziger Zeitung“, welche von Beamten redigirt und beaufsichtigt wird, empfiehlt in ihrer neuesten Nummer diesen conservativen Fortschrittsmann zur Stichwahl gegen den Nationalliberalen, weil er „vom gemäßigten Fortschritt“ aufgestellt sei. Unter den Aufstellern dieses Candidaten befinden sich die wüthendsten Schreier gegen den Justizgesetzcompromiß und die Reichspolitik, u. A. auch Herr Francke, in dessen Augen die Fortschrittspartei in politischer Hinsicht auf dem Boden der Socialdemokratie steht. Das ist Kgl. Sächs. „gemäßigter Fortschritt“.

Digitized by Google

das“ (die Festbauten Leipzigs u. s. w. zu Ehren des Kaisers) „ist doch nur ein großer Affront, den Sie uns gemacht haben!“ Falls das Vorkommniß geleugnet werden sollte, wird der Beweis erbracht werden. Wenn solche Worte im Foyer des Leipziger Stadttheaters während der Kaiserfestvorstellung von einem der höchstgestellten „Deutsch-conservativen“ gesprochen werden, so ist nicht zu verwundern, daß untergeordnetere Mitglieder dieser ungewöhnlich „reichstreuen“ Partei offen die wahre Meinung ihres Herzens dahin kundgeben: „Lieber einen Socialdemokraten, als einen Nationalliberalen!“

Der Sächsischen Regierung drängen unseres Erachtens die Januarwahlen dieselbe Lehre auf, die ihr schon die 1874er Wahlen boten: daß die einzige große Partei im Lande, auf welche die Regierung bei einem wirklich ernsten Ankämpfen gegen die Socialdemokratie sich stützen und erhebliche Erfolge erzielen kann, die nationalliberale ist. Daß die deutsch-conservative Partei diese Stütze in keiner Weise gewährt, ist nun hinlänglich dargethan. Es mag zugegeben werden: die Erfolge der Socialdemokratie bei den Wahlen sind nicht so glänzend, wie sie durch die Zahlenmassen aussehen. Fest behauptet hat die Partei bis jetzt nur sechs von den Sächsischen Reichstagssitzen. Diese Erfolge hat sie errungen durch das Aufbieten ihrer letzten Reserven. Keine einzige Stimme mehr hat die Socialdemokratie bei den Stichwahlen aus ihren eigenen Reihen aufzubringen; während die übrigen Parteien theilweise noch über erhebliche Reserven verfügen, weil am Wahltag an manchen Orten mit erschrecklicher Lauheit gewählt wurde. Aber wenn die Socialdemokratie selbst bei allen Stichwahlen geschlagen würde: ein bedeutendes Wachsthum ihrer Anhänger, selbst bis in die Residenz und in stockconservative ländliche Wahlkreise hinein, beweisen diese Wahlen doch. Und wir sind überzeugt, daß niemand die drohenden Gefahren, welche diese Thatsache in sich schließt, weniger verkennt, als die Sächsische Regierung.

Das nächste Mittel, diese Gefahren abzuwenden, ist die entschiedenste Unterstützung des nationalliberalen, des reichstreuen Candidaten bei allen Stichwahlen, in denen dieser einem Socialdemokraten gegenübersteht, durch alle reichstreuen Parteien und Männer und die Aufbietung des ganzen erlaubten Regierungseinflusses in demselben Sinne. Wir hoffen zuversichtlich, auch die Fortschrittspartei wird sich dieser Einsicht nicht verschließen und damit ihren „Führer“ Francke desavouiren, welcher da meinte, seine Partei stehe in politischer Hinsicht auf dem Boden der Socialdemokratie. Die weiteren Mittel zur Bekämpfung der Socialdemokratie in Sachsen bestehen unseres Erachtens in der kräftigeren Entfaltung der Strenge der Gesetze gegen ihre Wühlereien, Verleumdungen u. s. w. und in einer besseren Belehrung der Massen durch die reichstreuen Parteien. Doch darüber ein ander Mal mehr. Hans Blum.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Zur Geschichte der deutschen Philosophie.*)

Von Dr. L. Weis.

Innerhalb drei Jahren sind zwei Geschichten der deutschen Philosophie erschienen, die eine von E. Zeller, München 1873, die andere von Fr. Harms, Berlin 1876. Die erste geht von der Ansicht aus, daß in Hegel der Idealismus Kant's seinen Abschluß gefunden habe. Die andre sagt, daß wir in der mit Kant begonnenen Philosophie noch mitten inne stehen, daß Hegel nur eine einseitige Richtung ausgebildet habe. Und das Erscheinen von Harms' Geschichte zeigt jedenfalls, daß die Behauptung von Zeller noch eine offene Frage ist. Nun sind aber zugleich beide Schriften von Männern geschrieben, welche die Wissenschaft nur ihrer selbst und der Wahrheit wegen lieben; beide Männer wollen mit seltener Treue das objectiv Gegebene darstellen und vereinzelte subjective Anschauung vermeiden.

Zeigt nun grade diese Thatsache nicht, daß der Mensch einer individuell subjectiven Anschauung nicht entrinnen kann? Läßt sie nicht wieder die Frage aufwerfen, ob bei diesem Individualismus ein allgemeines Wissen möglich sei? Trefflich zeigt Harms (S. 86 ff.), wie diese Möglichkeit von Fr. H. Jakobi geleugnet worden sei, und wie unsere Zeit mit ihrer vielfachen Verachtung der Philosophie sich ganz die Anschauung des soviel mit Spott und Hohn verfolgten sogenannten Glaubensphilosophen angeeignet habe.

Indeß grade die Naturwissenschaften zeigen die Möglichkeit der Erkenntniß allgemeiner Wahrheiten durch die Mittel des Experiments und der Erfahrung, und auch im geistigen Leben giebt es Dinge genug, die an ihren Früchten erkennen lassen, ob sie dem Ewigen entstammen oder nicht. Wir sind daher

*) Die Philosophie seit Kant. Von Friedrich Harms, ord. Prof. a. d. Univ. zu Berlin. (Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 8. Band). Berlin. Theobald Grieben 1876. XV. 603. 12 M.

Digitized by Google

überzeugt von der Möglichkeit einer Philosophie als der Wissenschaft der allgemeinen Wahrheiten, als der Wissenschaft, welche aus den Lehren der vereinzelten Fachwissenschaften ein zusammenhängendes, systematisches Wissen von der Welt gewinnen will. Eines nur wird dabei vorausgesetzt, daß unser Geist ein Vermögen allgemeiner Wahrheiten sei. Diese Gewißheit aber brachte grade Kant, und deshalb gestehen wir, daß wir mehr der Ansicht von Harms als der von Zeller Recht geben; denn Kant's Entdeckung wäre ein todtgebornes Kind, wenn sie in einem System zum Abschluß kommen könnte. Aber der Gedanke, daß der Geist eine Kraft der Wahrheit sei, kann er je zu einem Abschluß führen? Verleiht nicht er grade stets neues Leben dem Trieb und Drang nach Wahrheit? Deshalb, wenn dieser Gedanke Anlaß wurde zu einer Gedankenentwickelung, die sich allmählich erschöpft hat, so erschöpfte sich damit nur eine Einseitigkeit, die von der Entdeckung angeregt wurde, nicht aber das Leben dieser Entdeckung selbst. Vielfach hört man daher auch den Ruf: Rückkehr zu Kant! Aber sollte die ihm nachfolgende Philosophie völlig werthlos sein? Da heißt denn „die Frage der deutschen Philosophie nicht: Kant oder nicht Kant, sondern Fichte. Wie man Fichte's Lehren auffaßt, so denkt und urtheilt man über die Philosophie seit Kant." (S. 57.)

Wir können das Gesagte als die Grundstimmung betrachten, aus welcher Harms seine Geschichte schrieb. Um auf die bedeutende Arbeit, welche an Klarheit gewann, da sie nur die Hauptsysteme giebt, hinzuweisen, wollen wir kurz vom Inhalt referiren. Harms will die Philosophie seit Kant als ein Ganzes darstellen, was jedoch nicht ohne Bezug auf die Entwickelung der Philosophie geschehen kann. (S. 1.) Zwei Haupttheile sind zu unterscheiden. Erstens die alte oder die griechische Philosophie; sie steht in Opposition zur Mythologie, erhob sich aber nie daraus; ihre Ethik beruht auf der Verwechselung des Schönen und Guten, ihre Physik ist Evolutions- und Metamorphosenlehre; sie ist nicht universell, sondern nur national, weshalb es ungeschichtlich und unphilosophisch ist, sie als wahre Philosophie restauriren zu wollen; sie ist überdies nicht bloße Speculation, sondern ein Streben nach vollkommenem Wissen, woraus das wahre Leben und Handeln hervorgehen soll. (S. 23—26.)

Der zweite Theil ist die Philosophie der neueuropäischen oder christlichen Völker. Die des Mittelalters gehört hierher; denn obgleich von der griechischen Philosophie vielfach beeinflußt, ist sie doch keine Fortsetzung derselben, da sie neue Probleme aufstellt, die aus dem christlichen Glauben stammen. Das Christenthum stellte sich von Anfang an anders zur Wissenschaft wie die alten Religionen. Die Mythologie excludirt die Wissenschaft, das Christenthum zog sie von Anfang an heran, sich zu vertheidigen und sich zum System zu ge-

Digitized by Google

stalten. Der Glaube soll zum Schauen werden. Daher ist alle Wissenschaftsbildung anfangs theologisch und geht erst später von der Geistlichkeit an andere Stände über. Drei neue Probleme treten auf. 1) In der Metaphysik im Gegensatz zur Evolution der Griechen und Emanation der Orientalen die Lehre von der Schöpfung; wobei es lächerlich ist, nicht zu wissen, daß der Ausdruck „Schöpfung aus Nichts" heißen will: „Schöpfung aus Gott". Er hat nur polemische Bedeutung gegenüber dem Dualismus des Aristoteles, der die Welt aus einer Materie entstehen ließ, die neben Gott seit Ewigkeit existirt haben soll. 2) In der Ethik tritt das Problem der Philosophie der Geschichte auf. Die Griechen kannten nur Griechen und Barbaren, statt dieses bornirt nationalen Standpunktes tritt jetzt der universelle auf. Die Kirchenväter beginnen die Geschichte der Völker im Zusammenhang zu betrachten, und fassen, was Lessing erneuert, die Geschichte als Erziehung des Menschengeschlechtes durch göttliche Offenbarung auf. 3) In der Logik tritt die Frage nach der Stellung des Glaubens zum Wissen auf. Die Griechen hatten gesagt, aus dem Wissen folgt das wahre Leben. Jetzt heißt es, aus dem wahren Leben folgt die Erkenntniß; der Glaube geht dem Wissen, die Erfahrung der Erkenntniß vorher, nur durch unser persönliches Wollen und Leben können wir zur richtigen Erkenntniß gelangen. Hiermit erhält auch der Wille eine andere Bedeutung wie bei den Griechen, die alles nur nach den Ideen der Vernunft betrachteten. Die Freiheit des Willens wird jetzt Problem, und damit gewinnt die physische und die ethische Weltansicht ihre Begründung. Erst mit dem Zerfall der Scholastik, als eine Folge von Scepticismus und Mysticismus, kommt eine zweite Ansicht auf, nämlich daß der Glaube zur Ergänzung des Wissens diene. (31—37.)

Diese neueuropäische Philosophie zerfällt wieder in drei Perioden. Die erste, die Zeit der Patristiker und Scholastiker, enthält die Wissenschaft in einseitig theologischer Richtung; alles ist hier der Theologie untergeordnet (26, 27). In Deutschland gründet in dieser Zeit Victor von St. Hugo die beschauliche Betrachtung mit einer psychologischen Richtung, die später Cartesius entschiedener geltend machte; er ist Gründer des Mysticismus, ein Norddeutscher und repräsentirt den Platonismus im Mittelalter. Der Süddeutsche Albert der Große, Graf von Bollstädt dagegen vertritt den Aristoteles. Ihnen schließen sich die deutschen Predigermönche an, die den Mysticismus erneuern und durch Anwendung der deutschen Sprache in der Wissenschaft zugleich den Zwiespalt zwischen Volksbewußtsein und Wissenschaft aufzuheben streben. (3. 4).

Die zweite Periode geht von der Wiederherstellung der Wissenschaften bis zu Kant; sie umfaßt die Geschichte der Philosophie in einseitiger naturalistischer Richtung (26). Der eigenthümliche Charakter dieser Zeit liegt in der Gründung der mechanischen Naturwissenschaft und der Extension ihrer Erklärungsart

Digitized by Google

auf alle Objecte des Erkennens, woraus der Naturalismus als die Weltansicht der Wissenschaften im Gegensatze zu dem Supranaturalismus des Mittelalters entstanden ist. Die Natur gilt als das alleinige Object der wissenschaftlichen Erkenntniß, und Alles was ist, ist Natur (45. 46). Wiederherstellen wollte man in dieser Zeit das, von dem man sich dachte, daß es über der einseitig theologischen Richtung des Mittelalters verloren gegangen sei (38).

Insofern nun Harms selbst S. 4 richtig sagt: „Die moderne Naturwissenschaft hat sich wesentlich aus der Polemik gegen die Naturbegriffe des Aristoteles gebildet", könnte man fragen, ob es richtig sei, diese Zeit eine Zeit der Wiederherstellung zu nennen. Denn in der That nicht um Wiederherstellung griechischer Wissenschaft handelt es sich, sondern um Befreiung von griechischen Irrthümern. Ich erinnere nur an die Fallgesetze Galilei's und an das Unglück des Mannes, das der Haß der Aristoteliker über ihn brachte. U..d doch muß man von Wiederherstellung reden, denn wiederhergestellt ward die Freiheit der Wissenschaft, wenn auch erst mit Kant die volle Klarheit dieses Princips kam. Kein Volk hatte wie die Griechen eine Wissenschaft erstrebt, nur im Interesse der Wahrheit; eine Wissenschaft, welche zugleich, frei von der Autorität der Priester, nur aus der Vernunft geboren sein sollte. Und solches Streben, solcher Geist der Wissenschaft wa d seit dem Ausgang des Mittelalters wiederhergestellt. Treffend sagt Harm · Wir finden in dieser Zeit das Streben nach einer selbständigen, freien, unabhängigen Forschung, was man etwas unpassend die Subjectivität der Modernen genannt hat. In der Erforschung der Wahrheit wollte man durch keine Autorität, weder durch die des Aristoteles, noch durch die der Kirche gebunden sein. Diese Freiheit hoffte man zuerst in der Sprachforschung und Philologie zu finden. Aber die Philologie führt nur zur Erkenntniß des von den Alten bereits Erkannten; und man wollte Neues haben zur Ergänzung der mittelalterlichen Einseitigkeit. Hierzu waren andere Mittel nöthig, als das Studium der Alten. Man verwarf sie daher als Führer der Erkenntniß; nur die eigene, durch das Leben gewonnene Erfahrung sollte in allen Dingen entscheiden. Und so entstanden aus dieser Maxime des Denkens die empirischen Naturwissenschaften, die nur fälschlich als Erneuerung des Heidenthums betrachtet werden. Ihre Gründung steht im Zusammenhang mit der Reform des christlichen Glaubens und der Kirche, da beides aus dem gleichen Streben nach einer Selbständigkeit des Lebens und des Denkens auf der Grundlage selbsterworbener Empirie entstanden ist. (S. 39. 40).

Das über die mittelalterliche Philosophie und über die Wiederherstellung der Wissenschaften Gesagte gehört zu dem Trefflichsten in der klaren, lichtvollen Arbeit von Harms. Und in unserer Zeit, wo das Christenthum so gern als der Tod aller Wissenschaft hingestellt wird, da ist der ruhige, unpolemische Ton

Digitized by Google

von Harms um so mehr anzuerkennen, und vielleicht um so wirksamer, die Erkenntniß wieder zu wecken, daß gerade das Christenthum es ist, welches die Probleme brachte, die das Leben des Denkens der neuen Zeit bilden und den Triumph derselben, die Naturwissenschaft, ermöglichten. Freilich ist heutzutage oft kein Begriff verderblicher für die Wissenschaft als der Schöpfungsbegriff, aber mit Recht sagt Harms S. 33: „Die Schöpfung setzt ein wahres Entstehen und die Möglichkeit einer Geschichte. Die Evolutions- und Emanationslehren kennen nur eine Metamorphose ins Bessere oder ins Schlechtere, aber sie kennen keine Thaten und keine Thatsachen.“ Derselbe Gedanke liegt zu Grunde, wenn Kant in seinen Anfangsgründen zur Naturwissenschaft sagt: „Das Gesetz der Trägheit ermöglicht eine Naturwissenschaft, das Aufhören desselben wäre der Tod der Wissenschaft, wäre Hylozoism.“ Denn Hylozoism ist Evolution, und diese kennt nur stete Umwandlung, aber kein thatsächliches Bestehen nach inneren ewigen Gesetzen, kein Verharren in einer bestimmten Natur, d. i. in einer bestimmten Art und Weise des Keims und der Wirkungsweise. Mit Recht bringt daher Harms die Gründung der Naturwissenschaft in Zusammenhang mit der Reform des Glaubens. Es ist kein Zufall, daß die Entdeckung des Trägheitsgesetzes fiel in eine Zeit, in der man sich frei machen wollte von der mittelalterlichen Vorstellung, daß Gott in seiner Freiheit und Gnade ein Gott der schrankenlosen Willkür sei. Es ist kein Zufall, daß in die Zeit des Auflebens der Vorstellung, daß die Schöpfung kein willkürlich veränderlich Machwerk sei, sondern als eine Welt des Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen gewollt würde, die Entdeckung des Gravitationsgesetzes fiel. Mit dieser Entdeckung tritt das Problem auf, die Materie als Kraft zu denken. Eigentlich hatte schon Newton das Problem gelöst, indem er als dynamische Natur der Materie ihre gravitirende Wirkungsweise zeigte; aber in der Philosophie ist es Kant, welcher den Dynamismus der Materie begründete. Solche Probleme bilden jetzt das Leben in der Philosophie.

In dieser zweiten Periode der Geschichte der Philosophie unterscheidet Harms zwei Richtungen. Die eine, die er die englische nennt, da sie von Baco ausgeht, betrachtet die empirische Erfahrungswissenschaft als Ideal der Wissenschaft; sie führt zum Sensualismus, und die Philosophie selbst erscheint in ihr nur als empirische Psychologie (S. 27). In der anderen Richtung, welche Harms die französische nennt, da sie von Cartesius gegründet ist, gilt die Mathematik als Ideal der Wissenschaft und zugleich als die Aufgabe und die Methode der Philosophie bestimmend (S. 27). Sie führt zum Rationalismus, da sie die Vernunft allein als Quell der Erkenntniß gelten lassen will. Seither hatte man zwischen Körper und Geist nur einen Gradunterschied angenommen; jener hieß schwerer beweglich als dieser. Aristoteles sagte: der Körper ermüdet eher wie der Geist. Nun aber wird durch Cartesius die specifische Ver-

Digitized by Google

schiedenheit beider erkannt und damit die mechanische Naturwissenschaft ermöglicht (S. 49). Diese führte bald zum Naturalismus, indem man die mechanische Erklärungsweise auf das ethische Leben des Geistes übertrug (S. 50). Spinoza's Ethik ist nur eine Physik, die mit einer Ethik verwechselt wird (51).

Ich möchte hier hinzufügen, daß die Opposition des Cartesius gegen Newton's Gravitationsgesetz mitwirkte bei seiner Definition: die Materie ist die Ausdehnung. Dies ist die Erklärung des mathematisch-geometrischen Standpunktes, aber nicht die des mathematisch-dynamischen der Physiker aus Newton's Schule. Und diese Ergänzung brachten die Deutschen. Denn nach Harms stehen in Deutschland am Anfang dieser Periode der Vorläufer des Copernicus, Nicolaus Cusanus (S. 5), am Ende Leibniz. Dieser erweitert die mechanische Erklärungsart, indem er ihr eine dynamische Grundlage giebt. Nicht in der Ausdehnung der Materie, sondern in den Kräften der einfachen Substanzen liegt ihm der Grund der mechanischen Bewegung (9). Zugleich aber schränkt er den Rationalismus ein, durch den Hinweis auf die Wahrheit der Thatsachen, die, wie die Naturgesetze, nicht aus der Vernunft allein zu entwickeln seien (S. 45). Scheint er hiermit auch auf dem empirischen Boden der Engländer zu stehen, so tritt er doch in seinem Streit mit Locke dem Sensualismus entgegen und vertheidigt den metaphysischen Charakter der Philosophie (19). Zeigen sich nun auch in dem Dynamismus seiner Monadenlehre und in dem theosophischen Moment seiner Philosophie Ausdrücke einer eigenthümlichen Richtung des deutschen Geistes, die originaliter aus demselben entstanden ist, so zeigt doch auch wieder die Stellung, die er der Mathematik, sogar noch höher wie Cartesius es that, einräumt, wie er nur eine Richtung des Denkens abschließt, die mit Cartesius begann (7).

Die dritte Periode neueuropäischer Philosophie enthält die Geschichte der Philosophie seit Kant. In ihr gilt die Philosophie als die freie, unabhängige Wissenschaft, die sich ihren Begriff weder von der Empirie, noch von der Theologie vorschreiben läßt, sie ist die Wissenschaft, welche den Begriff aller Wissenschaft bestimmt und sich selbst begründet, indem sie den Begriff der Wissenschaften erklärt. Dem früheren Dogmatismus setzte sich Kant mit dem Kriticismus entgegen, dessen Aufgabe es sein will, die Möglichkeit oder den Begriff des Erkennens zu erforschen.

Alle Erkenntniß sei aus der Vernunft zu begründen. Die freie, unabhängige Wissenschaft, welche die griechische Philosophie sein wollte, ist somit seit Kant wieder erwacht (28). Weder einseitig in den Dienst der Theologie, noch einseitig in den Dienst der Physik hat sich die deutsche Philosophie gestellt; sie will mit religiösem Sinn die Erkenntniß der Naturwissenschaften und mit ihrer Erkennt-

Digitized by Google

niß jenen Sinn verbinden. Jedes System der deutschen Philosophie documentirt diesen Willen (29).

Vier Richtungen enthält diese Periode, ohne deren Unterscheidung eine klare Vorstellung vom Ganzen und ein richtiges Urtheil nicht zu erhalten sein wird (56). Der erste Abschnitt enthält die Anfänge der deutschen Philosophie durch Lessing, Herder, Jacobi (58 — 117). Sie verhalten sich zwar polemisch gegen den Kriticismus, aber sie haben auch den Standpunkt des Rationalismus überwunden und erneuern das religiöse Leben, indem sie der Orthodoxie gegenüber hinweisen, daß die Religion nicht nur Sache des Verstandes, sondern auch des Herzens und des Gemüthes sei. Lessing's Schilderung ist besonders beherzigenswerth, denn er, der Vielen ein Voltaire ist, erscheint hier als erster christlicher Philosoph. Er, der die Kirchenväter kannte, erneuerte zugleich das Problem der Philosophie der Geschichte als Erziehung des Menschengeschlechts. Herder folgt darin, sieht aber weniger wie Lessing einen ethischen Proceß in der Erziehung als einen Naturproceß; damit arbeitet er der Schelling'schen Naturphilosophie vor. Die Geschichte wird dabei Natur, und die Natur wird Geschichte. Herder stellt auch zuerst, im Hinblick auf den Magneten, das Gesetz der Polarität auf, das nachher in der Identitätsphilosophie so große Bedeutung gewann; denn alle Gegensätze sollten sich dabei zu höherer Einheit verbinden. Lessing, Herder und Jacobi hielten zugleich fester an der Wahrheit der Thatsachen als Kant und seine Nachfolger. Jacobi's Bedeutung liegt besonders in seiner Polemik und dem Hinweis des individuellen Bewußtseins gegenüber dem allgemeinen Vernunftwissen.

Der zweite Abschnitt handelt von der Grundlegung der deutschen Philosophie durch Kant; der dritte enthält ihre systematische Ausbildung zur absoluten Philosophie durch Fichte, Schelling und Hegel, und der vierte die Einschränkung der absoluten Philosophie durch Schleiermacher, Herbart und Schopenhauer (56). Es ist nicht möglich, der Ausführung im Einzelnen zu folgen, nur die Gesichtspunkte sind hervorzuheben, unter denen Harms' Darstellung gegeben.

Kant ist der originellste deutsche Denker mit der größten Ursprünglichkeit des Denkens, weder die Alten noch die Neueren hat er studirt; nicht aus der Geschichte der Philosophie, sondern aus der Welt- und Menschenkenntniß hat er die Philosophie geschöpft (118). Kant wird Gründer der deutschen Philosophie durch eine neue Problemstellung. Er fragt nicht, ob Erkenntniß möglich sei; denn um dies zu entscheiden, wird schon vorher vorausgesetzt, daß sie möglich sei, was ein Widerspruch ist. Kant fragte, wie ist Erkenntniß möglich? Leider unterscheidet Kant in Concession gegen die formale Logik des Aristoteles zwei Arten von Urtheilen, analytische und synthetische; nur in den letzteren, nicht in

Digitized by Google

den ersteren soll hiernach Erkenntniß liegen. Kant richtet daher seine Untersuchung nur auf die synthetischen, nicht auf die analytischen Urtheile, auf die aprioriſche, nicht auf die empirische Erkenntniß. Und doch muß eine vollständige Wissenschaft von der Erkenntniß auch die Möglichkeit der empirischen Erkenntniß und der analytischen Urtheile untersuchen. Kant schließt dies aus. Und indem er die Lösung seines Problems beginnt mit der Untersuchung über die Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori in der Mathematik, so tritt ein Mangel ein, indem er unterläßt, die allgemeinen Bedingungen und Voraussetzungen seiner Lösung für sich abzuhandeln. Er setzt als bekannt und gewiß voraus, was nicht als bekannt gelten kann. Unrichtig ist es indeß, zu meinen, daß das Wort a priori eine temporale Bedeutung habe. Kant will damit nur sagen, daß zur Erkenntniß mehr gehört als ein Gegenstand oder Stoff. Ein Subject gehört dazu, das seine Erkenntniß nur dadurch besitzt, daß es sie selbst durch seine den gegebenen Stoff der Sinne formende und ordnende Thätigkeit hervorbringt. Alle wahre Erkenntniß ist erworben, ist Production eines Subjects (118 — 153).

Durch diese Begründung gewann Kant den Ruhm, den schon Leibniz erwerben wollte. Ihm gelang der Nachweis des metaphysischen Charakters der Philosophie gegenüber dem Sensualismus. Er in Wahrheit begründete den Dynamismus philosophischer Weltanschauung; denn nicht nur ließ er die sinnliche Materie als Dynamis, als anziehende Kraft begreifen, sondern auch den Geist ließ er als Dynamis, als eine Kraft synthetischer Urtheile und sittlicher Freiheit erkennen. Im Sensualismus war die Seele passiv, kraftlos den sinnlichen Eindrücken gegenüber, im Rationalismus war sie kraftlos, da sie mit angebornem Ideeninhalt lebte. Der Kant'sche Kriticismus machte aber die Seele wahrhaft zu einer Kraft, da der Inhalt der Erkenntniß ihr eignes Product ist. Von jetzt an ward die deutsche Philosophie die Philosophie der Freiheit. Kant zuerst stellte die Freiheit als Erklärungsgrund von allem sittlichen Handeln auf (241). Wir können daher Harms nur Recht geben, wenn er in seiner Darstellung den Gedanken durchführt, daß in den beiden Kritiken der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft die wahre Ansicht Kant's enthalten sei. Und jedenfalls waren es die Positionen dieser beiden Kritiken, es waren die Forderungen praktischer Vernunft, auf welche der deutsche Idealismus weiterbaute; es war der aus dem Princip der Freiheit stammende kategorische Imperativ, der eine Macht in Literatur und Geschichte ward und die weitstrahlende Ehre Kant's begründete. Die Kritik der reinen Vernunft enthält dagegen nach Harms nur die Negationen, die aber in der Kant'schen Philosophie machtlos sind gegenüber dem Primat der praktischen Forderungen. Ihre Bedeutung, dürfen wir sagen, gewannen sie aber außerhalb des Kant'schen Systems. Denn Indifferen-

Digitized by Google

tismus und Materialismus tröſteten ſich damit und pochten darauf, daß Kant in der Kritik der reinen Vernunft bewieſen habe, man könne von Gott, Freiheit, Unſterblichkeit nichts wiſſen. Indeß ſo wenig kann ſich der Deutſche dem Idealismus entziehen, daß es vielleicht keine in der Liebe zur Wahrheit geſchriebene materialiſtiſche Schrift giebt, welche nicht, im Widerſpruch mit ihrem Syſtem, Kant's kategoriſchen Imperativ und das Princip ſittlicher Freiheit feſtgehalten hat.

Scharfſinnig nicht allein, ſondern auch geiſtvoll macht Harms auf den Widerſpruch zwiſchen theoretiſcher und praktiſcher Vernunft in Kant's Philoſophie aufmerkſam. Und ich möchte ſeine Betrachtung in meinen Worten kurz ſo zuſammenfaſſen. Im Verhältniß zwiſchen praktiſcher und theoretiſcher Vernunft findet ſich das Verhältniß wieder, das ſich ſeit Zerfall der Scholaſtik zwiſchen Glauben und Wiſſen bildete. Die praktiſche Vernunft, als Glaube, dient zur Ergänzung der theoretiſchen Vernunft, des Wiſſens. Kant, der Vater der Vernunftwiſſenſchaft, degradirt daher die Vernunft doch eigentlich ganz wie die Kirche; wie dieſe ſagt er, die Vernunft erſtrecke ſich nur auf die Sinnlichkeit, das Unſinnliche ſei Forderung des Glaubens. Der Unterſchied iſt freilich, daß Kant nicht mit der Kirche ſagt: ich glaube, weil es abſurd iſt, ſondern: ich glaube, weil es Pflicht iſt, und weil es die praktiſche Vernunft fordert.

Dieſer Widerſpruch zwiſchen theoretiſcher und praktiſcher Vernunft bei Kant, ſagt Harms, forderte zur Löſung auf. Und indem Harms dieſen Fortgang in Fichte's Wiſſenſchaftslehre, mit Aufſtellung des Problems der wahren Methode des Denkens an Stelle von Kant's Problem des Erkennens, gemacht ſieht, ſo iſt klar, daß er nicht eine Rückkehr bis Kant, ſondern zu Fichte will. Verdienſtvoll iſt dabei ſeine auch ſchon in ſeinen früheren Schriften, wie in ſeiner Rede bei Fichte's hundertjähriger Geburtstagsfeier geſchehene Durchführung, daß Fichte's Syſtem nicht ſubjectiver, ſondern ethiſcher Idealismus ſei; daß Fichte nicht zwei Syſteme, ſondern nur eins gelehrt habe. Ein Mangel bei Fichte iſt aber, daß er bei ſeiner einſeitigen Werthſchätzung des ethiſchen Princips die Natur nur teleologiſch als Mittel zur Verwirklichung des Sittlichen auffaßte. Dieſen Mangel wollte Schelling ergänzen, als er in ſeiner Naturphiloſophie die Naturſeite der Welt in Entwicklung darſtellen wollte; aber dabei geſchah es, daß die Ethik ihr Recht verlor und die Weltentwicklung ein Naturproceß, ein phyſiſcher Proceß wurde. Bei Hegel ward das Geſchehen in der Welt ein logiſcher Proceß.

So verlief der Anſtoß der Wiſſenſchaftslehre, obgleich Fortſchritt über Kant, in drei einſeitigen Richtungen, einer rein ethiſchen, einer phyſiſchen und einer logiſchen; eine weitere Einſeitigkeit aber war die, daß ſie zugleich abſolute Philoſophie ſein wollte, nicht nur eine Wiſſenſchaft der Begriffe, ſondern auch

Digitized by Google

der Thatsachen, daß sie in der Verwechselung des Sach- und Erkenntnißgrundes mit dem Denken des Begriffs auch die Sache zu denken und zu setzen meinte. In diese Einseitigkeit riß die Begeisterung über die Entdeckung Kant's, daß alles Wissen ein Product des Geistes sei. Man vergaß, daß das Wissen zwar von einer geistigen Kraft producirt sei, aber doch nur, weil ein zu ordnender Stoff gegeben ist. Und diese Einseitigkeit des Vernunftwissens rief dann Einschränkungen hervor. Man wies mit größerem Nachdruck wieder auf das inductiv Gegebene, auf die Wahrheit der Thatsachen hin. In der Philosophie machte Schleiermacher dem Vernunftwissen gegenüber das Gefühl und das individuelle Bewußtsein geltend. Herbart suchte das Räthsel, wie aus der unterschiedslosen Einheit die Vielheit entstehe, zu vermeiden, durch die Annahme realer Wesen und der Methode der Beziehungen. Gegenüber Hegel, welcher wie Aristoteles das theoretische Leben als das göttliche und das praktische als das endliche menschliche hinstellte (447) und so das reine Denken zum Princip machte, machte Schopenhauer den Willen zum Princip des Ewigen. Insofern nun der Wille, wie oben erwähnt, ein Problem der neueuropäischen Völker ist, könnte man sagen, der Christenthumverächter Schopenhauer, in Opposition gegen Aristoteles-Hegel, belebte ein Problem wieder, das seinen Ursprung grade dem Christenthum verdankt.

In Betreff der Darstellung der einzelnen Systeme muß ich auf das treffliche Buch selbst verweisen. In unsrer pessimistischen Zeit wird vielleicht Harms' Kritik von Schopenhauer den meisten Zorn erregen; aber mit Unrecht In einem kurzen Kapitel deutet Harms noch kurz auf die Gegensätze der Gegenwart hin. Zwei Richtungen, sagt er am Schluß, bekämpfen sich; eine theistische und eine atheistische. Letztere nennt er Anthropologismus, weil in ihr der Mensch zum Princip und Endzweck der Natur gemacht ist. Die philosophische Frage der Gegenwart sei, ob dieser Anthropologismus die Philosophie sei oder nicht. Angelegt sei er in Kant's Kritik der reinen Vernunft und enthalten sei er in Hegel's Naturphilosophie. Die Beantwortung dieser Frage hänge mit der Auffassung von Kant's System zusammen. Harms hofft durch seine abweichende Auffassung vom Wesen der Kant'schen Philosophie, wie durch die Grundlegung zu ihrer Fortbildung einen Beitrag zur Lösung der philosophischen Frage der Gegenwart gegeben zu haben. Und wir hoffen dies auch, wenn das Buch die gebührende Aufnahme findet. Dies aber wünschen wir um so mehr, als an dem Geist der Freiheit, den Harms' Schrift ausathmet, sich die Freude an der deutschen idealen Philosophie wieder allgemeiner entzünden kann; und diese Philosophie ist es, welche die Freithätigkeit des Denkens und die Selbstgewißheit des Thuns ermöglicht und begründet.

Digitized by Google

Der Dichter der Lusiaden.

Luiz de Camoens, der Sänger der Lusiaden. Biographische Skizze von Dr. Karl v. Reinhardstöttner. Leipzig, K. Hildebrand und Comp., 1877.

Wenn der Verfasser dieser verdienstvollen kleinen Schrift meint, der Sänger der Lusiaden sei von der Mitwelt nicht gebührend gewürdigt, von der Nachwelt vergessen worden, „sein tragisches Leben sei wie sein herrliches Werk unbekannt geblieben, sein Name habe die Grenzen seines Vaterlands nicht überschritten", so ist das zu viel gesagt. Sein Name wird auf jedem guten deutschen Gymnasium den Schülern der obern Klassen bekannt sein, und sein Werk ist ins Spanische, Italienische, Französische, Englische, Polnische und wiederholt (von Heise, Winkler, Donner und Eitner) ins Deutsche übertragen worden. Ueber sein Leben berichten unsere drei verbreitetsten Conversationslexika. Friedrich Halm hat ihn dramatisch, Ludwig Tieck hat ihn novellistisch gefeiert. Dennoch können die Leser d. Bl. den Wunsch haben, mehr über den großen portugiesischen Epiker zu erfahren, zumal seine Landleute nächstens, wo drei Jahrhunderte seit seinem Ableben verflossen sein werden, sein Gedächtniß zu feiern sich veranlaßt sehen dürften, und so geben wir zunächst einen Auszug aus dem hier Gebotenen und dann eine kurze Charakteristik seiner Dichtung.

Luiz de Camoens wurde im Jahre 1524 zu Lissabon geboren. Sein Vater war Simon Vaz de Camoens, seine Mutter Anna de Sá e Macedo. 1527 mit seinen Eltern vor der Pest nach Coimbra geflohen, verlebte der Dichter hier die ersten Jahre seiner Kindheit „heiter und zufrieden für sich und freute sich des Lebens", wie er in der 4. Canzone selbst erzählt. Um 1537 begann er an der Schule des dortigen Klosters von Santa Cruz, dem sein Oheim Bento als Prior vorstand, seine Studien, durch die er sich eine gute klassische Bildung erwarb, welche sich in seinen Dichtungen namentlich durch häufige Bezugnahme auf mythologische Personen und Vorgänge äußert. Die ersten Verse, die er schrieb, waren eine Elegie auf das Leiden Christi, die nach dem Geschmacke der damaligen Zeit überreich an Namen und anderen Gegenständen der griechisch-römischen Götterlehre war. Auch mit den provençalischen Dichtern scheint er sich eingehend beschäftigt zu haben, wenn wir nach den Anmerkungen schließen dürfen, die er seiner ebenfalls in jene erste Periode seines dichterischen Schaffens gehörigen Uebersetzung der Triumphe des Petrarca beigab. Etwa achtzehn Jahre alt, verließ er als »bacharel latino« Coimbra, um nach Lissabon zu gehen, wo seine Talente und seine Bildung ihm Zutritt bei Hofe verschafften. An letzterem liebte und pflegte man die klassischen Dichter,

Digitized by Google

man schrieb lateinisch, selbst die Damen wetteiferten in der Kenntniß der alten Sprache Roms. Desgleichen las man fleißig Ritterromane, da die Infantin Donna Maria eine große Freundin derselben war. Der Hof dichtete, so gut es gehen wollte, die Damen gaben das Motto, welches ihre Umgebung glossirte, und Camoens fand dabei Gelegenheit, seine Begabung zu zeigen. Zu Besserem veranlaßte ihn der tiefe Eindruck, den ein Fräulein aus dem Gefolge der Königin Catharina, Donna Catharina de Athaide, die Tochter des Antonio de Lima, auf ihn machte. Sie begeisterte ihn zu der siebenten Canzone, die eine von seinen schönsten lyrischen Ergüssen ist, zog ihm aber im Vater seiner Geliebten einen heftigen Gegner und Verfolger zu. Daneben regten sich Neider, unter denen sich der Dichter Caminha befand, welcher ihm in giftigen Epigrammen Poesie und Wissen absprach. Ferner trug das Spiel „El Rei Seleuco" (der König Seleucos), welches Camoens im Jahre 1545 schrieb, wesentlich bei, ihn bei Hofe mißliebig zu machen. Endlich kam dazu noch, daß sein Onkel Bento Streitigkeiten mit letzterem hatte. So erfolgte 1546 seine Verweisung ins Exil. Den Plan, nach Coimbra zurückzukehren, vereitelte der Tod seines dortigen Oheims. Er begab sich daher nach Ceuta, um als Soldat an den Kämpfen seiner Landsleute mit den Mauren theilzunehmen. Er blieb dort zwei Jahre, focht tapfer mit und verlor in einem Gefechte mit den Ungläubigen ein Auge. 1549 durfte er nach Lissabon zurückkehren, traf hier aber nur den alten Haß und Neid, der ihn selbst wegen des für die vaterländische Sache verlornen Auges zu verhöhnen die Gemeinheit hatte. Es war klar, daß er vom Hofe nichts zu erwarten hatte, und so war er schon 1550 im Begriffe, mit Alfons de Noronha, dem zum Vicekönig von Indien ernannten Oheim eines seiner Freunde, nach dem fernen Osten abzugehen. Doch blieb er noch bis 1553 zurück, indem er auf die Gunst des Kronprinzen Johann hoffte, der sich auf die Poesie gelegt hatte und einen Kreis von Dichtern zweiten und dritten Ranges um sich versammelte. Allein auch diese Hoffnung schlug fehl, da es seinen Verleumdern gelang, ihm durch ihre übeln Nachreden den Zutritt zu diesem Fürsten zu versperren. Schon damals hatte er die Absicht, ein nationales Epos zu schaffen. Das Erscheinen der „Decadas" des Geschichtsschreibers de Barros bestärkte ihn darin, und nach unsrer Schrift hätte er den ersten Gesang der Lusiaden wahrscheinlich bereits vor 1553, also noch in Portugal geschrieben. Zu gleicher Zeit aber stürzte sich der Dichter, um seinen Verdruß über sein Unglück zu betäuben, in allerlei unrühmliche Abenteuer und verkehrte namentlich mit einer Gesellschaft von Raufbolden und Ruhestörern, um nächtlichen Unfug zu verüben.

Am Fronleichnamstage 1552 kam es bei der Procession zwischen zwei Freunden des Dichters und einem Stalldiener des Königs Johann zum Streite,

Digitized by Google

Camoens aber stieß zufällig auf die Zankenden, und ohne die Sache weiter zu untersuchen, zog er vom Leder und hieb den königlichen Diener über den Nacken. Er wurde darauf verhaftet und erhielt erst nach zehn Monaten seine Freiheit wieder, und zwar unter der Bedingung, als Soldat nach Indien zu gehen. Am 7. März 1553 entließ man ihn aus dem Gefängnisse, und am 24. schon schiffte er sich nach Goa ein. Nach einer stürmischen Fahrt dort angelangt, fand er betrübende Zustände vor. In Gedichten dieser Periode nennt er das Land „das Grab jedes armen Ehrlichen“ und klagt, daß in diesem „blinden Reich des Irrthums Edelsinn, Kraft und Wissen an den Thüren der Habsucht und Niedrigkeit betteln gehen.“ Trotzdem gefiel es ihm anfänglich hier ganz wohl. Er traf Bekannte und Verwandte in indischen Diensten und sah sich „geachteter als die Stiere von Merceana und ruhiger als die Zelle eines Predigermönchs.“ Nur die Raufbolde der Straßen von Lissabon fehlten, und statt der dortigen schönen Damen sah er hier nur alte Weiber, die ein elendes Portugiesisch sprachen und keinen Sinn für Liebesabenteuer hatten. Indeß tröstete er sich über den letzten Punkt mit der Mulattin Luiza Barbora, auf deren schwarzen Teint und deren sonstige Reize er schöne Verse dichtete.

Nachdem er über sechs Wochen thatenlos in Goa gelegen, machte er den Feldzug mit, bei welchem die Portugiesen unter Alfons de Noronha an der Seite des Königs von Kochim kämpften, dann die Expedition, welche der Vicekönig für seinen Sohn Fernando de Menezas ausrüstete — Erlebnisse, die der Dichter in der zehnten Canzone schildert. Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse für Camoens, als im Sommer der neue Vicekönig Francisco Bareto sein Amt antrat. Der Dichter verfaßte zur Feier dieses Tages das Stück „Filodemus“, und bei der Aufführung desselben trug der Poet Johann Lopes Leitam jenes berühmte Sonett auf Camoens vor, in welchem dieser mit Terenz und Plautus verglichen und schon auf eine virgilische Dichtung von ihm hingedeutet wird. Doch sollte Camoens sich dieser besseren Wendung seines Geschicks nicht lange erfreuen. Er verfaßte die Satire „Vom Turniere“, ein treues Bild der Verdorbenheit aller Stände, die in Indien eingerissen war, und wurde dadurch in Goa unmöglich. Der Vicekönig schickte ihn im März 1556 nach Makao in China, wo er als Oberintendant der Güter verstorbener oder abwesender Kaufleute, deren Eigenthum bis dahin gewöhnlich unterschlagen worden war, Ordnung stiften sollte.

Hier erweiterte er den Kreis seiner Bekannten, gewann den Dichter Antonio de Abreu sich zum Freunde und verlebte ruhige Tage, in denen er in einer Felsengrotte beim Dorfe Patane einen großen Theil seines unsterblichen Epos niederschrieb. Aber allmählich regte sich auch hier der Haß und Neid

Digitized by Google

seiner Gegner, und Ränke und Verleumdungen derselben bewirkten, daß er 1558 nach Goa zurückberufen wurde, um sich über seine Amtsführung zu verantworten. Auf der Reise dahin litt er an den Ufer des Mäthaun in Cambodja Schiffbruch, bei dem er nichts rettete, als das Manuscript der bis dahin vollendeten sechs ersten Gesänge seiner Lusiaden — allerdings das Höchste, was er besaß, seine Unsterblichkeit und das hohe Lied des portugiesischen Namens.

In Goa erwartete ihn das Gefängniß, die Nachricht, daß Catharina de Athaide gestorben, und die Kunde, daß sein Vater verbannt worden sei. Im Kerker suchte er Trost in der Poesie, und so entstanden hier zahlreiche kleine Gedichte, von denen wir nur dessen, welches er auf die verstorbene Geliebte, und dessen, welches er auf den inzwischen ebenfalls erfolgten Tod des Königs Johann dichtete, erwähnen. Der neue Vicekönig Constantino de Braganza setzte Camoens in Freiheit, der nun den ihn hierzu beglückwünschenden Freunden ein Bankett gab, bei welchem jeder Teller an Stelle eines Gerichts ein Gedicht enthielt.

Von 1558 an lebte Camoens nun unter wechselnden Schicksalen zu Goa. Der Nachfolger de Braganzas, der Graf de Redondo, war ihm günstig gesinnt, verwendete ihn zu verschiedenen Geschäften und befreite ihn einmal aus dem Schuldgefängniß, in das ihn ein harter Gläubiger, der Ritter Coutinho, hatte setzen lassen. Geachtet und geehrt, wenn auch immer in ärmlichen Verhältnissen, konnte der Dichter einer besseren Zukunft entgegen sehen, als der Vicekönig, sein Gönner, 1564 starb, und nun die dunkelste Periode im Leben des Dichters begann. Er reiste zunächst nach Malaka und den Molucken und kam dann nach Goa zurück, wo sich wieder Aussicht auf Verbesserung seiner Lage zeigte, indem ihm der neue Statthalter die Factorei von Chaul, die jährlich 100,000 Reis trug, versprach. Während er auf Erledigung dieses Postens wartete, sammelte er eine Anzahl seiner Poesien unter dem Titel „Parnaso". Als sich seine Anstellung verzögerte, erwachte in ihm die Sehnsucht nach der Heimath, und als Pedro Bareto 1567 mit einem Schiffe dahin abging, schloß er sich ihm an. Bald indeß verwandelte sich die Freundlichkeit Baretos in heftigen Haß, der seine Ursache in gewissen Gedichten des allerdings oft unvorsichtigen Poeten gehabt zu haben scheint, und so setzte jener Camoens in Mozambique aus. Hier verlebte dieser zwei Jahre in der bittersten Noth, in der ihn nur die Barmherzigkeit von Freunden vor dem Hungertode und gänzlicher Entblößung bewahrte, in welcher es ihm aber doch möglich wurde, seine Lusiaden für den Druck zu vollenden. Jene Freunde ermöglichten ihm auch endlich die Rückkehr in das Vaterland, wo er am 7. April 1570 nach siebzehnjähriger Abwesenheit wieder eintraf.

Digitized by Google

Es war eine traurige Heimkehr. Camoens fand das Volk nicht mehr, das er verlassen hatte. Im Jahre vorher hatte die Pest Lissabon furchtbar heimgesucht, und wenige Häuser waren ohne Trauer. Dazu kam die Finanzkrisis im Lande und die schlechte Verwaltung. Der einst so ritterliche und poesievolle Hof war ein Tummelplatz bigotter Unduldsamkeit geworden. Der junge König Sebastian verfolgte eine thörichte und unheilvolle Politik. Die Geistlichkeit hatte die Prophezeiung verbreitet, Lissabon werde durch ein Erdbeben zu Grunde gehen. Die Stimmung, die sich aus alledem entwickelt hatte, war einer begeisterten Aufnahme seines großen Werkes nicht günstig. Er fühlte das selbst, er verlor, wie er in den Lusiaden sagt, die Lust zu schreiben, und sein Herz erkaltete. Indeß fand er am Hofe in Manoel von Portugal einen Gönner, der ihm beim Könige die Erlaubniß zum Drucke seiner Dichtung auswirkte, welche nun, nachdem sie noch die Censur der Inquisition passirt und eine nur glimpfliche Verstümmelung durch die hier waltenden Dominicaner erfahren hatte, im Juli 1572 bei Antonio Gonzalves erschien. Neid und Pedanterie traten gegen dieselbe auf und wußten daran Allerlei zu tadeln. Doch fand das Werk auch Anerkennung selbst in den Hofkreisen, wo der Graf Pedro da Alcazova Carneiro dem Dichter auf die Frage, was der größte Fehler an seinen Lusiaden sei, die Antwort gab: „Sie haben einen sehr großen, das Gedicht ist nicht kurz genug, um auswendig gelernt werden zu können, und nicht lang genug, daß man nie aufhören muß, darin zu lesen.“ Der König verlieh ihm dafür eine jährliche Pension von 15,000 Reis (damals etwa soviel wie 80 Mark) auf drei Jahre, und nach wenigen Monaten erlebten die Lusiaden eine zweite Auflage. Der spanische Dichter Herrera übersetzte sie in seine Muttersprache, und Tasso widmete Camoens ein schönes Sonett, so daß dieser mit Recht sagen konnte, daß „ihn der Betis höre“ und „der Tiber preise.“ Aber das karge Jahrgehalt, das ihm der König ausgesetzt, wurde nur sehr unregelmäßig ausgezahlt, und zum Ueberfluß wurden ihm die Gedichte, die er als „Parnaß“ herauszugeben beabsichtigte, und damit außer einem Theile seines Ruhmes auch ein Mittel zu pecuniärem Erwerb, um diese Zeit gestohlen. Zuletzt verlor er 1577 durch Tod oder Wegzug auch seine bisherigen Gönner am Hofe, und so versank der unglückselige Dichter in die bitterste Armuth, in der er oft nicht das Nöthigste zum Leben hatte. Er würde verhungert sein, wenn sein treuer Neger Antonio, der ihm aus Indien gefolgt war, nicht des Nachts in den Straßen von Lissabon für ihn gebettelt hätte. Wie um dem Unglück des Dichters die Krone aufzusetzen, kam im August 1578 die Kunde von der großen Niederlage nach Lissabon, welche der König Sebastian im Kampfe mit den Mauren bei Alkassar Kebir erlitten hatte. Der König war gefallen, mehrere Freunde des Dichters in die Gefangenschaft der Mauren gerathen, der Kriegsruhm

Digitized by Google

Portugals war verdunkelt. Dieser jähe Sturz seines Vaterlandes von stolzer Höhe brach dem Dichter das Herz. Viel Leid war über ihn hingegangen in seinem Leben, dieses war das schwerste. Noch lebte er, um zu sehen, wie das Land, vom Großoheim Sebastians, dem Kardinal Heinrich, an Philipp den Zweiten verrathen, mit Spanien vereinigt wurde. Dann starb er. An dem Tage, wo das spanische Heer in Portugal einrückte, am 10. Juni 1580, hauchte er seine edle Dulderseele aus, getreu dem Worte, welches er einige Zeit vorher an Francisco Almeida geschrieben: „Ich werde das Leben beschließen, und Alle werden sehen, daß ich meinem Vaterlande so zugethan war, daß es mir nicht genügte, in ihm, sondern mit ihm zu sterben."

Camoens hat sich in verschiedenen Gattungen der Poesie versucht. Die neueste Ausgabe seiner gesammelten Werke bietet 354 Sonette, 19 Canzonen, 5 Sextinen, 13 Oden, 8 Octaven, 27 Elegien und 15 Eklogen, ferner die drei Dramen „Seleuco", „Amphitruo" und „Filodemo", endlich das Epos der Lusiaden. Als Dramatiker ist er nicht von Bedeutung. Seine lyrischen Gedichte, in denen er italienischen Mustern folgt, zeichnen sich durch Reinheit und Klarheit des Ausdrucks aus und tragen das Gepräge eines großen Charakters und eines tiefen Gemüthes. Seine eigentliche Größe aber haben wir in seinem Epos vor uns, welches, in 10 Gesänge getheilt, 1102 achtzeilige Stanzen enthält. Er nennt es die Lusiaden (Os Lusiadas), d. h. die Nachkommen des fabelhaften Helden Lusus, des Ahnherrn der Portugiesen; denn der Zweck des Gedichts ist nicht die Verherrlichung eines Einzelnen, sondern die seines gesammten Volkes. Er besingt die Umschiffung Afrikas durch Vasco de Gama und die ersten Anfänge des Verkehrs der Portugiesen mit Malabar, beschäftigt sich aber zugleich in episodischen Erzählungen mit der älteren Geschichte Portugals, sowie in der Form begeisterter Prophezeiungen mit den späteren Großthaten seines Volkes in Indien. Dabei spielen die Götter des Alterthums als leitende Mächte in die Entwickelung der Dinge hinein, was ein paar Mal zu Situationen führt, welche uns jetzt fast komisch erscheinen, und bisweilen bricht auch das persönliche Gefühl des Dichters in lyrischem Ergusse mit Macht hervor.

Nach der üblichen epischen Einleitung und einer Apostrophe an den jugendlichen König, diesem „neuen Schrecken für den Speer des Mohren", versetzt uns der Dichter sofort auf die Flotte Vasco de Gamas, die in der Nähe von Madagaskar ruhig ihren Weg verfolgt. Droben über ihr haben sich auf Jupiters Ruf die Götter versammelt, um Rath zu halten über das portugiesische Volk. Jupiter selbst, Mars und Merkur, namentlich aber Venus erklären sich für dasselbe, Bacchus dagegen zeigt sich ihm feindlich, weil er fürchtet, die Thaten der Lusitanier könnten den Ruhm verdunkeln, den er sich durch seinen Zug nach Indien erworben hat. Auf Mars' Antrag wird Merkur zu Vasco de

Digitized by Google

Gama gesandt, um die Flotte an einen Ort zu bringen, wo sie Nachrichten über Indien einziehen kann. So landen die Portugiesen in Mozambique, wo indeß Bacchus bereits in Gestalt eines alten Mohren das Volk gegen sie aufgewiegelt hat, so daß sie sich nur durch ihre Tapferkeit des tückischen Angriffs erwehren, den der Fürst des Landes gegen sie unternimmt. Auf der Weiterfahrt sucht sie ein Wegweiser irre zu führen, aber Venus bringt ihre Schützlinge glücklich nach Mombaza.

Im zweiten Gesange sehen wir Bacchus hier den Versuch machen, die Ankömmlinge zu verderben. Um die Portugiesen glauben zu lassen, das Land sei von Christen bewohnt, nimmt er die von Vasco ausgeschickten Kundschafter gastlich in seinem Hause auf, in welchem er der heiligen Jungfrau einen Altar errichtet hat, vor dem er kniend betet. Aber Venus gewahrt noch zu rechter Zeit die Gefahr ihrer Freunde und rettet die Flotte derselben, die eben in den verrätherischen Hafen einlaufen will, mit Hülfe der Nereiden vor dem sichern Untergange. Der Rettung froh, richtet Vasco ein Gebet an die göttliche Vorsehung um ferneren Beistand, und Venus will zum Empyreum empor, um dieses Gebet vor Jupiters Thron zu bringen — eine der schönsten Stellen des Epos. Jupiter erhört den Wunsch der Göttin und befiehlt dem Merkur, dem Vasco im Schlafe den Weg nach Melinda zu beschreiben, dessen Volk die Seefahrer freundlich aufnehmen werde. Dieß geschieht denn auch, und der König von Melinda schließt ein Bündniß mit den Portugiesen, worauf er deren Führer bittet, ihm die Geschichte seines Vaterlandes zu erzählen.

Im dritten Gesange beginnt Vasco damit. Nach einer kurzen Beschreibung Europas erzählt er alle Großthaten der Portugiesen von den ältesten Zeiten an. Einen Glanzpunkt seines Berichts bildet die tragische Geschichte der Inez de Castro, welche 1344 sich heimlich mit dem Infanten Don Pedro vermählt hatte, worauf dessen Vater Alfons der Vierte sie umbringen ließ.

Der vierte Gesang erzählt die Heldengeschichte Portugals weiter. Der tapfere Nuno tritt auf. Infolge eines Traumes, in welchem die Stromgötter des Indus und Ganges den König Manoel zur Eroberung Indiens aufgefordert, beruft dieser Vasco de Gama zu diesem Unternehmen. Die Abfahrt, bei der ein Greis sich bitter über die eitlen Bestrebungen der Menschheit äußert, ist wieder eine der glänzendsten Stellen der Dichtung.

Der fünfte Gesang schildert die bisher während der Reise der Flotte bestandenen Abenteuer und Gefahren, beschreibt die Völker Afrikas und berichtet in Episoden von der Kühnheit der Leute Vascos. Besonders schön ist hier die Beschreibung einer Wasserhose und die Erscheinung des Sturmriesen Adamastor, welcher den Schiffern am Vorgebirge der guten Hoffnung entgegentritt.

Digitized by Google

Im sechsten Gesange gehen die Portugiesen, von ihren Gastfreunden mit allem Nöthigen ausgerüstet und von einem Lootsen des Königs von Melinda geleitet, wieder unter Segel. Da beginnt Bacchus von Neuem seine Ränke gegen die verwegenen Seefahrer, indem er die Meergötter gegen sie aufreizt. Es folgt eine herrliche Scene. Müdigkeit hat sich der Mannschaft der Schiffe bemächtigt, Schläfrigkeit verbreitet sich, eine eigenthümliche Stimmung, welche das nahe Unheil ahnen läßt, lagert sich über die ganze Flotte. Um die Gemüther wachend aufrecht zu erhalten, erzählt Velloso auf allgemeines Verlangen die Geschichte der „Zwölf aus England." Er ist damit noch nicht zu Ende, als des Bootsmanns Pfeife das Herannahen eines furchtbaren Sturmes anzeigt. Aeolus hat seine Winde ausgesandt. Das Meer ist in Aufruhr. Segel zerreißen, die Schiffe fangen an zu sinken. Allein Venus eilt mit ihren Nymphen herbei, und ihre Reize besänftigen die Winde. Die indische Küste erscheint in der Ferne.

Der siebente Gesang schildert Indien. Die Portugiesen landen in Kalekut. Vasco de Gama schickt einen Boten an den Herrscher des Landes, worauf alsbald in dem Mohren Monzaide sich ein Dolmetscher und Führer einfindet. Die Fremden werden gut aufgenommen, und man veranstaltet ihnen zu Ehren verschiedene Feste. Ein indischer Großer besucht ihre Schiffe, und da er bemerkt, daß auf den Flaggen und Fahnen kriegerische Thaten abgebildet sind, bittet er um Erklärung dieser Bilder.

Vasco's Bruder giebt ihm im achten Gesange den gewünschten Aufschluß, wobei es wieder zu einer Verherrlichung der hervorragendsten Könige und Helden Portugals kommt. Unterdessen hat Bacchus, noch immer der hartnäckige Feind der Portugiesen, vermittelst eines Traumgesichts einen Priester und durch diesen die Großen des Landes aufgereizt, als ob von den Fremdlingen ihrer Religion Gefahr drohe. Der Fürst wird mißtrauisch und verlangt von Vasco, er solle sich rechtfertigen. Die Rede desselben befriedigt, und nach Ueberwindung verschiedener Hindernisse, welche die Treulosigkeit der Inder den Portugiesen in den Weg legt, treten diese, indem ihre Aufgabe für jetzt gelöst ist, den Heimweg an.

Das Epos könnte damit schließen, und der neunte und zehnte Gesang sind deshalb eigentlich eine unnöthige Zugabe der Phantasie des Dichters, die sich indeß in so schönen Erfindungen bewegt, daß wir gefesselt bleiben.

Der neunte Gesang erzählt uns, wie Venus, um die Helden, ihre Schützlinge, für die erduldete Mühsal zu entschädigen und ihnen die Heimfahrt zu erleichtern, auf ihrem Wege mitten im Ocean ein reizendes Eiland emporsteigen läßt, welches mit den schönsten Nymphen des Meeres bevölkert ist, und die heimsegelnden Portugiesen an das Gestade desselben führt. Das Zauberland

Digitized by Google

wird geschildert, desgleichen das Liebeleben zwischen den Nymphen und den kühnen Seefahrern. Vasco de Gama vermählt sich mit Thetis.

Der zehnte und letzte Gesang ist vorwiegend eine politische Weissagung der glorreichen Thaten, die nach dem König Manoel von den Portugiesen vollbracht wurden und zum Theil in die Zeit des Camoens selbst fallen. Während eines köstlichen Mahles, das Venus veranstaltet, singt eine Nymphe prophetisch diese Thaten der Nachfolger Vascos auf dem von ihm erschlossenen Wege nach dem fernen Indien. Die Heldenkämpfe Pachecos, des lusitanischen Achilles, des Menezes, des Mascarenhas, des Heitor da Silveira und vieler Anderen werden hier gefeiert. Dann führt Thetis den Vasco auf einen hohen Berg, wo sie ihm vermittelst eines wunderbaren Globus die Einrichtung des Weltsystems und der Erde zeigt. Endlich entläßt die Göttin die Seefahrer zur Heimreise, welche dann in kurzen Worten geschildert wird.

Hier bricht der Dichter unmuthig ab: „Nicht weiter mehr, o Muse; denn die Leier ist mir verstimmt, und rauh ist mein Gesang; vom Singen nicht, nein, sondern weil ich seh, daß ich's vor taubem, hartem Volke thue. Die Gunst, wodurch der Geist sich mehr entzündet, auf sie giebt nichts das Vaterland; versunken ist es in Geizeswolluſt, in die Starrheit verdumpfter, düstrer, niedrer Traurigkeit." Darauf schließt der Dichter mit einer ernsten Mahnung an den König, als wüßte er jetzt am Ende des Epos, daß der zu Anfang desselben in einer glühenden Apostrophe gefeierte junge Fürst keiner Hoffnung entspreche.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Behandlung dieser Stoffe im Einzelnen, so erinnert uns außer dem mythologischen Beiwerk auch sonst noch Mancherlei an Virgil, der damals allgemein das Vorbild für epische Dichtungen war. Aber im Ganzen unterscheiden sich die Lusiaden durch einen wesentlichen Zug von allen andern Epen, und dieser Zug ist die außerordentlich naturwahre und kraftvolle Schilderung der See und des Lebens auf ihr. Davor tritt auch die patriotische Tendenz, das Streben, den portugiesischen Ruhm zu besingen, in den Hintergrund. Wir begegnen allerdings auch bei andern Dichtern, in der Odyssee, im Epos von Gudrun, Schilderungen des Meeres, aber die Macht und Gewalt des großen Oceans draußen vor den Säulen des Herkules und drunten tief in den Tropen tritt uns zuerst bei Camoens entgegen und zwar in nie wieder von einem Epiker erreichter und noch weniger je übertroffener Großartigkeit. Es sei gestattet, das Urtheil Humboldts über diese Haupteigenthümlichkeit der Lusiaden anzuführen. Er sagt im zweiten Bande des „Kosmos" S. 58.

„Jene individuelle Naturwahrheit, die aus eigner Anschauung entspringt, glänzt im reichsten Maß in dem großen Nationalepos der portugiesischen Literatur. Es weht wie ein indischer Blüthenduft durch das ganze unter dem

Digitized by Google

Tropenhimmel — in der Felsgrotte bei Makao und auf den Molucken geschriebene Gedicht. Mir geziemt es nicht, einen kühnen Ausspruch Friedrich Schlegels zu bekräftigen, nach welchem die Lusiaden des Camoens an Farbe und Fülle der Phantasie den Arioſt bei Weitem übertreffen; aber als Naturbeobachter darf ich wohl hinzufügen, daß in den beſchreibenden Theilen der Lusiaden die Begeiſterung des Dichters, der Schmuck der Rede und die ſüßen Laute der Schwermuth nie der Genauigkeit in der Darſtellung phyſiſcher Erſcheinungen hinderlich werden. Sie haben vielmehr, wie dieß immer der Fall iſt, wenn die Kunſt aus ungetrübter Quelle ſchöpft, den belebenden Eindruck der Größe und Wahrheit der Naturbilder erhöht. Unnachahmlich ſind bei Camoens die Schilderungen des ewigen Verkehrs zwiſchen Luft und Meer, zwiſchen der vielfach geſtalteten Wolkendecke, ihren meteorologiſchen Proceſſen und den verſchiedenen Zuſtänden der Oberfläche des Oceans. Er zeigt uns dieſe Oberfläche bald, wenn milde Winde ſie kräuſeln und die kurzen Wellen im Spiel des zurückgeworfenen Lichtſtrahls funkelnd leuchten, bald, wenn Coelhos und Paul de Gamas Schiffe in einem furchtbaren Sturme gegen die tiefaufgeregten Elemente kämpfen. Auch die Beſchreibung des Sturmes, der in einem Walde wüthet (1. Geſang, 35), iſt ſchön. Aber im eigentlichſten Sinne des Wortes iſt Camoens ein großer Seemaler. Als Kriegsmann hatte er gefochten am Fuße des Atlas im marockaniſchen Gebiete, im Rothen Meere und im Perſiſchen Meerbuſen; zweimal hatte er das Cap umſchifft und, mit tiefem Naturgefühl begabt, ſechzehn Jahre lang an dem indiſchen und chineſiſchen Geſtade alle Phänomene des Weltmeers belauſcht. Er beſchreibt das elektriſche St. Elmsfeuer, Caſtor und Pollux der alten griechiſchen Seefahrer, „das lebende Licht, dem Seevolke heilig“, er ſchildert die gefahrdrohende Trombe in ihrer allmählichen Entwickelung, „wie der Dunſt, aus ſeinem Duft gewoben, ſich im Kreiſe dreht, ein dünnes Rohr herabläßt und die Fluth dürſtend aufpumpt; wie er, wenn das ſchwarze Gewölk ſich ſatt geſogen, den Fuß des Trichters zurückzieht und, zum Himmel fliegend, auf der Flucht als ſüßes Waſſer den Wogen wiedergiebt, was die Trombe ihnen brauſend entzogen.“*) Die Schriftgelehrten, ſagt der Dichter — und er ſagt es faſt auch zum Spotte der jetzigen Zeit — mögen verſuchen, der Welt verborgene Wunderdinge zu erklären, da, vom Geiſt allein und von der Wiſſenſchaft geleitet, ſie ſo gern für falſch ausgeben, was man aus dem Munde des Schiffers hört, deſſen einziger Leiter die Erfahrung iſt.“ — „Wenn ich vorher den Camoens vorzugsweiſe als Seemaler rühmte, ſo war es, um anzudeuten, daß das Erdeleben ihn minder lebhaft angezogen hat. Schon Sismondi bemerkt mit Recht, daß das ganze Gedicht keine Spur

*) Auch Lucrez hat VI. 423 — 442 eine ſehr poetiſche und naturgetreue Schilderung der Waſſerhoſe gegeben.

Digitized by Google

von etwas Anschaulichem über die tropische Vegetation und ihre physiognomische Gestaltung enthält. Nur die Arome und nützlichen Handelsproducte werden bezeichnet. Die Zauberinsel bietet freilich das reizendste Gemälde einer Landschaft dar; aber die Pflanzendecke ist gebildet, wie eine Ilha de Venus es erfordert, „von Myrthen, dem Citrusbaume, duftenden Limonen und Granaten, alle dem Klima des südlichen Europa angeeignet. Bei dem größten der damaligen Seefahrer, Christoph Columbus, finden wir mehr Freude an den Küstenwäldern, mehr Aufmerksamkeit auf die Formen des Gewächsreiches; aber Columbus schreibt ein Reisejournal und verzeichnet in diesem die lebendigen Eindrücke jedes Tages, während das Epos des Camoens die Großthaten der Portugiesen verherrlicht. Pflanzennamen den Sprachen der Eingebornen zu entlehnen und sie in die Beschreibung einer Landschaft einzuflechten, in der, wie vor einem Hintergrund, die Handelnden sich bewegen, konnte den an harmonische Klänge gewöhnten Dichter wenig reizen."

Wir meinen, daß dieser Mangel sich besser dadurch erklärt, daß der Dichter seinen Landsleuten verständlicher blieb, wenn er vom Malen tropischer Pflanzen und der Nennung ihrer Namen in einem Wirrwarr von bloßen Klängen absah, bei denen man sich nichts denken konnte. Jedenfalls hat er die Eigenthümlichkeit der Tropenwelt durch zwei Dinge genügend, ja vortrefflich gekennzeichnet, durch die Schilderung des Lichts, das Helios dort in Fluthen verschwenderisch ausgießt, und des Würzgeruchs, der von den sonnedurchkochten Pflanzen ausduftet.

Nach alledem ist, wie Rosenkranz mit vollem Rechte hervorhebt, die eigentliche Handlung und Hauptsache in den Lusiaden nicht so sehr in den Kämpfen der Portugiesen und Inder zu suchen, als in dem Kampfe jener mit dem Ocean und dessen ungeheurer Wucht und Gewalt, die uns vorzüglich durch den Riesen Adamastor versinnbildet wird, wie die Vermählung Vasco de Gamas mit Thetis ein Symbol der Seeherrschaft der Portugiesen ist.

Die Wirklichkeit freilich gestaltete sich nicht nach dieser Prophezeiung unseres Dichters, und dessen Werk wurde durch die Geschichte gewissermaßen in ein Trauerspiel verwandelt. Der völlige Untergang der kühnen Nation an den Gestaden Lusitaniens, ein Untergang, von dem sie sich nie wieder zu der alten Kraft und Herrlichkeit erhob, schloß sich unmittelbar an die kurze Epoche ihrer höchsten Licht- und Machtentfaltung an, als deren strahlenden Wiederschein wir jenes Nationalgedicht zu betrachten haben. Die Lusiaden sind das Triumphlied der portugiesischen Heroenzeit, zugleich aber ihr Schwanengesang.

Digitized by Google

Johann Huß' letzte Lebensstunden und Tod.*)

Mitgetheilt von H. Salchow.

Ein heutzutage ziemlich seltenes Werk ist des Magisters Zacharias Theobald „Hussitenkrieg oder Geschichte des Lebens und der Lehre Johanns Hussens, ingleichen der Böhmischen Kirche, nebst einem Anhange des Böhmischen Glaubensbekenntnisses. Mit verschiedenen Kupfern und einer Vorrede Siegmund Jacobs Baumgartens. Breslau, zu finden bey Johann Jacob Korn, 1750." — Das Werk enthält eine eingehende Schilderung des Wirkens und Lebens von Johann Huß, soweit letzteres die Oeffentlichkeit angeht und finden wir daher in ihm auch eine genaue Beschreibung seiner letzten Lebensstunden und seines Märtyrertodes zu Kostnitz (Konstanz). Wir glauben, daß es unseren Lesern nicht uninteressant sein wird, die authentischen und genauen Angaben hierüber, die der Verfasser giebt, kennen zu lernen, und wir theilen sie daher hier mit. Magister Theobald schreibt in dem ersten Hauptstück seines Buches, §. 27, wie folgt.

„Den 6. Juli (1415 nämlich), andere schreiben falsch den 6. Juni, wurde die letzte Handlung vorgenommen. Zwo Stunden vor Tags kam der Bischof v. Riga nebst einer mit Spiessen, Schwerdern und Stangen gerüsteten Wache in das Kloster der Minoriten, ließ Hussen aus dem Gefängnisse holen und führete ihn in die Domkirche, wo die Cardinäle, Bischöfe, Prälaten, Pfaffen und Mönche und viel gemeines Volk, die es mit ansehen wollten, versammelt waren. Da er vor die Kirche kam, ließ er Hussen in dem Vorhofe bleiben, damit er als ein Ketzer unter der Messe den Gottesdienst nicht entheiligen möge. Da die Messe verrichtet war, mußte er in die Versammlung, die sich rings herum an den Wänden, auf dazu erbaute Gerüste gesetzet hatte. Der Kaiser selbst, der eine güldene Krone auf seinem Haupte hatte, saß auf seinem kaiserlichen Thron; neben ihm hielte Herzog Ludwig von Bayern den Reichsapfel mit dem Kreutze; auf der andern Seite stund der Burggraf von Nürnberg mit einem blanken Schwerde. Mitten in der Kirche stund ein hoher Tisch, darauf lag ein Meßgewand, mit welchem sie Hussen entweyhen wollten. Vor diesen stellten sie Hussen, welcher niederkniete und betete. Unterdessen stieg Bischof Nandinus, sonst der Mönch genannt, auf den Predigtstuhl, von welchem sie ihre Decrete abzulesen pflegten, hielt einen langen Sermon aus dem sechsten Kapitel des Apostels Pauli an die Römer über die Worte: Was wollen wir

*) Wir geben das Nachstehende als unsern Beitrag zur Jubelfeier der römischen Curie über den Büßergang Heinrichs des Vierten nach Canossa, unsern „Freiheitskämpfern" vom schwarzen Centrum liebevoll zugeeignet. Ob die Auffassung des Magisters Theobald von dem Nationalhelden der Tschechen diesen in national-politischer Hinsicht richtig schildert, gehört nicht in diese Darstellung seiner letzten Stunden. D. Red.

Digitized by Google

hier sagen, sollen wir denn in der Sünde beharren? In dieser Predigt, lehrete er weitläuffig, was für Schaden die Ketzerey anrichte, wie selbe die christliche Kirche zerstöhre, die Leute Christo entführe, und gleichsam dem Teufel in den Rachen stecke. Es stünde der weltlichen Obrigkeit zu, solche zu unterdrucken, und deren Anhänger aus dem Wege zu räumen. Denn solche Ketzer wären viel ärger als ein Tyranne, er sey gleich wer er wolle: derohalben, fuhr er fort, ist es billig, und gehöret, unüberwindlicher Kaiser, Ew. kaiserl. Majestät zu, diesen halsstarrigen Ketzer, weil er in unseren Händen ist, hinzurichten. Ihro kaiserl. Majestät werden dadurch, bey Jungen und Alten, weil die Welt stehet, einen unsterblichen Namen erlangen, wenn dieselben so eine herrliche und Gott wohlgefällige That vollbringen.

Als dieser ausgeredet, stieg einer auf mit Namen Heinrich, welcher der Sprecher des Concilii, vermahnte die ganze Versammlung, sie solten ja nicht ruhen und nachlassen, bis sie den verstockten Ketzer, der so halsstarrig in denen verdammten Irrthümern beharrete, verbrandt hätten. Nach diesen stund ein Bischof auf, gieng zu dem Pulte, auf welchen sie ehemals ihre Decreta verlesen liessen, und erzehlete, was Huß mit dem Erzbischof von Prag und den Herren des Kapitels*) vorgehabt, er verlaß auch alles, was sie mit Hussen bey dem Concilio abgehandelt, und endlich auch dasjenige, was ihm die Zeugen schuld gaben. Als man anfieng zu lesen, nehmlich: Huß lehret, es sey eine heilige catholische Kirche, welches ist eine Hauffe aller Rechtgläubigen, zu dem ewigen Leben von GOtt verordnet, welches ketzerisch ist, antwortete Huß mit lauter Stimme: Ich zweifele ganz nicht, es sey eine heilige christliche Kirche, welche ist eine Versammlung aller Auserwehlten beydes in dieser als auch in jener Welt. Der Cardinal von Cammenach aber fiel ihm ins Wort und sprach: Halte das Maul, bis es gelesen ist, alsdann so antworte. Aber Huß sprach: Wollt ihr mir das Maul auch ietzo verbieten, wo ist es möglich, daß ich hernach auf alles antworten kan, welches so viel ist, daß ich unmöglich alles zu merken im Stande bin. Da man wiederum was anders vorlaß, und Huß darauf antworten wollte, sprach der Cardinal von Florenz, einer von den Richtern: Schweig du Ketzer, und befahl den Schergen, daß sie ihn darzu zwingen solten. Darauf hub Huß, seine Hände gen Himmel, und sagte mit heller Stimme: Ich bitte euch um GOttes willen, höret mich nur wegen derer, so herumstehen, auf daß ich mich entschuldigen, und deren Argwohn aus ihren Herzen nehmen möge, hernach verfahret mit mir, wie ihr wollet. Da er noch nicht konnte Verhör erlangen, fiel er auf die Knie, hub die Augen und Hände gen Himmel und befahl die Sachen GOtt. Dieses that er öfters, als so lange man laß. Nun kam man auf dasjenige, was die Zeugen solten ausgesagt

*) Vor diesen hatte eine Vernehmung Hussens stattgefunden.

Digitized by Google

haben. Hier gingen sie mit ihm um, daß es Gott hätte erbarmen mögen; denn Niemand erfuhr und konnte wissen wer es gezeuget, denn es hieß immer: das haben zwey Kanonici zu Prag gehöret: das haben zween Pfarrherren, das hat ein Kapellan, ein Doctor ꝛc. angehöret. Als man aber laß: Huß habe gelehret, daß, nachdem die Worte der Einsetzung über das Brod gesprochen wären, so wäre und bliebe es ein natürliches Brod, welches ketzerisch ist, desgleichen: daß ein Pfarrherr, welcher mit Todsünden beladen wäre, weder das Sacrament des Altars austheilen, noch taufen könne: konnte sich Huß nicht länger halten und wollte antworten. Der Cardinal von Florenz hieß ihn schweigen, doch thate er es nicht, sondern sagte: Ich bitte euch doch um GOttes willen, lasset mich nur wegen der Umstehenden reden, auf daß sie nicht glauben, ich habe solches gelehret: denn 1) gestehe ich nicht, daß ich geglaubet, viel weniger gelehret habe, daß das gesegnete Brod schlecht natürlich Brod sey. Zum andern sage ich, das alles dasjenige, so von einem Priester, der mit Todsünden behaftet ist, vollbracht wird, vor Gott ein Greuel und Abscheu sey. Wie man laß: Huß hat gelehret, es seyen vier Personen in der Gottheit, und solches hat ein Doctor gehöret, sagte Huß, man sollte ihm den Doctor nennen, solches wollte der Bischof, der es laß, nicht thun, sondern sagte: Es sey nicht von nöthen. Darauf rief Huß, daß sey ferne, daß ich arme elende Kreatur, die vierte Person in der heyligen Dreyfaltigkeit einsetzen solte. GOtt weiß es, daß mir solches Zeit meines Lebens nicht in den Sinn gekommen ist, viel weniger hab ich's gelehret. Ich habe allezeit ein einiges göttliches Wesen in drey Personen, GOtt Vater, GOtt Sohn, GOtt Heiliger Geist bekennet, worauf ich sterben will. Man laß ferner fort: Huß hat in Gegenwart unserer aller, zu dem Richterstuhl Gottes appelliret, welches ketzerisch ist. Hierauf schrie Huß: Schau Herr Christe, dieses Concilium hält ein Gesetz und Gebot für ketzerisch, der du doch selbst, als du von deinen Feinden überwältiget wareſt, deinem himmlischen Vater, als den gerechten Richter, deine Sache befohlen hast, wodurch du uns armen, elenden und schwachen Menschen ein Exempel verlassen, daß wir in unserm Kreutz und Nöthen zu dir, als zu einem gerechten Richter fliehen und Hülfe suchen sollen. Zuletzt verdammten sie ihn, weil er des Pabstes Bann verachtet hätte. Huß aber sprach: Worinnen hab ich ihn verachtet? Hab ich nicht öffentlich an ihn als einen gerechten Richter appelliret? Ueber dieses hab ich dreymal Abgeordnete an ihn geschicket, die mich bey ihm verantworten sollen, da ich wegen höchstwichtiger Ursachen selbst zu erscheinen nicht im Stande war. Es ist aber offenbar und wohl bekandt, wie man mit ihnen umgegangen ist, denn etliche sind in das Gefängniß geworfen, etliche nicht gehöret, und etliche sonst geplaget worden. Derohalben hab ich mich endlich entschlossen, bey Zeiten auf dieses Concilium zu kommen, ich habe ein

Digitized by Google

frey sicher Geleite des römischen Kaisers, welcher hier zugegen ist, erhalten, in der gänzlichen Hoffnung, es würde mir keine Gewalt geschehen, sondern ich würde meine Unschuld vertheidigen können. Wie er das sagte, sahe er den Kaiser starr an, welcher darüber blutroth wurde.

Nach diesem stunde der päbstliche Richter, ein Italiäner und alter Mann, mit einer Glatze auf, und verlaß das Urtheil über Hußen. Huß wollte diese Punkte widerlegen, aber die Schergen ließen es nicht zu. Als man aber laß, wie er halsstarrig und verstockt viele Jahre in diesem Irrthume verblieben wäre, sprach er: Dieses gestehe ich nicht, weil ich allezeit und noch heute begehre, man solle mich aus der heiligen Schrift eines besseren unterweisen, wollte Gott man fände nur einen einzigen Buchstaben in der Schrift, dem meine Lehre zuwider wäre, so wollte ich sie augenblicklich selbst verdammen. Wie man ferner in dem Urtheile laß: daß man seine Bücher, welche er von der christlichen Kirche, und alle anderen, so er lateinisch und böhmisch geschrieben, oder die er zu Kostnitz und anderer Orten mehr, in andere Sprachen übersetzet, zu verbrennen gebothen, rief Huß: wie könnt ihr meine Schriften mit Recht verdammen, da ich allezeit einen bessern Unterricht begehret habe, dieser aber ist noch nicht erfolget, und ihr habt mir nicht einen falschen Buchstaben aus selbigen erwiesen, über das, wie könnt ihr befehlen, daß meine Bücher sollen vertilgt werden, die ihr niemals gesehen habt, oder wenn ihr sie gesehen, sie doch nicht verstehet, weil ihr der böhmischen Sprache unwissend seyd? Darnach zog er aus Befehl der sieben Bischöfe, die ihn entweyhen sollten, das Meßgewand an, gleich als solte er Messe halten, da er aber das weisse Chorhemde anzog, sprach er: Christus, mein HERR, als er von Herode zu Pilato geschicket wurde, ist auch in einem weißen Kleide verspottet worden. Nachdem er nun alles angeleget hatte, vermahnten ihn die Bischöfe nochmals: Noch wäre es Zeit, noch sollte er seinen Irrthum erkennen, verwerfen und verschwören. Er aber kehrete sich gegen das Volk, und sprach mit Weinen: Sehet, die Bischöfe vermahnen mich, ich soll die Irrthümer verschwören. Aber wie kann ich solches thun, ohne ein Lügner vor dem göttlichen Angesicht erfunden zu werden, ohne mich selber eines Irrthums schuldig zu geben, den ich niemals gehabt, ja ohne mein Gewissen und die göttliche Wahrheit selbst zu verletzen. Denn diejenigen Artikel, die mir falsche Zeugen fälschlich Schuld geben, hab ich niemals gelehret, über dieses würde ich nicht die frommen Herzen meiner ehemaligen Zuhörer ärgern, und andere getreue Diener des göttlichen Worts, von dem Wege der Wahrheit abführen, wo ich dieses thäte? Die Bischöfe aber, und die ganze Klerisey schrie: Sehet, so halsstarrig ist er in seiner Boßheit, und so verstockt in der Ketzerei, steige herab, riefen sie ihm zu, steige herab. Da dieses geschehen war, fing man an ihn zu entweyhen auf folgende

Digitized by Google

Weise: Zuerst nahmen sie ihm den Kelch und sprachen: O! du verfluchter Judas, welcher verlassen den Rath des Friedens, und Rath gehalten mit den Juden, siehe, wir nehmen von dir diesen Kelch, darinnen das Blut Jesu Christi aufgeopfert wird, zur Vergebung der Sünden. Auf diese Weise nahmen sie ihm das andere Geräthe eines ums andere und sprachen zu einem jeden gemeldete Worte des Fluches. Da sie ihn nun aller Meßkleider beraubet hatten, wollten sie ihm auch die Platte auf seinem Kopf schänden. Es enstund hierüber ein Streit unter den Bischöfen und Pfaffen, einige wollten es mit dem Scheermesser thun, andere aber sagten: es sei genug, wenn es mit der Scheere geschehe. Endlich verglichen sie sich, und machten mit der Scheere ein Kreuz in die Platte, setzten ihm eine papierne Krone auf und sprachen: Wir befehlen deine Seele den Teufeln. Die Krone war ohngefähr eine halbe Elle hoch, in Form einer Pyramide, daran drey grosse abscheuliche Teufel gemahlet waren, mit der Unterschrift: dieser ist ein Erzketzer. Hierauf befahl der Kaiser Herzog Ludwigen: Er sollte ihn dem Henker übergeben. Zu dem Ende legte der Herzog seinen fürstlichen Ornat ab, in welchen er den Kaiser bedienete, überantwortete Hussen, und führte ihn bis zu dem Richtplatz.

Es war aber Caspar Graf von Schlick kaiserlicher Kanzler, ein sehr gelehrter, kluger und verständiger Herr der bey drey Königen die hohe Würde als Kanzler ohne einigen Wechsel des Glücks, begleitet hatte, und deswegen von ihnen viele Städte und Güter, als Passau, Weissenkirche (wovon sich die Grafen Schlick noch heutzutage schreiben) Ellnbogen, Grain in Steuermark ꝛc. geschenkt bekommen, gegenwärtig. Von diesem sagt man, als er das Urtheil gehöret, sey er aus der Kirche gegangen, und habe öffentlich betheuret, wie er bey einem so übereilten Urtheil mit guten Gewissen nicht gegenwärtig sein könne.

Nachdem nun Huß auf diese Art verdammt war, führeten die Henker ihn mit der Krone auf dem Haubte zu dem Scheiterhauffen. Da er auf dem Kirchhofe seine Bücher verbrennen sahe, stand er stille, und lachte. Darauf gieng er fröhlich, ohne ein einziges Zeichen von Furcht von sich zu geben, an den in die Erde geschlagenen Pfahl; an diesen bunden ihn die Henker rücklings mit 6. Stricken. Um den Halß legten sie ihn eine alte verrostete Kette, gleichsam als ob er keiner neuen werth wäre. Unter seinen Füssen, an welchen noch die Stiefeln und Fußeisen waren, legten sie 2 Büschel Reißholz, und um ihn rum viel Holz, Stroh und Reißig. Ehe es aber der Henker anzündete, ritte Herzog Ludwig von Bayern und der Marschall einer Reichsstadt zu ihm, und befragte ihn noch einmal: Ob er von seinem Irrthum abstehen, und seine Lehre und Predigten verschwören wolle? Huß aber rief mit heller Stimme aus dem Holzhauffen: Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich das-

Digitized by Google

jenige, was sie mir durch falsche Zeugen auf den Halß geladen, nicht gelehret noch geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Leute möge von Sünden abwenden, und GOtt in sein Reich führen. Diese Wahrheit, die ich gelehret, geprediget, geschrieben, und ausgebreitet habe, als welche mir GOttes Worte übereinstimmt, will ich behalten, und mit meinem Tode versiegeln. — Wie sie dieses höreten, schlugen sie die Hände zusammen, und ritten davon. Darauf zündeten die Henker das Feuer an, welches geschwind aufgieng, da viel Stroh zwischen das Holz geleget war. Als Johann Huß den Rauch sahe, sang er ganz vernehmlich: Christe, du Sohn GOttes, erbarme dich mein. Als er aber zum dritten mal sang: Christ du Sohn GOttes, von einer Jungfrau gebohren, schlug ihm die Lohe unter das Gesicht und benahm ihm die Sprache; er bewegte aber betende den Mund bey nahe ein Vater Unser lang, darnach starb er. Als nun das Holz verbrandt war, und der über halbverbrandte Leichnam noch am Pfahle hieng, stiessen ihn die Henker mit Stangen übern Hauffen, zerschlugen die Gebeine, damit sie desto eher verbrennen sollten, und legten noch mehr Holz an. Besonders zerschmissen sie seinen Kopf, und das Herz, das sie unter dem Eingeweide gefunden, steckten sie an eine spitzige Stangen und liessen es braten. Da man Herzog Ludwigen anzeigte, daß die Henkersknechte Hussens Mantel, Gürtel und einige Kleider hätten: befahl er das alles zu verbrennen, weil es die Böhmen sonst für ein Heiligthum halten möchten, welches auch wohl hätte geschehen können. Die Henker weigerten sich erstlich es zu thun, da er ihnen aber eine gewisse Summe Geldes versprach, warfen sie alles in's Feuer.

Nachdem nun alles verbrandt war, luden sie die Asche, nebst der Erde, die sie etliche Schuhe tief ausgruben, auf Karren und warfen sie in den Rhein. Der Ort, wo dieses geschahe, war zwischen den Gärten der Vorstadt an dem Wege, wo man nach Gottleben gehen will. Einige, die an den Ort gewesen, wollen versichern, daß auf der Stelle, wo Huß verbrandt worden, bis auf den heutigen Tag kein Gras wachse. Ob es wahr sey, weiß ich nicht. Johannes Posinus hat das Jahr, in welchen Huß den Märtyrertod erlitten, in folgendes schönes Dystichon gebracht:

Vitam heu constanti constantia ne abstulit Husso,
Reliquiis usti Rhenus ubique ulget.

Das heißt:

An allen Ufern blüht der Segensvolle Rhein:
Warum? Man warff dereinst des Hussens Asche drein."

Digitized by Google

Die Bulgaren.

Unter den Völkerschaften, welche bei den bevorstehenden Ereignissen auf der Balkanhalbinsel zunächst in Betracht kommen, nehmen die Bulgaren durch ihre Zahl die erste Stelle ein. Gerade von ihnen aber hat man unsrer Erfahrung nach in Deutschland nur dürftige Kenntniß und eine wenig klare Vorstellung, und so scheint ein Bericht über sie an der Zeit. Die Bulgaren, altslawisch Blugaru, serbisch Bugar, griechisch Bulgaroi, albanesisch Skjau und rumänisch Skjeji genannt, sind ihrem Ursprunge nach keine Slawen. Sie sind vielmehr ein Volk finnischen Stammes, welches einst eine Sprache redete, die mit der madjarischen verwandt war, zugleich aber türkische Elemente in sich aufgenommen hatte, so daß die Bulgaren, als sie zuerst in die Geschichte eintraten, wahrscheinlich ein Mischvolk, zusammengesetzt aus finnischen und türkischen Bestandtheilen waren. Gegen das Ende der Völkerwanderung brachen sie von der Wolga, wo sie neben den Chazaren gewohnt, nach Bithynien und Mösien auf und drangen selbst bis nach Italien vor. Sie mischten sich auf diesem Zuge mit den slawischen Anten und nahmen in Bithynien schon im achten, in Mösien im neunten Jahrhundert n. Chr. slawische Sitte und Sprache an. Hier sind sie gegenwärtig kaum noch von ihren nächsten nördlichen Nachbarn, den Serben, zu unterscheiden. Die neubulgarische Sprache ist nach Schafarik am nächsten mit der großrussischen verwandt. Sie hat ihren alten Rhinismus, d. h. das Aussprechen bestimmter In- und Auslaute durch Nasentöne, welches sonst nur den Polen und den Rumänen und Magyaren (bei slawischen Lehnwörtern) geblieben ist, in manchen Ausdrücken und Namen behalten und unterscheidet sich außerdem von den Schwestersprachen hauptsächlich dadurch, daß sie wie die skandinavischen Sprachen und das Albanesische den Artikel dem Substantiv nicht vorangehen, sondern folgen läßt.

Gegenwärtig ist das Gebiet, wo dieser Volksstamm am dichtesten sitzt, nahezu umschrieben durch die Donau, den Timok und eine Linie, welche durch die Städte Alexinatz, Banja, Tirgowitza, Prisrend, Ochrida, Kastoria, Niausta, Salonik, Adrianopel, Siseboli und — nach starker Einbiegung gegen Westen hin — auf das fünf Meilen donauabwärts von Rustschuk gelegene Baba zuläuft. Innerhalb dieser Grenzen, die, wie man sieht, weit über das eigentliche Bulgarien hinausgehen — u. A. ist fast ganz Macedonien von Bulgaren bewohnt — liegen zwar viele, zum Theil ziemlich große türkische Ansiedelungen, auch sind seit dem Krimkriege in demselben mehrere Tscherkessen-Colonien angelegt worden; aber außerhalb unsrer Linie giebt es dafür wieder eine bedeutende Anzahl von Vorposten oder Trümmern der bulgarischen Race unter Albanesen,

Digitized by Google

Türken, Griechen, in Siebenbürgen, der Walachei, der Dobrutscha und Bessarabien. Im letztgenannten wohnt sie in starken Massen an den drei großen Seen östlich von der Mündung des Pruth in die Donau, und die 1856 beim pariser Friedensschlusse oft genannte hübsche Stadt Bolgrad gehört zu ihren Niederlassungen. In der Dobrutscha nehmen sie einen bedeutenden Theil der östlichen Hälfte, weiter im Süden das Küstenland zwischen Irlendschik und Kalije Köi ein, und noch weiter unten begegnet man bulgarischen Niederlassungen bei Varna und am oberen Kamtschik. Auch zur Bevölkerung der Hauptstadt des osmanischen Reiches haben die Bulgaren ein nicht unbedeutendes Contingent gestellt.

Nach Lejeans Beobachtungen sind die Bulgaren selten dunkelhaarig, von mittelgroßem, kräftigem Wuchse, offnem und verständigen Gesichtsausdrucke, die Frauen klein und auf dem Lande meist nicht schön. Quin dagegen will schöne Bulgarinnen mit dunkeln Haaren und Augen gesehen haben. Was ihr sonstiges Volksthum betrifft, so wird ihnen Fleiß und Ehrlichkeit nachgerühmt. Der großen Mehrzahl nach sind sie Ackerbauer, doch giebt es auch viele Handwerker und Kaufleute unter ihnen, desgleichen geschickte Gärtner, die vortreffliche Aepfel und Birnen auf die Märkte bringen. Dem Glauben nach gehören sie mit geringen Ausnahmen der morgenländischen orthodoxen Kirche an. In Siebenbürgen wohnen einige Tausend römisch-katholische, in der Türkei muhamedanische Bulgaren (Pomaken). Ihre Gesammtzahl wird von den Einen auf vier, von Andern auf sechs Millionen angegeben.

Die Bulgaren gehörten in der Zeit, wo sie ein eignes Reich und eine eigne Geschichte hatten, zu den angesehensten und mächtigsten Völkern der illyrischen Halbinsel. Ihr Czar Simeon machte sich im zehnten Jahrhundert durch seine Siege nicht nur die meisten kleinen Nachbarvölkerschaften zinspflichtig, sondern drang dreimal mit Heeresmacht bis Konstantinopel vor, sah hier den Nachfolger der Cäsaren zu seinen Füßen und dictirte ihm unter den Mauern seiner eignen Hauptstadt demüthigende Friedensbedingungen. Die späteren Beherrscher der Bulgaren vermochten diese Höhe der Macht nicht zu behaupten. Allerdings war Byzanz nicht im Stande, gegen sie mit den Waffen in die Schranken zu treten, aber was sein Schwert nicht erzwang, erschlich seine Politik. Man verstand es, die Bulgaren in Kriege mit Russen, Serben, Walachen und Magyaren zu verwickeln, man säete Zwietracht im Innern, und so geschah es, daß das geschwächte Reich, als unter der Regierung Czar Susmans die Türken über Gallipoli gegen dasselbe anstürmten, nach kurzem tapfern Widerstande erlag und das Volk 1392 seine Unabhängigkeit mit dem Joche der Knechtschaft vertauschte, das es noch heute trägt.

Digitized by Google

Jahrhunderte lang waren die Bulgaren die ruhigsten und geduldigsten Unterthanen der Pforte, obwohl sie hart bedrückt und von den Paschas und Wesiren und nicht minder von ihrer aus Griechen bestehenden höheren Geistlichkeit arg gemißhandelt und ausgesogen wurden. Der Druck und die Ausbeutung blieben sich immer gleich, und so kam die Mehrzahl zu dem Glauben, daß es nicht anders sein könne, und ertrug, was nicht zu ändern war. Gelegentlich erhob sich wohl hier und da eine zu arg gequälte und ausgepreßte Gegend gegen die Paschas oder Bischöfe, ihre Gebieter und Dränger, aber bald wurde der Aufstand erstickt, und blutend verstummte das Volk, um seine Last weiter zu tragen. Doch lebten in alten Sagen und Liedern Reste von besseren Tagen fort und mit ihnen der Haß gegen die Unterdrücker, bis endlich im Laufe der letzten vierzig Jahre in weiten Kreisen das scheinbar erstorbene Nationalbewußtsein allmählich wieder auflebte und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kräftiger sich kundgab.

Der Befreiungskampf der Serben unter dem schwarzen Georg machte auf Bulgarien nur geringen Eindruck. Erst später, als Milosch in Serbien regierte, stellten Einzelne Betrachtungen an, mit denen sie zu dem Schlusse kamen, daß es ihnen schlechter als billig gehe, und daß es besser wäre, wenn man es auch so machte wie die Serben. Die große Masse aber meinte, es sei klüger, das bekannte Uebel zu tragen, als ein unbekanntes Gute zu suchen und dabei möglicherweise sich ein noch größeres Uebel auf den Hals zu ziehen. Intelligente Leute sahen, woran es zunächst fehlte: sie begannen Schulen zu gründen, dieselben fanden Schüler, und mehr und mehr verbreitete sich einige Bildung über das Land.

Als die Russen 1828 in Bulgarien einrückten, war hier ein gewisses politisches Interesse wenigstens in so weit rege geworden, daß das Volk insgeheim gegen die Türken Partei nahm und viele Bulgaren sich erboten, als Freiwillige mit Diebitschs Armee gegen dieselben zu fechten. Man wies sie zurück, und ebenso wenig wurde auf den Plan eingegangen, im Rücken des osmanischen Heeres einen Aufstand hervorzurufen.

So blieb Alles ruhig bis zu der serbischen Bewegung zu Ende der dreißiger Jahre, wo eine eigenthümliche Gährung durch das Land ging, von der die Türken nichts bemerkten, und über die man auch in Belgrad nicht ins Klare kam. Sie legte sich indeß wieder, bis die Scheinreformen Abd ül Medschids statt Erleichterung der Raja nur stärkeren Druck im Gefolge hatten. Da kam es 1850 seit langer Zeit zum ersten Male wieder zu Gewaltschritten. Die bisher so friedlichen Bulgaren der Nahia von Widdin griffen zu den Waffen, und man befürchtete eine allgemeine Erhebung des bulgarischen Volkes, die um so bedenklicher werden konnte, als die muhamedanischen Bosnier da-

Digitized by Google

mals die Fahne der Empörung gegen die Pforte aufgepflanzt hatten. Die letztere war in großer Verlegenheit, da Bulgaren bis vor die Thore der Hauptstadt hin wohnten. In Serbien dagegen befürchtete man, daß ein Aufstand wie der in Bulgarien, wo niemand in den Waffen geübt war, ein schlimmes Ende nehmen werde. So wurde von beiden Seiten auf friedliche Beilegung der Sache hingewirkt. Der Diwan schickte den Rumili Seraskier Omer Pascha mit Truppen nach Bulgarien, ging aber zugleich die serbische Regierung um ihre Vermittelung bei den Bulgaren an. Omer Pascha rückte bis Nisch vor, und eben dahin begab sich der serbische Justizminister Simitsch. Man sprach damals von großen Zugeständnissen, welche die Pforte zu machen gewillt sei, und es ist wohl sicher, daß die Türken in einem Momente, wo es in Bosnien Macht zu entfalten galt, und wo sich zu gleicher Zeit in Albanien Aufstandsgelüste zeigten, gewisse weitgehende Versprechungen ertheilt haben, die geeignet waren, die Gemüther in Bulgarien zu beschwichtigen. Sie werden wie immer eine zweideutige Sprache geführt und stille Vorbehalte gemacht haben. Aber die Bulgaren waren erfreut. Nach ihrer Deutung hatte der Diwan zugesagt, Bulgarien solle einen eignen Fürsten etwa wie Serbien, nationale Justiz und Verwaltung mit vollständiger Autonomie in allen innern Angelegenheiten u. d. m. erhalten. Unter den gesammten Südslawen war allgemeiner Jubel über ein so glückliches Ende der Erhebung.

Aber man hatte sich zu früh gefreut, und bald hörte man nichts mehr von einer Aenderung der bestehenden Verhältnisse. Die Pforte hatte nicht direct mit den Aufständischen unterhandelt; und so war es ihr leicht, ihre Concessionen für mißverstanden zu erklären und zu widerrufen, und als eine bulgarische Deputation nach Stambul kam, um die Bestätigung jener Zusagen zu erwirken, wurde sie „wegen irrthümlicher Auslegung des Vertrags“ ins Gefängniß geworfen. Dann ging es täglich weiter zurück. Ali Riza Pascha, der den schlimmen Zia Pascha in Widdin ersetzt hatte und eine Zeit lang mild und rücksichtsvoll verfahren war, fing an, andere Saiten aufzuziehen und das Volk in der altherkömmlichen Weise zu tyrannisiren. Die serbische Regierung, welche sich wegen Nichtausführung des Nischer Vertrags bei der Pforte beschwert und nicht einmal eine Antwort darauf bekommen hatte, zog sich beleidigt von der Sache zurück, und die Bulgaren standen auf dem alten Flecke. Ganz erfolglos war die Insurrection indeß doch nicht: das Volk hatte durch sie in weiteren Kreisen begreifen gelernt, daß schon eine partielle Erhebung der Pforte Verlegenheit bereiten und ihr wenigstens günstige Zusagen abnöthigen könne. Eine allgemeine mußte Besseres leisten. Dazu bedurfte es aber weiterer Vorbereitung und namentlich der Schwächung der Bundesgenossen, welche die türkische Regierung in der griechischen Geistlichkeit des Landes besaß.

Digitized by Google

Einen großen Theil der Schuld trugen, wenn die Bulgaren ihr schweres Joch nicht abzuschütteln vermochten, die Griechen von Konstantinopel, das Patriarchat und die Bischöfe, die sich seit Jahrhunderten von den Türken gegen gute Pfründen gebrauchen ließen, alle nationalen Regungen und jedes Aufstreben zur Bildung und Gesittung unter den Bulgaren im Keime zu ersticken. Vom Fanar kam wie den Rumänen so auch den Bulgaren mindestens ebenso viel Unheil als von den Türken, und so erklärt sich's, wenn das Volk und namentlich die, welche in den letzten zwanzig Jahren an einer patriotischen Erhebung arbeiten, gegen diese vornehmen griechischen Glaubensbrüder einen nicht weniger brennenden Haß hegen, als gegen die Bedrücker im Turban. „Die Fanarioten", so sagte uns vor einigen Jahren ein in Deutschland studirender Bulgar, „wollen wissen, daß der Name Feuer (türkisch: Laterne) eine Leuchte bedeute, die Türken dagegen behaupten, daß er von Fenajer (Bordell) abzuleiten sei, und in Anbetracht des nichtswürdigen feilen Charakters eines großen Theils der Einwohner des so benannten Stadtviertels von Konstantinopel darf man letztere Ansicht für die richtigere halten."

Der Patriarch von Konstantinopel, dem die Bulgaren als dem Oberhaupte der morgenländischen orthodoxen Kirche untergeben waren, sandte ihnen als Bischöfe nur geborne Griechen, die weder die Sprache noch die Sitten des Volkes kannten, dem sie hätten Lehrer und Tröster sein sollen, und die zum großen Theil nicht einmal in ihrer eignen Sprache Bildung genossen hatten. Diese hohen Geistlichen waren bis vor wenigen Jahrzehnten fast ohne Ausnahme rohe Gesellen, nur in Ränken und Schlichen wohl erfahren, ohne Herz für die ihrer Fürsorge Empfohlenen, ohne ein wesentlich anderes Interesse als das ihres unersättlichen Geldbeutels, den sie mit den niedrigsten Mitteln und oft mit noch größerer Rücksichtslosigkeit als die türkischen Blutsauger auf Kosten des Volkes zu füllen bemüht waren. Von Schulen war unter ihrem Regiment lange Zeit kaum die Rede gewesen; ja sie hatten geflissentlich und eifrig jede bemerkbar werdende Regung nach dem Erwerb von Kenntnissen zu ersticken versucht. Vor Allem aber bestrebten sie sich, die Reste einer bulgarischen Nationalität und alles, was ein Wiederaufleben derselben hoffen — in ihrem Sinne fürchten — ließ, alles, was an die einstige Macht und Bedeutung des Bulgarenvolkes erinnerte, zu vernichten und das Land zu gräcisiren, wobei sie sich Einsprüchen gegenüber darauf beriefen, daß gewisse Städte des Landes, Adrianopel, Philippopel und Nikopel z. B., griechische Namen haben, und daß ein Bruchtheil der Bevölkerung Bulgariens aus Hellenen besteht. Sie arbeiteten damit ganz zum Vortheile des Sultans, dem die höhere griechische Geistlichkeit in der Türkei mit Ausnahme einer kurzen Periode immer ergeben war, und dem Bildung und Selbstgefühl der Bulgaren in diesen ebenso gefährliche Feinde

Digitized by Google

schaffen mußten als in den Serben. Und sie wirkten damit nicht weniger zu ihrem eignen Nutzen, da jene Eigenschaften nicht zugelassen haben würden, daß man im Fanar fortfuhr, dem Volke Bulgariens Fremde zu Bischöfen aufzunöthigen, die noch überdieß gewöhnlich unwissend, habgierig und lasterhaft waren.

In welcher Weise diese christlichen Satrapen des Padischah noch vor nicht sehr langer Zeit gegen die bulgarischen Alterthümer verfuhren, mögen zwei Beispiele von vielen erkennen lassen. In einer Kirche zu Tirnowo, der ehemaligen Residenz der bulgarischen Herrscher, entdeckte ein Geistlicher ein bis dahin unbekannt gewesenes Gewölbe. Er zeigte seinen Fund dem Metropoliten an, und die Untersuchung des Gemaches ergab, daß es mit einer großen Menge alter Handschriften auf Pergament angefüllt war. Man sollte nun glauben, daß diese Manuscripte sorgfältig aufgehoben und einer Prüfung unterworfen worden wären. Ganz anders der Metropolit. Unter dem Vorgeben, es seien heidnische Bücher, ließ er den gesammten Inhalt des Gewölbes ohne Verzug ins Feuer werfen — zur großen Betrübniß der gebildeten Bulgaren, welche an Bruchstücken der Pergamente erkannt hatten, daß mit dieser Maßregel ein werthvoller Theil der alten Literatur des Landes der Vernichtung preisgegeben wurde.

Aehnlich verfuhr man in einer andern Kirche Tirnowos. Hier befinden sich zwei Säulen, die bei genauer Betrachtung noch deutlich erkennen lassen, daß sie früher Inschriften getragen haben. Aber nicht die Osmanli, sondern die Diener hier als Bischöfe eingesetzter Fanarioten haben die Inschriften weggemeißelt, um ein aus der Vorzeit stammendes Erinnerungszeichen zu beseitigen, welches Kennern des Alterthums hätte sagen können, daß die Bulgaren einst ein mächtiges Volk unter eignen Königen gewesen seien.

Trotz dieser Bemühungen der Griechen, die Bulgaren von aller Bildung und der Wiedergewinnung eines nationalen Bewußtseins abzusperren und so im Zustande einer misera contribuens plebs zu erhalten, wurden, wie schon angedeutet, Fortschritte in diesen Richtungen gemacht, indem von Serbien und, wie nicht verschwiegen werden soll, von Rußland die Anregung dazu ausging. Bis vor vierzig Jahren etwa gab es im Lande nur sehr wenig Leute, welche bulgarisch zu schreiben verstanden, da in den hier und da existirenden Schulen nur griechisch gelehrt und in den Kirchen, wenn überhaupt, nur griechisch gepredigt wurde. Seitdem ist es fast allenthalben und namentlich in den Städten Bulgariens anders geworden. Ungeachtet großer Hindernisse, die im Wege standen, erhoben sich tüchtige Charaktere, die sich eine gute Bildung und Kenntniß der Welt zu erwerben verstanden. Allerdings war von einem öffentlichen und unmittelbaren Wirken derselben nach dem erstrebten Ziele hin nicht

Digitized by Google

die Rede; denn alle irgend einflußreichen Aemter waren und blieben mit Muslimen oder Griechen aus der Fanariotenclique besetzt. Aber im Stillen wurde nach Kräften für die Erziehung des Volkes zu einer bessern Zukunft gearbeitet, und dieses Bemühen blieb nicht ohne Erfolg. Viele Stumpfe wurden lebendig, Entmuthigte faßten von Neuem Hoffnung, und kaum merklich für den Fernstehenden, aber um so deutlicher für den Eingeweihten erhob sich die Saat der Volksbildner aus dem Boden.

An mehreren Orten fand man jetzt die Willkür der griechischen Bischöfe unerträglich. Man entfernte die griechischen Bücher und setzte bulgarische an ihre Stelle, man erhob die Volkssprache, die von der besseren Klasse bis dahin als nicht vornehm genug gegen die griechische zurückgesetzt worden war, wieder allenthalben zur Umgangssprache, man trat, aus einer bloßen Race sich immer mehr zur Nation entwickelnd, endlich auch gegen die Bischöfe auf. Deputationen gingen an die Regierung nach Stambul ab, um zu bitten, daß man den Gemeinden in Zukunft nur geborne Bulgaren als Leiter ihrer kirchlichen Angelegenheiten sende. Es gab unter den Eingebornen Männer genug, die hierzu genügende Befähigung besaßen. Man hoffte, diese Bitte werde bei den in Konstantinopel residirenden Gesandten der christlichen Mächte Unterstützung finden. Diese Hoffnung aber wurde bitter getäuscht, das durch Bildung erworbene Recht nicht anerkannt. Die Pforte verweigerte auch das kleinste Zugeständniß in der Angelegenheit und erklärte kurz, daß es beim Alten zu verbleiben habe.

Bald erfuhren die Führer der Bulgaren, was der Abweisung zu Grunde gelegen hatte. Die den erwähnten Deputationen ertheilte Antwort war von einer Macht eingegeben, auf deren guten Willen man am meisten gebaut hatte. In Rom und Paris glaubte man Grund zu haben, sich über den Zwiespalt zwischen Volk und Kirche in Bulgarien zu freuen. Dauerte er fort, steigerte er sich — so rechnete man im Vatican — zum Bruche, dann war Hoffnung, daß das Land sich für den Papst und die römische Kirche gewinnen ließ, wie einst die Maroniten des Libanon. Wurde das Volk in Bulgarien — so lautete das Ergebniß des Studiums der bulgarischen Frage in den Tuilerien — katholisch, dann gewann Frankreich die Sympathien desselben doppelt: einmal als Gönner der unterdrückten Nationalitäten, sodann als oberste und thätigste Schutzmacht aller Römisch-Katholischen in der Levante. Man hatte indeß die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Nur wenige Bulgaren ließen sich durch die Emissäre, die für den Plan werbend in Konstantinopel und in mehreren Landbezirken umherzogen, gewinnen, aber auch diese nur deshalb, weil sie dadurch zu Schützlingen des Gesandten und der Consulate Frankreichs zu werden hofften. Die große Mehrzahl des Volkes wies, dem angestammten Glauben treu, alle An-

Digitized by Google

erbietungen der katholischen Propaganda von sich, und wenn damals gewisse Zeitungen von bedeutenden Erfolgen jener Seelenfischer Roms erzählten, so tischten sie ihrem Publikum arge Uebertreibungen auf.

Wir wollen ebenso wenig Römische als Griechische werden, erklärten die Bulgaren, und als die Regierung ihre Forderung nach einheimischen Bischöfen abgeschlagen, beschlossen sie, sich, soweit möglich, selbst zu helfen. Sobald jetzt der griechische Bischof in der Kirche erschien, entfernte sich die Gemeinde. Niemand that ihm etwas zu Leide, aber er lebte in der Stadt ohne Einfluß. Nur ein paar Panduren, die in den Dörfern herumzogen, um dem Volke ungerechte Steuern für seinen Säckel abzunöthigen, hielten zu ihm als ihrem Brotherrn und Gesinnungsverwandten. Der Versuch, mit den Bischöfen dahin zu unterhandeln, daß man ihnen gegen Erlaß dieser Steuern ein bestimmtes Einkommen aus Gemeindemitteln auswerfen wollte, wurde abgelehnt, da ihre Kasse sich durch die herkömmlichen willkürlichen Erpressungen weit besser füllte. Wollten wir die nicht selten von blutigen Gewaltthaten begleiteten Räubereien dieser fanariotischen Bischöfe hier aufzählen, so könnten wir Bogen allein mit dem füllen, was in den Jahren kurz vor und nach dem Krimkriege geschehen ist.

Denkt man sich dazu noch die Mißhandlung und Aussaugung des Volkes durch die türkischen Beamten, die nach jenem Kriege, in welchem sie den „Muskof" allein besiegt zu haben wähnten, da ihnen die Hülfe der Westmächte nur als die Leistung von Vasallen ihres Padischah erschien, noch übermüthiger und rücksichtsloser auftraten als seither, so hat man eine Vorstellung von der Last von Leiden, unter denen das unglückliche bulgarische Volk seufzen mußte und noch heute seufzt. Die Hats der Sultane sind, wie wir schon oft gesagt haben, reine Gaukelei und Spiegelfechterei, Stücke mit Unwahrheiten beschriebenen Papiers, schätzbares Material für eine zukünftige Geschichte des Untergangs der Türkei. In Konstantinopel und ein paar großen Städten der Provinzen mögen sie für die Christen einige Bedeutung haben, da man vor den Augen der Gesandten und Consuln nicht wohl Skandale dulden kann. Für die kleinen Städte und das platte Land haben sie nicht den geringsten Werth als den, daß sie Zeichen der Schwäche des Pfortenregiments sind, welches nicht ungestraft mehr wagen darf, die Forderungen der fremden Mächte trotzig zurückzuweisen, sondern ihnen wenigstens durch Versprechungen und papierne Reformen gerecht werden muß. Wären diese Erlasse aber auch aufrichtig gemeint, so haben sie doch außerhalb der gedachten Orte keine Kraft, da das türkische Volk ihnen als koranwidrig seine Anerkennung versagt und die Beamten sie nicht vollziehen, ja in vielen Gegenden sie nicht einmal zu publiciren wagen.

Digitized by Google

Es war kein Wunder, wenn unter solchen Umständen bei dem erwachten Selbstgefühle der Bulgaren in den letzten fünfzehn Jahren wiederholt Versuche zu Erhebungen gegen die Türkenherrschaft gemacht wurden, wenn sich in Belgrad eine bulgarische Emigrantencolonie bildete, die im Verein mit Serben bestrebt war, das Land zu insurgiren, und wenn namentlich in den ersten Jahren des letztverflossenen Decenniums wiederholt Banden von Aufständischen das Land und vorzüglich den Balkan durchstreiften. Aber von einem Gelingen dieser Versuche, sich selbst zu helfen, konnte bei der Unbekanntschaft der Bevölkerung mit dem Kriegshandwerke selbstverständlich nicht die Rede sein, und zwar um so weniger, als die Pforte in dieser Zeit begonnen hatte, an verschiedenen Orten, die unsicher schienen, Tscherkessen anzusiedeln, welche nach dem Erlöschen der Kämpfe mit den Russen und der Unterwerfung des gesammten Kaukasus unter die Herrschaft des Czaren in Massen in die europäische Türkei einströmten. Die scheußlichen Metzeleien, welche diese Wilden im vergangnen Jahre, als sich in Bulgarien Sympathien mit den Serben zeigten, unter den Augen türkischer Officiere in verschiedenen Orten Bulgariens anrichteten, sind bekannt. Von einer Bestrafung der Uebelthäter aber ist unseres Wissens bis jetzt nichts zu hören gewesen. Nur eine fremde Macht scheint hier Gerechtigkeit walten lassen, wirksame Maßregeln gegen die Wiederkehr solcher Greuel treffen und dem Lande überhaupt eine seinen Interessen entsprechende Verwaltung geben zu können. Die neue türkische Verfassung wird das nicht vermögen; denn sie wird ganz ebenso wenig eine Wahrheit werden, wie die ihr vorher gegangnen Reformverheißungen.

Besser als jene partiellen Aufstände reussirte das Bestreben der Bulgaren, sich ihrer griechischen Bedrücker zu entledigen, nationale Bischöfe zu gewinnen und eine Art Nationalkirche zu errichten. Auch hier hielt es hart, da das Patriarchat alle Mittel aufbot, um seine Stellung und die Gelegenheit zu guter Versorgung der Seinen zu behaupten, und da die Bestrebungen der Bulgaren sich lange Zeit keiner Gönner in den Kreisen der fremden Diplomaten erfreuten. Wiederholt kam es, da die Opposition gegen die fanariotischen Bischöfe fortdauerte, zu ärgerlichen, ein oder zwei Mal sogar zu blutigen Auftritten zwischen den Parteien. Indeß die Bulgaren ließen nicht nach, sie fanden endlich auch Unterstützung durch Rußland, während Frankreichs Einfluß infolge der deutschen Siege bei Metz und Sedan erheblich abnahm, und schließlich gab die Pforte nach, und im Jahre 1872 erfolgte die Trennung der Bulgaren von den Griechen und die Constituirung einer bulgarischen Kirche. Daß der Patriarch die Schismatiker feierlich in den Bann that, soll dieselben nicht geschmerzt haben, und wir möchten das glauben, da auch sie im neunzehnten Jahrhundert leben.

Digitized by Google

Wir schließen unsere Skizze mit einigen nebensächlichen Bemerkungen über Bulgarien und seine Bewohner. Daß die Bulgaren eine ziemlich reichhaltige alte Literatur haben, ist bereits angedeutet. Die neubulgarische ist erst im Entstehen, doch giebt es schon seit geraumer Zeit Zeitschriften in bulgarischer Sprache. Das erste Druckwerk, welches in dieser abgefaßt wurde, war das 1806 erschienene „Kyriakodromion", eine Sammlung der Predigten des Bischofs Stojko Sofronij, dessen Leben ein großentheils tragischer Roman war. Ein Bulgar, Namens Veron aus Katel am Balkan, hat mehrere Werke in bulgarischer, französischer, griechischer und deutscher Sprache veröffentlicht, und zwar in letzterer zu Prag eine philosophische Schrift und in Berlin Ansichten über den Planeten Saturn. Der bedeutendste bulgarische Schriftsteller war während der fünfziger und sechziger Jahre Rakowsky, der in Belgrad lebt und sich als Sammler von Volksliedern, Sagen, Sitten und Gebräuchen seiner Nation, dann durch Verbesserung der Sprache vermittelst Rückkehr zu den älteren und reineren Formen und schließlich durch Herausgabe nützlicher Schulbücher große Verdienste um die Hebung seiner Nation erwarb, und den man in dieser Beziehung dem Serben Wuk Karadschitsch an die Seite stellen kann. Er wirkte auch als Journalist im patriotischen Sinne, indem er die Zeitschrift „Dunavski Lebed" herausgab, welche die Nachrichten aus Bulgarien auch in französischer Sprache mittheilte. Andere Zeitschriften waren in den letztverflossenen beiden Jahrzehnten: „Carogradski Westnik", „Bulgaria" und „Bulgarski Knieizi" (eine Literaturzeitung) in Konstantinopel, „Bradski Trud", von den in Moskau studirenden Bulgaren herausgegeben, „Sewernazwesda" in Odessa und „Philologia" in Smyrna. Die beiden letzteren haben aufgehört zu erscheinen. Wenn in Bulgarien selbst kein Blatt in der Landessprache existirt, so liegt der Grund einfach darin, daß die Regierung hier keine Druckerei duldet. Als im Jahre 1852 ein Herr Zankoff aus Wien in Sistowa eine solche anlegen wollte, wurde ihm die Erlaubniß dazu abgeschlagen, und er mußte das Geschäft nach Konstantinopel verlegen. So müssen denn bulgarische Schriftsteller wohl oder übel ins Ausland gehen, wenn sie ihre Werke veröffentlichen wollen.

Ueberall an den größeren Hochschulen trifft man seit Jahren schon junge Leute aus Bulgarien, die sich mit Eifer den Studien widmen. Die Mehrzahl geht allerdings nach Rußland, aber nur, weil man sie dort reichlich unterstützt. Aber auch in Paris und Pesth, in Wien und Prag, sowie in Berlin und Leipzig studiren gewöhnlich einige von ihnen, und man hört in der Regel von ihrem Fleiß und ihrer Befähigung nur Lobenswerthes.

Die Straßen sind in Bulgarien so schlecht, wie allenthalben in der Türkei, im Gebirge bloße Ziegenpfade, in der Ebne bei feuchtem Wetter Kothlachen, in welche die hier üblichen von Ochsen gezognen Arabas bis an die Achsen

Digitized by Google

einsinken. Die Städte tragen den Charakter der türkischen, sie sind meist eng gebaut, die Gassen krumm, schmutzig und, wo sie am schmalsten sind, mit dünnen Bretern überdeckt oder von Weinreben überrankt. Gereist wird nur zu Pferde, eine Fahrpost existirt nicht, ebenso wenig giebt es Gasthöfe im europäischen Sinne. Oft komunt man auf der Strecke zwischen Nisch an der serbischen Grenze und Konstantinopel, welche der Courier in etwa fünf Tagen zurücklegt, bei Dörfern mit eingefriedigten Obstgärten vorüber, welche außer guten Aepfeln und Birnen auch die berühmten türkischen Pflaumen liefern, die wir meist von Salonik beziehen.

Alle Reisende stimmen überein, daß man in diesen Gegenden ungemein wenig Ansprüche an das Leben macht, und daß man aus diesem Grunde und weil die meisten Producte der traurigen Beschaffenheit der Verkehrsanstalten wegen sich nicht nach auswärts verwerthen lassen, nicht nur der Menge, sondern auch den Gattungen nach bei Weitem weniger als in Oesterreich und Deutschland baut, obwohl der Boden an vielen Stellen vortrefflich ist und das Klima ebenfalls wenig zu wünschen übrig läßt. Von Wohlstand würde daher auch dann auf dem Lande nicht die Rede sein können, wenn er nicht die ungeheuren türkischen Steuern zu tragen hätte und nicht überdieß die Habsucht der türkischen Beamten zur Abzapfung anlockte. Wenn hier Jemand für reich gilt, so bedeutet das höchstens, daß er tausend Stück Dukaten irgendwo vergraben hat. Man scheint kaum hier und da so weit gelangt zu sein, daß man sein Geld durch Ausleihen auf Zinsen oder durch sonstiges fruchtbringendes Anlegen productiv zu machen versteht.

In den Handelsstädten an der Donau sowie in Adrianopel, Sofia, Philippopel u. A. ist es allerdings schon ganz anders. Allein auch hier ist es, wenn mehr finanzieller Verstand bemerkt wird, mehr das Vorhandensein einer für den Geldverkehr besonders inclinirenden Race, der „Gaudi", wie man hier die Juden nennt, als ein in dieser Beziehung größeres Aufgewecktsein der eigentlichen Bevölkerung. Nur die Griechen machen hiervon eine Ausnahme. Ja sie besitzen für alle das Güterleben betreffenden Dinge eine schärfere Auffassungsgabe, einen feineren Spürsinn und eine regere und vielseitigere Fähigkeit zum Speculiren als die Kinder Israel, die infolge dessen neben ihnen nicht aufkommen und gedeihen können und nur da gute Geschäfte machen, wo unter den Bulgaren und Arnauten entweder gar keine Griechen oder doch nur wenige sich angesiedelt haben.

Digitized by Google

Literatur.

Reisen in Bosnien und der Herzegowina. Topographische und pflanzengeographische Aufzeichnungen von Dr. Otto Blau. Mit einer Karte und Zusätzen von H. Kiepert. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer, 1877.

Der Verfasser, der elf Jahre als preußischer, dann als deutscher Consul in Serajewo gelebt hat, giebt hier in kurzen, fast nur Topographisches, Botanisches und Geologisches berücksichtigenden Beschreibungen seiner Reisen in den vom Titel genannten Landstrichen der Türkei eine werthvolle Bereicherung der Kunde von denselben. Gelegentlich sind auch culturgeschichtliche Bemerkungen eingestreut, desgleichen archäologische Beobachtungen. Alles ist knapp und sachlich gehalten. Vielfach werden wir noch unbetretene Wege geführt, und häufig wird Gelegenheit genommen, zuverlässigere Mittheilungen über die Einwohnerzahl, die Vertheilung der Völkerstämme und Religionen in den betreffenden Gegenden und Orten zu machen. Von allgemeinerem Interesse werden von den achtzehn hier beschriebenen Touren die von Serajewo nach Mostar, die von dort nach der Sutorina und dem Hafen von Klek, die auf der großen Straße von der dalmatinischen Grenze durch die Herzegowina nach Bosnien, der Ausflug von Serajewo über Gazko nach dem Durmitor, der von Serajewo über Trawnik nach Banjaluka und der durch das nördliche Bosnien sein, welcher unter Anderm das vielbesprochene Zwornik beschreibt. Dasselbe ist ein Städtchen von etwa 600 Häusern, unmittelbar am linken Ufer der Drina unter dem Berge Toptschagino Brdo und südlich vom Mladjawatz gelegen, auf dessen östlichem Abhange sich die noch leidlich erhaltene Festung mit zwei Ringmauern befindet. In der obern Abtheilung befinden sich noch viele alte türkische und deutsche Kanonen, die indeß ohne Lafetten haufenweise herumliegen. Die Stadt, in der es gegen hundert christliche Häuser giebt, während die andern von muhamedanischen Spahis, Bauern und Krämern, sowie von sechs Judenfamilien bewohnt werden, ist der Sitz eines Kaimakams, eines Kadis und Muftis. Ihre Lage auf einem Hügel und der Blick von hier auf die Drina, die sich wie ein Silberband durch das enge Thal schlängelt, sind äußerst anmuthig, die Gassen aber sind unregelmäßig gebaut und die Häuser armselig. Von Handel und Verkehr ist, seit man die Straße von hier nach Ratscha verlegt hat, kaum noch die Rede. — Die Kiepertschen Beiträge, Kartographisches und Statistisches betreffend, haben nur für Geographen von Fach Interesse.

Digitized by Google

Briefe von Johann Philipp Freiherrn v. Weſſenberg aus den Jahren 1848 bis 1858 an Isfordink-Koſtnitz, öſterr. Legationsrath a. D. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1877.

Der öſterreichiſche Politiker, welcher dieſe Briefe verfaßt hat, iſt der Freiherr v. Weſſenberg-Ambringen, welcher, 1773 geboren, 1814 Bevollmächtigter beim Wiener Congreß und 1848 Miniſterpräſident und Miniſter des Aeußern war, und der in beiden Stellungen nach der Ueberzeugung wirkte, daß dem Verlangen der Völker nach freiheitlichen Einrichtungen durch zeitgemäße Zugeſtändniſſe Genüge geleiſtet werden müſſe. Beim Wiener Congreß gelang es ihm, den Artikel 13 der Bundesacte durchzuſetzen, in welchem allen Bundesſtaaten eine landſtändiſche Verfaſſung gewährt wurde. 1848 ging ſein Beſtreben dahin, Oeſterreich auf conſtitutioneller Grundlage neu zu geſtalten, ein Bemühen, welches an den eintretenden anarchiſchen Zuſtänden und der Nothwendigkeit der Bekämpfung der Revolution durch die Militairherrſchaft ſcheiterte. Seine Briefe, in der ungezwungenen Form intimen Verkehrs geſchrieben und vielfache Hinweiſungen auf ſeine früheren diplomatiſchen Miſſionen und die in deren Zeit fallenden Ereigniſſe enthaltend, geben ein deutliches Bild ſeines Charakters, ſeiner politiſchen Anſichten und ſeiner Auffaſſung der allgemeinen Verhältniſſe und der Zeitfragen. Die Sammlung derſelben iſt vorwiegend politiſchen Inhaltes. Sie beſchäftigt ſich mit der allgemeinen politiſchen Lage während der nächſten zehn Jahre nach der Revolution von 1848, beſonders mit den deutſchen Verfaſſungsverhältniſſen im Zuſammenhange mit den öſterreichiſchen, am eingehendſten und ausführlichſten aber mit den politiſchen und finanziellen Zuſtänden Oeſterreichs. Europa hat in den letzten fünfzehn Jahren ſich weſentlich anders geſtaltet, ſodaß die vorliegende Briefſammlung an vielen Stellen nur noch ein retroſpectives Intereſſe bietet. Anders aber verhält ſich dieſelbe zu Oeſterreich, wo die von Weſſenberg empfohlenen Reformen großentheils erſt nach ſeinem Tode durchgeführt wurden, und wo noch jetzt die finanzielle Lage einer endlichen Löſung entgegenſieht, ſodaß die hier niedergelegten Gedanken auch heute noch als zeitgemäß und der Beachtung werth erſcheinen können. Wir behalten uns vor, auf dieſe Briefe bei paſſender Gelegenheit zurückzukommen und das eine oder das andere beſonders Intereſſante daraus mitzutheilen.

Erklärung.

Wir entſprechen gern dem Wunſche zu erklären, daß die auf S. 159, 160 d. Bl. befindliche Veröffentlichung nicht auf einer Mittheilung des Herrn Dr. Stephani an uns beruht und ohne deſſen Wiſſen erfolgt iſt. Die Redaction der Grenzboten.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Englands Machtstellung in Indien.*)

I.

Im Anfang des verflossenen Jahres kehrte der Prinz von Wales von einer Reise durch das britisch-indische Reich zurück. Wenn seine Reise selbst einem mit orientalischer Pracht ausgestatteten Triumphzuge glich, so konnte man zweifelhaft sein, in wieweit die Thätigkeit der Behörden dazu beigetragen hatte, den Gefühlen der eingebornen Bevölkerung und der indischen Fürsten für den Erben des britischen Thrones einen so glänzenden Ausdruck zu verleihen. Wenn aber die Rückkehr des Prinzen in die Heimath in demselben Maße und unzweifelhaft aus der Initiative des Volks heraus sich zu einem Triumph gestaltete, so ist daraus die hohe politische Bedeutung erkennbar, welche dieser Reise beigemessen wurde. Gleichzeitig fast wurde im Parlament die so genannte „Royal Titles Bill“ eingebracht und unter harten Kämpfen durchgesetzt. Die Königin von England nahm dadurch den Titel einer Kaiserin von Indien an, einen Titel, der jedoch in Actenstücken, welche lediglich auf europäische Verhältnisse Bezug haben, nicht gebraucht werden soll. Der Besuch des Prinzen, der neue Titel und dessen zur Zeit im Lager von Delhi mit dem größten Pomp erfolgte Proclamation sollte den Indiern und namentlich den halbsouveränen indischen Fürsten gegenüber das Ansehen der britischen Oberherrschaft erhöhen. Das große Gewicht, das hierauf gelegt wurde, und der Zusammenhang, in dem man diese Maßnahmen mit dem drohenden Fortschreiten Rußlands in Asien brachte, legen es nahe, die britische Machtstellung in Indien einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Ich bemerke vorweg, daß hier lediglich das vom indischen Amt und dem Vice-König ressortirende Indien in Betracht gezogen werden soll, nicht

*) In der Rechtschreibung der Namen ist der Verfasser derjenigen der Karten Petermann's in „Stieler's Hand-Atlas“ gefolgt. Vergl. S. 7 des Vorberichts.

Digitized by Google

aber die benachbarten Colonien, wie Ceylon und die sogenannten straits settlements der malayischen Halbinsel. Zum vollen Verständniß der indischen Verhältnisse ist es erforderlich, zunächst einen kurzen geschichtlichen Ueberblick zu geben.

Die Ureinwohner Indiens sind jetzt noch in einigen Stämmen im Centrum des Landes sowie in den Gurkas des Himalaya erhalten. Sie unterlagen einem von Nordwesten einwandernden Volksstamm von besonders edler und schöner Körperbildung, den Ariern, den Stammvätern der heutigen Hindus. Allmählig nur schritt dieser Volksstamm in der Halbinsel vorwärts, über 2000 Jahre dauerte es, bis er nach Maisur vordrang. Unter den Ariern gelangte nach langen Kämpfen die Priester-Kaste — die Brahmanen — zur Herrschaft. Bedroht wurde der Bestand derselben durch das Auftreten des Reformators Buddha (615 v. Chr.), dessen Lehre sich von Indien aus über einen großen Theil Asiens verbreitete, später aber in Indien selbst die errungene Stellung einbüßte.

Um das Jahr 1000 nach Chr. drang eine neue Eroberer-Schar in Indien ein; das in Ostpersien gegründete Reich der Ghasneviden wurde unter Mahmud bis an den Ganges ausgedehnt, und auf den Trümmern der zerstörten indischen Tempel entfaltete der Islam seine Herrschaft. Am Schluß des vierzehnten Jahrhunderts drang der Mongolen-Herrscher Tamerlan von Afghanistan her in Indien ein, stürzte die durch innere Kämpfe in Verfall gerathene Ghasneviden-Herrschaft und ließ sich zum Kaiser von Indien ausrufen (1526 n. Chr.). Beinahe 125 Jahre nach seinem Tode, nach einer Periode gewaltsamer Thronwechsel, gelangte einer seiner Nachkommen, genannt Baber, zur Regierung und wurde der Stifter des Reichs der Großmogule. Nach 300-jähriger Dauer fiel auch diese Herrschaft — innere Auflösung des Reichs, Thronstreitigkeiten, Religionsverfolgungen und die Einfälle des kriegerischen Stammes der Mahratten aus dem Dekan führten den Untergang herbei. In die Periode dieser Dynastie fällt auch der Anfang und der Abschluß der Besitzergreifung Indiens von Seiten europäischer Mächte.

Der Seeweg nach Ostindien, das bisher nur Händler mühsam auf dem Landwege erreicht hatten, wurde 1498 durch den Portugiesen Vasco de Gama entdeckt. Er segelte in den Hafen von Calicut ein und legte mit Bewilligung des indischen Fürsten Samorin dort eine Factorei an. Die Freundschaft des Indiers bewährte sich nicht, im Kampf mußte eine Niederlassung gegründet und behauptet werden, deren Hauptort Goa war (1510), noch heute portugiesischer Besitz. Die Zahl der Niederlassungen vermehrte sich, doch bald sank die portugiesische Macht in Folge schlechter Verwaltung und Verweichlichung der Colonisten.

Digitized by Google

Nach Holland waren eingehende Berichte über Indien gelangt, welche die Gründung einer holländisch-ostindischen Compagnie (1594) zur Folge hatten. Ihre erste Flotte landete 1600; ihr erstes Werk war Anknüpfung von Handelsverbindungen, verbunden mit Intriguen gegen die Portugiesen. Allmählich gewannen die Holländer mehr und mehr Besitzungen im Süden. Die Augen aller seefahrenden Völker richteten sich damals auf Indien, auch Franzosen und Dänen ließen sich dort nieder.

Im Jahre 1600, also gleichzeitig mit dem Landen der holländischen Flotte in Indien, gründeten Londoner Kaufleute die ostindische Compagnie, der durch eine „Charter" der Königin Elisabeth aller Handel nach Ostindien, Asien und Afrika frei und ungehindert überlassen wurde. Die Compagnie hatte das Recht, Gesetze zu machen, Strafen zu verfügen, vorausgesetzt, daß dadurch nicht englische Gesetze verletzt wurden, Waaren steuerfrei auszuführen und von versteuerten Waaren, wenn sie aus irgend einem Grunde zurückgebracht wurden, die Rückzahlung der Steuer zu verlangen. Die Krone ernannte einen Gouverneur und 24 Directoren, dagegen sollte für die Zukunft der Gouverneur von der Compagnie gewählt werden. Die Dauer der Charter war beschränkt.

Die ersten Reisen der Compagnie gingen jedoch nach Java und den benachbarten Inseln, und erst 1609 ging eine kriegsgerüstete Flotte nach Indien ab, die den Portugiesen gegenüber zwei Seesiege erfocht. Gleichzeitig wurde ein Gesandter der englischen Krone nach Delhi an den Hof der Groß-Mogule geschickt, und bereits am Anfang des Jahres 1612 wurde Anlegung von mehreren Factoreien an der Nordwestküste gestattet und zwei Jahre später der Handel im ganzen Reiche erlaubt. Die Compagnie hatte jedoch nicht nur mit den größten Schwierigkeiten in Indien, sondern auch mit vielfachen Intriguen im Mutterlande, namentlich aber mit einer Concurrenzgesellschaft zu kämpfen, mit der später eine Verbindung geschlossen wurde. Cromwell löste die Compagnie auf, um freien Handel einzuführen, erneuerte sie jedoch wieder. 1666 erhielt die Compagnie von Carl II. unter andern das Recht, nichtchristlichen Staaten den Krieg zu erklären und mit ihnen Frieden zu schließen. Seit 1684 durfte sie eine Flotte und regelmäßige Truppen halten. Trotz innerer Zerwürfnisse erweiterten sich die Besitzungen und Handels-Verbindungen der Compagnie fortwährend; so ging Bombay 1668 definitiv aus portugiesischem Besitze in den der Compagnie über und wurde später Regierungs-Sitz. Nachdem die Compagnie dann aus verschiedenen kriegerischen Verwickelungen in Indien glücklich hervorgegangen war, wurde ihre Existenz im Vaterlande durch das Parlament auf Anstiften neidischer Londoner Kaufleute in Frage gestellt. Der Handel wurde für frei erklärt und 1689 einer Con-

Digitized by Google

currenz-Gesellschaft „general society“ die Erlaubniß zur Bildung einer neuen ostindischen Compagnie ertheilt; doch schon 1702 vereinigte sich diese mit der alten unter dem Namen „united compagny of merchants of England, trading to the East Indies“. Durch eine neue Charter vom Jahre 1726 wurde der Compagnie gestattet, einen Gerichtshof in jeder der drei unterdessen geschaffenen Präsidentschaften Calcutta, Bombay und Madras zu errichten.

Das Reich der Groß-Mogule begann nun zu sinken; Nadir-Schah von Persien überzog das Land mit Krieg und verwüstete Delhi; die Mahratten machten Einfälle, und die indischen Statthalter schwangen sich allmählich zu selbständigen Herrschern auf. Die Compagnie suchte ihrerseits, die Statthalter zum Kampfe gegen einander zu treiben und sich die Einzelnen durch Verträge zu verbinden. Einige der Statthalter, vor Allen der Nabob von Bengalen, traten feindlich gegen die Engländer auf. Der Gouverneur Clive schlug jedoch den Nabob, und nach neunjährigem Kampfe erlangte die Compagnie durch Vertrag mit dem Großmogul (1765) gegen eine jährliche Rente von 1 Million L. die Hoheitsrechte über Bengalen.

Die Herrschaft der nur auf Gewinn ausgehenden Kaufleute war für das Land drückender noch, als die seiner früheren Herren. Das Erbpachts-Verhältniß der ackerbauenden Bevölkerung wurde in eine jährliche Pacht verwandelt und der Handel mit Opium, Salz und anderen nöthigen Lebensbedürfnissen monopolisirt. Dies führte eine Erbitterung herbei, die nur mit Gewalt niedergehalten werden konnte, und da es an hinreichenden europäischen Truppen fehlte, schritt man zur Organisation einer Streitmacht aus Eingeborenen. 1773 wurde die Verwaltung reorganisirt; es wurde nämlich der Gouverneur von Bengalen General-Gouverneur der gesammten Besitzungen unter Beiordnung eines höchsten Raths.

Der erste General-Gouverneur Warren Hastings, ein energischer und harter Mann, begann einen Eroberungskrieg gegen die Mahratten. Diese wurden durch Hyder-Ali, den Sultan von Maysur, und nach dessen Tode durch seinen Sohn Tippo Sahib unterstützt. Obwohl gleichzeitig durch Aufruhr in fast allen ihren Besitzungen bedrängt, gelang es den Engländern, Zwietracht unter ihren Feinden zu stiften. 1784 wurden ihnen alle Verluste an Land wieder zugestellt und von Seiten Tippo Sahibs freier Handel gewährt.

Gleichzeitig änderten sich aber die Machtbefugnisse der Compagnie der englischen Krone gegenüber in sehr einschneidender Weise: In Folge der von Pitt veranlaßten sogenannten ostindischen Bill wurde die Direc-

Digitized by Google

tion der ostindischen Compagnie in Bezug auf die Territorial-Verwaltung, Politik, Militair- und Finanz-Wesen einer Regierungs-Commission untergeordnet.

Tippo Sahib ergriff noch zweimal das Schwert. Erst 1799 endeten diese Kämpfe, indem der indische Fürst Reich und Leben verlor.

Nachdem die Engländer während der napoleonischen Kriege die französischen und holländischen Besitzungen an sich gebracht hatten, blieben die Mahratten als einzige Feinde übrig. Von 1803 an dauerten die Kämpfe mit diesem Volksstamm bis zu seiner völligen Unterwerfung im Jahre 1817. England, oder vielmehr die Compagnie, übte nun theils unmittelbar theils mittelbar Herrschaft über das ganze Ostindien vom Indus bis zum Ganges und vom Himalaya bis zur Südspitze der Halbinsel aus. Auch der letzte eingeborene nominelle Herrscher von Indien, der Groß-Mogul Schah Alum, war 1806 gestorben, nachdem er die letzten drei Jahre als Pensionär der Engländer gelebt, die ihn aus schmachvoller Gefangenschaft befreit hatten. Sein Sohn Schah Akbar führte noch bis 1827, obwohl lediglich Privatmann, den Titel seines glorreichen Geschlechts, doch auch dieser wurde ihm dann als mit der englischen Autorität unverträglich genommen.

Mit dieser Macht-Ausdehnung noch nicht zufrieden, suchte England sein Gebiet auch über den Indus hinaus nach Westen zu erweitern. Im Streben nach dieser Richtung zeigen sich auch bald die ersten Spuren einer Concurrenz Englands und Rußlands in Asien. Als Rußland im Anfange dieses Jahrhunderts in Persien eindrang, fand es dort durch britische Offiziere ausgebildete und geführte Bataillone vor. Rußland siegte und trug Landgewinn davon. England brachte einen Vertrag zu Teheran zu Stande, „demzufolge Persien sich verpflichtete, keiner europäischen Armee den Eintritt ins persische Gebiet zu gestatten, keine weder nach Indien noch nach irgend einem der persischen Häfen vordringen zu lassen und Offiziere keiner europäischen Macht anzustellen, welche mit der Absicht umginge, einen Einfall nach Indien vorzubereiten, oder feindselig gegen England auftreten wollte.

Sollte jedoch irgend eine europäische Macht mit einem solchen Vorhaben umgehen und über Khorassan, Tartaristan, Bokhara, Samarkand oder auf anderen Wegen nach Indien vordringen, so verpflichtete sich der Schah von Persien, die Könige und Gouverneure jener Länder zu vermögen, sich deren Vorgehen nach allen Kräften zu widersetzen. Im dritten Artikel hieß es, daß die Grenzen zwischen Rußland und Persien in Uebereinstimmung mit Groß-

Digitized by Google

britannien geordnet werden sollen".*) Weiter handelte es sich um gegenseitige Unterstützung im Falle eines Krieges Englands mit Afghanistan resp. eines Angriffs Rußlands auf Persien. Englische Offiziere bildeten nun die persischen Truppen weiter aus, aber, als Rußland im Jahre 1826 Persien angriff, wurde letzteres von England im Stich gelassen; damit machte aber auch der englische Einfluß demjenigen der Russen Platz.

Dafür bahnten sich jetzt intimere Beziehungen mit den Afghanen an. Der Afghanen-Herrscher Dost Mohamed bewillkommnete 1836 den neuen General-Gouverneur von Indien, Lord Aukland, in einem Schreiben, in dem er gleichzeitig indirekt um Hülfe gegen die Sikhs bittet. Auf den bezüglichen Passus erwiderte der General-Gouverneur: „Mein Freund, es ist Euch bekannt, daß es nicht Gewohnheit der britischen Regierung ist, sich in die Angelegenheiten anderer unabhängiger Staaten einzumischen."

Schon drei Jahre nach dieser Erklärung sehen wir eine englische Armee gegen des Amirs Hauptstadt vorrücken. Erfolge nämlich, welche die Perser in Verbindung mit Rußland Afghanistan gegenüber errungen hatten, machten das Vertrauen des General-Gouverneurs auf das letztere Land als Bollwerk gegen einen Einfall von Westen wankend und führten ihn zu dem Entschluß, einen vertriebenen früheren Herrscher Afghanistans, Schah Sujah, auf den Thron zu setzen und sich so einen unmittelbaren Einfluß auf das Land zu sichern. Englands Absicht gelang, doch aufs Neue begann der Krieg, um bis 1843 fortzudauern und mit Wiederherstellung der alten Verhältnisse und Wiedereinsetzung Dost Mohameds zu enden. Als das englische Heer noch auf dem Rückmarsch begriffen war, brach ein neuer Krieg mit dem Fürsten des Sind aus, der zur Einverleibung dieses Landes führte. Im nächsten Jahre (1844) mußte ein Aufstand der Bengal-Sepoy-Regimenter unterdrückt werden, und Ende 1845 kam es zu einem bisher sorgfältig vermiedenen Kriege mit den kriegerischen Stämmen der Sikhs. Er endete glücklich, brachte aber nur geringe Vergrößerungen. Erst ein zweiter Krieg führte zur gänzlichen Unterjochung der Sikhs und Einverleibung des ganzen Pandschab. Die nächste Vergrößerung war die kriegerische Erwerbung eines Theils von Barma 1854 und die Besitznahme des Mahratten-Königreichs Berar und des Königreichs Audh 1853 und 1856. Das Jahr 1855 brachte noch einen blutigen Aufstand der Santals, eines der Urstämme Indiens, der jedoch in nicht zu langer Zeit gedämpft wurde.

Im Jahre 1857 brach der merkwürdige Aufstand einiger Sepoy-Regimenter aus, der, ohne das Existiren einer weit verzweigten Verschwörung,

*) v. Orlich, Indien und seine Regierung. I. S. 349. — Dieses Werk hat als Hauptanhalt für die historische Skizze gedient.

Digitized by Google

ohne einen allgemeinen Plan, ohne die Tendenz, die entthronten einheimischen Fürsten zu installiren, doch rasch durch den größeren Theil der eingebornen Armee und des Landes sich verbreitete. Der noch lebende Sohn des letzten Groß-Moguls wurde zwar von den Aufständischen in die alte Würde eingesetzt, doch das war ohne Bedeutung, die ganze Bewegung war ohne Zusammenhang. Die Ursachen der Empörung lagen zum Theil in einer langen Mißregierung des Landes; starker Steuerdruck, Barbareien einzelner Beamten und politische Mißgriffe hatten die Einzelnen aufgereizt. Dazu kam ein durch britische Neuerungen angefachter Geist religiöser Erregung und Unzufriedenheit, der namentlich in der ganz aus Hindus bestehenden Bengal-Armee Fortschritte machte. Die Abschaffung der Wittwen-Verbrennung, das Verbot des Kindermordes, die Einführung der Impfung, die Gestattung der Wiederverheirathung der Wittwen, die Errichtung von Schulen für das weibliche Geschlecht hatten Ansehen und Einfluß der Priesterkaste — der Brahmanen — erschüttert. Gleichzeitig liefen Prophezeiungen durch das Land, daß die Herrschaft der Brahmanen ihrem Ende nahe; das einzige Mittel der Rettung sei der Kampf gegen den gemeinsamen Feind. Der Ausbruch der Empörung traf die Europäer ganz unvorbereitet, fast Niemand erkannte die Bedeutung derselben und trat ihr energisch entgegen. An vielen Orten schworen auf die Nachricht von in anderen Garnisonen ausgebrochenen Empörungen die Eingebornen-Regimenter ihren vertrauenden Offizieren feierlich Treue, um sie am nächsten Tage schon nebst Frauen und Kindern zu ermorden. Ein Theil der Armee blieb treu, darunter die mit großem Mißtrauen betrachteten Gurka-Regimenter und die durch stramme Disciplin ausgezeichnete Armee von Bombay, bei deren Rekrutirung weder auf Religion noch auf Kaste Rücksicht genommen war. Dem Vordringen des Aufstandes nach dem Süden der Halbinsel setzten nicht Engländer, sondern die treue Haltung eines wesentlich mohamedanischen Eingebornen-Staates einen Damm entgegen. Es war Sir Salar Jung, der Premier-Minister und Regent von Haidarabad, der mit großer Energie jeden Versuch zum Aufstande unterdrückte. Es kam zu den erbittertsten Kämpfen, die entsetzlichsten Greuelthaten wurden verübt, und an zwei Jahre dauerte das fortwährende Ringen, bis es endlich den neuangekommenen englischen Truppen gelang, den Aufstand niederzuwerfen. Durchaus treu auch war die Haltung der zuletzt unterworfenen Sikhs geblieben.

Mit dem Aufstande war auch die souveräne Macht der ostindischen Compagnie zu Grabe gegangen. Zufolge der „Akte für eine bessere Regierung Indiens“*) vom 2. August 1858 gingen alle Rechte und Befugnisse

*) „an act for the better government of India“

Digitized by Google

der indischen Compagnie auf die Krone über, und alle Steuern, Tribute und sonstigen Einkünfte werden von nun an im Namen Ihrer Majestät in Empfang genommen und lediglich für Indien verwandt, das eine ganz selbständige Finanzwirthschaft führt.

Speziell betraut mit der Ausübung der Machtbefugnisse der ehemaligen Compagnie sowie des ehemaligen aufsichtführenden Regierungs-Organs, des board of control, ist der Staats-Secretair für Indien, zur Zeit der Marquis of Salisbury. Er steht dem indischen Amt (India office) vor, das aus zwei Unter-Staats-Secretairen und verschiedenen die Rolle von Fach-Ministerien versehenden Departements besteht; dazu kommen noch verschiedene Collegien. Der Director für den Truppen-Transport ist, soweit dieser Dienst Indien betrifft, dem indischen Amte unterstellt. Transport-Offiziere sind in Suez und Bombay stationirt. Ein Rath von funfzehn Gliedern, sämmtlich frühere indische Staatsmänner, ist dem Staats-Secretair zur Seite gestellt und hat legislatorische Befugnisse.

Die höchste Executiv-Gewalt in Indien ist einem General-Gouverneur, der den parlamentarisch nicht berechtigten Titel eines Vicekönigs führt, übertragen. Gegenwärtig nimmt diese Stelle Lord Lytton ein. Dem Vicekönig ist ein Rath, aus sechs ordentlichen Mitgliedern bestehend, beigegeben, dem als außerordentliches Mitglied der Oberbefehlshaber der Truppen in Indien (zur Zeit General Sir Haynes) und, wenn der Rath sich im Territorium der Präsidentschaften Madras und Bombay versammelt, auch der betreffende Gouverneur angehören. Für Zwecke der Gesetzgebung treten noch zehn Mitglieder, darunter drei einheimische Große hinzu. Ein kleines Ministerium bilden die verschiedenen dem Vicekönig direct unterstellten Departements, in denen die Mitglieder des Raths als Chefs fungiren. Uebrigens haben die drei alten Präsidentschaften Bengal, Madras und Bombay eigene Räthe gleichfalls mit einheimischen Mitgliedern mit gesetzgebender Befugniß und genießen somit einer größeren Selbstständigkeit als die übrigen Provinzen. Die beiden letzten stehen unter einem Gouverneur, Bombay unter einem Lieutenant Governor, die übrigen Provinzen gleichfalls unter einem solchen oder unter einem chief commissioner. Die Zahl der Provinzen ist neun: Nieder-Bengalen, die Nord-West-Provinzen, das Pandschab, Audh, die Central-Provinzen, Madras, Bombay, Assam und Britisch Barma. Jede derselben zerfällt noch in Divisionen und Districte. Außerdem bestehen die selbständigen Districte Kurg, Berar und Adschmer. Ueber die Eintheilung und spezielle Verwaltung vollkommen klar zu werden, ist schwer, da fortwährend Veränderungen in dieser Beziehung stattgefunden haben und fast alle Quellen in ihren Angaben etwas variiren.

Digitized by Google

Von dem 14½ Millionen[4]) engl. □Meilen mit fast 238 Mill.[5]) Einwohnern umfassenden Indien stehen nur 904,000[6]) □Meilen mit 190½ Millionen[7]) Einwohnern direct unter indischer Herrschaft, der Rest[8]) dagegen gehört mehr oder weniger unter der Controlle der englischen Regierung stehenden Feudal-Staaten an, die von eingebornen Fürsten regiert werden. Die Dichtigkeit der Bevölkerung in dem unmittelbar unter britischer Regierung stehenden Theile Indiens beträgt somit 210 Einwohner auf die englische □Meile, während Deutschland nur 193 hat. Uebertroffen wird Indien in dieser Beziehung nur von Belgien, Großbritannien und Irland, Italien und Japan. Es darf dabei jedoch nicht außer Acht gelassen werden, daß große Landstrecken wüst liegen oder bewaldet sind, so daß an andern Stellen die Bevölkerung sehr viel dichter ist, namentlich in Bengalen, den Nord-West-Provinzen und Audh.

Nach den Religions-Bekenntnissen gliedert sich die Bevölkerung so, daß etwa 73 % Hindus sind, 21½ % Mohamedaner, 2 % Buddhisten, ½ % Sikhs, ½ % Christen, 2½ % andern Bekenntnissen angehören. Nur im Pandschab prävaliren die Mohamedaner den Hindus gegenüber, in Britisch Barma die Buddhisten, in allen übrigen Provinzen die Hindus.

Größer noch als das Gemisch der Religionen und Secten ist dasjenige der Sprachen. 23 ist die Zahl der im eigentlichen Indien gesprochenen, ungerechnet die vielen Dialekte der Hügelstämme und Ureinwohner, weit größer aber noch die Zahl der Kasten-Abstufungen, deren Zahl im Nordwesten auf 337 steigt, in Britisch Barma aber, wo auch das Sprachgewirr am größten ist, auf 1000 geschätzt wird.

Die Zahl der britisch gebornen Bevölkerung excl. der Armee betrug 1871 nur 64,061. Sie ist eine stark wechselnde, da ein dauerndes Verbleiben und namentlich die Fortpflanzung europäischer Ansiedler im indischen Klima unmöglich scheint.

Einen Gegenstand verschiedener Projecte bildet augenblicklich die aus der Vermischung der Engländer und Hindus hervorgegangene Bevölkerung, die sogenannten Eurasier. Wie weit sie befähigt sind, eine Stütze der europäischen Kultur und Herrschaft zu bilden, ist noch zweifelhaft. Die europäische Gesellschaft von Calcutta verhält sich diesen Mischlingen gegenüber fast ebenso exclusiv, wie die Weißen der nordamerikanischen Südstaaten den Mulatten gegenüber. Man hat vorgeschlagen, aus diesen Anglo-Indiern neu zu schaffende

[4]) Genau 14,507,440. — [5]) Genau 238,830,958. — [6]) Genau 904,049. — [7]) Genau 190,563,048. — [8]) 546,695 □M. mit 48,267,910 Einw. — Die vorstehenden Zahlen sind Ergebnisse der Zählung 1871/72.

Digitized by Google

Regimenter zu rekrutiren und durch sie die alten englischen Regimenter zu ersetzen.[9])

Der Beschäftigung nach sind die Indier wesentlich ein ackerbauendes Volk. Der Ackerbau wird fast nur von Eingebornen betrieben — es sind deren 37½ Millionen, dagegen nur 614 Engländer. Die Ackerbauer befinden sich zumeist in einer Art Erbpachts- oder Lehnsverhältniß verschiedenen Systems zur Regierung. Die sogenannten Zemindars, die event. wieder kleinere Pächter unter sich haben, zahlen jährlich eine bestimmte Summe an die Regierung; bei dem sogenannten Dorf-Renten-System liegt die Last dem ganzen Dorfe ob, und bei dem sehr verbreiteten sogenannten ryotwar-System ist das Land veräußbarer Besitz, von dem der Besitzer nur vertrieben werden kann, wenn er seine Steuer nicht bezahlt, während er andrerseits in schlechten Jahren von der Regierung Unterstützung erhält. Der Ackerbau liefert der Regierung bei weitem den größten Steuerertrag, 21 Millionen L. von 49 Millionen Gesammteinnahme im Jahre 1874. Es ist daher natürlich, daß die Regierung der angemessenen Regelung dieser Einkünfte und der Hebung des Ackerbaues die größte Aufmerksamkeit zuwendet. Das Land wird vermessen, die Bonität der Aecker geschätzt und die Grundsteuer regulirt. Zahlreiche Bewässerungs-Systeme werden angelegt und heben die Kultur des Landes; ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz, das im Jahre 1875 eine Ausdehnung von 6192 englischen Meilen hatte und in Bezug auf seine Dichtigkeit zwischen Schweden und Rußland steht, sichert den Absatz. Diese Kulturhebungsmittel werden bei Festsetzung der Grundsteuer in Rechnung gezogen und tragen so unmittelbar Zinsen. Trotzdem sind die Verhältnisse noch nicht so geordnet, daß nicht noch kürzlich in Folge ungünstiger Ernte eine große Hungersnoth in Bengalen entstehen konnte und zur Zeit aufs Neue eine solche im südlichen Indien signalisirt ist. Die häufig erforderlichen gerichtlichen Executionen, um die Grundsteuer einzutreiben, veranlassen die Regierung, im Blaubuche dieses Jahres das Sachverhältniß näher zu beleuchten.

Nächst dem Ackerbau gewährt der monopolisirte Handel mit Opium und Salz[10]) die größte Einnahme. Der Saft alles in britischem Territorium gebauten Mohns muß der Regierung zu gewissen Preisen verkauft werden, die daraus in ihren Factoreien Opium gewinnen läßt, welcher wieder an Kaufleute behufs Exports nach China versteigert wird. Von dem in den Eingebornen-Staaten gewonnenen Opium[11]) wird in den englischen Häfen ein hoher Ausgangszoll erhoben.

[9]) Vergl. einen hier mehrfach benutzten Aufsatz der „National-Zeitung" v. Februar 1876 „die politische Organisation Britisch Indiens."

[10]) Im Jahre 1872 — 8 resp. 6 Mill. L.

[11]) Der meiste Opium wird in Malwa gewonnen.

Digitized by Google

Dennoch steht der Opium-Export nicht an der Spitze des Exporthandels überhaupt. Die Hauptausfuhr geht nämlich nach Großbritannien und besteht in erster Linie aus Baumwolle, demnächst ostindischem Hanf, Reis, Indigo, Thee und Häuten.

Sie wird nur von dem Export aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas nach England übertroffen. Demnach kommt auch der Haupt-Import aus Großbritannien, und zwar besteht derselbe vornehmlich aus Baumwollen-Waaren und Eisen. Dem Handel mit Großbritannien folgt derjenige mit China und Japan.[12]) — Einen wichtigen Factor des Handels, das Eisenbahnnetz, das sich strahlenförmig von den Häfen in das Land verbreitet, haben wir schon erwähnt. Auch das Telegraphennetz besitzt eine verhältnißmäßige Dichtigkeit. Dazu kommen gute Land- und Wasser-Straßen.

Was die Industrie betrifft, so ist darin durch die Einführung englischer Fabrikate und Maschinen eine große Umwälzung eingetreten, die noch kaum ihren Abschluß erreicht haben dürfte. Die alte einheimische Industrie ist an vielen Orten im Aussterben. Dafür finden die Indier zahlreich Beschäftigung in den Fabriken, eine Thätigkeit, zu der sie sich sehr geeignet erweisen.

Sowohl die Dampf-Industrie, wie die Communication per Eisenbahn vertheuernd und die Ausrüstung der Schiffe erschwerend war der Umstand, daß man bisher nur Kohlen schlechter Qualität in Indien gewann. Neuerdings sind jedoch bedeutende Kohlenlager besserer Qualität aufgefunden worden.

Für das Erziehungswesen geschieht sehr viel von Seiten der Regierung. Die Zahl der Erziehungs-Institute beträgt 10,000, in denen 1,300,000 Zöglinge auf Staatskosten unterrichtet werden. Die Regierung urtheilt selbst günstig über die Fortschritte der Schulbildung im Volk, dennoch enthält sich noch ein sehr großer Theil des Schulbesuchs, z. B. im Pandschab 70% der Kinder schulfähigen Alters. In einigen Landestheilen thut das frühzeitige Heirathen dem Schulbesuch erheblichen Abbruch. In den unteren und mittleren Schulen wird durchweg in der Landessprache unterrichtet, in den höheren sind außer der englischen Sprache auch die arabische und persische, das Hindostani und Sanskrit Lehrsprachen. Außerdem existiren Privat- und Gemeindeschulen, und die Errichtung technischer und industrieller Lehranstalten ist augenblicklich ein Hauptaugenmerk der Regierung. Es kommt derselben nämlich darauf an, den Indiern womöglich alle Berufszweige zu eröffnen, sie so zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen und gleichzeitig jeden Grund zur Unzufriedenheit zu entfernen, wie solcher augenblicklich z. B. durch Stellen-Mangel im juristischen und Staatsdienst geboten wird, während gerade um diese Carriere die jungen

[12]) Vergl. Martin, the statesman's yearbook, 1876, das mehrfach als Quelle benutzt ist.

Digitized by Google

Leute sich stark bemühen. Der Besuch des Prinzen von Wales hat vornehme Eingeborne veranlaßt, Subscriptionen zur Gründung nationaler Erziehungs-Institute zu veranstalten.

Die militairischen Streitkräfte des Landes bestehen zum Theil aus englischen Truppentheilen, die der Regel nach alle 10 Jahre abgelöst werden, und von denen die Cavallerie und Artillerie ihre Pferde im Mutterlande zurückläßt, um in Indien diejenigen des abzulösenden Truppentheils zu übernehmen, zum Theil aus der eigentlichen indischen Armee oder Eingebornen-Armee. An englischen Truppentheilen sind in Indien vorhanden:

50 Bataillone Infanterie	45,852 M.
9 Regimenter Cavallerie	4,330 „
15 Reitende, 43 Feld-Batterien mit zusammen 342 Feldgeschützen und 28 Garnison-Batterien	12,233 „
3 Genie-Compagnien	435 „
in Summa	62,850 M.

Die Infanterie-Bataillone haben somit eine Stärke von ungefähr 900 Mann auf 8 Compagnien. Sie wechseln wie alle auswärts stationirten Bataillone mit dem in der Heimath stehenden Bataillon desselben Brigade-Districts im auswärtigen Dienst. Das gemeinsame Brigade-Depot in der Heimath bewirkt den etwa erforderlichen Nachschub.[13])

Die Cavallerie-Regimenter (Husaren, Dragoner und Lanciers) haben eine Stärke von 480 Mann auf 3 Escadronen zu 2 Trupps. Die Depots der Regimenter sind in England.

Die Artillerie besteht aus 3 reitenden, 6 Feld- und 4 Garnison-Brigaden. Die reitenden Brigaden haben 5, die Feld-Brigaden 7, eine jedoch 8 Batterien zu 6 Geschützen, die Garnison-Brigaden 7 Batterien. Die Feld-Geschütze sollen zur Hälfte 6-pfündige, zur Hälfte 9-pfündige Woolwich-Geschütze sein. Doch existirt auch noch ein speziell für Indien construirter 9-Pfünder, der aber auf dem Aussterbe-Etat steht, und (1875) für eine ganze Brigade noch 9-pfündige Armstrongs.[14])

Es ist noch zu bemerken, daß die Garde-Truppen niemals nach Indien oder überhaupt ins Ausland geschickt werden.

Die Offizier-Corps aller Waffen sind sehr stark, namentlich mit einer unverhältnißmäßig großen Zahl von höheren Chargen dotirt. Bekanntlich ist der Stellenkauf abgeschafft. Gleichzeitig mit dem Stellenkauf wurde

[13]) Dem Brigade-Depot gehören zwei Compagnien des Bataillons an; jedes Bataillon in der Heimath hat nämlich auf Friedensfuß 10 Compagnien.

[14]) Vergl. Mil. Wochenbl. 1875 Nr. 39 und 1876 Nr. 103.

Digitized by Google

auch dem bisherigen Mißbrauch des Stellentausches gegen oft sehr hohe Summen ein Ende gemacht. Der Stellentausch ist durch ein neues Gesetz zwar wieder gestattet worden, doch nimmt das Kriegsministerium jetzt die Regelung dieser Angelegenheit in die Hand, und lediglich die wirklichen Auslagen und Kosten dürfen vergütet werden. Man hat diese Maßregel mit Rücksicht auf die Colonien und namentlich Indien für erforderlich gehalten. Man wollte es den Offizieren nicht durchaus unmöglich machen, in ihren Familien-Verbindungen zu bleiben und sich dem für gewisse Constitutionen entschieden mörderischen Klima Indiens zu entziehen. Ob damit wirklich eine Begünstigung der Reichen ausgeschlossen ist, ob der frühere Handel nicht dabei unter der Hand betrieben werden kann, und ob die Offizier-Corps der nach Indien gehenden Regimenter in Bezug auf ihren innern Gehalt durch diese Maßregel nicht beeinträchtigt werden, darüber dürfte mindestens einiger Zweifel zulässig sein.

Die Recrutirung der Mannschaften erfolgt nur durch Werbung auf zwölf Jahre. Während im Mutterlande der größere Theil der Infanteristen nur auf sechs Jahre active und sechs Jahre Reservedienstzeit engagirt wird, wird für den Colonial-Dienst das Engagement immer auf die ganze Zeit abgeschlossen.

Die englischen Truppen Indiens stehen ebenso wie die einheimischen Truppen unter dem Ober-Commandeur der indischen Streitkräfte, resp. auch den Commandeuren der Madras- und Bombay-Armee und sind den Territorial-Behörden gemeinschaftlich mit diesen unterstellt. An einer organischen Gliederung für beide Kategorien der in Indien vorhandenen Truppen fehlt es durchaus, die Eintheilung der Armee ist lediglich territorial.[15])

Die Eingebornen-Armee zerfällt der alten Eintheilung der ostindischen Compagnie entsprechend in die Bengal-, Madras- und Bombay-Armee, von denen die erste die bei weitem größte ist. Außerdem bestehen noch einige Formationen, welche nicht von dem Ober-Commandeur ressortiren, sondern zur ausschließlichen Disposition ihrer Territorial-Behörde stehen.

Die Gesammtstärke der Eingebornen-Armee beträgt circa 128,000 Mann; davon sind 102,000 Infanteristen[16]) und 22,000 Cavalleristen.

---

[15]) Der Ober-Commandeur der indischen Armee ist gleichzeitig der unmittelbare Vorgesetzte der Bengal-Armee. — In „the Indian army and civil service list" ist allerdings eine Eintheilung der Armeen in Divisionen und Brigaden aufgeführt, doch sind dies nur territoriale Begriffe, welche der Civil-Verwaltungs-Eintheilung in Divisionen und Distrikte entsprechen.

[16]) Einschließlich der Genie-Truppen. — Die Stärke der drei Armeen war im Januar 1873 folgende:

Bengal-Armee	47,288 Eingeb.,	37,308 Engländer,	2109 engl. Offic.
Madras- „	26,934 „	12,258 „	929 „ „
Bombay- „	24,602 „	10,457 „	679 „ „

Digitized by Google

Die drei Armeen haben zusammen 120 Regimenter oder Bataillone Infanterie, 30 Regimenter Cavallerie, 2 Artillerie-Compagnien mit Gebirgs-Train und 25 Compagnien Sappeurs und Mineurs, davon 2 als Pontoniers bezeichnet. Eingerechnet in diese Stärke ist das Sind-Grenz-Corps mit 1 Infanterie-Bataillon, 3 Cavallerie-Regimentern und 2 Artillerie-Compagnien mit Gebirgs-Train.[17]) Außerdem ist noch vorhanden und in vorstehenden Zahlen nicht einbegriffen das den Befehlen des Höchst-Commandirenden nicht unterstellte Pandschab-Grenz-Corps mit 10 Bataillonen Infanterie, einem attachirten schon vorher mitgezählten Bataillon, 5 Cavallerie-Regimentern, 1 Corps Guiden (aus Infanterie und Cavallerie bestehend), 2 reitenden Batterien, 2 Gebirgs-Batterien und einer Garnison-Artillerie-Compagnie.[18]) Dazu kommen noch die Leibwachen des Vice-Königs und der Gouverneure von Madras und Bombay und die Contingente der Eingebornen-Staaten und zwar das Corps in Central-Indien[19]), das Corps in Radschputana[20]), das Haidarabad-Contingent[21]), die Maisur-Sillidar-Reiterei[22]) und die Nair-Brigade[23]), zum Theil irreguläre Truppen verschiedener Stärke und Formation.

Die Eingebornen-Infanterie-Regimenter zu 8 Compagnien haben im Allgemeinen eine Stärke von 700 Mann, das Heergefolge eines solchen

---

[17]) Die Bengal army besteht aus 45 Regimentern (od. Bataillonen) native infantry, 5 Regimentern Goorka infantry, 19 Regimentern Bengal cavalry und dem corps of sappers and miners zu 10 Compagnien (incl. 2 Pontonier-Compagnien); die Madras army aus 40 Regimentern native infantry, 4 Regimentern light cavalry und 10 Compagnien sappers and miners; die Bombay-army aus 30 Regimentern native infantry, 3 Regimentern light cavalry, 1 Regiment Poona horse und dem corps of sappers and miners zu 5 Compagnien (davon 1 zu Aden), ferner der Sind frontier force mit einem Stab, 3 Regimentern Sind horse, 2 Compagnien native artillery und 2 denselben attachirten Compagnien mountain train.

[18]) Punjab frontier force mit einem Stab, 4 Regimentern Sikh infantry, 6 Regimentern Punjab infantry, 5 Regimentern Punjab cavalry, dem corps of guides, 2 horse light field batteries, 2 mountain batteries u. 1 garnison compagny of artillery, im Ganzen 12,398 M.

[19]) Corps in Central India, bestehend aus Central India horse (Stab und 2 Cavallerie-Regimenter, die wie die übrigen Cavallerie-Regimenter mit englischen Officieren besetzt sind), dem Malwah Bheel corps und dem Bhopaul battalion. — (Stärke nicht ermittelt).

[20]) Corps in Rajpootana, bestehend aus der Deolee irregular force, der Erinpoora irregular force (beide aus Infanterie und Cavallerie zusammengesetzt), dem Meywar Bheel corps und dem Mhaiwarra battalion, im Ganzen 4098 M.

[21]) Hyderabad contingent, bestehend aus einem Brigade-Stab, 4 Regimentern Hyderabad cavalry, 4 horse light field batteries und 6 Regimentern Hyderabad infantry, im Ganzen 8350 Mann.

[22]) Mysore Sillidar horse — 2191 Mann, dabei nur 1 engl. Major und 1 engl. Adjutant. Die reguläre Mysore infantry ist schon bei der Madras-Armee berechnet.

[23]) Nair Brigade, 2 Bataillone, Contingent des Staates Travancore — 1454 Mann. — Andere regulär formirte Contingents-Truppen sind schon bei den Armeen mitgezählt.

Digitized by Google

Regiments wächst aber durch Frauen und Kinder auf 2000 Köpfe [22a]) an. Die Cavallerie-Regimenter scheinen zwischen 4 und 500 Pferde zu zählen und bestehen aus 3 Eskadrons zu 2 Trupps. Die Zahl der englischen Offiziere ist nur eine sehr geringe und zwar bei einem Infanterie-Regiment: 1 Commandant, 2 Halb-Bataillons-Commandanten [24]), 2 Subaltern-Offiziere, 1 Adjutant, 1 Quartiermeister, 1 Arzt; bei einem Cavallerie-Regiment: 1 Commandant, 3 Eskadronsführer, 2 Subaltern-Offiziere, 1 Adjutant, 1 Arzt; bei einer Batterie 1 bis 2 Offiziere. Die Contingente der Eingebornen-Staaten sind noch schwächer mit englischen Offizieren dotirt. Die englischen Offiziere der Eingebornen-Regimenter gehören größtentheils dem Staff-Corps an, theils aber auch den noch in den Listen geführten Cadres der ehemaligen Regimenter der ostindischen Compagnien. Das indische Staff-Corps, in ein Bengal-, Madras- und Bombay-Staff-Corps gegliedert, wurde aus den Offizieren der ehemaligen Präsidentschafts-Armeen gebildet, sobald jene es nicht vorzogen, in den Cadres ihrer alten Regimenter zu verbleiben. Es erhält seinen Ersatz aus Offizieren, welche von der Armee nach abgelegtem Examen im Hindostani dorthin übertreten und aus den 20 für Indien erzogenen Cadetten des Collegs zu Sandhurst. Die Avancements-, Gehalts- und Pensionirungsverhältnisse dieser Offiziere sind sehr complicirt und in letzter Zeit viel geändert worden, ohne daß es bisher gelang, die vielen vorhandenen Unzuträglichkeiten abzuschaffen. Die Offiziere werden oft nicht ihrem Grade entsprechend verwandt; so sind bei einigen Regimentern alle Capitainsstellen durch Oberst-Lieutenants und Majors besetzt, während andererseits Capitains als Regiments-Commandeure fungiren. Ein Theil der Offiziere des Staff-Corps, sowie auch der Offiziere der königlichen Artillerie und Ingenieure befindet sich in Local-Stellungen, viele in Civil-Stellungen, und ein ganz beträchtlicher Theil wird beurlaubt geführt. Jedenfalls herrscht viel Unzufriedenheit in diesem Offizier-Corps, und es reicht in keiner Weise aus, um den Eingebornen-Regimentern einen festen Halt zu gewähren.[25]) Als indische Regimenter nach Abyssinien gesandt wurden, wurden dieselben mit 11 anstatt mit 7 Offizieren besetzt. In Folge dessen fühlte sich

---

[22a]) Angabe der Times v. 25. 10. 76. bei Gelegenheit einer Besprechung des Gesundheitszustandes in Indien.

[24]) Wing officers.

[25]) Ein Referat der Times v. 25. 2. 76 (the native army of India) über das Werk des Lt. Colonel Arthur Cory vom Bengal Staff Corps, betitelt „Shadows of coming events, or the eastern menace" beurtheilt das gegenwärtige System ganz absprechend. Nach seiner Ansicht fehlt jedes gemeinsame Band zwischen den englischen Offizieren und den Eingeborenen. Die Offiziere seien in keiner Weise für ihre schwierige Stellung vorbereitet. Eingeborene Offiziere würden im Stande sein, Tüchtiges zu leisten. — Vergl. auch Mil. W. Bl. 1875 Nr. 57.

Digitized by Google

der damalige General-Gouverneur veranlaßt, zu melden, „daß drei Präsidentschaften hätten ausgefegt werden müssen, um Lord Napiers Bedürfnissen zu genügen. Einige britische Regimenter seien sogar in einer für den Dienst höchst bedenklichen Weise ihrer Offiziere beraubt worden, aller künftig nothwendige Offizier-Ersatz müßte unbedingt aus England gesendet werden; denn die indischen Hilfsquellen seien in dieser Beziehung zu Ende, dergestalt, daß er nicht wüßte, wie er etwaige Ausfälle, die im Lande selbst durch Krankheit ꝛc. entstehen könnten, decken sollte, und Gefahr vorhanden sei, daß die Eingebornen-Regimenter von guten Offizieren gänzlich entblößt würden." — Der Rest der Offizierstellen wird von Eingebornen-Offizieren ausgefüllt, die aus den Mannschaften nach einem bestandenen Examen hervorgehen. Jede der 8 Infanterie-Compagnien hat 2 Eingebornen-Offiziere, 1 Subardar (Hauptmann) und 1 Jemmerdar (Lieutenant). Der Dienst ist so eingetheilt, daß die englischen Offiziere die ganze Ausbildung leiten, während den Eingeborenen der innere Dienst zufällt. Die Unteroffiziere und Mannschaften sind sämmtlich Eingeborene, welche sich durch freiwilligen Eintritt ergänzen[26]) Die Bewaffnung der eingeborenen Infanterie besteht zum größern Theil aus Einfield-Vorder-Ladern, zum Theil aus Snidergewehren. Nach einer Notiz der Army and Navy Gazette vom 26. August 1876 waren nur 14 Regimenter mit dem letztern Gewehr bewaffnet. Angeblich sind neuerdings aber Martini- und Henry-Gewehre (die Waffe der englischen Infanterie) in großer Zahl auch für Indien angefertigt worden.

Danzig. v. Janson
Hauptmann im Generalstab.

Heinrich Kruse's Marino Faliero.*)

Nicht zum ersten Male wählt Heinrich Kruse einen Stoff zu seinem dramatischen Schaffen, der schon hervorragende Dichter vor ihm beschäftigt hat. Wir haben eingehend seinen „Brutus" besprochen**) und nachgewiesen, wie selbständig er die Tragödie der Ermordung Caesars und des Unterganges der römischen Republik nicht dem großen Briten, sondern der Geschichte nachzuschaffen versucht hat.

[26]) Vergl. Mil. W. Bl. 1876 Nr. 100.
*) Leipzig, S. Hirzel 1876.
**) Grenzboten, 1875. II. Quartal.

Digitized by Google

Eine weniger erdrückende Concurrenz war hier zu überwinden. Byrons „Marino Faliero“ ist unter den gleichnamigen Stücken von Lindner und Casimir Delavigne das hervorragendste. Aber wenn es auch hundertmal der lieben Jugend, die englisch treibt und auch etwas von Byron kennen lernen soll, in die Hände gegeben wird, weil es leidlich frei ist von starken Stellen, so ist doch auch Byrons „Marino Faliero“ noch lange kein mustergültiges Drama, noch lange kein „Marino Faliero“, wie er sein soll. Es ist im Gegentheil vielleicht dasjenige Werk Byrons, welches die sprüchwörtliche Unfähigkeit der Briten, sich in die historischen Eigenthümlichkeiten des Continents einzuleben, am klarsten darlegt. Und in einem geradezu überraschenden Maße fehlt Byrons „Marino Faliero“, trotz der genauen Kenntniß und der schwermüthigen Bewunderung Venedigs, die ihm innewohnte, die Localfarbe, die er sonst so meisterhaft zur Geltung zu bringen weiß; die Localfarbe im landschaftlichen, wie im historischen Sinne. Daß wir in Venedig weilen, erfahren wir fast nur aus dem Scenarium: „Scene: Der Raum zwischen dem Canal und der Kirche S. Giovanni; eine Reiterstatue davor.“ „Der Rath der Zehn sitzt bei San Salvator“ — das erinnert den Leser des Stückes stellenweise an Venedig. Die Puppen dagegen, welche die Nobili spielen, oder als Verschworene von Freiheit und Gleichheit, oder mit dem Dogen von der menschlichen Niedertracht im Allgemeinen und der faulen Zukunft für die liebe Vaterstadt im Besondern reden, kann man sich mit demselben Recht an jedem andern Ort und um jeden andern tragischen Stoff versammelt denken. Ja, nicht einmal ein tragischer Stoff ist absolute Voraussetzung. Wenn der Doge seinen Schwanengesang anhebt:

„I speak to Time and to Eternity“,

so läßt sich dasselbe von Jedem behaupten, der vor tauben Ohren predigt. Auch Herr Liebknecht pflegt im Reichstag, wenn sich Murren erhebt, zu sagen: „Ich rede nicht zu Ihnen, ich rede zu denen da draußen.“ Zur Ewigkeit freilich nicht.

Ein Dichter, der sich vornahm, bei der dramatischen Gestaltung dieses Stoffes genauer als dies irgend einer der Vorgänger gethan, die natürliche Tragik der geschichtlich überlieferten Handlung und die eigenthümliche Anziehungskraft der Zeit und des Schauplatzes dieser Handlung auf den Zuschauer und Hörer wirken zu lassen, mußte in wichtigen Stücken seinen Vorgängern schon überlegen sein.

Die „Grenzboten“ haben wiederholt, bei Besprechung des Kruseschen „Moritz von Sachsen“, wie seines „Brutus“ zu zeigen versucht, wie Kruse gerade ganz besonders bestrebt ist, in geschichtlichen Dramen dem Faden der Geschichte zu

Digitized by Google

folgen und der poetischen Intuition nur insoweit Raum zu geben, als die Geschichte Lücken oder Räthsel bietet. Daß er vor der dramatischen Gestaltung seines „Marino Faliero“ alle Quellen fleißig nachgelesen, daß er selbst einige Monate in der Lagunenstadt verbracht hat, um seine Arbeit ganz von dem Colorit der Zeit und des Schauplatzes durchdringen zu lassen, bedarf bei Kruse kaum der Erwähnung.

Aber wir haben es mit einem Drama, mit einer freigeschaffenen Nachbildung der geschichtlichen Thatsachen, nicht mit der Geschichte selbst zu thun. Aus diesem Grunde schon übergehen wir den Nachweis, den Lindau an der Hand einer einzigen französischen Quelle unternommen hat, zu zeigen, inwieweit Kruse der Geschichte treu geblieben ist. Diese Untersuchung muß nach den strengen Grundsätzen Kruses, die er „über historische Dramen“ selbst vor wenigen Jahren in der „Gegenwart“ veröffentlicht hat, selbstverständlich zu dem Resultate führen, daß er der Geschichte auch bei dieser tragischen Begebenheit so weit als nur möglich gefolgt ist. Der Charakter des Dogen, seiner Gattin, der hervorragendsten Nobili, die den Dogen verderben, sogar der einzelnen Verschworenen steht historisch fest. Sie so wiederzugeben, wie die Geschichte sie individuell beglaubigt, war ein großer Fortschritt, den Kruse vor allen seinen Vorgängern machte. Der Doge ist nicht „eisgrau“ wie bei Byron, sondern ein noch leidlich strammer Degen von einigen sechzig Jahren. Die Signoria ist nicht die vielköpfige „Hydra“ von Coulissentyrannen wie bei Byron, sondern fein nuancirt in der kaltblütigen Staatsklugheit Barbaros, in dem fröhlichen Lebemann Contarini u. s. w. Die Dogaressa ist nicht ein intriguanter Blaustrumpf wie bei Lindner, und nicht die Nonne, die vor dem „eisgrauen Haupte“ ihres Eheherrn am Altar das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit abgelegt hat, wie bei Byron. Man begreift, daß sie diesen warmblütigen Helden liebt, daß in ihm noch ein später Frühling eingekehrt ist. Auch der Vorzug, den Kruse durch die geschichtlich treue Charakterisirung der Verschworenen vor seinen Vorgängern gewinnt, ist bemerkenswerth. Wie mächtig wirkt die Erscheinung des Baumeisters Calendaro, des Bildhauers Campagna unter den Verschworenen, da ihnen der Adel für ihre unvergänglichen Schöpfungen kaum das liebe Brot gewährt und ihnen aus Geiz oder Standesstolz einer freien Künstlerseele kaum erträgliche Demüthigungen auferlegt. Wie bedenklich stimmt uns von vorne herein gegen die kriegerische Leistungsfähigkeit dieser Unzufriedenen die Gesellschaft der Krämerseele Spinellis und des feigen Schwätzers Bertram.

Aber ein Räthsel bietet die Tragödie „Marino Faliero“.

Der Anlaß zur Verschwörung des Dogen gegen die eigenen Standesgenossen, zu seinem Versuche, die Adelsherrschaft in Venedig zu stürzen, um an ihre Stelle — ja wer weiß was? — vielleicht eine Republik mit monarchischer

Digitized by Google

Spitze zu setzen, war ja bekanntlich das Pasquill eines jungen Nobile Michel Steno, das in giftigen Worten die Tugend der Dogaressa anzweifelte, über Nacht an dem Ehrensitz des Dogen angeheftet wurde und für einige Tage im damaligen Venedig die Rolle der „Reichsglocke" spielte. Sitzredacteure gab es damals noch nicht; daher mußte Michel Steno, der die Verfasserschaft der namenlosen Schmähverse*) nicht leugnen konnte, allerdings daran glauben. Aber statt der Todesstrafe, die der Doge, im Glauben an seine monarchische Würde, erwartete, erkannte der weise Rath der Vierzig auf zwei Monate Gefängniß und nachher auf ein Jahr Verbannung für den jugendlichen Uebelthäter. Das war Alles. Der Doge gerieth außer sich. Und da ein anderer Spruch von andern Staatsbehörden nicht gefällt wurde, fühlte er sich rechtlos, geflissentlich gekränkt, und er verbündete sich mit den Unzufriedenen des Arsenals und der Bürgerkreise, um seine Rache zu kühlen. Das Verhängniß der unnatürlichen Fiction jeder aristokratischen Staatsverfassung, welche das Staatsoberhaupt nur als den Ersten unter Gleichen und noch dazu mit absoluter Willensunfreiheit leben läßt und am peinlichsten von einem Liebling der Flotte und des Heeres, einem tapferen Kriegshelden wie Faliero, empfunden werden muß, hat den alten Dogen sicherlich zu seinem unheilvollen Entschlusse mit bestimmt. Auch das kommt bei Kruse zu voller Geltung. Nur oberflächliche Leser seines Dramas können das leugnen.

Darin liegt aber das Räthsel nicht, das die historische Tragödie „Marino Faliero" dem Leser und Forscher aufgiebt.

Wer dagegen ein einziges Mal in St. Giovanni e Paolo in Venedig das herrliche Grabbild Michel Stenos geschaut hat, diesen geistvollen, bedeutenden, staatsmännischen, durch und durch edeln Kopf, dem drängt sich das Räthsel dieser Tragödie mit Macht auf; jetzt, nach mehr als fünfhundert Jahren, wie in einem Jahrtausend denen, die dann leben werden. War der Mann, der dieses Antlitz trug, der mit den höchsten Ehren seines Staates bekleidet, als achtzigjähriger Doge von Venedig gestorben ist, in seiner Jugend, d. h. in den Tagen seines lebhaftesten und frohmüthigsten Empfindens, wirklich nur das giftige Reptil, als das Byron ihn schildert? Das ist kaum denkbar.

Wir denken von den gewaltsamen Ehrenrettungen unserer Tage, wie sie z. B. der selige Adolf Stahr seinen geliebten römischen Kaisern und Prin-

*) „Il Dose Falier della bella muier
I altri la gode è lui la mantien."
Kruse übersetzt etwas milder, als das Original lautet (gode, genießen, mit küssen):
„Des Dogen schöne Frau lebt herrlich mit dem Alten,
Ein Andrer küsset sie, er muß sie unterhalten."

Digitized by Google

zessinnen der Familie Claudius hat angedeihen lassen, ebenso gering wie von der Klatsch- und Verleumdungssucht unserer theuren Zeitgenossen. Und eine Ehrenrettung dieses Schlages würde am allerwenigsten ein historisches Drama zieren. Aber Kruse hat ernstlich danach gestrebt, das Räthsel, das die Tragödie „Marino Faliero" in der Gestalt des Verleumders Michel Steno bietet, zu lösen. Er hat in ihm den Typus des herrschenden, aber auch in eminentem Sinne regierungsfähigen Adels hingestellt. In dem gewaltigen Wachsen Stenos mit den höheren Zwecken, die dem jungen Manne anvertraut werden, hat der Dichter auch deutlich gezeigt, daß die Empörung des Dogen gegen Standesgenossen, die solche Männer wie Steno in ihren Reihen zählten, doch ein sehr thörichtes und sträfliches Unternehmen gewesen sei. Und so kommt auch die historische Gerechtigkeit bei Kruse nicht ganz so zu kurz, wie bei seinen Vorgängern, die denselben Stoff behandelten. Wir verlassen die Richtstätte des Dogen keineswegs mit dem Bewußtsein, daß der tagende Morgen die Sonne über einem herrscherlosen Staate heraufführen werde.

Michel Steno ist die größte Originalschöpfung des Kruseschen Dramas. Das unvergängliche Grabbild der venetianischen Kirche tritt lebendig vor uns hin und wirkt von Scene zu Scene, von Act zu Act packender auf Leser, Hörer, Zuschauer. Wir besitzen allerdings über die Geschichte Venedigs kein solches Meisterwerk, wie Machiavell es über die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz hinterlassen hat, und das historische Dunkel, das auf dem Charakter Stenos lastet, wird vielleicht niemals erhellt werden. So aber, wie Kruse es darstellt, *könnte* sich dieser große Staatsmann entwickelt haben. Aus dem übermüthigen Fant, der keinen Dogen und keine Weibertugend scheut, wächst ein Krieger, ein Feldherr, ein Staatsmann von seltener Größe empor, der schon am Ende des Stückes im Rathe, in dem das Todesurtheil über Faliero gesprochen wird, neben dem alten Juristen Tiepolo als der Einzige es wagt, gegen das Todesurtheil zu sprechen und zu stimmen. Mag sich diese Wandlung in Wirklichkeit auch nicht so rasch vollzogen haben, als hier, so hat doch der Dichter verstanden, sie bis zu einem gewissen Grade uns glaubhaft zu entwickeln und in Michel Steno eine seiner größten Bühnengestalten geschaffen.

Es war natürlich und durch die Rolle, die der geschichtliche Michel Steno spielt, auch durchaus motivirt, daß der Dichter auch die einzigen Liebesscenen, die sein Drama enthält, an diese kraft- und lebensvollste Gestalt seines Stückes anlehnte.

An einer vollkommenen Freude hindert aber das Folgende. Asta, das Hoffräulein der Dogaressa, ist Stenos Braut. Einer zweiten, Nerina, hat er höflich schön gethan. Um Asta freit er, ohne Aussicht auf sichere Existenz. Er besitzt nur Schulden und einen beerbungswürdigen Onkel, der an die Erbschaft

Digitized by Google

freilich die lästige Bedingung knüpft, daß seine Barbara von Michel Steno heimgeführt werde. Seiner Braut zu Liebe klimmt Steno an Strickleitern zum Dogenpalast empor; ihr bringt er Ständchen auf dem Wasser; ihr sucht er am Carnevalsfest des Dogen zu nahen. Der eifersüchtige bejahrte Seeheld meint, die Werbung gelte der Dogaressa. Er läßt den jungen Adligen, seinen Gast, von seinen Dienern hinauswerfen. Im vollen Sturm seines verletzten Ehrgefühls schreibt Steno die schändlichen Verse an den Dogenstuhl. Soweit ist Alles natürlich, psychologisch gerechtfertigt. Aber vor der gewaltsamen Entfernung des jungen Mannes ist etwas geschehen, das wir erst später erfahren. Steno hat seiner Braut ins Ohr geflüstert, daß er sie im dunkeln Gang vor dem Saal erwarte. Statt ihrer eilt zufällig die Herzogin dorthin, an Gestalt und Größe seiner Braut ähnlich. Steno küßt und umarmt sie feurig. An ihrem Schrei erkennt er den Irrthum. Er gelobt ihr Stillschweigen und bittet auch sie zu schweigen, zur Vermeidung aufregender, wahrscheinlich blutiger Begegnung zwischen ihm und dem Dogen. Auch das ist an sich gut erfunden. Aber wenn diese Begegnung mit der Dogaressa der zwangsweisen Entfernung Stenos aus dem Festsaal vorausgegangen wäre, so ist es unsres Erachtens undenkbar, daß Steno, so veranlagt, wie ihn Kruse schildert, die historischen Verse an den Dogenstuhl schrieb. Dadurch wurde die ohnehin unschöne That zu einer ruchlosen Gemeinheit. In welchem Lichte mußte er der Dogaressa erscheinen, wenn sie von den Schmähversen erfuhr, nachdem er ihr den Grund ihres zufälligen Zusammentreffens offenbart, ihr sein Wort gegeben hatte, daß er schweigen werde! Steno handelt demnach bei Kruse zu Anfang des Stückes als ein vollendeter Lump. Er steht viel schlimmer da, als der Steno Byrons, der das blasirte Bedürfniß fühlt, seinen allgemeinen Zweifel an Frauentugend auch einmal der Herzogin zuzuwenden.

Es erscheint uns als eine zu starke Zumuthung an die Phantasie der Zuschauer oder Leser, daß sich aus diesem gemeinen Verleumder in fünf kurzen Acten ein bewunderungswürdiger Staatsmann entwickeln soll. Und die Freude an der stetig wachsenden Vollendung seines Charakters wird uns dadurch noch mehr getrübt, daß wir eben erst später erfahren, wie er der Herzogin begegnete, ehe er seine Schmähverse schrieb, und dadurch auf die psychologische Unwahrscheinlichkeit dieses Charaktersbildes noch ganz besonders nachdrücklich aufmerksam gemacht werden.

Es soll in keiner Weise behauptet werden, daß der Dichter diesem Einwand gegenüber ungewaffnet dastehe. Er kann uns antworten: „Schon ehe Michel Steno auftritt, sagt von ihm der strenge Antonio Barbaro, jene Handlung sehe ihm gar nicht ähnlich. Es ist das Eigenthümliche aller Leidenschaften, daß sie im Augenblicke der höchsten Erregung den Menschen blind

Digitized by Google

gegen alles Andere und so zu sagen bewußtlos machen. Als ihm das Unwürdige seiner Handlung vorgerückt wird, sagt er naiv, aber vollkommen wahr und aufrichtig, er habe an die Herzogin gar nicht gedacht. Er hat überhaupt nicht gedacht. In seiner Rachsucht (und italienische Rachsucht ist noch etwas Anderes, als deutsche) dachte er an die Herzogin so wenig als an Hekuba und schrieb mit zitternder Hand an den Dogenstuhl, was ihm gerade durch den Kopf schoß. Wie im Traum erinnerte er sich daran, daß er die Herzogin geküßt, und durch eine Ideenassociation brachte er die Küsse in dem Reime an."

Diese Rechtfertigung würde uns ungenügend erscheinen. Denn im Drama soll der Charakter sich auch im höchsten Affect treu bleiben. Nur das Uebermaß der Charaktereigenthümlichkeit soll dann zu Tage treten. Die Eigenthümlichkeit Stenos ist aber mit nichten die Gemeinheit. Daß diese strengen Anforderungen der Theorie nicht selten ignorirt werden mögen, im Interesse einer Steigerung der Verwickelung, einer Verlängerung der dramatischen Spannung, das mag sein. Aber die unglückselige Begegnung der Dogaressa mit Steno, welche in unsern Augen die sonst so reine und erfreuliche Zeichnung des Charakters Stenos verdirbt, hat noch andere Mängel für die Entwickelung der dramatischen Handlung im Gefolge. Der Herzog erfährt über jene Begegnung nur halbe Worte, die seinen Verdacht gegen das treue Weib aufregen. Noch nachdem er zum Tode verurtheilt ist und hingerichtet werden soll, denkt er daran, seiner Gattin — bei der letzten Begegnung, die ihm mit ihr beschieden ist! — mit seinem blanken Schwert zu drohen, um die volle Wahrheit von ihr zu erpressen. Da erklärt ihm zuerst das Hoffräulein Nerina das Mißverständniß. Und dann ist die letzte Unterredung zwischen den Gatten abermals allein den in solcher Situation dem Zuhörer, der längst Alles weiß, völlig nichtigen Details des Zusammentreffens der Herzogin mit Steno in der Hauptsache gewidmet. Wie groß hätte die Scene ohne diese leidige Geschichte gestaltet werden können! —

Auch der gesunde Realismus, der Kruses Schöpfungen inne wohnt und Leben verleiht, schießt nach unsrer Ansicht in seinem „Marino Faliero" manchmal über die Grenzen des Schönen hinaus. So wäre das Gezänke zwischen dem Dogen und Steno in den ersten Scenen schon vor jedem deutschen Bagatellrichter undenkbar. Vor dem hohen Rathe der Vierzig zu Venedig und bei dem Range der Streitenden wirkt es dagegen sicherlich im entgegengesetzten Sinne des Dichters, wenn Michel Steno ruft:

„Der Doge macht's wie ein Kastanienweib",

oder der Doge fragt:

„Wer hat das größte Maul in ganz Venedig?"

Digitized by Google

Doch bei alledem bleibt „Marino Faliero“ eines der besten Stücke, die Kruse geschrieben, und das bühnenfähigste sicherlich. Die Aufführung desselben im Königlichen Schauspielhause zu Berlin errang mehr als einen Achtungserfolg. Wer das Stück blos gelesen, wird sich des Wunsches nicht erwehren können, es aufgeführt zu sehen, um die Wirkung so vieler Scenen von dramatischem Effect voll zu genießen und die lebensvollen Gestalten, die es vorführt, in Fleisch und Blut handeln zu sehen.

Das beste Lob aber, das den Kruseschen Dramen überhaupt zu spenden ist, die Anerkennung ihres Strebens, das geistige Leben der Gegenwart auch auf diesem verödeten Gebiete — wo sonst vielleicht mehr noch als auf dem industriellen die Losung „schlecht aber billig“ vorherrscht — zu fördern in einem edeln Sinne, dieses Lob muß auch seinem „Marino Faliero“ in verdientem Maße gezollt werden.

Der vorletzte russisch-türkische Krieg.

1. Im Jahre 1828.

Angesichts des sich vorbereiteten Krieges zwischen Rußland und der Pforte scheint uns ein Rückblick auf den letzten Zusammenstoß dieser beiden Mächte, wo dieselben sich allein gegenüberstanden, an der Zeit zu sein, zumal die Dinge gegenwärtig ähnlich liegen wie damals. So betrachten wir denn in den folgenden Abschnitten die beiden Feldzüge von 1828 und 1829, von denen der erste für die Russen ungünstig ablief (was jetzt auch nicht unmöglich ist), der zweite von entscheidendem Erfolge gekrönt war.

Schon im October 1827 standen die russischen Truppen in Bessarabien zum Einmarsch in das türkische Gebiet bereit, schon im December war der Gesandte des Czaren von Konstantinopel abgereist, und wenn Kaiser Nikolaus noch nach der Mitte des April loszuschlagen zögerte, so war der Grund einfach der, daß man die Widerstandskraft der Türken unterschätzt hatte und sich genöthigt sah, mehr Truppen, als ursprünglich beabsichtigt worden, marschiren zu lassen. Endlich erfolgte am 14./26. April von Seiten Rußlands das Kriegsmanifest, und die Armee erhielt Befehl zum Vorrücken. Dieselbe bestand aus 8 Divisionen Infanterie und 4 Cavallerie-Divisionen, die zusammen etwa

Digitized by Google

105,000 Mann stark waren und unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Fürsten Wittgenstein standen, welchem der General Diebitsch als Chef des Generalstabs beigegeben war. Die Truppen zerfielen in drei Armeecorps: das dritte unter General Radzewitsch mit 50,500 Mann und 228 Geschützen, das sechste unter General Roth mit 25,500 Mann und 90 Geschützen und das siebente unter General Voinoff mit 29,300 Mann und 144 Geschützen. Die türkische Armee hatte sich noch nicht vereinigt, als die Russen am 7. Mai den Pruth überschritten und sich dem linken Donauufer näherten. Sie sollte aus etwa 80,000 europäisch organisirten und geschulten Soldaten, unter denen sich 40,000 Mann Infanterie, 30,000 Mann Artillerie, Genie u. d. und gegen 10,000 Reiter befanden, bestehen, wozu noch 30,000 Arnauten und Bosniaken und 35,000 andere Irreguläre kamen, die in den übrigen Provinzen Europas und in Kleinasien ausgehoben worden waren. Das türkische Heer zählte somit im Ganzen 145,000 Mann, doch mußten circa 75,000 davon zur Besetzung der Donaufestungen, Konstantinopels und der griechischen Grenze verwendet werden, so daß nicht mehr als 70,000 als mobiles Corps gegen die Russen Front machen konnten. Den Oberbefehl über dasselbe führte der Seraskier von Rumelien Hussein Pascha. Auf dem kleinasiatischen Kriegsschauplatze hatte der Seraskier von Anatolien Galib Pascha ungefähr 30,000 Reguläre nebst den Milizen der Paschaliks Wan, Kars und Achalzich zu seiner Verfügung.

Nach dem russischen Feldzugsplane war das sechste Armeecorps zunächst bestimmt, Silistria einzunehmen. Es überschritt den Pruth, besetzte Jassy und traf am 13. Mai in Bukarest ein, stieß aber dann auf verschiedene Hindernisse, welche den Uebergang über die Donau mehrere Wochen verzögerten, und über die wir später berichten werden.

Das siebente Corps, bei dem sich der Großfürst Michael befand, hatte die Aufgabe, zuerst die auf dem linken Ufer der Donau gelegene Festung Ibrail zu nehmen und dann sich mit dem dritten zu vereinigen. Dieses letztere, die eigentliche Angriffscolonne, sollte die Donau bei Isaktschi zwischen Ibrail und Ismail überschreiten, nach dem Schwarzen Meere vorrücken und an dessen Küste einige Hafenplätze besetzen, welche den Russen die Zufuhr von Lebensmitteln und Truppenverstärkungen zur See sicherten. Die russische Flotte, von Admiral Greigh befehligt, beherrschte damals das Schwarze Meer, weil die Seemacht der Türken kurz vorher bei Navarino fast ganz vernichtet worden war. Da also die Russen hier nichts zu fürchten hatten, gedachten sie, statt wie früher durch das Innere des Landes vorzudringen, ihre Operationslinien an der Meeresküste einzunehmen. Von hier aus sollte das dritte Corps, wenn das siebente Ibrail genommen, mit jenem vereint die festen Positionen von Schumla und Warna angreifen, welche der Schlüssel zum Herzen der Türkei

Digitized by Google

waren. Nach deren Eroberung sollten die russischen Truppen gegen den Balkan vordringen und die Hauptdefileen des östlichen Theils dieser Bergkette in Besitz nehmen, und war dies vor Ende der guten Jahreszeit gelungen, so sollte Wittgenstein vom Gebirge in die Ebenen Thraciens hinabsteigen.

Das dritte Corps hatte zunächst in der Dobrudscha zu operiren, einem Landstrich, der zwischen Silistria, Schumla, der Donau und dem Schwarzen Meere liegt und größtentheils eine Einöde ist, welche auf der Quadratmeile höchstens 300 Einwohner hat. In ihrem nördlichen Theile erheben sich die schroffen Gebirge von Matschin, die zum Theil schönbewaldeten Besch Tepe (Fünf Berge) und die Höhen von Baba Dagh. Weiter südlich dagegen bildet das Land ein niedriges wellenförmiges Hügelterrain, welches nur einige hundert Fuß über der Meeresfläche liegt. Der Boden besteht aus einer feinen grauen Sandmasse mit Kalkunterlage, in welcher alle Niederschläge einsinken und verschwinden, so daß man hier vergebens nach Quellen und Bächen sucht. Das spärliche Trinkwasser wird in den weit auseinander liegenden Dörfern mit Bastseilen von 80 bis 100 Fuß Länge aus den wenigen Brunnen gezogen. Ackerbau ist unter diesen Umständen nicht viel zu finden, und man begegnet in den Ortschaften der Gegend nur sehr geringen Vorräthen von Getreide und Rauhfutter. Das Gras verdorrt schon zu Anfang des Sommers und bildet dann unabsehbare Flächen mit hohen gelben Halmen, die wie Kornfelder im Winde wogen. Kaum besser von der Natur bedacht ist der Theil der Bulgarei vom Trajanswall bis nach Basardjik; auf einer Strecke von fünfundzwanzig Meilen findet ein Heer hier durchaus keine Lebensmittel und fast nirgends Wasser.

Wir begeben uns jetzt zuerst zum siebenten Corps der russischen Armee, welches Ibrail zu nehmen bestimmt war. Man erfuhr hier sofort, daß der Sieg über die Türken kein leichter sein werde, obwohl man hoffen gekonnt, dieselben würden nach den Unglücksfällen in Griechenland entmuthigt sein, und obwohl die Pforte kurz zuvor die volksthümliche alte Miliz der Janitscharen vernichtet hatte, um an ihre Stelle eine junge, von keinem Selbstvertrauen und keinen glorreichen Erinnerungen getragne Truppe zu setzen. Die Belagerung Ibrails zeigte, daß, wenn man auf die Zaghaftigkeit der Soldaten des Großherrn gebaut hatte, man im Irrthum gewesen war. Am 15. Mai wurde die Festung eingeschlossen, aber die eigentliche Belagerung machte sehr langsame Fortschritte. Die Türken wehrten sich ebenso rührig als unerschrocken. Rasch besserten sie die Schäden aus, welche die feindlichen Geschosse anrichteten. Häufige Ausfälle unterbrachen die Arbeiten der Belagerer und tödteten ihnen viele Leute. Erst am 15. Juni war man so weit, daß ein Sturm gewagt werden konnte. Die Russen verrichteten dabei unter der persönlichen

Digitized by Google

Führung des Großfürsten Michael Wunder der Tapferkeit. Aber sie stießen auf ebenso tapfern Widerstand. Dreimal wurden sie geworfen, und bei ihrem endlichen Rückzuge erfolgte ein allgemeiner Ausfall der Türken. Die Russen zählten bei diesem Sturme nach ihren eignen amtlichen Berichten 700 Todte und 1500 Verwundete, zwei Generale blieben auf der Bresche. Aber auch die Türken hatten große Verluste erlitten, und sie hatten auf keine Verstärkung zu hoffen, während siebzehn russische Schiffe sich auf der Donau den Belagerern zugesellten. So verlangte der Befehlshaber der Festung am 17. Juni einen Waffenstillstand von zehn Tagen und versprach, wenn nach Ablauf desselben keine Verstärkung angelangt sei, den Platz zu übergeben. Man bewilligte ihm nur eine Waffenruhe von vierundzwanzig Stunden, und nach Verfluß dieser Frist wurde Ibrail übergeben. Die Russen fanden in der Festung gute Vorräthe an allerlei Kriegsmunition. Aber sie hatten mit ihrer Belagerung eine kostbare Zeit und 4000 Mann verloren. Der Platz, welcher keine Außenwerke besaß, hatte sich 27 Tage nach Eröffnung der Laufgräben und noch zwei Tage gehalten, nachdem eine gangbare Bresche in den Hauptwall gelegt war. Ihren Gesammtverlust gaben die Russen selbst auf 4 Generale, 18 Stabsoffiziere und 2251 Gemeine an; allein hierbei können die Kranken und Verwundeten nicht inbegriffen sein, da allein der Sturm am 15. Juni 2200 Mann kampfunfähig gemacht hatte.

Die kleine, Ibrail gegenüber auf dem rechten Donauufer gelegene Festung Matschin ergab sich nach schwachem Widerstande, und man konnte jetzt ohne Gefahr die Donau überschreiten. Dies geschah, nachdem man in Ibrail eine Garnison zurückgelassen, und in starken Märschen rückte Voinoff nun durch die Bulgarei weiter, um sich mit dem dritten Corps zu vereinigen, das im Osten bereits das ganze Gebiet von den Donaumündungen bis zum Trajanswalle unterworfen, in Küstendje den ersten Seehafen gewonnen und bei Karassu Stellung genommen hatte.

Dieses Corps hatte die Donau bei Satunowo überschritten, ungeachtet hier das Herankommen auf dem linken und das Debouchiren auf dem rechten Ufer große Schwierigkeiten hat. Satunowo liegt zwischen dem Kagel- und dem Kartalsee auf einer Landzunge, die dem linken Ufer der Donau sich nähert, nicht fern von der Festung Isaktschi. Obwohl das Gerücht verbreitet war, der Uebergang der Russen werde bei Ismail erfolgen, hatten die Türken sich bei Satunowo verschanzt, und ihre Kanonen bestrichen den Spiegel des Stromes und das jenseitige Ufer. Sie hatten in ihren Schanzen 12 Kanonen, 2 Haubitzen und 1 Mörser, lauter Geschütze von schwerem Kaliber, und waren 10 bis 12,000 Mann stark. Die Russen bauten zunächst durch die Sümpfe auf der linken Seite der Donau einen 7000 Schritt langen Damm, dann näherte sich

Digitized by Google

ihre Flotille, von Ismail die Donau heraufsteuernd, mit dem Brückengeräthe und einer Truppenverstärkung durch eine Jägerbrigade und die Zaporoger Kosaken, die unter der Kaiserin Katharina aus Rußland nach der Dobrutscha ausgewandert waren, aber die griechische Religion und die russische Sprache bewahrt und sich am 27. Mai zu Ismail für Rußland erklärt hatten. Ihre Mitwirkung bei der Ueberschreitung der Donau war von Wichtigkeit. Mit ihren leichten Booten setzten sie hinter der Flotille und von dieser dem Auge der Feinde entzogen, am 8. Juni jene Jägerbrigade auf dem rechten Ufer ans Land, worauf sie mit dieser sofort die nächste Türkenschanze erstürmten. Hierdurch erschreckt, räumte der Feind ohne Widerstand auch die andern Werke und floh theils nach Basardjik, theils nach Isaktschi, und nun bewerkstelligte das gesammte dritte Corps den Uebergang, um bald darauf zuerst die Festungen Isaktschi, Hirsowa und Tultscha, welches letztere von Ibrahim Pascha einige Tage tapfer vertheidigt wurde, und dann Küstendje einzunehmen. Bis zum 5. Juli waren alle türkischen Donaufestungen von Silistria abwärts in den Händen der Russen und diese Herren des angrenzenden Landes bis zum Trajanswalle, und in Küstendje lief eine Transportflotte von 26 Segeln mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf ein.

Die im Allgemeinen schlechte Vertheidigung der zuletzt erwähnten vier Plätze darf nicht befremden. Es waren kleine Orte ohne starke Werke, und die Pforte war nicht in der Lage gewesen, einen beträchtlichen Theil ihres Heeres zu ihrer Besetzung zu verwenden, so daß die Vertheidigung zum größten Theile den Einwohnern selbst überlassen blieb, die ungenügend bewaffnet und wenig geübt waren.

Das dritte Corps, bei dem inzwischen Kaiser Nikolaus in Person eingetroffen war, rückte nach seiner Vereinigung mit dem Woinoffschen von Karassu nach Basardjik vor. Hier verblieb der Kaiser bis zum 15. Juli, um alsdann mit der Hauptmasse seiner Truppen über Kozludja und Jeni Bazar gegen Schumla vorzurücken, dessen Einnahme als das erste Erforderniß der weiteren Kriegsoperationen erkannt worden war, während General Suchtelen mit einer Division zur Belagerung Warnas abmarschirte.

Somit verließ man die Dobrudscha und betrat die Bulgarei. Die bulgarische Ebene, die von der Donau sich bis zum Balkan erstreckt, ist weniger öde als die Dobrudscha. Die Wände der Bodensenkungen sind mit Linden und wilden Birnbäumen besetzt, breite Wiesen fassen die zahlreichen Bäche ein, wo der Boden urbar gemacht ist, wogen Getreidefelder, und selbst die weiten unangebauten Strecken zeigen an vielen Stellen einen üppigen Graswuchs. Die Dörfer liegen nur selten weit auseinander und enthalten, da sie groß sind, meist nicht unbedeutende Vorräthe. Doch auch hier fehlte es nicht an Schwierig-

Digitized by Google

keiten. Der fette Lehmboden macht die Wege bei Regen grundlos, und das Hinabsteigen in die tiefen Thäler, über deren Gewässer nur bisweilen Brücken führen, ist dann äußerst beschwerlich. Im Winter fällt der Schnee in solcher Menge, daß die Straßen oft nicht zu erkennen sind. Im Spätsommer verdorrt die Vegetation, und es stellt sich Wassermangel ein, sodaß man genöthigt ist, sehr lange Märsche zu machen. Da endlich die meisten Gefechtsstellungen sich am Rande von Thälern mit dem Wasserlauf vor der Front befinden, Wasser aber ein dringendes Bedürfniß ist, so ist man, um die Truppen nicht übermäßig zu ermüden, fast immer gezwungen, das Nachtlager am Wasser selbst vor der eigentlichen Gefechtsstellung einzunehmen.

Schumla, eine amphitheatralisch in einem Thalkessel erbaute, auf dem Knotenpunkte der Hauptstraßen Ostbulgariens gelegene Stadt von 50,000 Einwohnern, ist rings von befestigten Höhen umgeben und weniger eine Festung als ein verschanztes Lager. Seine von Thürmen und Bastionen vertheidigte Ringmauer hat etwa eine Meile im Umfange. Es hatte damals eine Besatzung von 45,000 Mann, die von dem Seraskier Hussein Pascha befehligt waren, welcher zwar kein besonderer Feldherr, aber ein Mann von großem persönlichem Muthe war. Unter ihm commandirte der junge, muthige und talentvolle Chalil Pascha, der bei Basardjik ein russisches Jägerregiment mit seiner Reiterei in die Flucht getrieben hatte, was von den Türken allgemein als gute Vorbedeutung betrachtet wurde.

Ein am 23. Juli geliefertes Vorpostengefecht bezeichnete die Ankunft der Russen vor Schumla. Sie bemächtigten sich einiger Außenwerke, welche die Türken auf den Höhen inne hatten, und zwei russische Divisionen besetzten die Straße nach Konstantinopel und die nach Silistria, um der Armee Husseins ihre wichtigsten Verbindungen abzuschneiden. Aber die Türken verloren den Muth nicht. Täglich machten sie Ausfälle gegen die Russen und wiederholt mit Erfolg. Sie zerstörten einen Theil der feindlichen Werke, ihre zahlreicheren Reiter schwärmten auf weite Entfernung in die Umgegend hinaus und nahmen den Russen ihre Zufuhren aus den Depots von Jeni Basar ab, und bald zeigte sich's, daß die Belagerung sich in die Länge ziehen werde.

Von Tage zu Tage verschlimmerte sich die Lage der russischen Armee vor Schumla. Sie lagerte auf einer schattenlosen Fläche bei einer Sommerhitze, die sich Mittags in der Sonne bis zu 40 Grad Reaumur steigerte. Die Entbehrungen in der erschöpften Gegend und die Anstrengungen beim Schanzenbau und Vorpostendienst erschütterten den physischen, die Erfolglosigkeit des langen Harrens und der üble Ausgang der kleinen Gefechte den moralischen Zustand des Heeres. Dasselbe lebte nur von Zwieback und Fleisch, und das letztere war schlecht, da der weite Transport die mitgebrachten Ochsen ab-

Digitized by Google

gemagert hatte. Schwieriger noch war die Beschaffung von Pferdefutter. Die Fouragirungen mußten, nachdem man die nächste Umgebung ausgefogen, auf Entfernungen von drei bis vier Meilen ausgedehnt werden. Fast täglich löste sich die ganze russische Reiterei in Fourageurs auf, und doch konnte sie nicht die genügende Menge von Futter auftreiben. So verlor man von der jetzt überhaupt nur noch 3000 Mann starken Cavallerie täglich gegen 100 und später an 150 Pferde, und so konnte man auf die Reiterei bald weder in der Schlacht noch beim Vorpostendienst mehr viel rechnen. Nicht weniger bedenklich war, daß die Hitze der Tage, die Kälte der Nächte, die mangelhafte Ernährung bei schwerster Anstrengung und das schlechte Wasser zahlreiche Krankheiten, namentlich Ruhr, Fieber und Scorbut, erzeugten und die Lazarethe allmählich füllten.

Dennoch behauptete Fürst Wittgenstein seine Positionen mit Festigkeit. Aber am 28. August unternahmen die Türken einen allgemeinen Ausfall, erstürmten eine große Redoute, deren Besatzung sie über die Klinge springen ließen, und zwangen dadurch den General Rüdiger die Stellung von Eski Stambul zu verlassen, wo er die Verbindung zwischen Schumla und Adrianopel abgeschnitten hatte. Die Türken konnten jetzt wieder Verstärkungen und Vorräthe aus dem wohlhabenden Thracien bekommen, und die Einschließung der Festung war fortan nur noch eine Beobachtung. Ferner regte sich jetzt auch der Großwesir, indem er von Adrianopel gegen Aidos vorrückte, und 14,000 Mann brachen von Schumla auf, um sich mit ihm zu vereinigen. Um dieselbe Zeit drohten die türkischen Garnisonen von Widdin, Nikopolis und Rustschuk mit einem Einbruch in die Walachei. Aus der Gegend von Silistria berichtete der General Roth über die Unzulänglichkeit seiner Mittel zur Einnahme des Platzes, zu dessen Besatzung türkische Reiterei aus Schumla gestoßen war. Die Belagerung von Warna endlich mußte aufgehoben werden, weil das hier aufgestellte russische Corps kaum halb so stark als die Garnison der Festung war.

So befand sich die russische Armee während der zweiten Hälfte des August und den September hindurch in einer äußerst kritischen Lage, und bei größerer Thätigkeit der türkischen Feldherrn und namentlich des Großwesirs Selim würde der Feldzug für die Russen den verderblichsten Ausgang genommen haben.

Das von Roth befehligte sechste Corps stand Anfang Juli noch auf dem linken Ufer der Donau. Der bei Oltenitza beabsichtigte Uebergang über den Strom mißlang, weil die Türken sich gegenüber in Purtukai stark verschanzt hatten. Er war aber außerdem nutzlos und sogar bedenklich, so lange das dritte Corps nicht in gleicher Höhe vorrücken konnte und die starke Besatzung Silistrias nicht durch ein Einschließungscorps auf dessen Mauern beschränkt war. Erst als alle Donaufestungen von Silistria abwärts in der Gewalt der

Digitized by Google

Russen waren, setzten 10,000 Mann vom sechsten Corps auf einem Umwege bei Hirsowa über den Fluß und marschirten gegen Silistria, vor dem am 21. Juli General Roth selbst erschien.

Silistria ist eine der besseren Festungen der Türkei, und es hatte 1828 gegen zwanzigtausend Einwohner, während es jetzt wohl nicht über sechstausend zählt. Die Stadt bildet ziemlich genau die Hälfte eines Kreises, dessen Durchmesser, etwa zweitausend Schritt lang, der Donau zugekehrt ist. Sie wird von 10 Fortificationsfronten, jede 550 Schritt lang, umschlossen und hat zwei Schanzen, welche den Anschluß an den Fluß bilden und dessen Fläche bestreichen. Die Besatzung war zahlreich, die bewaffneten Einwohner mochten sechstausend Flinten zählen, und außerdem hatte sich der größere Theil der Garnisonen von Ibrail, Tultscha, Matschin und Hirsowa hierhergezogen. Infolge dessen besaß General Roth nicht Truppen genug, um die Festung von allen Seiten einzuschließen und ihr die Verbindung mit Rustschuk abzuschneiden, von wo sie ihre Lebensmittel bezog. Er mußte sich begnügen, die Ausfälle der tapfern Besatzung zurückzuweisen, und bald befand er sich in derselben elenden Lage wie die Belagerer von Schumla. Mangel an Lebensmitteln stellte sich ein, und Fieber und Ruhr forderten zahlreiche Opfer.

Inzwischen hatte man auch die Belagerung Warnas begonnen. Diese Festung liegt am Ausfluß der Devna und ihrer Seen in das Schwarze Meer in einer breiten Thalebene, deren sanftgewellter Boden mit Obst- und Rebengärten bedeckt ist. Der nördliche Thalrand jenes Flüßchens erhebt sich über tausend Fuß, die bulgarische Ebene stürzt hier plötzlich als schroffe Felswand hinab und verflacht sich dann mit stets abnehmender Steilheit. Der Abstand dieser Höhen von Warna beträgt ziemlich eine deutsche Meile. Der südliche Thalrand rückt dem Platze näher, steigt sogleich stetig auf und zeigt die Kuppenbildung und die schönen Waldungen des eigentlichen Balkan. Indeß bleiben auch hier die nächsten, die Festung einsehenden Höhen noch über 3000 Schritt von deren Wällen entfernt. Aus der näheren Umgebung war der Platz daher bei der Tragweite der damaligen Geschütze nirgends dominirt, beherrschte aber auch selbst nicht überall vollständig das Terrain im Bereich der Schußweite.

Die ersten Unternehmungen der Russen gegen diese Festung waren nicht glücklich gewesen. Infolge eines Ausfalls der türkischen Garnison hatte der General Suchtelen sich mit seiner Division nach Derbend zurückziehen müssen, wo er sich verschanzte und die Ankunft der Schiffe Greighs erwartete, welche bei der Belagerung Warnas mitwirken sollten. Dieser Umstand erlaubte eine neue Verproviantirung der Festung und eine bedeutende Verstärkung ihrer Garnison. Izzet Mehemed Pascha, der Großadmiral, ein höchst energischer

Digitized by Google

Offizier, bat den Sultan, ihm die Vertheidigung Warnas zu übertragen. Die Bitte wurde gewährt, und er ging an der Spitze von 3000 Mann regulärer Infanterie, denen dann noch 2000 Artilleristen folgten, dahin und gelangte Angesichts der Russen glücklich in die Stadt, wo er sofort den Oberbefehl übernahm. Mittlerweile hatte auch das russische Corps vor Warna von Schumla her einige Verstärkungen erhalten. Aber der Kaiser, der sie in Person dahin geführt, überzeugte sich bald, daß dieselben nicht genügten, und so begab er sich ohne Verweilen nach Odessa, um eine bedeutende Abtheilung der Gardetruppen nachrücken zu lassen. Ehe dieselben eintreffen konnten, erschien die von Anapa kommende Flotte Greighs mit Verstärkungen vor Warna, und der Viceadmiral Fürst Menschikoff, der nunmehr den Oberbefehl über die Belagerungsarmee übernahm, rückte wieder von Derbend vor, schloß die Festung eng ein und schnitt ihr alle Verbindungen ab. Bald jedoch wurde er schwer verwundet, sodaß er das Commando niederlegen mußte. Sein Nachfolger, Graf Woronzoff, traf eben ein, als die Türken am 31. August einen wüthenden Ausfall machten, mehrere Redouten erstürmten und einen großen Theil der Belagerungswerke zerstörten. Erst am andern Tage nach einem furchtbaren Kampfe gelang es den Russen, sich der ihnen entrissenen Schanzen wieder zu bemächtigen.

Am 8. September erschien der Kaiser wieder im Lager, die Verstärkung durch die Garde folgte ihm auf dem Fuße. Am 14. war die von den Russen gelegte Bresche gangbar und das Heer zum Sturme bereit. Der Kaiser ließ Izzet Pascha auffordern, sich zu ergeben, bekam aber eine abschlägige Antwort, und allerdings war die Lage der Türken noch keine aussichtslose, da der Sultan von Konstantinopel aus den Großwesir Mehemed Selim mit 12,000 und Hussein Pascha in Schumla den Omer Briones, einen von den griechischen Kriegen her bekannten Arnautenführer, mit 10,000 Mann zur Entsetzung der Festung ausgeschickt hatten. Dem Omer war es sogar geglückt, ein russisches Regiment, welches eine Recognoscirungstour zu weit weggeführt hatte, vollständig aufzureiben, und hätte der Großwesir seinen Marsch mehr beschleunigt und nicht acht volle Tage gebraucht, um von Konstantinopel bis in die Nähe von Warna zu kommen, so würde er rechtzeitig und ohne besondere Schwierigkeit in die auf der Südseite noch nicht cernirte Stadt eingezogen sein. So aber stellte sich ihm und den Arnauten Omers zwischen Warna und dem Dewna-See der General Gollowkin in einem verschanzten Lager entgegen, und als er dieses angriff, wurde er mit großem Verluste zurückgeschlagen und hielt sich seitdem, am Erfolge verzweifelnd, in theilnahmloser Erwartung ruhig im Kamtschikthale.

Das beständige Feuer der russischen Batterien und das Auffliegen von Minen zerstörte allmählich die Wälle von Warna. Aber die Vertheidiger ver-

Digitized by Google

zagten nicht. Fortwährende Kämpfe hatten ihre Zahl beträchtlich zusammenschmelzen lassen, aber ihr Widerstand blieb ungeschwächt. Am 6. October hatte eine Mine eine breite Bresche in den Wall gerissen, am 7. erfolgte der Sturm, und einige russische Tirailleurs drangen in die Stadt ein, wurden indeß theils niedergemacht, theils wieder hinausgetrieben, und der Verlust der Russen war an diesem Tage weit größer als derjenige der Türken. Noch einmal wurde Izzet Pascha zur Uebergabe aufgefordert, und wieder wies er die Aufforderung energisch zurück. Am 10. October indeß kam Jussuf Pascha, der zweite Commandant der Festung, der in Unfrieden mit Izzet lebte, weil dieser ihn im Oberbefehl ersetzt hatte, von einem Peroten im russischen Lager zum Verrath gewonnen, zum General der Russen, um ihm zu sagen, daß er den ihm übertragnen Theil der Festung räumen werde, und sich unter seinen Schutz zu stellen. Als dies der Garnison in Warna mitgetheilt wurde, zogen die Truppen Jussufs in Masse nach dem Lager der Russen, um sich mit ihrem General zu vereinigen. Nur etwa 300 Mann blieben bei Izzet und ihrer Pflicht, und mit diesen zog sich der Kapudan Pascha in die Citadelle zurück, von wo ihm die sofort in die Stadt eingerückten Belagerer nach zwei Tagen einen ehrenvollen Abzug gewährten.

Sultan Mahmud war über den Verlust von Warna sehr unzufrieden. Er nahm dem Großwesir die Siegel des Reiches wegen seiner Unthätigkeit während der letzten Wochen der Belagerung ab, verbannte ihn nach Gallipoli und gab ihm Izzet zum Nachfolger. Jussufs großer Landbesitz in Rumelien wurde eingezogen. Er selbst begab sich nach Rußland, wo er zwei Jahre in schimpflicher Opulenz lebte, nach deren Verlauf es der russischen Diplomatie gelang, ihm die Erlaubniß zur Heimkehr zu verschaffen.

Die Türken hatten bei der Vertheidigung Warnas gezeigt, daß es ihnen an Kenntniß vom regelmäßigen Gange einer Belagerung gebrach. Sie versäumten, ihr Geschütz auf der angegriffenen Front zu verstärken, bevor die feindlichen Batterien erbaut waren. Sie zersplitterten ihr Feuer. Sie wußten von den Contreminen nicht den richtigen Gebrauch zu machen. Aber sie legten die unerschütterlichste Tapferkeit hinter den schwachen Vertheidigungswerken an den Tag, welche, ohne System und regellos angelegt, bis zum letzten Augenblick von ihnen behauptet wurden. Ihr heldenmüthiger Widerstand in dem von Breschen ausgefüllten Graben und ihr Aushalten noch drei Wochen, nachdem der Feind zwei gangbare Sturmlücken in den Hauptwall gelegt, ist ein seltner und über alles Lob erhabner Fall.

Mit der Einnahme von Warna war der Feldzug von 1828, soweit es sich um die europäische Türkei handelte, zu Ende. Die vor Schumla stehende russische Armee verließ ihre Stellungen und concentrirte sich vor Warna. Aber

Digitized by Google

unablässig vom Heere des Seraskiers Hussein bedroht und von dessen zahlreicher Reiterei an genügender Verproviantirung gehindert, zog man zuletzt, nachdem man in Warna eine Garnison von 10,000 Mann zurückgelassen, wieder der Donau zu und nach dem linken Ufer derselben hinüber.

Wie Schumla, so widerstand auch Silistria. Alle Anstrengungen Roths, die Festung zu nehmen, scheiterten. Ebensowenig vermochte dessen Nachfolger Scherbatoff etwas auszurichten, und dessen Nachfolger Langeron hatte denselben Mißerfolg. Als beschlossen war, daß die Hauptarmee die Bulgarei, wo sie im Winter nicht existiren konnte, verlassen sollte, und die Regengüsse des October die Umgegend in einen Sumpf verwandelten, machte er einen letzten Versuch, indem er die Stadt zwei Tage und zwei Nächte lang bombardirte. Aber Garnison und Einwohnerschaft ließen sich nicht einschüchtern und wiesen jede Aufforderung zur Uebergabe zurück. Das sechste Corps mußte schließlich gleich den beiden andern die Bulgarei wieder verlassen und ging am 20. November über die Donau, nachdem es auf dem Rückzuge wegen der schlechten Wege einen großen Theil seiner Pferde und seines Gepäcks verloren hatte.

Der Winter trat frühzeitig ein und war sehr streng, er steigerte die Entbehrungen und Krankheiten im russischen Heere und war für dasselbe außerordentlich nachtheilig, und erwägt man die ungeheuren Opfer, die dieser Umstand im Gefolge hatte, sowie die schweren Verluste, welche der vorhergehende Sommer und der Herbst gefordert hatten, so ist kaum zweifelhaft, daß der Feldzug im Ganzen von den Türken und nicht von den Russen gewonnen worden war.

Anders freilich fiel der Feldzug von 1828 in Asien aus, wo der unternehmende und kühne Paskewitsch allenthalben den Sieg an seine Fahnen gefesselt, die Festungen Kars und Achalzich nach Niederwerfung der zu ihrer Unterstützung bereiten türkischen Streitkräfte genommen und die Gegenden, auf die es ihm zunächst ankam, sämmtlich in seine Gewalt gebracht hatte, während ein russisches Corps unter dem Fürsten Tschawdzewadze bis Bajasid vorgedrungen war, diese Stadt und verschiedene weniger bedeutende Orte eingenommen und den Kurden am Murad Tschai, einem der Quellbäche des Euphrat, eine schwere Niederlage beigebracht hatte.

Das waren glänzende Erfolge, aber die Entscheidung lag nicht im Besitze dieser schwachbevölkerten asiatischen Provinzen. Mehr als eine derselben konnte verloren gehen, ohne daß der Bestand des Reiches des Nachfolgers Osmans ernstlich gefährdet wurde. Der Mittelpunkt dieses Reiches war Konstantinopel mit dem Bosporus und dem Hellespont, und die Frage war, ob es den Russen gelungen, sich dorthin den Weg zu bahnen. Der Besitz Warnas sah nur wie ein Anfang dazu aus, seine Einnahme war sehr theuer zu stehen gekommen und hatte den russischen Waffen sicher nicht mehr, eher weniger Glanz verliehen als

Digitized by Google

den türkischen. Der mächtige Wall des Balkan lag noch unbetreten von der Armee der Angreifer da, sein großer Waffenplatz Schumla hatte sich derselben mit bestem Erfolge erwehrt und triumphirend gesehen, wie sie ihm mehr als decimirt den Rücken kehrte, selbst das verhältnißmäßig kleine Silistria war nicht zu nehmen gewesen. Die Siege im fernen Asien wogen den Rückzug in Bulgarien, nachdem nur ein mäßiger Theil der Hoffnungen, mit denen man russischerseits ausgezogen war, sich erfüllt hatte, nicht auf.

Auch der moralische Eindruck, den alle diese Erwägungen auf die Gemüther im Westen machten, war den bisher gering geschätzten Türken, die sich in Ibrail, in Warna und vor Schumla so wacker gehalten hatten, günstiger als den Russen, die in der Uebermacht gewesen waren. Endlich hielt mit der Anerkennung im Auslande die Steigerung der Zuversicht im Innern gleichen Schritt. Man hatte gesehen, daß man mit einiger Umsicht und Energie dem Gegner Stand zu halten vermochte, und man rüstete sich, ihm bei seinem nächsten Versuche kräftiger zu begegnen. In einem zweiten Artikel werden wir sehen, daß die hieran sich knüpfenden Hoffnungen vor allem an der Unfähigkeit der türkischen Strategie scheiterten, welche, die Küstenvertheidigung vernachlässigend, alle ihr zu Gebote stehenden Mittel bei Schumla und den Pässen des Balkan anhäufte.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 28. Januar.

Der Landtag ist seit dem 12. d. M. versammelt. Während das Herrenhaus, wie gewöhnlich, sofort nach seiner Constituirung wieder Ferien machte, ist das Abgeordnetenhaus unmittelbar in die Arbeit eingetreten. Die Wahlen vom letzten Oktober haben viel neue Gesichter in das Haus am Dönhofsplatz gebracht; die Parteien aber und ihre Führer sind die alten geblieben. Die „große conservative Partei", welche im vorigen Sommer so geräuschvoll angekündigt wurde, sucht man vergebens. Nicht einmal die Neu- und die Altconservativen haben sich zu einer einzigen Fraction verschmolzen, geschweige denn die gesammte Rechte. Die wesentlichste Veränderung auf dieser Seite besteht darin, daß das Häuflein der Altconservativen sich verdoppelt hat, d. h. auf ganze neun Mann angeschwollen ist. In ungebrochener Stärke steht die nationalliberale Partei, mit ihren 174 Mitgliedern; auch die zweitgrößte Fraction,

Digitized by Google

das Centrum, um mehr als das doppelte überragend. Die Fortschrittspartei hält numerisch der gesammten Rechten die Wage.

Am Beginn der Sessionen und ganz besonders der Legislaturperioden pflegt die erste Kraftprobe der Parteien die Präsidentenwahl zu sein. Diesmal trug sie einen außergewöhnlich interessanten Charakter. In der abgelaufenen Legislaturperiode war der Präsident der nationalliberalen Partei, der erste Vicepräsident der Fortschrittspartei, der zweite der freiconservativen Partei entnommen. Das Centrum, welches seiner Mitgliederzahl nach die Anwartschaft auf die erste Vicepräsidentenstelle gehabt hätte, blieb als nichtpolitische und obendrein die Souveränetät des Staates leugnende Partei unberücksichtigt. In dem Stärkeverhältniß der Fractionen des neuen Hauses lag kein Grund, von der bisherigen Praxis abzugehen. Aber der eben beendete Reichstagswahlkampf, insbesondere die unerhörten Angriffe der Fortschrittspartei gegen die Nationalliberalen, konnten auf die Stellung der Parteien im Landtage nicht ohne Rückwirkung bleiben. Einen Augenblick hieß es, die Nationalliberalen wollten an der bisher befreundeten Nachbarfraction durch vollständige Ausschließung derselben vom Präsidium Rache nehmen. Sehr bald jedoch gewann die ruhige Ueberlegung die Oberhand. Nach der bisherigen Uebung hätte die Ausschließung nur dann als berechtigt gelten können, wenn der politische Charakter der Fortschrittspartei eine ähnliche grundsätzliche Staatsfeindlichkeit aufwiese, wie derjenige des Centrums. Der gerecht Urtheilende wird bei aller Antipathie gegen den verblendeten Doctrinarismus der Fortschrittler zugeben, daß dies nicht der Fall ist. Alsdann aber wäre die Ausschließung ein Act der Fractionsrancüne gewesen, und diese wird eine große Partei verschmähen. Was die Nationalliberalen ihrer Ehre schuldeten, war, daß sie der Fortschrittspartei zur Bedingung stellten, zum ersten Vicepräsidenten nicht einen der Männer vorzuschlagen, welche die obenerwähnten Angriffe begonnen und während des Kampfes geleitet hatten, also auch nicht den bisherigen Inhaber des Postens, Herrn Hänel. Die Heißsporne der Fortschrittspartei betrachteten die Ablehnung dieser Bedingung als selbstverständlich; sie zeigten nicht übel Lust, ihrem Kieler Genossen im Abgeordnetenhause dasselbe Schicksal zu bereiten, wie kurz zuvor im Reichstage. Herr Hänel selbst scheint aber an einer Wiederholung dieser Komödie kein Gefallen gefunden zu haben, und so entschloß man sich nach einer heißen Debatte im Schoße der Fraction, den von nationalliberaler Seite von vorneherein als genehm bezeichneten Herrn Klotz zu präsentiren. Hinterher wurde dann der Versuch gemacht, diesen Rückzug zu beschönigen, sogar zu leugnen; freilich ohne Erfolg.

Conservative und gouvernementale Preßorgane haben den Vorgängen bei der Präsidentenwahl eine Bedeutung beigelegt, die sie nicht verdienen. Ganz

Digitized by Google

unzutreffend ist die Behauptung, die nationalliberale Partei habe sich aufs Neue um die Freundschaft der Fortschrittspartei beworben, sie habe die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit auslöschen wollen, und was dergleichen mehr ist. So wenig früher die erste Vicepräsidentenstelle der Fortschrittspartei aus freundnachbarlicher Zuneigung eingeräumt ist, ebensowenig ist es jetzt geschehen; beide Male ist lediglich die Erwägung maßgebend gewesen, daß die Fortschrittspartei — vom Centrum abgesehen — die zweitgrößte Partei des Hauses ist. Zu leugnen ist freilich nicht, daß, wenn dies überhaupt nöthig gewesen wäre, auch ein gewichtiger Zweckmäßigkeitsgrund für die Belassung der Fortschrittspartei in dem Posten hätte geltend gemacht werden können. Die nationalliberale Partei hat keine Veranlassung, denjenigen Elementen der Fortschrittspartei, welche dem Terrorismus der Heißsporne noch einigen Widerstand leisten, die Position zu erschweren. Dies würde sie aber gethan haben, hätte sie der Fortschrittspartei den ersten Vicepräsidentenposten versagt. —

Aufgabe der gegenwärtigen Session soll vorwiegend die Budgetberathung sein. Das Exposé, mit welchem der Finanzminister die Vorlegung des Etats zu begleiten pflegt, durchklang diesmal ein in Preußen seit langer Zeit ungewohnter und wenig einschmeichelnder Ton. Sonst liebte Herr Camphausen, mit freundlichem Lächeln das überquellende Füllhorn zu entleeren; heuer flog nur selten ein kaum merkbarer Sonnenblick über das umwölkte Antlitz. Ueberall steht es geschrieben: „die fetten Jahre sind vorüber." Aber noch ist kein Grund zum Pessimismus. Wir kehren zu normalen Zuständen zurück, sonst nichts. Wenn die Stempelsteuer noch immer um ein Beträchtliches hinter dem Solletat zurückbleibt, wenn der Ertrag der Eisenbahnen den Voranschlag nicht erreicht, wenn die Bergwerke infolge der niedrigen Kohlenpreise weniger abwerfen, so ist dagegen nicht zu übersehen, daß der Ertrag der directen Steuern den Voranschlag überschreitet. Allerdings ist weise Sparsamkeit geboten; aber nirgends liegt begründete Besorgniß vor, daß dieselbe das Maß des Ersprießlichen überschreiten werde. Der im Verhältniß zu den Vorjahren sehr niedrige Betrag des diesmaligen Extraordinariums bedeutet nur scheinbar eine große Reduction der Ausgaben für neue Unternehmungen; in Wahrheit erhöht sich die in demselben vorgesehene Summe von ca. 20 Millionen durch noch vorhandene Restbestände auf reichlich 70 Millionen. Wenn die Unsitte, durch Hypertrophie des Extraordinariums so kolossale Restbestände aufzuhäufen, bei dieser Gelegenheit beseitigt wird, so ist das nur als ein Glück für unsere Finanzwirthschaft zu betrachten.

Die erste Lesung des Etats, sonst ein Glanzpunkt der Sessionen, war nüchtern und zum Theil herzlich unbedeutend. Mit gediegener Sachlichkeit beleuchtete der nationalliberale Redner, Rickert, die Finanzlage. Schwarzseher

Digitized by Google

warfen ihm vor, er habe zu rosenfarben geschildert. Wir glauben, mit Unrecht. Das Facit seiner Ausführungen war: Unsere Finanzlage ist frei von organischen Abnormitäten, die zu ernsten Befürchtungen Anlaß geben könnten; die noch immer andauernde volkswirthschaftliche Krise kann natürlich auf die Staatswirthschaft nicht ohne Rückwirkung bleiben, aber so sicher jene Krise überwunden werden wird, so sicher wird auch diese Wirkung verschwinden. Die diesjährige Paraderede der „Finanzautorität der Fortschrittspartei", wie Blätter seiner Richtung Herrn Eugen Richter so gern bezeichnen, litt stark unter den bitteren Erfahrungen des Wahlkampfs. Die Wortführer des Centrums, die ja das Privileg besitzen, jede sachliche Behandlung politischer und wirthschaftlicher Fragen zu perhorresciren, erfreuten mit den altbekannten Platitüden und Querelen. Gespannt durfte man auf den Agrarier v. Rauchhaupt sein. Nach dem gewaltigen Lärm, welchen die Partei der „Steuer- und Wirthschaftsreformer" während der Wahlbewegung vollführte, schien von ihm die Entwickelung eines umfassenden Steuerreformplanes in Aussicht zu stehen. Was er vorbrachte, ging indeß nicht über die Aphorismen hinaus, welche Fürst Bismark gelegentlich im Reichstage hingeworfen hat. Auch auf liberaler Seite leugnet wohl kaum Jemand die Reformbedürftigkeit unseres Steuersystems. Aber daß sich die ungeheure Aufgabe nicht im Handumdrehen lösen läßt, wie die Agrarier dem Volke einzureden versuchten, dafür liefert das von Herrn v. Rauchhaupt entwickelte Programm selbst den Beweis.

Dem Budget verwandt ist die Vorlage wegen anderweitiger Einrichtung des Zeughauses in Berlin. Dieselbe hat bekanntlich bereits eine Geschichte. Es handelt sich darum, den herrlichen Schlüterschen Bau in ein Waffenmuseum umzuwandeln, welches die Entwickelung der preußischen Armee veranschaulichen soll. Nicht lange vor dem Schluß der letzten Session wurde dieser Entwurf eingebracht. Damals sprach man von Umwandlung des Zeughauses in eine „Ruhmeshalle" und verlangte 6 Millionen, die aus der französischen Kriegskostenentschädigung entnommen werden sollten. Die Budgetcommission vermißte vor Allem eine Verzichtleistung des Reichs auf seinen Mitbesitz am Zeughause, sodann auch die Gewähr, daß das monumentale Bauwerk in der von seinem Erbauer ihm gegebenen architektonischen Gestalt durch die Umwandlung nicht beeinträchtigt werden würde. Darüber blieb die Vorlage unerledigt, oder vielmehr die Regierung zog sie stillschweigend zurück. Vorher aber hatte das übereifrige Heer der Officiösen versucht, die Stellung namentlich der nationalliberalen Partei zu dem Plane in der niedrigsten Weise zu verdächtigen und daraus Kapital zu schlagen. Lediglich diese Erinnerung war es, was dem diesmaligen Gesetzentwurfe gleich bei seinem Erscheinen einen pikanten Beigeschmack gab. Im Uebrigen werden jetzt nur 4,330,000 Mark verlangt, wo-

Digitized by Google

von 400,000 Mark Abfindung an das Reich, und der Titel „Ruhmeshalle“ ist fallen gelassen. Principielle Opposition erfährt das Project nur von der Centrumspartei; Windthorst und Gerlach Arm in Arm ermahnten zur Buße für 1866, statt zum „Rühmen.“ Die Fortschrittspartei ist gespalten; ein Theil acceptirt die Vorlage, ein anderer will weitgehende Beschränkungen. Die überwiegende Mehrheit des Hauses wird den Regierungsentwurf mit einigen von der Budgetcommission hinzugefügten Cautelen annehmen.

Die schlechte Gepflogenheit des preußischen Landtags, bei der Etatsberathung über alles Mögliche und noch einiges Andere zu reden, wird auch diesmal von den Ultramontanen zur Herbeiführung aufregender Kulturkampfscenen, deren sie zur Aufstachelung der Massen nicht entrathen können, redlich ausgebeutet. So benutzte der Cyniker des Centrums, Herr Schröder-Lippstadt, den Justizetat zu einer bisher unerhörten Verhöhnung der Staatseinrichtungen — im Augenblicke des offenen Wahlbündnisses zwischen Ultramontanismus und Socialdemokratie freilich kein Wunder. Auch in selbständigen Anträgen nimmt die Centrumspartei den Kampf gegen die Staatsgewalt auf. Herr Reichensperger veranlaßte eine erregte Debatte über die Frage des Religionsunterrichts in den Volksschulen. Der Kultusminister aber fertigte die bekannte mißbräuchliche Auslegung des Artikels 24 der Verfassung glänzend ab, und die ungeheure Mehrheit des Hauses stimmte ihm bei. χ. ϱ.

Literatur.

Die Volksstämme der europäischen Türkei von Dr. Lorenz Diefenbach. Frankfurt a. M., Verlag von Christian Winter, 1877.

Der bekannte Ethnolog giebt hier für das größere Publikum einen Ueberblick über die vom Titel genannten Völkerschaften nach ihren Hauptmerkmalen, dem Namen des betreffenden Stammes, dessen Sprache und Körperbeschaffenheit, dessen geistigen Anlagen, dessen Wanderungen in der Vorzeit und dessen Verwandtschaft mit anderen Stämmen. Wir bemerken, daß Vieles hiervon, wie der Verfasser nicht verkennt, zweifelhafter Natur ist. Dies gilt namentlich von der Bestimmung der Zugehörigkeit einzelner Stämme zu der oder jener Gesammtnationalität und von der Genauigkeit der Zahlen bei den Angaben über deren Stärke. Nach den neuesten und besten Quellen setzte sich die Bevölkerung der europäischen Türkei aus folgenden Bestandtheilen zusammen:

Digitized by Google

Albanesen 1,600,00, Griechen etwa eine Million, Rumänen 200,000 (Variante eine halbe Million), Slawen nach Bradaschka 8½ Millionen, Türken circa eine Million, Tataren 45,000 (in der Dobrudscha und Bulgarien), Armenier 400,000, Juden, in Sephardim und Aschkenasim (deutsch- und spanischredende) zerfallend, 95,000, Tscherkessen etwa 500,000, Zigeuner 240,000, wozu noch einige Tausend Deutsche (1200 in der Dobrudscha in drei Dörfern angesiedelt) und einige bei Basardjik in Bulgarien wohnende Araber kommen. Konstantinopel hatte 1864 circa 1,075,000 Einwohner, unter denen 480,000 Muhamedaner, 250,000 orthodoxe und 30,000 unirte Armenier, 220,000 Griechen, 55,000 Juden und 40,000 andere Glaubensgenossen waren. Die Zahl der Schützlinge fremder Mächte betrug ungefähr 60,000.

Vergleichende Kulturbilder aus den vier europäischen Millionenstädten. Von Julius Faucher. Hannover, Carl Rümpler, 1877.

Ein Vergleich zwischen Berlin, Wien, Paris und London in Schilderungen, welche hauptsächlich die äußere Kultur dieser Städte ins Auge fassen, wie sich dieselbe in der Einrichtung ihrer Theater- und Concertvorstellungen, Hotels, Restaurants, Kaffee- und Bierhäuser, Verkehrs- und Beförderungsmittel, in ihren Privatwohnungen und Gesellschaften, in der Art, wie man zu banen pflegt, ausgeprägt hat. Der Verfasser, der sich Kohls Schriften zum Muster genommen zu haben scheint, spricht als guter Kenner der Verhältnisse und Zustände, was namentlich von seinen Mittheilungen über Berlin und London gilt. Jenes wird, wie uns dünkt, ungünstiger beurtheilt als billig. Gewiß hat Herr Faucher in den meisten Fällen, wo er Ausstellungen zu machen hat, ganz recht; aber man sollte von einer jungen Großstadt, die sich überdies bei ihrer Entwickelung durch die Umstände eher gehemmt als gefördert sah, nicht zu viel verlangen. Sonst enthält das sehr ungleich, bald zu knapp, bald zu breit und weitschweifig geschriebene, in diesem Kapitel feuilletonistisch plaudernde, in jenem trocken berichtende Buch neben verschiedenem Selbstverständlichen und Bekannten auch vieles Neue und manches Treffende und Beherzigenswerthe. Bedenkliche sittliche Grundsätze spricht Herr F. in dem Abschnitte über die Unwahrheit der französischen Ehebruchs-Komödien und Demimonde-Tragödien aus, wenn er die wilden Ehen der Studenten und Cocotten harmlos findet, und für die Mittheilung der hier angefügten Unterhaltung von Cameliendamen mögen sich Andere bei ihm bedanken. Recht lehrreich und interessant dagegen sind das 27. Kapitel, welches vom pariser Kunsthandwerk und vorzüglich von der dortigen Kunsttischlerei handelt, und die Abschnitte über das Leben in London. Wir erfahren hier u. A. neben manchem Wichtigeren, daß der englische Nationalhymnus «God save great George our King» von dem londoner Volks-

Digitized by Google

sänger Carey gedichtet worden ist, und daß dieser auch die prächtige Melodie dazu componirt hat. „Händel" — den wir bisher für den Urheber der letzteren hielten — „hat zu derselben nichts weiter hinzugefügt, als, auf Befehl des Königs selbst, den vierstimmigen jetzt gebräuchlichen Text." Wir bemerken noch, daß es uns an einigen Stellen vorkommen wollte, als ob Herr F., keine besonders starke und volle patriotische Ader besäße und dies den Leser wissen zu lassen beflissen sei.

Briefe aus Philadelphia von F. Reuleaux, Professor. Vom Verfasser durchgesehene und durch Zusätze vermehrte Ausgabe. Braunschweig, Druck und Verlag von Vieweg und Sohn, 1877.

Die vielbesprochnen zehn Briefe über den Charakter der Beiträge der deutschen Industrie auf der Weltausstellung in Philadelphia, von denen namentlich der erste, hier unverändert, wie er ursprünglich in der National-Zeitung stand, wieder abgedruckt, mit Unrecht so viel Anstoß erregte. Unsere Industrie war in der That in vielen ihrer Zweige auf eine falsche Bahn gerathen. Statt der Verbesserungen, die wir öffentlich preisen hörten, machte sie in verschiedenen Fächern nur gewaltsame Anstrengungen, um neue augenblicklich einträgliche Gewerbsleistungen hervorzubringen, während der Hinblick auf eine künftige höhere Entwickelung fehlte. Bestrebungen nach besseren Zuständen wurden die Ausnahme statt der Regel, unser Handwerkerstand verlor mehr und mehr an Geschick und Tüchtigkeit, unser Waarenaustausch mit fremden Völkern verlor infolge des zur Herrschaft gelangten verwerflichen Grundsatzes: „Nur billig, wenn auch gering" seine Einträglichkeit, indem viele unsrer Erzeugnisse auf den auswärtigen Märkten durch fremde verdrängt wurden. Sachkenner, die sich nicht selbst verblendeten, wußten das längst. Daß Professor Reuleaux es offen und ungescheut aussprach, ist ihm hoch anzurechnen, und sehr zu wünschen wäre, daß unsere Fabrikanten diese Briefe sich anschafften, sie recht überlegsam durchläsen, und wenn sie sich getroffen fühlten, ohne Verzug von den bisherigen Wegen umkehrten. Mögen sie namentlich den dritten Brief zweimal lesen, welcher die im ersten erhobene Anklage weiter begründet und sich ausführlich über den Grundsatz: „Billig und deshalb schlecht" ausspricht, mit welchem man bisher der Concurrenz zu begegnen versuchte. Wer Weltausstellungen hat man sich gefallen zu lassen, daß der Maßstab des Fortschritts an seine Werke gelegt wird. Dabei hat man uns über einer Richtung betroffen, welche unsere Industrie einzuschlagen genöthigt war, als sie sich für Vertheidigung gegen die Concurrenz durch wohlfeile Preise entschieden hatte. War der Abstand ihrer Waaren gegen die von Nationen, welche sich durch bessere Qualität vertheidigten, anfänglich kaum zu merken, in Philadelphia fand ihn auch das unbewaffnete Auge heraus, und man hätte wohl gethan, wenn man sich, statt sich über den zu entrüsten, der dies aussprach, lieber über sich selbst entrüstet und den Entschluß gefaßt hätte, die falsche Methode zu verlassen und es mit der zu halten, nach welcher das Ausland in der letzten Zeit gearbeitet hatte. Die Wahrheit ist oft unbequem, bisweilen bitter, aber zu allen Zeiten nützlich.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipz

Digitized by Google

Englands Machtstellung in Indien.

II.

Was die Vertheilung der Truppen im Lande betrifft, so ist dabei sowohl auf die Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern, als auf die Beobachtung der eingebornen Fürsten, als endlich auf den Schutz der Grenzen Rücksicht genommen, für die Vertheilung der britischen Truppen sind außerdem auch klimatische Rücksichten maßgebend. In Bezug auf die Aufrechterhaltung der Ordnung ist auch die Mitwirkung starker Eingebornen-Polizei-Corps mit in Betracht zu ziehen. Von der Bengal-Armee sind in den östlichen, einem feindlichen Ausfall nicht ausgesetzten Grenz-Districten nur eingeborene Truppen in verhältnißmäßig geringer Stärke, ohne Cavallerie und Artillerie stationirt. Die Hauptmasse der Infanterie (britische und eingeborne) steht in den Hauptorten des Ganges-Thales und des Pandschab; gleichfalls im Pandschab und im oberen Ganges-Thale die Cavallerie. Die Artillerie ist gleichmäßig vertheilt. Zum unmittelbaren Grenzschutz gegen Afghanistan im Nordwesten, von woher seit undenklichen Zeiten alle feindlichen Einfälle das Land überzogen haben, dient das Pandschab-Grenz-Corps, das unmittelbar zur Disposition des Lieutenant-Governor von Pandschab steht. Es befindet sich in einer gewissen Kriegsbereitschaft und hat an den Ausmündungen der Gebirgs-Pässe nach der Indus-Ebene Posten stationirt. Den Grenzschutz gegen Balud-schistan im Westen übt das zur Bombay-Armee gehörige Sind-Grenz-Corps aus.

In den Staaten der eingebornen Fürsten sind sowohl englische als eingeborne Truppen stationirt und zwar von letzteren vornehmlich die vorher aufgeführten besonderen Corps.

Es ist noch zu bemerken, daß die britischen Truppen durchweg in der Nähe der Eisenbahnen stationirt sind, und daß sämmtliche Bahnen

Digitized by Google

im Zusammenhange stehen; nur der sehr wichtigen längs dem Indus fortlaufenden Bahn fehlt noch ein Stück zur Herstellung des vollendeten Zusammenhanges. Der Haupt-Knotenpunkt ist Bombay, der Hafen für die von England kommenden Transporte. Die britischen Truppen sind in Kasernements untergebracht, die eingebornen haben kleine, lagerartig geordnete Barracken inne. Verschiedene Uebungslager sind für beide Kategorien der Truppen errichtet. Für die britischen Truppen sind mit Rücksicht auf das unerträgliche Klima verschiedene Gesundheits-Stationen (hill sanitaria) an den Berghängen in gesunder Luft angelegt, welche eine beträchtliche Zahl Reconvalescenten aufzunehmen vermögen.

Für die Befestigung des Hafens von Bombay und die Einfahrt nach Calcutta ist in letzter Zeit Verschiedenes geschehen, in Bombay sind außerdem speziell für den Zweck der Hafen-Vertheidigung 2 Monitors stationirt.

Ziehen wir nun zunächst ein Resumé, wie sich die englischen Machtverhältnisse den indischen Unterthanen gegenüber gestalten.

Die Regierung ist sichtlich bemüht, die materielle und geistige Kultur des Landes zu fördern und sieht ihre Bestrebungen mit Erfolg gekrönt. Der Wohlstand des Landes ist im Steigen begriffen, gleichzeitig auch die Einnahmen der Regierung, so daß das letzte Finanz-Jahr nur ein Deficit von 3,794,000 L. aufweist, während dasselbe im Vorjahre 5,346,044 L. betrug. Zu den Ausgaben trat noch ein ganz unvorhergesehener Posten, nämlich die auf 8,860,000 L. berechneten Kosten der Hungersnoth. Den besten Beweis für den guten Stand der indischen Finanzen giebt nach der Meinung des Unter-Staats-Secretairs des indischen Amtes der Umstand, daß der Credit der indischen Regierung ein besserer sei, als derjenige des Mutterlandes. Eine Erhöhung des Budgets hat nicht stattgefunden, der Mehrbedarf wird theils durch eine zum großen Theil in Indien selbst zu contrahirende Anleihe, theils durch die Contribution zweier Fürsten für die in ihrem Lande anzulegende Eisenbahn gedeckt.

In gleicher Weise sucht die Regierung die Bildung des Volkes wie die der indischen Vornehmen zu fördern und ihnen den Weg zu allen Lebenszweigen und Aemtern zu eröffnen. So werden die Indier, lange geknechtet durch fremde und einheimische Herrscher, allmählich zu einem Bewußtsein eignen Könnens geführt und zu einer gedeihlichen Theilnahme an der Verwaltung des Landes herangebildet. Doch dies Resultat kann ebenso gut eine Stütze, wie eine Gefahr für die englische Herrschaft werden. Es fragt sich, ob es möglich sein wird, sich die Indier so zu assimiliren, daß sie sich nur noch als Mitglieder des großen britischen Reiches fühlen, oder ob vielleicht anstatt dessen gerade mit der Bildung ihnen ein bis-

Digitized by Google

her fehlendes Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit erwächst und damit das Bewußtsein der Kraft, die Fremdherrschaft abschüttelu zu können. Bemerkenswerth ist es in dieser Beziehung, zu constatiren, daß unter den Eingebornen in hohem Grade schon das bekannt ist, was wir als öffentliche Meinung zu bezeichnen pflegen. Ihren Ausdruck findet dieselbe zumal in der einheimischen Presse, die eine recht beträchtliche Ausdehnung angenommen hat. In dieser Presse herrscht das Urdu vor, ein Mischsprache, welche sich mehr und mehr in Indien als Verkehrssprache verbreitet. In dieser Sprache geschriebene feindselige Aeußerungen gehen wie ein Lauffeuer durch das Land — dazu kommt die besondere Schnelligkeit, mit der sich im Orient heimlich und öffentlich Gerüchte verbreiten. Ein Beispiel, wie die Verhältnisse in dieser Beziehung modern und den europäischen entsprechend sind, ist, daß die Hindu-Bevölkerung am Madras die Bewilligung von Geldmitteln für den Empfang des Prinzen von Wales ablehnte, „weil sie für die großen Auslagen zur Bewillkommnung des Herzogs von Edinburg keine entsprechenden Wohlthaten genossen habe."

Ein Aufstand erscheint nach dem vorher Gesagten nicht wahrscheinlich, solange nicht von Außen her eine Einwirkung auf die Bevölkerung geübt wird, eine Eventualität, mit der aber jedenfalls gerechnet werden muß.

Den allein durchaus zuverlässigen und leistungsfähigen 62,000 Mann englischen Truppen stehen 128,000 eingeborne Soldaten, allerdings fast ohne Artillerie, in diesem Falle vielleicht nicht als Stütze zur Seite, sondern als Feind gegenüber. Dennoch würde mit Rücksicht auf die Qualität der eingebornen Truppen dies Verhältniß noch gar nicht so ungünstig sein, wenn nicht bei einem etwaigen Aufstande, wie wir bald sehen werden, wahrscheinlich noch mit anderen Factoren zu rechnen sein wird.

Es sind dies Alles Umstände, die in England seit geraumer Zeit reiflich erwogen werden, zur Zeit jedoch aus dem Stadium der Berathungen noch nicht herausgetreten sind. Die schwebenden Projecte dürften sein: Ausgleich und Verschmelzung der Racen-, Kasten- und Religions-Unterschiede, um die Gefahr des aufkeimenden spezial-nationalen Bewußtseins zu paralysiren und Alles dem einen Zweck, dem Wohl des Landes dienstbar zu machen, ferner allmähliche Erlösung der englischen Regimenter aus einem Klima, das sie in wahrhaft entsetzlicher Weise durch Krankheit und Tod decimirt, und Ersatz derselben durch verläßliche und gut geschulte heimische Elemente; zu diesem Zweck völlige Umformung der gegenwärtigen indischen Armee zunächst durch Zutheilung ständiger, vollzähliger und besserer europäischer Offizier-Corps, demnächst vielleicht, wie schon gesagt, Heranziehung der Mischbevölkerung und Heranbildung eines leistungsfähigen und zuverlässigen einheimischen Offizier-

Digitized by Google

Corps. Es sei hier bemerkt, daß der englische Soldat in Indien 2½ Mal soviel kostet, als der einheimische.

Zu einer richtigen Beurtheilung des englischen Machtverhältnisses ist es nöthig, außer dem direct unterworfenen Territorium auch die darin eingeschlossenen Staaten unter eingebornen Fürsten in Betracht zu ziehen. Diese, 148 an der Zahl mit 50 Millionen Einwohnern, nehmen etwa ⅗ der Gesammtfläche Indiens ein.

Eingebornen-Staaten[27]) sind innerhalb sämmtlicher britischer Verwaltungsbezirke vorhanden, theils verstreut, theils in großen Complexen. Ein solcher Staat ist im Nord-Westen Kaschmir, dann der Staaten-Complex Radschputana und daran unmittelbar südlich anschließend Central-Indien.[28]) Die größten Staaten sind in der Mitte Indiens das Nisams Reich oder Haidarabad, in der Größe Italiens, und im Süden Maisur, von der Größe Bayerns. In allen Eingebornen-Staaten befinden sich englische politische Agenten, die mehr oder weniger Einfluß auf die Verwaltung ausüben. Auf Grund ihrer Berichte werden in den jährlichen Blaubüchern den Fürsten geradezu Censuren über ihr Verhalten gegen die Regierung und ihre Kulturbestrebungen ertheilt. Das 1876 erschienene Blaubuch spricht sich in dieser Beziehung sehr günstig aus und constatirt überall Hebung der geistigen und materiellen Kultur. Einige der Eingebornen-Staaten zahlen Tribut, andere stellen, wie schon erwähnt, Truppen-Contingente, welche der Requisition der englischen Regierung Folge leisten müssen, noch andere haben Land abgetreten. Als Gegenleistung hat England den Schutz dieser Staaten nach Innen und Außen übernommen. Die englische Regierung ergreift jede Gelegenheit, selbst die Verwaltung in die Hand zu nehmen. Ueberall aber sucht sie die Staaten dadurch in ihr Interesse zu ziehen, daß sie die eingebornen Fürsten zur Betheiligung an Eisenbahn-, Bewässerungs- und anderen gemeinschaftlichen Anlagen veranlaßt. Der Staat Maisur wird während der Minderjährigkeit des Fürsten, der unter englischer Aufsicht erzogen wird, von einem chief commissioner regiert und zur Zeit ganz als englische Provinz betrachtet. Berar, früher zu Haidarabad gehörig, kam wegen Schulden unter englische Verwaltung. Haidarabad oder des Nisams Reich wird während der Minderjährigkeit des Nisams allerdings von dem einheimischen Premier-Minister Sir Salar Jung verwaltet; doch ist Sir Salar Jung, wie schon bemerkt, ein ganz der englischen Krone ergebener Mann. England weiß seine Verdienste sehr wohl anzuerkennen — ein äußerst sympathischer Em-

[27]) Native states.

[28]) Die größten dieser Staaten in Central-Indien sind Gwalior und Indore. — Der Größe und Bedeutung nach folgt Baroda auf Gwalior.

Digitized by Google

pfang mit fast fürstlichen Ehrenbezeugungen wurde ihm zu Theil, als er im letzten Frühjahr England zum ersten Mal besuchte. Der Guikwar von Baroda wurde im Januar 1875 wegen eines Versuchs, den englischen Residenten, Oberst Phayre, zu vergiften, verhaftet und vor Gericht gestellt. Seine Schuld war juristisch nicht völlig erwiesen, namentlich die eingebornen Mitglieder des Gerichtshofes sprachen für den Guikwar, dennoch proclamirte schon am 23. April desselben Jahres der Vice-König von Indien seine Absetzung unter folgender Motivirung: „da die Commissare, welche dem Baroda-Untersuchungs-Gericht präsidirten, verschiedener Meinung waren, hat die Regierung Ihrer Majestät ihre Entscheidung nicht auf den Bericht der Commission basirt, sondern auf Mulhar Raos notorisch schlechte Führung, seine großartige Mißregierung und seine Unfähigkeit, die nothwendigen Reformen auszuführen." Gleich darauf wurde sein Nachfolger ernannt. Die öffentliche Meinung in Indien war sehr aufgeregt und schien geneigt, für den Guikwar Partei zu nehmen. Dennoch entstand nicht einmal ein localer Aufstand, ein Zeichen, wie wenigstens zur Zeit auch in den Eingebornen-Staaten weit mehr die Engländer Herren sind als die eingebornen Fürsten. Die größten der eingebornen Staaten resp. großen Staaten-Complexe haben, wie bereits erwähnt, besondere Truppen-Contingente unter englischem Commando und mit einem geringen Cadre englischer Offiziere. Außerdem haben die einheimischen Fürsten von England ganz unabhängige Truppen, die auf 315,000 Mann aller Waffen mit fast 5300 Geschützen (namentlich Positions-Geschütze) geschätzt werden, fast das doppelte der Eingebornen-Armee unter britischem Commando. Organisation und Bewaffnung dieser Truppen ist sehr mannigfach und von sehr verschiedenem Werth. Zum Theil aber sind sie mit Hinterladern ausgerüstet; es existiren Gewehr-, Geschütz- und Pulverfabriken und zahlreiche kleine Forts.[29]) Dazu kommt, daß die einheimischen Fürsten über bedeutende finanzielle Mittel verfügen und angeblich ihnen williger Steuern gezahlt werden, als der Regierung.

Ist also auch augenblicklich das Verhältniß zu den Eingebornen-Staaten ein durchaus gutes, so kann durch sie doch einem Feinde, der es versteht, sie in sein Interesse zu verwickeln, ein formidabler Machtzuwachs entstehen. Die

[29]) Vergl. Martin's yearbook 1876 und Registrande der geographisch-statistischen Abth. des großen Generalstabes, VI. Jahrgang. — Die Truppen des Scindia von Gwalior und des Holkar von Indore gelten für die bestorganisirten. Die Times vom 7. 2. 76 schildern eine Parade des Gwalior-Contingents vor dem Prinzen von Wales. Das Contingent zählt demnach 5 Infanterie-Regimenter, „vielen Sepoy-Bataillons weit überlegen", 4 Cavallerie-Regimenter zu 400 Pferden, 2 Trupps reitende Artillerie mit glatten 6-Pfündern und 2 9-pfündige Feld-Batterien.

Digitized by Google

Stärke Englands diesen einheimischen Fürsten und Staaten gegenüber liegt in der Gemeinsamkeit der Interessen, indem im innigsten Anschluß an England die größte materielle Wohlfahrt für Fürsten und Land zu finden ist, mehr aber noch in der Leichtigkeit, diese Staaten im Falle der Noth gegen einander zu gebrauchen, und in dem Umstande, daß die Einwirkung eines äußeren Feindes wohl einzelne, schwerlich aber alle dieser Staaten zum Aufstande bringen wird. Der große Geschichtsschreiber Macaulay präcisirt sein Urtheil über die Machtstellung Englands in Indien dahin, daß er sagt, als er seinen Fuß auf indischen Boden gesetzt habe, habe er die Ueberzeugung empfangen, daß die Herrschaft der Engländer lediglich auf dem Prestige beruhe, ein Volk von Kriegern zu sein.

Ebensowenig wie England gegen die in sein Territorium eingeschlossenen Staaten erobernd vorgeht, ebensowenig geschieht dies nach außen hin.

In der Betrachtung der Beziehungen der indischen Regierung zu den benachbarten Staaten von Osten anfangend, spricht sich das letzte Blaubuch günstig über die freundschaftlichen Beziehungen zu Siam und Barma aus. England gewinnt hier, wie überall, auf friedlichem Wege mehr und mehr Einfluß und eröffnet sich Handels-Verbindungen.

Im Anfang des Jahres 1875 gelang es dem englischen Minister in Siam, die entzweiten beiden Könige zu versöhnen, und in den Jahren 1871—1872 war es der politische Agent Englands, der es durch Vorstellungen vermochte, den Herrscher von Barma zur Aufgabe thörichter Finanz-Maßregeln zu bewegen, welche sein Land bereits an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Allerdings hat dieser Herrscher jetzt den Kaiser von China zu seinem Protektor erklärt. Auch das Verhältniß zu den räuberischen Bergstämmen im Nordosten und Norden besserte sich, indem England theils Repressalien übte, theils andere Stämme dazwischen zum Schutz ansiedelte, theils Besatzungen in befestigte wichtige Punkte legte. Jetzt geht das Streben dahin, von Assam, der nordöstlichsten englischen Provinz, einen Handelsweg nach China zu eröffnen. Im letzten Herbst haben sich durch den Vertrag von Tschifu[30]) die Handelsbeziehungen zu China wesentlich günstiger gestaltet, als bisher. Der Grenz-Verkehr und der Zoll für den Handel zwischen Britisch-Barma und der chinesischen Provinz Jünnan sind fest geregelt, und neue Häfen wurden England erschlossen. Von großer Wirkung auf den Abschluß der Verhandlungen war wohl die Bereitschaft eines Geschwaders und eines Landungs-Corps von angeblich 20,000 Mann in Indien. Mit den benachbarten Bergvölkern des Hima-

[30]) Vergl. Kölnische Zeitung v. 15. 12. 76., 3. Bl.

Digitized by Google

laya und tibetanischen Stämmen wurden zunächst durch Etablirung von Märkten in der Nähe der Grenze Handelsbeziehungen angebahnt. Der Rajah von Bhutan, ein sehr unruhiger Nachbar, gab die freundschaftlichsten Versicherungen ab. Mit dem nördlich des Himalaya gelegenen Tibet Verbindungen anzuknüpfen, glückte bis jetzt noch nicht — die eifersüchtige Politik des oberherrlichen China machte alle Versuche der Annäherung an den Hof der Lamas vergeblich. Ein im Jahre 1871 dorthin gesandter Brief der englischen Regierung kam uneröffnet zurück. Das Blaubuch vom Jahre 1873 bemerkt zu dieser schnöden Abweisung ohne jede Empfindlichkeit: „man wird später eine günstige Gelegenheit ergreifen müssen." Auch mit dem Staate Nepaul gelang es, obwohl dort ein Resident stationirt ist, noch nicht, Handelsverbindungen anzuknüpfen.[31])

Anders ist das Verhältniß zu dem durch den westlichen Himalaya getrennten Nachbarstaat Ost-Turkestan und dessen Herrscher Jakub Khan. Dieser Nachbarschaft wird besondere Aufmerksamkeit zugewandt, da man in England gewohnt ist, dieses Land als Schutzmauer gegen Rußland anzusehen. Effectiv hat jedoch Ost-Turkestan diese Bedeutung für England nicht, wie auch eine entschiedene Autorität, Mr. Forsyth, im Unterhause entwickelte. Der Himalaya und die nördlich desselben gelegenen Wüsten bilden eine unübersteigliche Grenze zwischen Indien und Ost-Turkestan, nur über den Karakorum-Paß und noch zwei andere Pässe führen Straßen, welche jedoch solche Schwierigkeiten darbieten, daß weder die Russen noch die Mongolen Ost-Turkestans es voraussichtlich je versuchen werden, auf diesem Wege in Indien einzudringen. Schon 1860 wurden mit Ost-Turkestan Beziehungen angeknüpft, und England sandte Waffen und Instructeure. 1872 schien sich Jakub Khan mehr den Russen zu nähern und erlangte auch von ihnen die Anerkennung seiner Unabhängigkeit von China und seiner Herrschaft in ganz Ost-Turkestan. Dennoch hörten seine Beziehungen zu den Engländern, die ihre Waaren auf seinen Märkten absetzten und einen fleißigen diplomatischen Verkehr mit dem Hofe von Kaschgar unterhielten, nicht auf. Vor einigen Wochen aber ging die Nachricht durch die Presse, daß Jakub Khan in einem Schreiben feierlich den türkischen Sultan seiner Ergebenheit versichert habe. Seine Armee, die auf 10 bis 15,000 Mann geschätzt wird, nach europäischer Weise organisirt und nach englischem Reglement ausgebildet ist, dürfte in Alliance mit England resp. der Türkei eine nicht zu unterschätzende Macht sein, sowohl wenn es gilt, einer gegen Afghanistan vordringenden russischen Armee in die Flanke zu fallen, als

[31]) Es hat das nicht gehindert, daß der Prinz von Wales in Nepaul mit dem größten Zuvorkommen aufgenommen wurde.

Digitized by Google

wenn es sich um ein Eindringen in russisches Gebiet unter gleichzeitiger Insurgirung Kokans handelt.[32]) — Doch bald folgte die Nachricht von einer aus Kaschgar nach russischem Gebiete abgegangenen Gesandtschaft. Der Begriff einer ehrlichen Politik ist in Asien eben ein Unding, und fast nie ist der Versicherung eines asiatischen Fürsten Glauben beizumessen.

Wichtiger noch sind die Nachbaren im Nordwesten und Westen, denn hier sind die Eingangsthore nach Indien, die Bergpässe, durch die sich, wie schon bemerkt, alle Einfälle fremder Völker zunächst in die Ebene des Indus ergossen haben. Die hier benachbarten Länder sind Afghanistan mit dem tributpflichtigen Badakschan und südlich davon Baludschistan oder Kelat.

Für die Sicherung dieser Grenze wurde stets besondere Sorge getragen und zwar direct durch permanente Aufstellung einer beträchtlichen Truppenmacht im Industhale und in den Paßmündungen, durch Anlage strategisch wichtiger Bahnen und durch continuirliche Ausübung eines politischen Einflusses auf die Grenzländer. Wie England in früheren Jahren hier vorging, ist in dem geschichtlichen Theile dieser Arbeit gezeigt worden. Der Unterschied der Situation besteht darin, daß zur Zeit der ostindischen Compagnie Rußlands Vorgehen vom kaspischen Meere aus gefürchtet und daher eine Einwirkung auf Persien versucht wurde, daß jetzt aber die russische Grenze in sehr viel größere Nähe gerückt ist. Doch an der nächsten Stelle von 52 geographischen Meilen Luftentfernung liegen unübersteigliche Bergrücken des Himalaya zwischen beiden Ländern. Auch die Entfernung auf der großen Handelsstraße von Pischawar über Kabul und Chulm nach Samarkand, mit allen durch die Pässe bedingten Umwegen u. s. w. gemessen, giebt nur ungefähr 140 geographische Meilen, doch ist auch die über diese Pässe in einer Höhe von 9—12,000 englischen Fuß über dem Meeresspiegel führende Straße wohl nicht für eine Armee geeignet.

Die beiden Straßen, auf denen ein feindlicher Angriff zu besorgen ist, sind vielmehr die Straße von Taschkent durch Buchara und die Steppen der Turkmenen über Merw auf Herat und die Straße vom Kaspischen Meere durch Persien auf Herat. Von Herat aus ist wieder ein doppeltes Vorgehen möglich, und zwar über Kabul und den Kahibar-Paß auf Pischawar oder über den Bholan-Paß und durch Baludschistan nach dem untern Indus. Es kommt also den Engländern darauf an, sich die Freundschaft von Afghanistan und Baludschistan, womöglich auch der andern von diesen Straßen berührten Staaten

[32]) Vergl. Wenjukow, die russisch-asiatischen Grenzlande, deutsch v. Krahmer.

Digitized by Google

zu sichern, resp. dort ihre Herrschaft zu etabliren. 1857 wurde der Emir von Kabul, Herrscher von Afghanistan, durch einen Vertrag verpflichtet, gegen eine jährliche Subvention von 120,000 L. mindestens 18,000 Mann Truppen zum Widerstand gegen die Russen zu halten. Dieser Schutz schien jedoch nicht zuverlässig, und man beschäftigte sich nun viel mit einem Project von einem im Einverständniß mit Rußland zu schaffenden neutralen Staat, dem sogenannten „Upper Oxus State", der aus Kabul und dem Gebiet des oberen Amu-Daria gebildet werden sollte. In Rußland fand jedoch dies Project kein Entgegenkommen. Das unaufhaltsame Vorgehen Rußlands, die Eroberungen in Chiwa, obwohl es England vorher feierlichst versprochen war, daß man hier Ländererwerb nicht wolle, und schließlich die Annexion Kokans im letzten Frühjahr erregten die öffentliche Meinung in England gewaltig und erzeugten eine Art von Panik.

In Kelat gelang es England bereits in den letzten Jahren, erheblichen Einfluß zu gewinnen dadurch, daß es Streit schlichtend zwischen dem Herrscher und seinen Großen auftrat. Auch den Herrscher von Afghanistan, den Emir von Kabul, bezeichnet das Blaubuch des Jahres 1873 als einen herzlichen Verbündeten und Freund Englands, wenn ihn auch Rußland in sein Interesse zu ziehen suche durch Anerkennung seiner Rechte auf Badakschan und Wakhan. — Doch England ist es um größere Sicherheit zu thun, als asiatische Freundschaft bietet. Streitigkeiten in den Nachbarländern und das üble Verhalten von Grenzstämmen scheinen Gelegenheit zur Vorschiebung englischer Streitkräfte bieten zu wollen. Schon seit dem letzten Frühjahr befindet sich ein Detachement im Bholan-Paß, um denselben den Karavanen offen zu halten, ein anderes zum Schutze gegen die Afridis im Kahibar-Paß. Als ein Schutz für den Handel sind die Sicherheitsmaßregeln ganz unverfänglich, vielleicht aber war es England durchaus nicht unlieb, daß das Benehmen der Nachbaren Gelegenheit bot, jene wichtigen Pässe mit einer wenn auch vorläufig nur geringen Streitmacht zu besetzen. Das gute Verhältniß zu dem Emir von Kelat besteht dabei ungetrübt weiter[33]). Unklar sind dagegen die Nachrichten über die Stellung Kabuls[33a]).

Es fragt sich nun, was für Streitkräfte England auf dem indisch-central-asiatischen Kriegs-Theater verwenden kann.

---

[33]) Im Lager von Delhi ist auch der Emir von Kelat, obwohl noch unabhängiger Fürst, zur Proklamation des indischen Kaiser-Titels eingetroffen (Nachricht der Times). — Uebrigens haben die Engländer vertragsmäßig das Recht, jeder Zeit in Kelat Garnisonen zu stationiren (Times v. 21. 2. 76.).

[33a]) Auf die Anwesenheit des Emir von Kabul bei der Kaiser-Proclamation zu Delhi hat man vergeblich gerechnet. Daß der Emir einen russischen Abgesandten mit besonderer Auszeichnung empfing, hat in England böses Blut gemacht.

Digitized by Google

Was von den in Indien stationirten englischen und eingebornen Truppen und denjenigen der einheimischen Fürsten für eine active Armee disponibel gemacht werden kann, läßt sich nicht feststellen, da die Stimmung im Lande und das Verhalten der eingebornen Fürsten für die Stärke der Local-Besatzungen maßgebend sein wird. Jedenfalls werden die Engländer sich alle Mühe geben, die Nachbarstaaten in ihr Interesse zu ziehen und durch die irregulären Reiterschaaren der Afghanen und Turkmenen den Anmarsch des Feindes zu erschweren. Aus dem Mutterlande werden nur unter der Voraussetzung, daß England nicht gleichzeitig auf einem europäischen Kriegs-Schauplatze engagirt ist, Truppen für Indien disponibel zu machen sein. Streng genommen ist nur eins der im Falle einer Mobilmachung zu formirenden Corps in der Stärke von 30,000 Mann, (das I., das in und um Colchester garnisonirt), zur Verwendung im Auslande überhaupt befähigt, da es das einzige ist, das nur aus Linien-Infanterie besteht. Dennoch fehlt auch hier ein Bataillon; die ganze Divisions-Cavallerie und ein Theil der Cavallerie-Brigade würden, als aus den sogenannten Jeomanry (einer Miliz-Truppe) bestehend, in Fortfall kommen, und die Munitions-Reserven sind noch garnicht vorhanden[34]). Dazu könnten noch $^2/_3$ des II. Armee-Corps treten und so eine Macht von höchstens 50,000 Mann zum auswärtigen Kriege zusammengebracht werden[35]). Indessen wird man eine so große Macht schwerlich soweit vom Mutterlande entfernen. Die Mobilmachung dieser Truppen würde eine geraume Zeit in Anspruch nehmen, wie der bezüglich der Schnelligkeit mißglückte Versuch der Mobilmachung zweier Corps im letzten Jahre gezeigt hat[36]). Günstiger als die Mobilisirung würde sich der Transport der Truppen gestalten, dank der großen Kriegs- und Handels-Marine Englands, die mit Leichtigkeit genügende Transport- und Kriegsschiffe zum Schutz liefern wird, und Dank den vier Etappen auf dem Wege nach Indien: Gibraltar, Malta, Suez-Kanal und Aden. Die beiden ersteren sind stark befestigt und haben starke Besatzungen: Gibraltar von 5 Bataillonen, 7 Batterien und 3 Genie-Compagnien, Malta von 5 Linien-Bataillonen, 7 Batterien, der maltesischen Miliz und 1 Genie-Compagnie, also in jeder der beiden Besatzungen etwas über 5000 Mann. Die Armirung Maltas ist neuerdings verstärkt worden, und die Verproviantirung beider Plätze soll für ein Jahr ausreichen. Der Suez-Kanal kann seit dem Ankauf der dem Khedive gehörigen Actien

---

[34]) Nach Ausweis der „Army List."

[35]) Es ist sehr möglich, daß faktisch ein zur auswärtigen Verwendung bestimmtes Corps ganz anders zusammengesetzt wird, als es in dem durch die Army List veröffentlichten Mobilmachungs-Plan (mobilisation of the forces) in Aussicht genommen ist.

[36]) Vergl. Allgem. Mil. Zeit. 1876.

Digitized by Google

durch England fast als englisches Eigenthum betrachtet werden. Der Khedive ist finanziell so in englischen Händen, daß wohl darauf gerechnet werden kann, daß seine Truppen diese Etappe für England festhalten werden. Aden ist englischer Besitz, steht unter dem General-Gouvernement von Indien und hat eine Besatzung von 1300 Mann aller Waffen, darunter etwa 500 Eingeborne[37]). Der Ausschiffungshafen Bombay, von dem ein zusammenhängendes Schienennetz sich über ganz Indien verbreitet, ist befestigt, und zu seinem besonderen Schutz sind zwei Monitors dauernd stationirt. Wieviel die englische Flotte speziell für Indien disponibel machen kann, wird noch mehr als die Stärke der Landmacht von der Constellation der politischen Verhältnisse abhängen. Uebrigens wird eine Flotte nach der Lage des Kriegsschauplatzes schwerlich direct eingreifen können, wohl aber zur Sicherstellung der Transporte aus dem Mutterlande und zum Schutze der indischen Küsten unentbehrlich sein. Gewöhnlich befinden sich elf Schiffe in Indien und an der ostafrikanischen Küste auf Station.

Kommt es andrerseits nicht zu einem Kriege auf dem indischen Kriegsschauplatze, so fragt es sich, was für Streitkräfte Indien für ein europäisches Kriegstheater zu stellen vermag. Von den auf ein Minimum bemessenen europäischen Truppen wird schwerlich mehr als ein ganz geringer Theil fortgezogen werden, die eingeborenen Truppen wird man dagegen in großer Zahl auswärts verwenden können. Ihre Leistungsfähigkeit wird noch fraglicher sein, als im eingebornen Lande, und immerhin wäre es zu berücksichtigen, daß Regimenter mit überwiegend mohamedanischem Ersatz aus einem Orient-Kriege leicht Ideen von einer Zusammengehörigkeit der Mohamedaner, gepaart mit größerem Selbstvertrauen heimbringen könnten, welche in weiterer Verbreitung für die englische Herrschaft vielleicht nicht ohne Gefahr wären. So ist die augenblickliche Machtstellung Englands in Indien. Blicken wir zurück, wie England diese Stellung erwarb, so ergiebt sich ein merkwürdiger Gegensatz gegenüber dem Vorschreiten Rußlands in Asien. Es ist gesagt worden, daß gleichsam ein Verhängniß Rußland von Eroberung zu Eroberung vorwärts getrieben habe, daß ihm kein Stillstand im Vorwärtsschreiten vergönnt gewesen sei, wenn es seine Grenzen sichern wollte. Kein zwingendes Motiv, kein Bedürfniß, die eigenen Grenzen zu schützen war es, wenn England im fernen Indien Besitzungen erwarb und sie erweiterte. Lediglich der Handel war es vielmehr, der England seine Bahnen vorzeichnete; so war es auch zuerst nicht die Krone, sondern eine kaufmännische Gesellschaft, welche von Indien Besitz ergriff. Auch als Indien später Kron-

[37]) Aden troop, zur Bombay-Armee gehörig. — Auch die Insel Perim ist britisch.

Digitized by Google

land wurde, waren es hauptsächlich merkantile Beziehungen, welche zu einer Vergrößerung der Macht führten. Wenn die ersten Boten des weißen Czaren die Kasaken sind, welche die Landesgrenzen weit in ein benachbartes unruhiges Gebiet vorschieben, wenn diesen dann zunächst ein Corps von Topographen, Verwaltungsbeamten und Besatzungstruppen folgt, welche das neue Land vermessen, in geregelte Verwaltung nehmen und militairisch besetzen, ohne daß zunächst irgend welche directen oder indirecten Einkünfte dem Reich erwachsen — so sind es in England Kaufleute, welche günstige Handelsverbindungen mit den Nachbarländern erspähen. Bald folgt ein politischer Agent, der Handelsverträge abschließt und allmählich Einfluß auf alle Regierungsmaßregeln zu gewinnen sucht. Bald findet sich dann auch ein willkommener Vorwand, die Zügel der Regierung straffer in die Hand zu nehmen, indem, angeblich, ohne die Souveränetät des Fürsten anzutasten, der diplomatische Agent in einen Verwaltungs-Beamten verwandelt wird und als chief commissioner das Land im englischen Interesse regiert.

So waren es ganz verschiedene Interessen, welche die beiden Mächte zur Vergrößerung ihres Gebiets in Asien führten, aber beide brachten den unterworfenen Ländern größere Kultur, und durchaus nicht undenkbar ist ein friedliches Bestehen beider Mächte neben einander. Ein Krieg zwischen Rußland und England auf europäischem Schauplatze wird aber schwerlich von einem Zusammenstoß auf asiatischem Boden trennbar sein und umgekehrt.

Danzig. v. Janson,
Hauptmann im Generalstabe.

Aus Baden.

Nochmals der Ministerwechsel. — Staatlich-kirchliche Annäherungsversuche. — Reichstagswahlen. — Deutsch-conservative Partei.

Der in Heft 43, 1876, dieser Zeitschrift veröffentlichte Aufsatz über den Ministerwechsel in Baden wurde von der Tagespresse mehrfach besprochen. Wir haben durchaus nicht die Absicht, mit den betreffenden Erörterungen uns eingehend auseinanderzusetzen. Soweit dieselben unsere Darlegung bezüglich der tieferen Ursachen des Ministerwechsels und die aus solcher Darlegung hinsichtlich des ferneren Ganges der badischen Politik sich ergebenden Schlüsse

Digitized by Google

mit Gründen bekämpften, die z. B. dem Hinweis auf die auch für die Zukunft unbedingte Gewähr bietende Vergangenheit des Großherzogs Friedrich entstammen, so fallen diese Gründe für uns nicht sehr schwer in die Wagschale. Wir verwahren uns gegen die von der „Allg. Ztg." beliebte Deutung unserer betreffenden Ausführung, als hätten wir den Fürsten des „Wankelmuths" beschuldigt. Haben wir doch ausdrücklich erklärt, daß wir an dem aufrichtigen Willen des Großherzogs, die bisherige Regierungspolitik sowohl in Betreff der inneren Angelegenheiten, als in Bezug auf den nationalen Gedanken auch fernerhin maßgebend sein zu lassen, nicht im mindesten zweifeln. Für uns hätte es der feierlichen Versicherung nicht bedurft, die der Großherzog am 31. Oktober v. J. beim Schlußempfang der Abgeordneten zur evangelischen Generalsynode vor den Vertretern der evangelischen Landeskirche aussprach, „daß keine Aenderung eintreten werde in der Richtung, die wir — auf dem staatlichen Gebiet — seit langen Jahren eingehalten haben." „Ich versichere hier das um so lieber" — so führte der fürstliche Redner aus — „als ich weiß, daß keine Sehnsucht bestand, eine andere Richtung zu verfolgen weder in den Angelegenheiten unseres Landes, noch in denen, die sich auf das Reich beziehen." Auch dieses Wort ist aufrichtig gesprochen, und es wird von uns nicht gedeutet und nicht gedeutelt. Der Wille steht fest. Aber ist mit dem Wollen auch in jedem einzelnen Falle schon das Vollbringen gegeben? Wir haben in unserem vorigen Aufsatz davon geredet, daß die vordem bewiesene opferfreudige Hingebung an den nationalen Gedanken einer gewissen Zurückhaltung gewichen sei, daß der „Kulturkampf" mit der unter Jolly energisch durchgeführten Verwirklichung freisinnigster Principien nicht mehr genehm sei, und das Alles in erster Linie bei dem „Hof" im weiteren Sinne des Wortes, sodann aber auch mehr oder minder bei dem Fürsten selbst, der sich den betreffenden Einflüssen nicht ganz entziehen konnte. Die „Allg. Ztg." setzt uns die Pistole auf die Brust und verlangt Beweise für solche Behauptung. Nun gibt es aber bekanntlich viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die sich mathematisch nicht beweisen lassen, aber dennoch faktisch vorhanden sind. Solch ein Ding etwa möchte hier vorliegen, obwohl, wenn es absolut sein müßte, eine oder die andere Beweisführung angetreten werden könnte — u. A. nöthigenfalls auch über Berlin — die nicht zu durchkreuzen wäre. Jedoch genug hiervon. Der Wille des Fürsten steht fest. Aber jene Stimmung bei „Hof" ist damit nicht aus der Welt geschafft, aus hohen und höchsten, wie aus niedern und niedersten Kreisen der Bevölkerung heraus wird ihr stete Nahrung zugeführt. Nun denn! Ein klein wenig von dem, was man psychologischen Scharfblick nennt, und sodann ein „Collegium Logicum" — und siehe da, unsere Aufstellung bezüglich der tiefsten Ursache des Ministerwechsels, als auch bezüglich der politischen Signatur der nächsten

Digitized by Google

Zukunft unseres badischen Staatslebens ist uns nicht im mindesten wankend gemacht! Man hat uns auf die Mannheimer Banketreden verwiesen. Dieselben wurden am 14. Oktober v. J. gelegentlich der Eröffnungsfeier des dortigen neuen Personenbahnhofs von dem Herrn Staatsminister Turban und dem Präsidenten des Ministeriums d. J.*), Herrn Stösser, gehalten, als eben unser erster Aufsatz bereits in der Druckerei lag. Der Herr Staatsminister hat dort constatirt, daß die Stellung des vorigen Ministeriums schon im Verlaufe des letzten Landtags erschüttert war, und daß die neue Regierung einstehen werde „für eine feste Ordnung, ohne welche die höchsten Güter des menschlichen Daseins ihres Schutzes und Schirmes entbehren; wir werden einstehen für besonnenen Fortschritt und weiter arbeiten an der Förderung der geistigen, sittlich-religiösen und wirthschaftlichen Wohlfahrt unseres Landes; wir werden aber auch eingedenk sein, daß diese Wohlfahrt des Landes unzertrennlich ist von der Wohlfahrt des Reiches und werden an Kaiser und Reich festhalten in aufrichtiger Anhänglichkeit und Treue." Herr Ministerpräsident Stösser führte u. A. aus, daß er auf dem Gebiet des inneren Staatslebens nicht den Frieden um jeden Preis wolle, „namentlich nicht einen faulen Frieden, der nur erkauft werden könne auf Kosten der Autorität des Staates und des Gesetzes." Er scheue den Krieg nicht, wenn er nothwendig sei, aber er führe denselben nicht aus Neigung und nicht etwa als „Blitzableiter." Abgesehen von der letzteren Aeußerung, die als ein Hieb gegen den eben zurückgetretenen Minister wohl besser nicht gefallen wäre, sind all diese Reden ganz recht und gut. Ungefähr dasselbe sagte Jolly auch, nur mit ein bischen anderen Worten. Uns hat es nicht etwa gewundert, daß jene Reden gesprochen wurden, als vielmehr, daß die Herren von der Mannheimer Demokratie für gut befanden, sie mit einem wahren Hagel von Beifallssalven zu überschütten. National und freisinnig wird die Richtung unserer Staatsregierung bleiben. Daß aber die entschiedene Färbung, welche dieselbe in beiden Beziehungen bisher getragen hat, beibehalten werde, können wir aus den im vorigen Aufsatz dargelegten Gründen nicht annehmen. Wird die Zukunft lehren, daß wir falsch geschlossen haben, so werden wir hierüber durchaus nicht ungehalten sein. Wir warten

*) In unserem letzten Artikel hatte der Setzer an zwei Stellen aus „Präsident des Ministeriums d. J." den „Präsidenten des neuen Ministeriums" gemacht. Die Leser haben zwar den harmlosen Druckfehler jedenfalls sofort herausgefunden, zumal ja wenige Seiten vorher klar gesagt war, daß Herr Stösser zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt wurde. Verhängnißvoll aber werden solche Conjecturen in den Augen von Lesern, welche zwischen den Zeilen zu lesen suchen. So hat die „Allg. Zeit." diese Lesart „auffallend und bezeichnend" gefunden und uns erzählt, es sei nicht das erstemal, daß versucht werde, „auf diese naive Weise" — wäre wirklich äußerst naiv einem denkenden Leserkreis gegenüber! — „die Eifersucht des Staatsministers, der allein Präsident des Ministeriums ist, gegen den Minister zu erregen."

Digitized by Google

ab, was die Zeit bringt. Und weil wir abwarten, so wollen wir auch weitere Betrachtungen unterlassen über einige von den Deutsch-Conservativen bereits lebhaft begrüßte Aeußerungen, die der Herr Staatsminister in einer Rede bei dem zu Ehren des neugewählten Karlsruher Reichstagsabgeordneten veranstalteten Banket kürzlich gethan hat. „Die Regierung kann nicht Partei sein", hat der Redner erklärt, und den versammelten nationalliberalen Wählern hat er zugerufen: „möge es uns vergönnt sein, stets mit Ihnen zu gehen, und mögen Sie uns auch ferner treu zur Seite stehen, denn wir stimmen in den meisten Grundsätzen mit Ihrer Partei überein."

Was wir im vorigen Aufsatz als unsere Ansicht bezüglich der politischen Signatur der nächsten Zukunft unseres Staatslebens und bezüglich eines bereits im Hintergrund auftauchenden neuesten Ministeriums gesagt haben, war nicht eine „Prophezeiung im Bibelton", sondern eine aus bestimmt formulirten Vordersätzen gezogene Schlußfolgerung, der es wohl keinen Eintrag thun dürfte, daß wir mit Anlehnung an ein Bibelcitat (zu lesen: Apostelgesch. 5, 9.) gesprochen haben. In Folge verschiedener Vorgänge bei den eben stattgehabten Reichstagswahlen, worüber wir unten Näheres mittheilen werden, dürfte der vorausgeworfene Schatten des neuesten Ministeriums wieder etwas verblaßt sein. Als wir schrieben, war er es nicht. Aber die „politische Discussion" des Correspondenten der „Allg. Ztg." wollte an diesem Punkt „abprallen" und — ist abgeprallt.

Schließlich noch ein Zweifaches. Die „Allg. Zeitung" und ein vielleicht aus derselben Feder, offenbar aus gleicher Quelle stammender Aufsatz der „Köln. Ztg." widersprechen der „Vermuthung", als bestehe zwischen dem Ministerwechsel und der spät erfolgten Publication der Schulgesetznovelle ein innerer Zusammenhang. Der Umstand, daß wir einleitend ausdrücklich erklärt hatten, wie wir auf Einfälle, die etwa zur Erklärung jenes Ereignisses in Anspruch genommen werden wollen, wenig Gewicht legen; die Thatsache sodann, daß wir die in Rede stehende Aufstellung selbst als „Vermuthung" bezeichneten, lassen uns diese nachdrücklich abgegebene Erklärung beider Blätter mit großem Gleichmuth registriren. Auch die Berichtigung, daß nicht Jolly und v. Freydorf für, Turban und Ellstätter gegen das Reichseisenbahnsystem gewesen seien, daß vielmehr gerade Ellstätter sich in dem vorigen Ministerium am wenigsten gegen dasselbe abgeneigt gezeigt habe, sei hiermit verzeichnet. Und damit wollen wir den Ministerwechsel ruhen lassen. —

Die nach langen Verhandlungen mit der Curie kürzlich erfolgte Besetzung der Präsidentenstelle des katholischen Oberstiftungsraths und im Zusammenhang damit einige Ernennungen, beziehungsweise Charakterisirungen in dieser Behörde haben zu manchen Erörterungen Veranlassung gegeben. Unseres

Digitized by Google

Erachtens war mit der im Jahr 1861 erfolgten Creirung des Oberstiftungsraths kein glücklicher Griff gethan. Der Oberstiftungsrath ist eine staatlich-kirchliche Behörde, eingesetzt zur Verwaltung des Intercalarfonds und der übrigen allgemeinen kirchlichen Fonds, sowie zur Führung der Aufsicht über die Verwaltung der kirchlichen Orts- und Districtsstiftungen, der besetzten und erledigten Pfründen. Er hat aus Katholiken zu bestehen, die zur Hälfte von der Großherzoglichen Regierung, zur Hälfte von dem Erzbischof gewählt und ernannt werden und sämmtlich beiden Theilen genehm sein müssen. Zum Vorsteher des Collegiums ist einerseits die Regierung, anderseits das erzbischöfliche Ordinariat solche Männer vorzuschlagen befugt, welche von dem einen oder andern Theil zur Führung dieses Amtes für geeignet erachtet worden. Derjenige führt das Amt, der sowohl von dem Erzbischof als von der Staatsregierung in gegenseitigem Einverständniß gewählt und ernannt ist. „Wenn ein mit Staatsdienereigenschaft angestelltes Mitglied oder ein Beamter des Oberstiftungsraths dem erzbischöflichen Ordinariat oder wenn ein geistliches Mitglied dieser Stelle der Großherzoglichen Regierung gegründeten Anlaß zur Unzufriedenheit geben sollte, so wird der betreffende Staatsdiener durch die Großherzogliche Regierung, der betreffende Geistliche durch das erzbischöfliche Ordinariat aus dem Oberstiftungsrath entfernt werden." Daß solche Bestimmungen in den meisten Fällen die weitläufigsten Verhandlungen nöthig machen und bei dem gegenwärtig zwischen Staat und Kirche bestehenden Verhältniß oft für Besetzung der Stellen die größten Schwierigkeiten bereiten, ist klar. Man will in den kürzlich stattgehabten Ernennungen die Spuren eines „Ausgleiches" finden. Wir glauben nicht, daß hier auf Seiten des Staats ein „Ausgleich" vorliegt in dem Sinn, daß der staatlichen Autorität irgend etwas vergeben worden wäre. Insbesondere dürfte der neu ernannte Präsident volle Gewähr bieten, daß er in seinem Amte die Rechte des Staates achtet und wahrt. Ob die betreffs der gedachten Besetzung mit der Freiburger Curie geführten Verhandlungen sich auch auf andere Punkte erstreckt haben bezw. erstrecken, wie mehrfach behauptet wird, ist nicht klar gestellt. Man spricht von Verhandlungen, die im Gange seien über die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles, und man will wissen, daß insbesondere die deutsche Kaiserin sich lebhaft bemühe, bezüglich dieser Frage einen „Ausgleich" herbeizuführen. Man redet ferner davon, daß eine Vereinbarung bevorstehe über das staatliche Examen der jungen Theologen, jenes Examen — über die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung —, das der Staat bekanntlich fordert, während die Curie die Ablegung desselben verbietet, sodaß in Folge dieser Auflehnung gegen das Gesetz die jungen Theologen die Priesterweihe nicht erlangen können und die seelsorgerlichen Kräfte der Kirche von Tag zu Tag schwinden. Abgesehen da-

Digitized by Google

von, daß die betreffs dieses Punktes geltende gesetzliche Bestimmung so klar und bestimmt gefaßt ist, daß eine Vereinbarung in dem Sinne, daß der Staat seine Forderung reducire, kaum möglich ist, so ist bis jetzt durchaus kein thatsächlicher Anhaltspunkt gegeben, welcher zu der Annahme berechtigte, daß die Regierung nachgebend entgegenkommen wolle. In der That wäre auch ein Nachgeben gerade in diesem Punkt das Zeichen einer absolut verhängnißvollen Schwäche und müßte sich in einer consequent weitergehenden Schädigung der Staatsautorität empfindlichst rächen.*)

Bei den Reichstagswahlen am 10. Januar wurden für die nationalliberalen Candidaten 121,942 Stimmen abgegeben, für die Ultramontanen 87,385 Stimmen, für die Deutschconservativen 18,618 Stimmen, für fortschrittliche und demokratische Candidaten 4037 Stimmen, für Sozialdemokraten 3593 Stimmen, endlich noch 126 zersplitterte Stimmen. Die zwei nachgefolgten Stichwahlen haben das Zahlenverhältniß auf Kosten der Sozialdemokraten zu Gunsten der Nationalliberalen, Ultramontanen und Deutschconservativen unbedeutend verändert. Gewählt sind 11 Nationalliberale, 1 Deutschconservativer, 2 Ultramontane. Der Besitzstand der Nationalliberalen und Ultramontanen ist der gleiche geblieben, wie auf dem vorigen Reichstag, Prinz Wilhelm, der deutschen Reichspartei angehörig, hatte auf eine Candidatur verzichtet, an seine Stelle, aber in einem andern Wahlkreis, ist ein Deutschconservativer getreten. Der Wahlkampf war heftig. Alle reichsfeindlichen, reaktionären und irgendwie unzufriedenen Elemente hatten sich geeint, um den Nationalliberalen den Krieg bis aufs Messer zu erklären. Der Compromiß im Reichsjustizgesetz wurde fast zu Tode gehetzt, die ultramontane und demokratische Presse versicherte Tag für Tag, daß die Nationalliberalen sich um allen Credit gebracht hätten. Dazu kam, daß die Deutschconservativen dem Volk vordemonstrirten, wie einzig der Liberalismus an allem Unheil der Zeit schuld sei, insbesondere auch an der wirthschaftlichen Calamität. Die bekannten geistlichen Agitationsmittel wurden reichlichst zur Anwendung gebracht. Und siehe da! das Endergebniß der Wahlschlacht: der Besitzstand der nationalliberalen Partei ist unverändert. Wir gestehen, daß wir in Anbetracht der großen Anstrengungen, welche gegnerischerseits gemacht wurden, und im Hinblick auf einen gewissen conservativen Zug, der unter dem Druck der mißlichen wirthschaftlichen Verhältnisse, wie nicht geleugnet werden kann, sich da und dort geltend macht, dieses Resultat nicht erwartet hatten. Der gesunde Sinn des Volkes hat seinen Willen wieder einmal klar dokumentirt. In zwei Wahlkreisen waren Stichwahlen nöthig geworden. Die eine derselben (Freiburg) fiel zu unseren

*) Leider liegen seit einigen Tagen Nachrichten vor, welche ein Nachgeben der Badischen Regierung befürchten lassen! D. Red.

Digitized by Google

Gunsten aus, indem der nationalliberale Candidat mit 9 Stimmen über den ultramontanen siegte, in der anderen (Pforzheim) ist Jolly mit 8714 Stimmen gegen den deutschconservativen Candidaten (10,560 Stimmen) unterlegen. Wenn etwas unsere Freude an dem Gesammtergebniß trüben mag, so ist es der Umstand, daß Jolly kein Mandat erlangt hat. Der siegreiche Gegencandidat, Holzhändler Katz von Gernsbach, ist ein braver Bürger, Pietist vom reinsten Wasser, im übrigen ein dunkler Ehrenmann, der insbesondere politische Fähigkeit noch nirgend dokumentirt hat. Gleich für den ersten Wahlgang hatten die Ultramontanen auf eine eigene Candidatur verzichtet und den Herrn Katz acceptirt auf dessen Versprechen hin, daß er für Revision der Maigesetze eintreten werde. Nachdem in Folge der Haltung der Sozialdemokraten und einer querköpfigen sogenannten Fortschrittspartei Stichwahl nöthig geworden, ergab sich das interessante Factum, daß Pietisten, Ultramontane, Fortschrittler und — Sozialdemokraten, deren Bekämpfung bekanntlich zu einem der Hauptpunkte des deutschconservativen Programms gehört, sich für Katz gegen Jolly einten. Da konnte der Sieg nicht ausbleiben. Lächerlich ist's, wenn die demokratische Presse in diesem Unterliegen Jollys eine Verurtheilung der von ihm befolgten Politik durch das „Volk" erkennen will. Das „Volk" hat hier nicht gesprochen, sondern alle reaktionären und reichsfeindlichen Elemente im Wahlkreis hatten sich verbündet, um den von ihnen wegen seiner hohen Verdienste um die deutsche und liberale Sache bestgehaßten Mann zu verdrängen. Habeant sibi! Herr Katz wird in Berlin nicht gefährlich werden. Eigenthümlich aber muß es ihm zu Muthe sein, wenn er sich dort als Vertreter der Deutschconservativen betrachten soll, während er doch nicht der Handvoll Pietisten, die sich für ihn begeisterten, sondern den Ultramontanen und Sozialdemokraten den Reichstagssitz zu verdanken hat. Nächst dieser Wahl hat noch die im 10. Wahlkreis (Karlsruhe-Bruchsal) dadurch ein besonderes Interesse erlangt, daß die Ultramontanen sich mit den Deutschconservativen für den Candidaten dieser letzteren gegen den nationalliberalen Candidaten engagirten, wiewohl erfolglos (8252 Stimmen gegen 7452).

Gelegentlich der Reichstagswahl ist die am 15. November v. J. gegründete deutschconservative Partei zum erstenmal an die größere Oeffentlichkeit getreten. Das Programm der Partei ist bekannt. Es hat sich auf dem Boden desselben in unserem Baden eine eigenthümlich gemischte, aber durch innige Solidarität der Interessen geeinte Gesellschaft zusammengefunden. Die Cadres der Partei — wir wollen, da die Herren sofort als Kriegführende auftraten, militärische Bezeichnungen anwenden — werden gebildet durch die orthodoxen und pietistischen Geistlichen der evangelischen Kirche, die Füllung geschieht durch den dem geistlichen Heerruf Folge leistenden strenggläubigen Theil der evan-

Digitized by Google

gelischen Bevölkerung, zumeist der Landbevölkerung, insbesondere durch die vorwiegend auf der Haardt und in der Gegend von Pforzheim zahlreichst verbreiteten pietistischen Conventikel, an denen man das bisher Ungewohnte schauen konnte, daß sie aus der dumpfen Stille ihrer Gebetstüblein heraustraten auf die Arena des politischen Wahlkampfes. Flankirt wird die Truppe von mißvergnügten, sich verkannt wähnenden Herren der hohen Bureaukratie, von Partikularisten, mißstimmten und unzufriedenen Leuten jeglichen Standes, die, durch mancherlei Rücksichten und Bedenken abgehalten, sich nicht unter die Ultramontanen einreihen mögen, nicht einmal als Hospitanten, nun aber gerne die Gelegenheit ergreifen, unter dem Banner der Deutschconservativen ein bischen allergetreuste Opposition machen zu können. In huldvoller Herablassung, hoffend, daß vielleicht ein kleiner Rest alter Feudalherrlichkeit wieder aufleben könne, sind mehrere Herren des hohen Adels à la suite des Regiments getreten, während die persönliche Führung der Cohorte dem klugen, vielgewandten Pfarrer von Wilferdingen, Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer, zufiel. Die Partei läßt in vollen Tönen in das Land hinausschmettern, daß sie dem Volk das wahre Heil bringe. Und sie weiß so schön zu reden, diese Partei, von ihrer Reichsfreundlichkeit, in welcher sie „die für unser Vaterland gewonnene Einheit auf dem Boden der Reichsverfassung in nationalem Sinn stärken und ausbauen" will, ohne daß „die berechtigte Selbständigkeit und Eigenart der deutschen Staaten, Provinzen und Stämme" alterirt wird. Auch sind die Deutschconservativen ja nicht reaktionär, denn sie wollen eine „Weiterbildung unseres öffentlichen und privaten Rechtes". Und wie regierungsfreundlich sind die Herren, indem sie ganz besonderes Gewicht legen „auf die monarchischen Grundlagen unseres Staatslebens und eine kräftige obrigkeitliche Gewalt"! Auch „bürgerliche Freiheit für Alle" wollen sie, Selbstverwaltung sogar. Aber die confessionelle Volksschule muß erhalten werden, und der Kulturkampf, der ein Unglück ist „für Reich und Volk", soll durch eine Revision der betreffenden Gesetze zu Ende kommen. Dem Landmann wird vertraulich die Hand gedrückt, und dem Gewerbetreibenden wird Beseitigung der wirthschaftlichen Krisis zugesagt. Der Sozialismus endlich wird absolut unschädlich gemacht (NB. nachdem man noch ein und das anderemal sich seiner Unterstützung bei den Wahlen erfreut hat!). Ist's nicht ein gar lieblich Lied, das hier dem Volk in die Ohren summt? Aber wie harthörig unser Volk ist! Das Lied wollte ihm gar nicht gefallen. Und es hat sich sogar die Freiheit genommen, zu behaupten, unsere Deutschconservativen seien nur der nach Süddeutschland verpflanzte Ableger der im Norden schon längst aus der Reihe der politischen Faktoren gestrichenen feudalen Kreuzzeitungspartei. Wahrlich! Die fünfziger Jahre sind noch zu gut im Andenken der jetzt lebenden Generation, als daß es einer hochkirchlichen

Digitized by Google

Clique gelingen könnte, die Sehnsucht nach jener Zeit in weiteren Kreisen, als etwa in denen des engherzigsten Conventikel-Christenthums zu wecken. Und was die plötzlich so wunderbar volksfreundlich auftretenden Herren des hohen Adels betrifft, so wissen unsere Bauern, daß die Freiheit von Frohnden und Zehnten ihnen nicht durch die Väter dieser Herren errungen wurde, sondern durch den „Liberalismus." Und neu aufgetaucht ist in Volkes Mund der alte Spruch:

Wo der Junker ist mit dem Pfaffen im Bund
Da müssen die Bauern gehen zu Grund!

In 5 Wahlkreisen hatte die deutschconservative Partei eigene Candidaten aufgestellt. Die Erkorenen waren: ein Fabrikant, ein Holzhändler, drei Freiherren. Wirklich politisch leistungsfähig ist unter diesen 5 nur einer, Staatsanwalt v. Marschall in Mannheim, Mitglied der ersten Kammer. Im Ganzen mögen — die Stichwahlen hinzugerechnet — etwa 20,000 Stimmen für die 5 Candidaten abgegeben worden sein. Der Sieg ist, wie bereits oben erwähnt, nur einem zugefallen. Trotz der eifrigsten Agitation eines Theils unserer orthodox pietistischen Geistlichkeit — dieselben haben ganz nach der gleich widerwärtigen Methode ihre religiösen Kampfesmittel zur Anwendung gebracht, wie dies seit Jahren die Priester der römischen Kirche thun — war ein größerer Erfolg nicht zu erzielen. Und rechnet man von jenen 20,000 Stimmen noch die darin steckenden Stimmen der Ultramontanen und der Sozialdemokraten ab, so zeigt sich ein Erfolg von so minimer Natur, daß man über die deutschconservative Partei füglich mit raschen Schritten zur Tagesordnung schreiten kann.

Der Candidat, auf welchen die Partei ihre höchsten Hoffnungen setzte, Freiherr von Marschall, ist im Wahlkampf unterlegen. Es war vergeblich Mühen, daß er, der Junker comme il faut, einige Abende der Mannheimer Ressource opferte, um in den Dorfschenken der Haardt und in der „Herberge zur Heimath" in Karlsruhe dem gläubigen Publikum vorzudemonstriren, wie der Liberalismus das Volk ins Unglück gestürzt habe, und wie nur in dem deutschconservativen Programm das rettende Lebenselixir enthalten sei. Es hat nichts gefruchtet, daß, als in die von ihm zu Graben auf der Haardt abgehaltene Wahlversammlung hinein die Abendglocke tönte, der innerlich nichts weniger als pietistisch gerichtete Reichstagscandidat mit den anwesenden pietistischen Pfarrern und Landleuten, denen es Ernst sein mochte, die Hände zum Gebet faltete — laßt unseren Herrgott aus dem Spiel! Es war umsonst, daß der jugendlich strebsame Freiherr und Candidat der Zukunft für den Posten des badischen Ministerpräsidenten sich in seinen Wahlreden so geschickt auszu-

Digitized by Google

drücken wußte, daß die Ultramontanen mit wahrer Begeisterung geschlossen für ihn stimmten. Der Reichstagssitz wurde nicht erlangt, und — die Chancen für den Ministerpräsidentenposten haben sich in Folge all des Vorgefallenen wohl auch nicht günstiger gestaltet.

29. Januar 1877. Hr.

Der vorletzte russisch-türkische Krieg.

2. Im Jahre 1829.

Von beiden Seiten wurde während des Winters von 1828 zu 1829 eifrig gerüstet. Der Kaiser Nikolaus brachte das gegen die Türken bestimmte Heer auf 160,000 Mann, vermehrte die Cavallerie und Artillerie beträchtlich, stellte an die Spitze der Truppen den geschickten General Diebitsch und verzichtete, um dessen Dispositionen nicht zu stören, auf persönliche Betheiligung am Feldzuge. Von großer Bedeutung war endlich, daß die Operationen der Russen diesmal gleich Anfangs durch ihre Flotte unterstützt werden konnten. Daß Izzet Pascha, der als nunmehriger Großwesir an der Spitze der türkischen Kriegführung stand und sein Hauptquartier zu Aidos hatte, die hierdurch bewirkte Veränderung der Lage nicht erkannte, war verhängnißvoll. Ueberzeugt, daß der Angriff sich wieder auf die Balkanpässe richten werde, nahm Izzet seine Stellung so, daß der Balkan mit Aidos zur Rechten und Schumla zur Linken seine Hauptvertheidigungslinie war und die Donaufestungen Widdin, Rustschuk und Silistria seine Vorhut bildeten, während er in der Hauptstadt des Reiches seine Reserve hatte. Die Küste blieb unvertheidigt, und so geschah es, daß in den ersten Tagen des Februar schon eine russische Flotte in den südlich vom Balkan gelegenen Meerbusen von Burgas einlaufen und sich der den Eingang in diesen schützenden Festungen Sisebolu und Achjolu bemächtigen konnte, womit den Russen die Möglichkeit gegeben war, im Rücken der türkischen Armee aufzutreten und sie in der Flanke zu fassen. Daraufhin erfolgte die Absetzung Izzets, an dessen Stelle Reschid Pascha trat, der sich im Kriege mit den Griechen ausgezeichnet hatte. Ein Versuch Hussein Paschas, Sisebolu wieder zu erobern, wurde von den Russen blutig zurückgewiesen.

Um die Mitte des April verließ die russische Armee ihre Winterquartiere, ging bei Hirsowa über die Donau und sammelte sich im Laufe des Monats in einem bei Tschernawoda aufgeschlagenen Lager, wo man dann die Belagerung Silistrias vorbereitete. Am 13. Mai brach Diebitsch mit einem Theile

Digitized by Google

des Heeres nach dieser Festung auf, und am 17. langte er nach einem beschwerlichen Marsche über die überschwemmte Uferebene eine halbe Meile östlich von derselben an. Am nächsten Morgen erfolgte nach Vertreibung der Türken aus einer Position, die sie vor der Stadt eingenommen hatten, die Einschließung der letzteren.

Mittlerweile hatte der neue türkische Großwesir Reschid Pascha in Schumla ein Heer von 45,000 regulären Soldaten gesammelt, und so war es ihm möglich, einen Versuch zur Unterbrechung der Verbindung zu machen, welche die Russen zwischen Warna und dem Lager von Tschernawoda hergestellt hatten, um sich die in jenem Seehafen anlangenden Zufuhren zu sichern. Diese Verbindungslinie ging über die Orte Eski Arnautlar und Prawadi, und das erstgenannte Städtchen war von 3000 Russen unter dem General Roth besetzt. Am 25. Mai wurden diese von Reschid mit 12,000 Mann angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr, obwohl sie inzwischen von Prawadi Verstärkung erhalten hatten, bis eine Strecke über diesen Ort hinaus zurückgedrängt, worauf letzterer von den Türken eingeschlossen wurde. Unter diesen Umständen war die Belagerung Silistrias nicht mehr fortzusetzen; denn mit jener Operation hatte das mobile Corps der Türken eine Stellung im Rücken der russischen Hauptarmee eingenommen. Diebitsch vertagte somit den Angriff auf Silistria und wendete sich mit dem größten Theile seiner Streitkräfte gegen die bei Prawadi stehenden Truppen Reschids, dem er sich bald überlegen zeigte. Durch verschiedene Manöver brachte er dem Großwesir die Meinung bei, daß er eine Ueberrumpelung Schumlas im Auge habe. Dann, als Reschid eine Bewegung zur Sicherung dieser Balkanfestung gemacht, vereinigte sich Diebitsch mit dem nach Südosten zurückgegangenen Rothschen Corps. Endlich suchte er nun auf dem Wege von Prawadi nach Schumla in den Rücken Reschids zu gelangen, damit er ihn ohne gesicherte Rückzugslinie zu einer Schlacht nöthigen könne. Reschid hielt, über die Bewegungen seiner Gegner schlecht unterrichtet, die von Diebitsch geführten Truppen nicht für die Hauptarmee, sondern nur für die Division des Generals Roth und wendete sich von Prawadi rückwärts den Pässen von Kulektsche zu, wo er diesen vernichten zu können hoffte. Hier aber sah er den Feind seine gesammten Streitkräfte entwickeln und erkannte, daß er selbst in größter Gefahr sei, vernichtet zu werden. Er ließ sich indeß hierdurch nicht verblüffen, sondern bildete ruhig seine Schlachtordnung, worauf die Türken in dichten Quarrés, unterstützt von Reiterei und zahlreichen Geschützen, zum Angriffe vorgingen. Es entspann sich eine blutige Schlacht, die geraume Zeit unentschieden blieb. Endlich erkannte der Führer der Türken, daß er bei der Uebermacht der Russen zuletzt unterliegen müsse, und um dem rechtzeitig vorzubeugen, gab er Befehl zum Rückzug nach einem Walde in der Nähe des

Digitized by Google

Dorfes Marasch, wo er seine gelichteten Colonnen wieder ordnen konnte. Indeß die Russen folgten ihm auf dem Fuße, und infolge ihres raschen Nachdrängens und des Umstandes, daß inmitten der Türken ein Munitionskarren Feuer fing und aufflog, artete der Rückzug in regellose Flucht aus, bei der 56 Geschütze und ein großer Theil des Gepäcks der türkischen Armee eine Beute der Sieger wurden. Zu der von Diebitsch beabsichtigten völligen Vernichtung des Gegners jedoch kam es nicht, da die Versperrung der Pässe durch stehen gebliebene Fuhrwerke nur eine langsame Verfolgung erlaubte; vielmehr gelang es der Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart Reschids, sein Heer ohne großen Verlust an Leuten und in leidlicher Verfassung nach Schumla zurückzubringen. Dagegen war die moralische Kraft der Türken durch den bei Kulektsche empfangenen Schlag wesentlich geschwächt worden, und mit ihren Hoffnungen auf Sieg über den übermächtigen Feind war es zu Ende.

Unmittelbar nach der Niederlage des türkischen Heeres knüpfte Diebitsch durch Entsendung des Staatsraths Fonton mit dem Großwesir Friedensunterhandlungen an, und dieser ging darauf ein. Es war dem russischen Oberfeldherrn jedoch mit seinen Vorschlägen nicht Ernst, dieselben sollten die Gegner lediglich in falsche Sicherheit einlullen und zur Unthätigkeit veranlassen, während Diebitsch seine Operationon energisch fortsetzte. Er rückte vor Schumla und nahm vor der Festung eine Stellung ein, in welcher er deren südliche und östliche Umgebung beobachten und zugleich das Corps unterstützen konnte, welches unter dem General Krassowski zur Belagerung Silistrias zurückgeblieben war. Nachdem dieses Verstärkungen erhalten hatte, nahmen die Belagerungsarbeiten raschen Fortgang. Schon um die Mitte des Juni war die dritte Parallele vollendet, und bald hatten die russischen Geschütze die türkischen Kanonen zum Schweigen gebracht und die Vertheidiger der Feste auf bloßes Gewehrfeuer beschränkt. Zu Ende des Monats aber warf eine russische Mine eine so große Strecke des Hauptwalls nieder, daß der Commandant, der auf keine Unterstützung von Schumla her zu hoffen hatte, sich gegen freien Abzug zur Capitulation erbot. Krassowski ging darauf nicht ein, sondern traf Anstalten zum Sturm, und daraufhin ergaben sich die Türken, noch etwa 7000 Mann stark, zu Kriegsgefangenen und lieferten den Siegern auch ihre bei Silistria ankernde Donauflotille aus.

Bis auf einige unbedeutende Plätze höher stromaufwärts und das starke Schumla befand sich jetzt ganz Ostbulgarien in den Händen der Russen, und Diebitsch hatte jetzt zu wählen, ob er an eine Belagerung der letztgenannten Festung gehen oder dieselbe von einem Theil seiner Truppen beobachtet rechts liegen lassen und mit der inzwischen durch Krassowskis Corps verstärkten Hauptarmee durch die Pässe des Balkan in die Ebene Rumeliens vordringen sollte.

Digitized by Google

Er zog das Letztere der jedenfalls langwierigen Belagerung vor, und er verstand bei der Ausführung jenes Planes den Großwesir abermals zu täuschen und zu unrichtigen Maßregeln zu veranlassen.

Der Balkan mit dem südlich von Warna ins Schwarze Meer mündenden Kamtschik bildete eine leicht zu vertheidigende Linie. Das Gebirge, mit Ausnahme der Küstengegend bis zur Alpenhöhe emporsteigend, ist nur durch wenige Engpässe zu passiren, und der genannte Fluß hat zwar im Sommer nicht viel Wasser, aber ein sehr tiefes Bett, dessen südliches Ufer, steil aufragend, das nördliche allenthalben beherrscht, sodaß der Versuch, den dort aufgestellten türkischen Truppen gegenüber den Uebergang zu erzwingen, wenn jene die nöthige Stärke hatten, ein gefährliches Wagniß war. Diebitsch aber verstand es, dem Großwesir den Glauben beizubringen, daß nach der Ankunft Krassowskis die gesammte russische Armee vor Schumla verbleiben und dessen Belagerung beginnen werde, und in Folge dessen zog Reschid Pascha den größeren Theil der den Uebergang über den Kamtschik vertheidigenden türkischen Corps an sich. Diebitsch aber entsandte in den Nächten vom 14. bis zum 17. Juli zunächst 32 Bataillone Infanterie mit der erforderlichen Artillerie und Cavallerie unter den Generalen Roth und Rüdiger gegen die Niederung jenes Flusses, ließ dann unter General Pahlen eine Reserve von 22 Bataillonen nachrücken und folgte diesen Truppenmassen in Person, um ihre Operationen beobachten und, wo es nöthig, in dieselben eingreifen zu können — ein Manöver, welches von den Türken in Schumla erst bemerkt wurde, als es längst zu spät war. Mehrere Tage war der Großwesir in dem Wahne, noch die gesammte russische Armee vor den Wällen zu haben, während doch nur 23 Bataillone, 10 Schwadronen und eine starke Artillerie unter Krassowski zurückgeblieben waren.

Als die Russen am Kamtschik eintrafen, sahen sie, daß die Gegner auf dem andern Ufer vor den Furten Befestigungswerke angelegt hatten, deren Mittelpunkt das Dorf Kjöprikjöi bildete. Diesen Ort, der eine außerordentlich starke Lage hatte und von 3000 Türken besetzt war, konnte man russischerseits nur mit großen Verlusten von der Front her nehmen, und so machte man auf ihn nur einen Scheinangriff, überschritt eine halbe Meile weiter unten den Fluß, wo die zur Vertheidigung getroffenen Anstalten schwächer waren, und gelangte so in die Flanke von Kjöprikjöi, worauf dessen Besatzung sich eiligst zurückzog. General Roth forcirte eine Uebergangsstelle weiter stromaufwärts, und am 20. Juli standen beide Colonnen der Russen am nördlichen Fuße des Balkan, der jetzt fast ohne Widerstand von Seiten der Türken überschritten wurde, da die Nachrichten vom Uebergang über den Kamtschik im höchsten Grade entmuthigend gewirkt hatten. Am 22. bemächtigte sich Diebitsch des

Digitized by Google

Küstenplatzes Mesembria im Süden des Gebirges, und kurz nachher rückte der General Roth in die Stadt Burgas an dem nach ihr benannten Golf ein, wo die Russen, wie oben erwähnt, im Februar schon Sisseboln besetzt hatten, und wo ihre Schiffe jetzt einen völlig ungefährdeten Sammelplatz besaßen.

Der russische Oberfeldherr war schon auf dem Kamme des Balkan angelangt, als man in Schumla zu bemerken begann, daß der größere Theil seines Heeres das Lager vor der Festung verlassen und den Weitermarsch nach dem Gebirge angetreten hatte. Sofort schickte Reschid eine starke Abtheilung seiner besten Truppen zur Verstärkung der Positionen am Kamtschik ab. Auf dem Wege dahin aber erfuhren die Führer dieses Hülfscorps, die Paschas Ibrahim und Mehemed, daß sie zu spät kamen, und daß die siegreichen Gegner bereits in den Pässen des Balkans waren. Sie entschlossen sich daher, über den mehr östlich liegenden Paß von Nadir Derbend zu gehen, die Stadt Aidos zu besetzen und von da aus den Rücken und die eine Flanke der Russen zu beunruhigen. Allein Diebitsch vereitelte diesen Plan sofort mit energischer Machtentfaltung, indem er alle drei Corps seiner Armee eine Schwenkung nach Aidos hin machen und in Gewaltmärschen auf diesen Ort losrücken ließ. Die Türken glaubten, als die ersten russischen Regimenter erschienen, es nur mit einem mäßigen Theile des feindlichen Heeres zu thun zu haben. Sie nahmen in Folge dessen den Kampf an und trieben Anfangs die Angreifer muthig zurück. Bald aber erhielten diese Verstärkungen, und zuletzt entwickelte sich vor den erstaunten türkischen Generalen eine so ungeheuere Uebermacht, daß ihre Leute mit großem Verlust an Menschen und Heergeräthen in die Stadt zurückgeworfen wurden, von wo sie sich in ungeordnet flüchtenden Haufen eilig über den Kleinen Balkan zu retten suchten.

Diebitsch verfolgte von seinem nunmehrigen Hauptquartier Aidos aus den hier errungenen Erfolg mit Umsicht und Raschheit. Eine Abtheilung seiner Armee unter dem General Schermetjeff eilte den fliehenden Türken über den Kleinen Balkan nach der Stadt Karnabad nach, nahm dieselbe ein und unterbrach dadurch die Verbindung zwischen Schumla und Adrianopel. Andere Truppen besetzten im Süden die Orte Karabunar und Fakih. Endlich wurde, um dem Großwesir jede Störung der Operationen in Rumelien unmöglich zu machen, eine zweifache Vertheidigungslinie gegen ihn hergestellt: nördlich vom Balkan rückte Krassowski gegen Eski Stambul vor, um sich quer über die von Schumla nach Thracien hinabführende Straße aufzustellen, im Süden besetzte Schermetjeff den Landstrich von Karnabad bis Jambolu. Jener hatte bei dieser Operation 12,000 Türken unter Chalil Pascha gegen sich, den Reschid mit der Sammlung der bei Aidos zersprengten türkischen Corps beauftragt, und der bei Jamboln Stellung genommen hatte. Krassowski wurde vom Großwesir

Digitized by Google

selbst angegriffen. Beide russische Generale behaupteten aber das Feld, bei Jambolu liefen die Türken beim ersten Anprall der feindlichen Cavallerie auseinander, und Reschid war, trotzdem seine Leute mehr Muth zeigten, die russische Linie nicht zu durchbrechen im Stande, er mußte vorerst nach Schumla zurückweichen. Da aber diese Festung durch die von Krassowski behauptete Position kaum noch von Einfluß auf den ferneren Verlauf des Krieges war, sah Reschid ein, daß er, wofern nicht Adrianopel verloren gehen sollte, welches als die zweitwichtigste Stadt nach Konstantinopel mit allen verfügbaren Mitteln vertheidigt werden mußte, Schumla räumen und, da ihm der nächste Weg nach der rumelischen Tiefebene von den Russen versperrt war, auf einer anderen Straße dahin zu gelangen versuchen mußte. Die Gegner aber waren auf ihrer Hut. Kaum hatte er seinen Uebergang über den Balkan auf Wegen, die bis dahin kein Heer eingeschlagen, bewerkstelligt und am 8. August die Stadt Selimieh erreicht, wo er ein verschanztes Lager zu beziehen gedachte, als Diebitsch ihn mit Uebermacht aufsuchte und sein durch Desertion geschwächtes Heer am 12. mit solcher Energie angriff, daß es nach schwachem Widerstand auseinanderlief, so weit es nicht auf dem Platze blieb oder in Gefangenschaft gerieth.

Damit war die türkische Armee fast völlig vernichtet, und nichts konnte die Russen mehr am Marsche auf Adrianopel und von dort nach der Hauptstadt hindern. Hätten die Türken jetzt nicht alle Hoffnung und allen Halt verloren gehabt, was bei ihren steten Niederlagen in diesem Feldzuge nicht unerklärlich ist, so würden sie wenigstens Adrianopel eine Zeit lang zu vertheidigen im Stande gewesen sein. Die Stadt war mit einer starken, von Thürmen vertheidigten Mauer umgeben. Ihre Garnison zählte 15,000 Mann, die größtentheils der regulären Armee angehörten, und zu denen die muhamedanische Bevölkerung mindestens eben so viele Vertheidiger stellen konnte. An Kanonen, Munition und Lebensmitteln scheint auch kein Mangel gewesen zu sein. Die Regierung endlich hatte mit dem Versprechen, binnen Kurzem sollte Hülfe von Anatolien kommen, zu hartnäckigster Vertheidigung aufgefordert. Aber, wie schon angedeutet, Niedergeschlagenheit und Verzagtheit hatten sich der Einwohner bemächtigt, die Soldaten waren entmuthigt, und so geschah es, daß, als Diebitsch am 10. August vor den Thoren der großen Stadt anlangte, die Behörden derselben nicht einmal die Aufforderung zur Uebergabe abwarteten, sondern die Capitulation von freien Stücken anboten. Der Feldherr der Russen nahm diesen Antrag an, stellte aber die härtesten Bedingungen. Dieselben bestanden in der Auslieferung alles beweglichen Staatseigenthums, aller Waffen und aller Lebensmittel, sowie der Feldzeichen des Heeres, im Abzug der regulären Soldaten nach jeder beliebigen Richtung, die nach Konstantinopel ausgenommen, in der Entwaffnung der in der Stadt befindlichen irre-

Digitized by Google

gulären Milizen und der Bürger und der Stellung aller Gerichts- und Verwaltungsbehörden unter die russische Dictatur. Diese Bedingungen sollten bis fünf Uhr früh am 20. August angenommen werden, widrigenfalls ein allgemeiner Sturm auf die Stadt erfolgen werde. Die Muthlosigkeit der Türken war eine so tiefgehende, daß sie diese Zumuthungen annahmen, und am 20. August nahm Diebitsch mit seinem Heere von Adrianopel Besitz.

Diese Besitznahme war kaum erfolgt, als der Oberbefehlshaber der Russen Schlag auf Schlag weiter operirte. Eine nach Osten dirigirte Abtheilung seiner Truppen besetzte die wichtige Stadt Kirk Kilissa auf dem direkten Wege zwischen Schumla und Konstantinopel, die nur noch 20 deutsche Meilen von letzterem entfernt war, sowie Lüle Burgasi, einen am Vereinigungspunkte dieses Weges mit der Straße von Konstantinopel nach Adrianopel gelegenen Ort. Eine andere russische Colonne wandte sich nach Süden und nahm von Demotika und Ipsala an der Maritza, dem Hauptstrome Rumeliens, sowie von dem Hafenplatze Enos am Ausflusse desselben in das Aegäische Meer Besitz, wo sie mit der Flottendivision im Verbindung trat, welche Rußland aus der Ostsee hierher gesandt hatte.

Damit war der Feldzug des Jahres 1829 in Europa entschieden. Er hatte mit einer vollständigen Niederlage der Türken und mit einem ebenfalls vollständigen Siege der Russen geendigt. Jene hatten kein Heer mehr, welches das Feld halten oder die Hauptstadt vertheidigen konnte, diese hatten ihre Erfolge mit verhältnißmäßig geringen Verlusten erreicht. Ihre Armee stand in den letzten Tagen des August, also zwanzig Wochen etwa nach dem Wiederbeginn des Krieges, im Herzen der europäischen Türkei, sie hatte das reiche Adrianopel inne, ihre Vorhut war bis Lüle Burgasi, kaum drei Tagemärsche von der ohnmächtig und zitternd den Einmarsch des Feindes erwartenden Hauptstadt, vorgeschoben, sie stützte sich endlich mit ihrem rechten Flügel auf die Flotte im Aegäischen und mit ihrem linken auf diejenige im Schwarzen Meere, deren Admiral an allen Küstenplätzen bis zum Kap Iniada Truppen gelandet hatte. In wenigen Tagen konnte Diebitsch Konstantinopel erreichen, und es hätte sich ohne Schwertstreich ergeben müssen, wenn die russische Diplomatie dem siegreichen Feldherrn nicht Halt zugerufen und ihm den Degen in die Scheide zu stecken geboten hätte.

Ebenso glänzend, wenn auch weniger von Bedeutung für den Ausgang des Krieges waren die Siege der Russen in Asien, wo es sich für die Pforte vor Allem um Wiedergewinnung der im vorhergehenden Jahre verlorenen drei Festungen Achalzich, Kars und Bajasid handelte. Der neue Seraskier Salich Pascha war ein energischer Mann, der sich aber nur auf die orientalische Art Krieg zu führen wohl verstand, und der nur wenige reguläre Truppen zur

Digitized by Google

Verfügung hatte. Nachdem er eine bedeutende Zahl von Milizen gesammelt, ließ er Achmed Pascha auf seinem linken Flügel gegen Achalzich und den Pascha von Wan zu seiner Rechten gegen Bajasid vorgehen, während er selbst sich von Erzerum aus gegen Kars in Bewegung setzte. Achmed Pascha erschien schon in den ersten Tagen des März vor Achalzich, aber nachdem es seinen Leuten auf einen Augenblick gelungen war, in die Stadt einzudringen, wurden sie von der Garnison wieder hinausgetrieben, und der Versuch, die Festung durch Einschließung auszuhungern, mißlang, da die türkischen Milizen die Strapatzen des hier noch herrschenden Winters nicht ertrugen, und als einige russische Regimenter im Kurthale zum Entsatz heranzogen, verließ die ganze Belagerungsarmee am 15. März ihre Stellungen und stob auseinander. Nicht besser erging es einem anderen Haufen von Milizen, welcher von Trapezunt aus in die Provinzen Guriel und Mingrelien einbrechen sollte, und welchem der General Hesse noch auf türkischem Gebiet eine schwere Schlappe beibrachte. Dagegen gelang es dem Kjaja (ersten Adjutanten) Salich Paschas, einen Theil der zerstreuten Banden wieder zu sammeln und sich im Rücken der Russen mit den Bergvölkern des Kaukasus in Verbindung zu setzen.

Paskewitsch, der Oberbefehlshaber der Russen, verhielt sich in dieser Zeit in der Defensive, die er auch den unter ihm stehenden Generalen anbefahl, und sammelte für die Offensive auf der Hochfläche von Tschildir soviel Truppen, als er zusammenbringen konnte, zu einer beweglichen Colonne.

Ende Mai erhielt dann General Burtzoff den Befehl, gegen den Kjaja vorzugehen und ihn zurückzuwerfen. Nachdem dies gelungen und Burtzoff sich mit Paskewitsch vereinigt hatte, rückte dieser mit 14 Infanteriebataillonen, einiger Reiterei und Artillerie und etlichen tausend asiatischen Milizen gegen das Soghanlik-Gebirge vor, um hier den gegen Kars vordringenden Türken, die in zwei Colonnen, einer 20,000 Mann starken unter Hakki Pascha und einer 30,000 Mann zählenden unter dem Seraskier selbst, heranzogen, den Weg zu verlegen. Am 12. Juni standen Hakki Pascha und Paskewitsch sich gegenüber, und letzterer wußte jenen durch Scheinmanöver zu täuschen und in dessen Rücken zu gelangen, wo er sich auf Salichs Colonne werfen wollte. Wäre Hakki nicht so unfähig und nachlässig gewesen, so hätten die Russen bei der Ausführung dieses Planes durch Zusammenwirken der beiden türkischen Corps, die ihnen an Zahl weit überlegen waren, unfehlbar erdrückt werden müssen. Statt den Russen nachzurücken, entfernte sich Hakki in entgegengesetzter Richtung, und als nun Paskewitsch das Heer des Seraskiers energisch angriff, erfocht er bei dem Dorfe Kiuli gegen dessen undisciplinirte Kriegerhorden, die sehr bald in die ärgste Verwirrung geriethen und massenhaft niedergemacht wurden, einen glänzenden Sieg, der die ganze feindliche Artillerie in seine Hände brachte.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen ereilte Hakki dasselbe Schicksal, und so waren die zur Vernichtung der Russen ausgezogenen beiden Heere beseitigt, und Paskewitsch konnte nach Erzerum, der Hauptstadt Armeniens und dem wichtigsten Orte der Türkei, aufbrechen, welches sich ihm am 25. Juni mit 150 Geschützen und reichen Vorräthen an Kriegsbedarf nach kurzem Widerstande ergab.

Auf dem rechten Flügel der Türken hatte der Pascha von Wan mit 10,000 Mann das schwach besetzte Bajasid mehrere Monate vergebens zu nehmen gesucht. Nach dem Falle von Erzerum zog er sich, am Erfolge verzweifelnd, hinter den Wan-See zurück. Zu Anfang des Juli stand somit den Russen in Hocharmenien keine feindliche Armee mehr gegenüber, aber eine Anzahl Gebirgshäuptlinge, die hier von ihren Stammburgen der Bevölkerung geboten, fuhren fort, in ihren schwer zugänglichen Bergen für den Islam gegen die christlichen Eindringlinge zu kämpfen, und hier erlitten letztere die einzige Niederlage dieses Feldzuges. General Burtzoff hatte im Westen von Erzerum mehrere Burgen erobert und endlich auch das mächtige, auf steilem Felsen über dem Tschorok gelegene Baiburt erstürmt. Um diese Festung wieder zu gewinnen, zogen von Norden die Lazen heran, während im Süden die Kurden den Russen zu schaffen machten. Der Angriff wurde zurückgeschlagen, und Paskewitsch brachte den Kurden eine blutige Schlappe bei, worauf er nach Erzerum zurückkehrte. Nun aber rückte der Pascha von Trapezunt, Osman Hasnadar Oglu, mit ansehnlicher Streitmacht gegen Burtzoff, der in Baiburt mit einer kleinen Schaar zurückgeblieben war, heran. Der russische General zog ihm entgegen und nahm in dem von Natur festen Dorfe Charz Stellung, um die Türken hier zu erwarten und mit blutigen Köpfen nach Hause zu schicken. Allein er hatte sich verrechnet: die dreimal stärkeren Türken verdrängten die Russen aus ihrer Position, wobei der General Burtzoff auf dem Platze blieb, und zwangen sie zum Rückzuge nach Baiburt, worauf die Sieger sich in der eroberten Stellung befestigten und behaupteten, bis Paskewitsch sie in einer zwei Tage währenden blutigen Schlacht daraus vertrieb. Einige Tage vorher hatte der General Hesse dem mächtigen Gebirgshäuptling Tuschig Oglu, der mit 15,000 Bergmilizen gegen das russische Guriel vorzudringen versuchte, eine gründliche Niederlage beigebracht, und Paskewitsch wäre bei der Niedergeschlagenheit und Verzagtheit, die infolge der russischen Siege sich aller Stämme der pontischen Gebirge bemächtigt hatte, keinen erheblichen Schwierigkeiten begegnet, wenn er gegen Trapezunt vorgerückt wäre. Aber auch hier machte nun die Politik der weiteren Ausnutzung der errungenen Erfolge ein Ende.

Sollte nun jetzt oder, was wahrscheinlicher ist, zu Anfang des Frühlings der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausbrechen, so wird der Kampf

Digitized by Google

in Asien vermuthlich einen dem von 1828 und 1829 ähnlichen Verlauf nehmen, ja möglicherweise, da die Unterstützung der Türken durch die Bergvölker weniger reichlich und eifrig ausfallen wird, als damals, zu noch raſcheren Erfolgen für die Ruſſen führen.

Anders ſteht es in Europa. Zwar kann hier die ruſſiſche Armee, wenn ſie gegen die Donau vorrückt, auf die Unterſtützung der Serben, der Montenegriner, wahrſcheinlich auch der Griechen und möglicherweiſe der Rumänen rechnen. Aber ſie hat es dafür auch mit einer wohlbewaffneten, kriegsgeübten und durch den Erfolg gegen Tſchernajeff moraliſch gehobenen türkiſchen Armee von mindeſtens 180,000 regulären Soldaten zu thun. Die Feſtungen ſind in beſſerem Stande als im Jahre 1828 und zu Anfang des Krimkrieges. Die Artillerie iſt allen Nachrichten zufolge nicht ſchlechter als die ruſſiſche. Von einem bedeutenden türkiſchen Strategen iſt zwar bis jetzt noch nichts zu ſehen geweſen, aber auch von keinem ruſſiſchen, und was den Türken hier etwa fehlt, kann durch den Rath fränkiſcher Offiziere, an denen es nicht fehlen wird, wohl erſetzt werden.

Was die Türkei aber vor Allem günſtiger als 1828 ſtellt, iſt der Umſtand, daß ſie eine ſtarke Flotte von Panzerſchiffen beſitzt, während Rußland gegenwärtig im Schwarzen Meere nur verhältnißmäßig wenig Kriegsfahrzeuge zur Verfügung hat. Mit großer Uebermacht werden die Türken alſo, da die Serben ſich im vorigen Jahre nicht mit Ruhm bedeckt haben, die übrigen etwaigen Hülfstruppen der Ruſſen aber erſt noch zeigen müſſen, daß ſie als Soldaten etwas taugen, diesmal eben nicht zu ringen haben, und Alles wird daher darauf ankommen, ob die eine oder die andere Partei einen Oberfeldherrn hat, welcher dem der Gegner überlegen iſt. Ein ſolcher iſt doch aber eher auf Seiten der Ruſſen zu erwarten, und ſelbſt wenn es denſelben an einem ſehr bedeutenden militäriſchen Talente mangeln ſollte, iſt bei der Macht Rußlands, welches hier alle ſeine Kräfte entfalten muß, da es um ſein Anſehen bei den chriſtlichen Völkern der Türkei kämpft, kaum anzunehmen, daß die Pforte ſich länger als einen Feldzug hindurch zu behaupten im Stande ſein wird.

Wie die Dinge liegen, haben wir das nicht zu bedauern, werden im Gegentheil die Ruſſen, wenn es ſelbſt der Erkämpfung noch anderer Vortheile für die Völker der illyriſchen Halbinſel als die Conferenz in Konſtantinopel zu Anfang verlangte, wenn es ſelbſt einer erheblichen Vergrößerung Serbiens und Montenegros und der Conſtituirung eines ſelbſtändigen Bulgariens gelten ſollte, mit unſern beſten Wünſchen begleiten und ihnen einen etwaigen raſcheren Siegeslauf, als er nach dem Geſagten zu erwarten ſteht, aufrichtig gönnen.

Digitized by Google

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 4. Februar.

Die Budgetdebatten der abgelaufenen Woche erreichten ihren dramatischen Höhepunkt in dem Wortgefechte über den Dispositionsfonds „für allgemeine politische Zwecke". Diese 31,000 Thaler haben seit langen Jahren das Verdienst, den Sensationsbedürftigen der Tribünen einen genußreichen Tag zu verschaffen. In dieser Beziehung haben sie ihren Ruf auch heuer bewährt. Aber niemals zuvor bewegte sich der Streit auf so plattem Niveau, wie diesmal. Prinzipiell wurde der Fonds eigentlich nur von ultramontaner Seite angefochten. Herr Windthorst will weder eine officiöse Presse, noch eine geheime Polizei. Beide gelten ihm als schlechtweg verwerflich. Sein Gesinnungsgenosse v. Schorlemer verstieg sich sogar so weit, die officiöse Publicistik als „Pestbeule" zu charakterisiren, für welche drastische Bezeichnung natürlich eine levis nota von Seiten des Präsidenten nicht ausblieb. Das Seltsame dabei ist nur, daß Alles, was man hier mit so gewaltiger sittlicher Entrüstung bekämpft, nirgends sorgfältiger ausgebildet ist und nachdrücklicher ausgeübt wird, als in der Staatskunst der Jesuiten. Auch dürfte es interessant sein, näher zu untersuchen, ob die weiland hannoversche Staatsregierung zu Zeiten der Windthorstschen Ministerschaft ihre Hände von diesen Greueln wirklich so rein gehalten hat, wie man nach dem catonischen Auftreten des Führers der Centrumspartei vermuthen sollte. Allein, nicht diese Angriffe von ultramontaner Seite gaben der Debatte die Signatur; das Charakteristische lag in dem Duell zwischen der Fortschrittspartei und dem Minister des Innern. Aus dem Dispositionsfonds wird u. A. die „Provinzialcorrespondenz" unterhalten. Man kann der Fortschrittspartei nicht verargen, wenn sie dies Organ mit ihrem Groll bedenkt; es hat sie, namentlich zur Zeit der Landtagswahlen, mit entschiedenster Unzweideutigkeit als die von der Regierung perhorrescirte Partei gekennzeichnet. Nur nimmt es sich nach den jüngsten Erfahrungen in der That recht komisch aus, wenn gerade die Führer der Fortschrittspartei sich zu Lehrmeistern in der Loyalität und Sittlichkeit des politischen Parteikampfes aufwerfen. Wir sind weit entfernt, die Art, wie die „Provinzialcorrespondenz" die Fehde geführt hat, zu billigen; bedenken wir aber, wie der nationalliberalen Partei dafür, daß sie in der Landtagswahlbewegung die Uebertreibungen der Officiösen über den angeblich staatsfeindlichen Charakter der Fortschrittspartei zurückgewiesen hat, von der letzteren vergolten worden ist, so ist uns sehr erklärlich, daß die Nationalliberalen durchaus nicht Lust zeigten, sich durch die pathetische Philippika des Herrn Virchow mit fortreißen zu lassen. Für ihre

Digitized by Google

Abstimmung durfte lediglich maßgebend sein, ob der in Rede stehende Dispositionsfonds prinzipiell zu billigen ist oder nicht. In diesem Zusammenhange konnte sich Lasker auf die Constatirung der Thatsache beschränken, daß keine Regierung ohne derartige Mittel auskommen kann. Auch was die „Provinzialcorrespondenz" und speziell ihre Stellung zu den Wahlen betrifft, so wird zwar festzuhalten sein, daß die Regierung sich activ in den Wahlkampf nicht einmischen soll, aber kein billig Denkender kann ihr verbieten wollen, generell vor dem Lande zu erklären, welche der vorhandenen Parteirichtungen ihr für die gemeinsame Arbeit an den Aufgaben des Staats förderlich scheinen, welche nicht. So verlief denn die große Ministeranklage, welche die Fortschrittspartei so emphatisch in Scene setzte, im Grunde recht kläglich; mit 213 gegen 157 Stimmen wurde der Dispositionsfonds bewilligt. Den Eindruck aber, welchen namentlich die Virchowsche Rede mit ihren Seitenhieben auf nationalliberale Preßorgane hinterlassen, bezeichnet am besten ein nach der Sitzung gefallenes Bonmot: „Quittung über empfangenen Aerger."

Abgesehen von diesem einzigen „heißen Tage" trugen die Discussionen das Gepräge jener nüchternen Sachlichkeit, welche, wenn eine Etatsberathung überhaupt von Nutzen sein soll, durchaus die Regel bilden muß. Fragen von allgemeiner Tragweite traten nur selten in die Debatte. Eine der wichtigsten schien diesmal die Aufmerksamkeit des Hauses weniger zu reizen, als in früheren Jahren, die Frage der Parzellirung von Domänengrundstücken zum Zwecke der Errichtung kleiner bäuerlicher Stellen. Es handelt sich dabei um das Problem der Wiedererschaffung eines Bauernstandes in Pommern, der daselbst bekanntlich unter der schwedischen Herrschaft, gleichwie in Mecklenburg, so gut wie verschwunden ist. Das Abgeordnetenhaus hat die Regierung wiederholt ersucht, pachtfrei werdende Domänen in geeigneter Weise zur Herstellung kleiner Bauerngüter zu verwenden. Es war damit auch der Anfang gemacht worden, und der Finanzminister erklärte noch im vorigen Jahre, daß auf dem betretenen Wege fortgefahren werden solle. Geringerer Gunst aber erfreute sich das Unternehmen im Herrenhause. Von hochfendaler Seite wurde im vorigen Jahre eine Resolution beantragt, nach welcher in der gedachten Weise nur dann vorgegangen werden solle, wenn der beabsichtigte Erfolg im voraus gesichert sei. Das Plenum des Herrenhauses modificirte den Antrag zwar etwas; sein Beschluß klang aber zum mindesten nicht wie eine Aufmunterung für die Regierung. Gegenwärtig erklärt nun die letztere, daß für das Etatsjahr 1877/78 eine weitere Parzellirung von Domänen nicht in Aussicht genommen sei. Es lag nahe, dahinter ein Aufgeben des ganzen Planes zu vermuthen. Das will sie nun freilich nicht Wort haben; sie spricht nur von einstweiliger Sistirung, begründet dieselbe durch gemachte ungünstige Er-

Digitized by Google

fahrungen und führt diese wiederum auf die allgemeine wirthschaftliche Bedrängniß zurück. Allein, die Freunde jenes großen Gedankens werden sich durch solche Vertröstung schwerlich befriedigt fühlen, um so weniger, als man sich auf Grund der officiellen Nachweisungen über die Resultate der Dismembration von den „ungünstigen Erfahrungen" nicht recht überzeugen kann. Für die bis jetzt parzellirten Grundstücke ist durchweg ein Kaufpreis erzielt worden, welcher zu dem Pachtzins, der im Falle der Wiederverpachtung zu erlangen gewesen sein würde, in angemessenem Verhältniß steht. Für die Erfüllung der Bebauungsbedingungen ist die vertragsmäßige Frist noch nicht abgelaufen. Die ungünstigen Erfahrungen werden also wohl in Bezug auf die Erfüllung der Zahlungsbedingungen gemacht sein. Grade hier aber liegt die schwache Seite des von der Regierung beobachteten Systems. Ganz ohne Zweifel ist diese Veräußerung von Domänen viel zu sehr nach einseitig fiscalischen Gesichtspunkten betrieben worden. Es gilt, die Angelegenheit in erster Linie als eine volkswirthschaftliche, als eine überaus wichtige Frage des Nationalwohls anzufassen. Von diesem Standpunkte aus werden auch die Erwerbungsbedingungen zu regeln sein. Der Abg. Sombart hat in einem vortrefflichen Vortrage nachgewiesen, wie unter den veränderten Verkehrs- und Produktionsverhältnissen in der deutschen Landwirthschaft das Latifundiensystem immer unrentabler werden muß, und wie Alles auf die Vermehrung und Begünstigung des Kleinbetriebes als das volkswirthschaftlich Richtige hinweist. Es ist nicht möglich, daß dies Mahnwort eines sehr competenten Praktikers in den Wind geschlagen werde. Wir denken, man wird bei der dritten Lesung des Etats auf die Sache zurückkommen.

Der Etat der directen Steuern gab einigen Rednern Gelegenheit, ihre Bemerkungen aus der Generaldebatte zu besserer Beherzigung nochmals zu wiederholen; namentlich von ultramontaner Seite wurde das Thema von der Steuerschraube, welche zur Chicanirung der der Verwaltung mißliebigen Staatsbürger mißbraucht werden soll, mit den üblichen demagogischen Seitenblicken behandelt. Daß die Regierung in Bezug auf die Steuerveranlagung den gewählten Einschätzungscommissionen gegenüber so gut wie machtlos ist, braucht die Partei für „Wahrheit, Freiheit und Recht" ihrer Gefolgschaft allerdings nicht zu verrathen. Ein umfassender Steuerreformplan wurde übrigens jetzt in der zweiten Berathung ebenso wenig vorgebracht wie in der Generaldebatte. Inzwischen hat die Fortschrittspartei aus ihrer Mitte einen Ausschuß niedergesetzt, um einen solchen auszuarbeiten. Wenn die Herren sich nicht dazu verleiten lassen, möglichst rasch eine blendende Denkschrift abzufassen, sondern wenn sie den überaus verwickelten und schwierigen Fragen auf den Grund gehen, so kann ihre Arbeit eine recht verdienst-

Digitized by Google

volle werden. Die Budgetcommission beschäftigt sich inzwischen mit Vorschlägen zu einer zweckmäßigeren Handhabung des bestehenden Systems, namentlich mit einer Vereinfachung des Veranlagungs- und des Recursverfahrens. Die Regierung hat auch einen entsprechenden, freilich sich auf das äußerste Minimum beschränkenden Gesetzentwurf vorgelegt. Ob es bei der Kürze der Session gelingen wird, denselben im Sinne jener in der Budgetcommission verhandelten Vorschläge zu vervollständigen, ist zweifelhaft. Der Impuls zu einer umfassenden Steuerreform wird vielleicht vom Reiche zu erwarten sein. Die Uebertragung der Stempelsteuern auf das Reich ist auf die Dauer nicht zu vermeiden; sie kann aber nicht erfolgen, ohne eine Revision der Steuergesetzgebung der Einzelstaaten nach sich zu ziehen.

Wichtige Fragen, welche der Abgeordnete Eberty bei dem Titel „Strafanstaltswesen" zur Sprache brachte, gingen unter der Unruhe eines durch bereits fünfstündige Verhandlung ermüdeten Hauses fast zu Grunde. Allzusehr ist dies nicht zu bedauern, da eine einheitliche Regelung des Gefängnißwesens hoffentlich in nicht zu ferner Zukunft vom Reich zu erwarten steht, die betreffenden Debatten also auch in den Reichstag gehören. Ueber die Controverse, wie die Gefangenen unter dem disciplinarischen wie unter dem volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte am zweckmäßigsten zu beschäftigen sind, hat die Petitionscommission des Reichstags am Schlusse der letzten Session einen vortrefflichen Bericht erstattet. χ. ρ.

Die Reichstagswahlen in Schlesien.

Während sich nach nunmehriger Feststellung der Wahlresultate im ganzen Reich die Physiognomie des deutschen Reichstages im Wesentlichen nicht verändert hat, sind doch bei den Wahlen selbst bezeichnende Verhältnisse hervorgetreten, die Anlaß zu Betrachtungen zu geben geeignet sind.

Die Wahlen in der Provinz Schlesien aber grade geben ein interessantes Bild sowohl des Wahlkampfes als des Wahlresultates. Es haben nämlich nach dem definitiven Gesammtresultat bei der letzten Reichstagswahl in Schlesien gewonnen: je einen Sitz die Nationalliberalen und die Sozialdemokraten, drei Sitze die Ultramontanen; verloren: zwei Sitze die Fortschrittspartei, drei Sitze die deutsche Reichspartei. Die eigenartigen Ver-

Digitized by Google

hältnisse der Provinz empfehlen es, die Wahlen in erster Linie nach den drei Regierungsbezirken zu betrachten.

Oberschlesien, repräsentirt durch den Regierungsbezirk Oppeln, wählte vor dem Beginne des Kulturkampfes fast ausnahmslos gemäßigte Conservative, Mitglieder der deutschen Reichspartei. Bei den Wahlen im Jahre 1871 zeigte sich der staatsfeindliche Einfluß des Klerus dadurch, daß in den zwölf Wahlbezirken bereits drei Mitglieder des Centrums gewählt werden, im Jahre 1874 wählte Oberschlesien acht Centrumsmänner und vier Reichstreue (deutsche Reichspartei), bei der letzten Wahl wählte es elf Centrumsmänner und einen Reichstreuen. Sehen wir nach den Erfolgen, so scheinen diese ein stetiges Fortschreiten des Ultramontanismus zu constatiren, dennoch aber ist es unbestreitbar, daß grade der Liberalismus in den letzten Jahren in Oberschlesien mehr und mehr Boden gewonnen hat. Versuchen wir, diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen. Die weitaus größte Masse der oberschlesischen Bevölkerung steht leider auf einer außerordentlich tiefen Bildungsstufe, und an eine politische Ueberzeugung ist bei Menschen nicht zu denken, die selbst des vernünftigen klaren Denkens unfähig sind, denen auch das wirklich Gute und Nützliche mit Gewalt oktroyirt werden muß. Diese ungebildeten Massen befinden sich in der Hand eines fanatischen Klerus, der kein Mittel scheut, seine Zwecke zu erreichen und die verblendeten Massen nach seinen Ideen zu lenken. Nur zu leicht wird dies aber bei einer Bevölkerung werden, die man dadurch herdenweise zur Urne und zur klerikalen Abstimmung treiben kann, daß man ihr erklärt, anders wählen sei Sünde, und wer einem Reichsfreunde seine Stimme gebe, verfalle unrettbar der ewigen Verdammniß. Diese Ansichten hat der Klerus durch unablässige agitatorische Thätigkeit, besonders durch Beeinflussung der Frauen, denen man vorlog, die Liberalen beabsichtigten die Abschaffung der Ehe, im Volke verbreitet. Im Beichtstuhl, von der Kanzel, durch Besuche in den Familien, in Wahlversammlungen wurden diese schamlosen Lügen verbreitet und leider geglaubt. Dem gegenüber ist zu verwundern, daß es die liberale Partei in einzelnen Wahlkreisen auf mehr als die Hälfte der ultramontanen Stimmen gebracht hat, steht doch den Reichstreuen kein anderes Mittel gegenüber den Lügen des Klerus zu Gebote, als durch Belehrung und Ermahnung auf die Massen einzuwirken; daß diese Thätigkeit aber nur sehr langsam eine Bresche in den Wall des mit Absicht großgezogenen Aberglaubens und der geistigen Finsterniß legen kann, ist leicht begreiflich. Die agitatorische Thätigkeit der liberalen Partei aber ist gegenüber der Rastlosigkeit des Klerus keineswegs die intensive, die sie eigentlich sein müßte. Während die Gegenpartei das ganze Jahr wühlt und hetzt, bequemen sich die Liberalen gewöhnlich erst wenige Tage vor der Wahl zur Agitation. Es war demnach nicht unbegreif-

Digitized by Google

lich, daß drei Wahlkreise, in denen bei der Wahl im Jahre 1874 die reichstreue Partei mit nur sehr geringen Majoritäten gesiegt hatte, an das Centrum verloren gingen. Daß trotzdem der Liberalismus an Terrain gewinnt, haben die Abgeordnetenwahlen am Ende des vorigen Jahres bewiesen, bei denen dadurch, daß die aufgeklärten Elemente durch das indirekte Wahlsystem mehr zur Geltung kamen, nicht nur achtunggebietende liberale Majoritäten erzielt, sondern auch zwei der ultramontansten östlichsten Wahlkreise dem Centrum entrissen wurden.

Im Regierungsbezirk Breslau hat der Gesammtbesitzstand der Parteien keine wesentliche Veränderung erlitten, nur die Fortschrittspartei verlor einen Sitz und die Sozialdemokraten gewannen einen. Es wurden jedoch nur in acht von dreizehn Wahlkreisen die früheren Vertreter wieder gewählt. In den anderen fünf Wahlkreisen änderte sich der Besitzstand dahin, daß die nationalliberale Partei einen Wahlkreis an die Conservativen und einen an die Sozialdemokraten verlor, dagegen je einen Wahlkreis der Fortschrittspartei und den Conservativen abnahm, mithin im allgemeinen im gleichen Besitzstande blieb, die Conservativen einen Wahlkreis mit den Nationalliberalen tauschten, die Fortschrittspartei einen Wahlkreis an die Nationalliberalen verlor, die Sozialisten einen von Letzteren gewannen. Verloren hat also nur die Fortschrittspartei, gewonnen nur die Sozialisten. Der Wahlkampf war ein sehr heftiger, es waren allein sechs Stichwahlen nöthig. Besonders in drei Wahlkreisen waren die Wahlen interessant, in den beiden Wahlkreisen der Stadt Breslau und im Wahlkreise Reichenbach-Neurode. Seit einer Reihe von Jahren waren in Breslau Nationalliberale und Fortschrittspartei bei den Wahlen Hand in Hand gegangen, bei den Reichstagswahlen wurden stets zwei Fortschrittler gewählt.

Auch bei der letzten Abgeordnetenwahl wurden Compromißcandidaten beider Parteien gewählt. Aber schon bei dieser Wahl bildete sich eine Spaltung innerhalb der Fortschrittspartei, eine Minorität, die jeden Compromiß mit den Nationalliberalen perhorrescirte, bildete einen neuen Wahlverein und versuchte, den alten Wahlverein von der nationalliberalen Partei abzuziehen. Dies, sowie die durch die Justizgesetzannahme unmittelbar vor den Reichstagswahlen eingetretene Spaltung der beiden liberalen Parteien, vollzog auch in Breslau den Riß zwischen der Fortschrittspartei und den Nationalliberalen. Die Fortschrittspartei besonders wies trotz der durch die Sozialdemokraten drohenden Gefahr jedes vereinigte Vorgehen zurück, und so sah sich die nationalliberale Partei, wenn auch mit geringen Hoffnungen auf Erfolg, veranlaßt, eigne Candidaten aufzustellen. Das Resultat eines außerordentlich heftigen Wahlkampfes war das, daß in einem Wahlbezirk der Candidat der Fortschrittspartei

Digitized by Google

mit einem Sozialisten, in dem anderen der Candidat der Nationalliberalen mit einem Sozialisten in die engere Wahl kam. Außerdem ergab es sich, daß die liberalen Parteien gleich stark seien und die Sozialisten es in beiden Wahlkreisen auf 8620 Stimmen (gegen 3703 im Jahre 1874) gebracht hatten. Bei den Stichwahlen gingen die liberalen Parteien geeinigt vor und siegten, trotzdem die Ultramontanen sich mit den Sozialdemokraten verbunden hatten. Im Wahlkreise Reichenbach-Neurode hatten im Jahre 1874 erhalten: der Candidat der nationalliberalen Partei 4645 Stimmen, der der ultramontanen Partei 4685 Stimmen, der der Sozialdemokraten 4703 Stimmen. Es kam damals zur engeren Wahl zwischen Nationalliberalen und Ultramontanen, die ersteren siegten. Bei der diesjährigen Wahl erhielten: der liberale Candidat 4445, der ultramontane 4812, der sozialistische 5829, der conservative 1027 Stimmen. Es kam demnach zur engeren Wahl zwischen Ultramontanen und Sozialisten. Die liberale Partei sah sich durch diese Thatsache veranlaßt, sich der Abstimmung bei der Stichwahl zu enthalten, und der Candidat der Sozialdemokraten (Kapell-Hamburg) trug den Sieg davon.

Im Regierungsbezirk Liegnitz veränderte sich der Besitzstand dadurch, daß die Fortschrittspartei einen Sitz an die Nationalliberalen verlor, der Wahlkreis wählte in Folge dessen 8 Nationalliberale, 1 Fortschrittsmann, 1 Conservativen. Der Wahlkreis Görlitz-Lauban war seit dem Jahre 1871 im Besitze der Fortschrittspartei, im Jahre 1874 hatte ihr Candidat mit 5017 Stimmen gegen 2656 nationalliberale Stimmen gesiegt, bei den diesjährigen Wahlen erhielt der Fortschrittsmann nur noch 1899 Stimmen gegen 3768 nationalliberale und 4971 freiconservative Stimmen. Zwischen den beiden letzten Parteien kam es zur Stichwahl, vor welcher der freiconservative Candidat sich ebenfalls als nationalliberal entpuppte, sodaß eine Stichwahl zwischen zwei Nationalliberalen stattfand. Gewählt wurde Dr. Grothe-Berlin (Schutzzöllner).

Die Betheiligung bei den Wahlen war eine außergewöhnlich rege, besonders bei den Stichwahlen. In einzelnen Wahlkreisen stimmten bis 85 %, in einzelnen Orten 100 % der Wähler. Das Gesammtresultat für Schlesien ergiebt in 35 Wahlkreisen: 10 Nationalliberale, 2 Fortschrittler, 7 Mitglieder der deutschen Reichspartei, 13 Ultramontane, 2 Conservative, 1 Sozialdemokrat.

Breslau, 31. Januar 1877. Oskar Klaußmann.

Digitized by Google

Literatur.

Georg Jenatsch, eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Verlag von H. Häffel, 1876.

Zu wenig noch ist in Deutschland gekannt und gewürdigt der schweizerische Verfasser dieser ausgezeichneten historischen Novelle. Zwar sein Kranz musterhafter Sonette, „Huttens letzte Tage", fand schon des Stoffes, des Helden wegen mehr Beachtung als unser deutsches Publikum Dichtungen zu schenken pflegt, welche, statt von der Zeitungsreclame, nur von innerem Werth getragen werden. Aber das poetische kleine Epos „Engelberg", die geistreich concipirte Novelle „das Amulet", welche in der Pariser Bluthochzeit ihren Abschluß findet, sowie eine Sammlung von „Balladen", dann von „Romanzen und Bildern" drangen nur wenig über die kleine Gemeinde derjenigen hinaus, welche noch an sorgfältigster Heranbildung wohl gewählter Stoffe in vollendeter Form durch eine sinnige Künstlernatur sich erfreun. Wie wir zu hastig leben, so lesen — und schreiben — wir viel zu hastig heutzutage, um uns in die Feinheiten, die stillen, geschmackvollen Reize solcher kleiner Cabinetsstücke zu vertiefen, wie sie dieser wählerisch und subtil arbeitende Dichter langsam bildend, zögernd, reift. Doch hat sich über die vorliegende Erzählung in erfreulicher Uebereinstimmung schon eine Reihe berufener Urtheiler auf das Günstigste ausgesprochen: aus voller Ueberzeugung werfen auch wir dem Dichter den Kranz zu für seine mit seinem Stylgefühl vollendete Arbeit.

Die Geschichte spielt in den Kämpfen, welche im siebzehnten Jahrhundert in „alt fry Rhätien" für die Freiheit und Reformation gegen die spanisch-katholische Macht, französische Einflüsse und einheimische Adelsgeschlechter geführt wurden. Der Held Georg Jenatsch ist ein reformirter Pfarrer, welcher aber viel mehr vom Kriegsmann und Staatsmann als vom Geistlichen in sich trägt und, nachdem durch Fanatismus der Gegner sein junges Weib ermordet, sein Pfarrhaus zerstört wird, als Führer der Freiheits- und Glaubens-Kämpfer eine blutige Rolle spielt: dabei tödtet er den Vater seiner Jugendgespielin und unvergeßnen Jugendgeliebten Lucrezia, den habsburgisch gesinnten Pompejus Planta in dessen überfallnem Schloß. Wechselnde Geschicke führen den Helden in den Dienst des edeln französischen Herzogs Rohan, — eine mit besonderer Vorliebe und Feinheit gezeichnete Figur: die Scenen, welche in deren Umgebung in Venedig spielen, zählen zu den vorzüglichsten Bildern in dem Rahmen des Buches — welchen er aber zuletzt verräth und verdrängt, weil er von dieser allzu zartfühligen und zaudernden Natur die Rettung seines Landes nicht mehr erwarten kann. Denn die leidenschaftlichste Vaterlandsliebe ist das letzte, das Grund-

Digitized by Google

pathos des gefährlich schlauen und kühnen Mannes, welchem er sogar das Opfer seines Bekenntnisses zu bringen vermag: er tritt zum Katholicismus über, um das Vertrauen seiner letztgewählten Verbündeten, der Spanier, zu befestigen.

Ausgezeichnet ist nun aber der herannahende Untergang des schuldigen Abenteurers vorbereitet und ausgeführt: eine überwältigende Menge von politischen und persönlichen Feinden und Rächern hat den Allzuverwegenen bei Gelegenheit eines angeblich zu seinen Ehren veranstalteten Siegesfestes auf dem Rathhause zu Chur dermaßen umgarnt, daß wir ihn mit Besorgniß, ja mit Unwillen seinen durchaus unebenbürtigen Mördern erliegen zu sehen fürchten. Er ist nicht mehr zu retten. Hier greift nun tödtlich und doch verschonend die Hand der Heldin ein: Lucrezia Planta, die Geliebte und Liebende, welche die Werbung des Mörders ihres Vater stolz abgewiesen und diesen Vater zu rächen als ihr Lebensziel erkannt — sie selbst giebt dem heißgeliebten Mann, auf daß er nicht in die Hände grausamer Feinde falle, dem rettungslos Verlornen, den Todesstoß. Das ist sehr gewagt, da wir in dem Buch im siebzehnten Jahrhundert unter höfischen Sitten leben, nicht etwa in Nibelungenzeit und -Stil. Aber gerade hierin hat die vollendete Kunst des Erzählers das Meisterstück gemacht: es ist ein außergewöhnliches Maß von psychologischer Feinheit und Tiefe, mit welchem die selten erscheinende, redekarge, herbe, verhaltene und doch heißherzige Lucrezia so gezeichnet wird, daß sie nicht anders handeln und der Leser nichts anders erwarten kann. — Wenn ein Wunsch gegenüber der Erzählung sich aufdrängt, so geht er dahin, von gewissen Vorgängen, die nur angedeutet und in ihren Ergebnissen festgestellt worden, mehr Detail zu vernehmen: so aus der Zeit der kühnen Kriegsfahrten des Helden, aus den Verhandlungen Lucrezias zu Mailand, besonders aber aus den Begebnissen und Erlebnissen, welche Georgs Uebertritt zum Katholizismus motiviren sollen, der etwas unvermittelt berichtet wird. Wir erhoffen von dem Verfasser, der uns zwei treffliche historische Novellen geschenkt, nunmehr einen historischen Roman.

Königsberg, Januar 1877. Felix Dahn.

Spruch- und Liederbuch für Freimaurer. Von Dr. Felix Förster., M. v. St. im Orient Naumburg. Naumburg a. d. S., Verlag von H. Sieling. 1876.

In einem einleitenden Gedichte feiert der Verfasser dieser Poesien die Freimaurerei als einen Eichenbaum, der „am frischen grünen Holz nur immer frischre Blätter treibt." Wir müssen auf Grund unsrer Erfahrung bestreiten, daß das „nur" in diesem Bilde berechtigt ist. Im Gegentheil, es wollte uns bisher immer bedünken, als ob dem Baume die Frische, die er zu Lessings Zeiten hatte, merklich abhanden gekommen, als ob die Dryade ihn verlassen,

Digitized by Google

die Blätter welk und die Früchte taub geworden. Indeß kann es sein, daß wir uns ihn, um im Gleichniß zu bleiben, nicht genau genug besehen haben, und daß unsre Meinung nur von einem Theile der Aeste und Zweige gilt. Jedenfalls enthält die vorliegende Sammlung von Gebeten, Ansprachen, Betrachtungen, Trinksprüchen und Liedern eine Anzahl wirklich recht frischer Blätter, Dichtungen voll Wärme und Schwung, die, wenn sie auch nicht gerade tief sind, doch an Form wie an Inhalt ganz erheblich über den gereimten Phrasen stehen, denen wir nach dem, was die masonischen Dichter sonst in der Regel vorbringen, zu begegnen fürchteten. Besonders erfreut hat uns der warme patriotische Ton, der durch einen großen Theil der Sprüche und Lieder geht, und der ein beredtes Zeugniß ablegt, daß auch in den Logen Kaiser und Reich hoch gehalten werden. Verse freilich wie: „Haben's ja All' erlebt, Kronen sind nicht geklebt am Fürstenhaupt", und (es ist vom Kaiser Wilhelm die Rede, und „Feuer" wird in der Sprache der königlichen Kunst das Trinken bei einem Toast genannt): „Der aller Klerisei hinfort das größte Ungeheuer — ihm gilt das stärkste Feuer" sind besser gemeint als geformt.

Der Kulturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorf-Geschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. Von M. Reymond. Bern, Verlag von G. Frobeen u. Comp., 1877.

Ein mit hübschen Silhouettenbildchen illustrirter Schwank in dramatischer Form, der auf die Theilnehmer an dem Bankett der naturforschenden Gesellschaft in Bern, bei dem er nach dem Vorwort zuerst aufgeführt worden ist, ohne Zweifel sehr erheiternd gewirkt hat, der sich aber für ein größeres Publikum nicht recht eignet, da dieses mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten, welche der Dichter im Auge hat, selbstverständlich unbekannt ist. Allerdings folgen zum Schlusse erklärende Anmerkungen, aber sie werden nicht viel helfen. Steht es schon mit ernsten Dichtungen, die durch einen Commentar verständlich gemacht werden müssen, mißlich, so ist dies bei humoristischen noch schlimmer. Ein Witz, welcher der Erklärung bedarf, in den man sich erst hineinarbeiten muß, den wir, ohne das Lexikon hinten aufzuschlagen, nicht verstehen, ist ziemlich ungenießbar. Das Wort sagt schon, daß er sofort, plötzlich, im Nu, daß er wie der Blitz wirken muß, wenn er sein soll, was er sein will. Dieses Urtheil schließt nicht aus, daß einige ohne Glossar verständliche Stellen recht drollige Einfälle und Wendungen enthalten, und daß der Verfasser dieses Scherzes, wenn er sich einmal an ein anderes Thema machen wollte, mit dem ihm eignen Humor weitere Kreise fesseln und vergnügen könnte.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Ein Kapitel von Argreifen.

Zu der Zeit, wo das Wünſchen noch half, da war eine Frau, die war friſch und munter, geſund und ſtark, mochte gern eſſen und trinken und hatte alles, was ihr Herz begehrte. Weil das nun ſo mit ihr ſtand, ſo wünſchte ſie ſich ewig zu leben. Bis zu hundert Jahren ging das auch ganz gut, als ſie aber die hundert erreicht hatte, da fing ſie an zuſammenzukriechen, und das nahm mit der Zeit ſo zu, daß ſie nicht mehr gehen und ſtehen, eſſen und trinken konnte, und ſterben konnte ſie auch nicht. Die Menſchen mußten ſie drehen und wenden und ihr was zu eſſen geben, als wenn ſie ein kleines Kind wäre. Es kam zuletzt ſoweit, daß ſie ſich nur dann und wann noch bewegte. Da dachten die Leute, es wäre am beſten, wenn man ſie mit den Füßen voran hinaustrüge, weil aber noch Leben in ihr war, ſo thaten ſie ſie in ein Glas und hingen ſie in der Kirche auf. Sie hängt jetzt in der Lübeker Marienkirche, und ſie iſt jetzt ſo klein wie eine Maus und bewegt ſich nur alle Jahre einmal.

In dieſer Sage prägt ſich das Gefühl des Volkes aus, daß es kein Glück iſt, wenn der Menſch über eine gewiſſe Zeit hinaus das Leben behält, und daß ſomit der Wunſch darnach thöricht iſt. Ohne Zweifel iſt aber das entgegengeſetzte Gefühl und das Begehren, ſo lange wie möglich die Sonne zu ſehen, verbreiteter, und zwar, wie wir glauben, auch unter denen, welche überzeugt ſind, daß das Wort „Mors janua vitae“ eine Wahrheit iſt. Die Fabel vom Bettler an Krücken, der den Tod ruft, ihn zu holen, und der, als er kommt, die Krücken wegwirft und eilig davonläuft, gründet ſich auf eine Erfahrung, die wir alle Tage machen können. Die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Tode iſt das natürlichſte aller Gefühle. Ohne ſie wäre die Tapferkeit, die ſie um höherer Zwecke willen überwindet, keine Tugend, der Held kein Held, der Märtyrer kein Märtyrer. Gewiß iſt das Leben der Güter höchſtes nicht, aber zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat geſunde Empfindung ein

Digitized by Google

langes Leben als ein hohes Gut aufgefaßt; und die griechischen Stimmen, welche einen frühen Tod als ein Glück priesen, die himmelssüchtigen Pietisten, der Buddhismus Schakjamunis und seine traurigen Nachtreter in der Gegenwart sprachen eben nicht aus gesunder Empfindung, sondern aus krankhafter Empfindsamkeit heraus.

Eine große Anzahl von Sagen und Mythen, Lehren und Vorschriften des Alterthums bezeugt die Wahrheit unsrer Behauptung. Nach der Genesis war das erste Menschenpaar bestimmt, unsterblich zu sein, und zu diesem Zwecke der Baum des Lebens in den Garten Eden gepflanzt, und das vierte Gebot schließt mit der Verheißung: „auf daß du lange lebest auf Erden." Alle von Gott Begünstigten bringen es in den Schriften des Alten Testaments zu hohen Jahren. Die Erzväter von Adam bis auf Noah erreichen fast ohne Ausnahme ein zehnfach höheres Alter, als der 90. Psalm für den Menschen annimmt. Eine rabbinische Tradition erzählt von einer Stadt der Unsterblichkeit, Namens Lus, die in einem Thale des Hethiterlandes liegt, und deren Bewohner, wenn sie zu alt geworden sind und sterben wollen, sich vor das Thor hinaustragen lassen müssen, da sie innerhalb der Mauern den Tod nicht finden können. In der „Image du Monde" (aus dem 13. Jahrhundert) wird Aehnliches von einer „weit draußen im Meere liegenden Insel" berichtet, „deren Bewohner, wenn sie alt und gebrechlich geworden sind, so daß ihnen das Leben zur Last wird, sich, weil sie daheim nicht sterben können, auf das Eiland Cile (Thule) bringen lassen, wo das Jahr nur einen Tag und eine Nacht, jedes zu sechs Monaten Länge hat." Aus der griechischen Sagenwelt erwähnen wir nur Epimenides, den Vertrauten der Götter, der im 6. Jahrhundert v. Chr. gelebt haben und 157 Jahre alt geworden sein sollte. Nach Gervasius von Tilbury hatte Alexander der Große dem Aristoteles von „Bäumen der Sonne und des Mondes" in Indien berichtet, welche Aepfel trugen, deren Genuß den sie bewachenden Priestern ein Leben von vierhundert Jahren verlieh — eine Fabel, die vielleicht Anlaß zu der scharfsinnigen Vermuthung gegeben hat, mit welcher später ein bibelgläubiger englischer Gelehrter sich das hohe Alter Methusalahs und seiner Väter und Nachkommen damit erklärte, daß ihnen erlaubt gewesen sei, bisweilen vom Baume des Lebens im Paradiese zu essen.

Verlassen wir das Gebiet der Mythe und begeben wir uns in die unmittelbare Gegenwart, so hat Cornewall Lewis mit Entschiedenheit geleugnet, daß jemals ein Mensch wirklich hundert Jahre alt geworden sei, während Hufeland in der bekannten Schrift: „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" der Meinung ist, der Mensch könne unter günstigen Umständen ein Alter von funfzehn Decennien erreichen. Wenn es uns schwer fällt, an diese Möglichkeit zu glauben, so müssen wir auf Grund von Zeitungsberichten aus

Digitized by Google

der allerneuesten Zeit wenigstens die Lewissche Ansicht als durch wohlverbürgte Thatsachen widerlegt bezeichnen.

Die Prager Blätter vom 13. Juli v. J. theilten Folgendes mit: Ein unansehnlicher, vom Publikum kaum beachteter Leichenzug bewegte sich heute um zehn Uhr Vormittags von der Kleinseite aus nach dem Wilschaner Friedhofe. Voran schritt der Kreuzträger, und dem einfachen Leichenwagen folgten blos zwei Kutschen mit Leidtragenden. Und doch war es aller Wahrscheinlichkeit nach die älteste Frau Böhmens, vielleicht ganz Oesterreichs, die heute zu Grabe gebracht wurde. Frau Therese Fiedler von Hülsenstein hat das höchst seltene Alter von 119 Jahren erreicht. Sie war 1757 zu Hamburg geboren und verbrachte ihre Jugendjahre bei der Gräfin Palffy, einer Hofdame der Kaiserin Maria Theresia. Später heirathete sie einen französischen Major und nach dessen Tode einen österreichischen Postbeamten, den sie ebenfalls bald durch eine Krankheit verlor. Seit 1830 war ihr der Tabaksverschleiß in der Bude „Beim Montag" im Gnadenwege verliehen. Bis an ihr Lebensende erfreute sie sich einer ziemlichen Rüstigkeit, ihre Stimme war wohlklingend, ihre Gesichtszüge zeigten noch deutlich die Spuren einstiger Schönheit. Sie starb, ohne eigentlich krank gewesen zu sein. Nach dem Genusse eines halben Eies und einer Suppe legte sie sich vorgestern Abends nieder, um nicht wieder zu erwachen.

Zu Eisleben in der Provinz Sachsen starb in der ersten Woche des Januar d. J. die im Jahre 1767 geborne Jüdin Oppenheim. Die Verstorbene war im Elsaß geboren und wurde nach dem vor dreißig Jahren erfolgten Tode ihres Mannes von der Stadt ernährt.

In Chemnitz starb am 15. Januar d. J. die am 27. September 1774 geborne Johanne Regine verwittwete Leichsenring, früher verwittwet gewesene Morgenstern, geborne Pfeifer, in einem Alter von 102 Jahren und $3^1/_2$ Monaten. Sie war von Chemnitz gebürtig und hinterließ 4 Enkel und 2 Urenkel, ihre vier Kinder waren sämmtlich vor ihr gestorben. Bis zu ihrem Ende war sie im vollen Besitz ihrer Sinne, und noch am Abend ihres Todes saß sie mit ihren Verwandten am Tische und aß mit Appetit.

Am 2. Januar d. J. feierte in Claußnitz bei Sayda im sächsischen Erzgebirge der dort lebende Arzt und Chirurg Dr. Lederer seinen hundertsten Geburtstag. Derselbe ist ein geborner Oesterreicher, diente zuerst im vaterländischen Heere als Feldscherer und trat später in sächsische Dienste, in welchen er der Schlacht bei Jena beiwohnte. Er ist noch so rüstig, daß er ganz vor Kurzem noch ohne Beschwerde im Stande war, einem seiner Hülfe Bedürfenden Arm und Beine ganz allein einzurichten.

Digitized by Google

Vielleicht der älteste aller jetzt lebenden Schullehrer heißt Joseph Mannheimer. Er lebt zu Lackenbach bei Oedenburg, hört und sieht noch scharf, ißt und trinkt mit Appetit, schläft gut und hat in diesen Tagen mit seiner 99 Jahre zählenden Frau Rebekka, mit der er sich 1801 verheirathete, die diamantene Hochzeit gefeiert, wobei er derselben eine witzige Jubelrede gehalten haben soll. „Rebekka", sagte der alte Joseph, wenn es nicht Feuilletonistenerfindung ist, „wir sind Glückskinder, ich bin über Pari, du bist 'ne Neunundneunzigerin, und obendrein 'ne Perle von einer Frau, wir feiern heute mit Diamanten — sind wir nicht reiche Leute?"

Ein vollkommen beglaubigtes Beispiel hohen Alters haben wir in dem am 29. April 1875 zu Paris verstorbenen Grafen Jean Frederic de Waldeck vor uns. Derselbe wurde 109 Jahre, 1 Monat und 14 Tage alt. In seiner Jugend war er Page der Königin Maria Antoinette, dann betheiligte er sich an der Erforschungsreise, die Levaillant durch das südliche Afrika unternahm, und von 1788 an arbeitete er als Maler unter David und Prud'hon in Paris; von 1794 bis 1798 focht er unter Bonaparte in Italien und Aegypten. 1819 nahm er an einer archäologischen Expedition nach Mexiko theil. 1837 veröffentlichte er seine „Voyage archéologique et pittoresque dans le Yucatan", und 1863 erschienen Zeichnungen von den berühmten Ruinen von Palenque, die er als fast Hundertjähriger auf den Stein übertragen hatte. Im Salon von 1869 lenkte er durch Ausstellung von zweien seiner Gemälde, die er „Loisirs du Centenaire" nannte, die Aufmerksamkeit auf sich und wurde mit der Mitgliedschaft bei gelehrten Gesellschaften in Paris und London beehrt.

Sehen wir die alte Geschichte nach Beispielen durch, wo Menschen das hundertste Jahr überschritten, und lassen wir dabei mythische oder halb mythische Persönlichkeiten wie die drei Stammväter der Juden, Joseph, Moses, den Propheten Elisa, Pythagoras u. A. bei Seite, so soll der Philosoph und Naturforscher Demokrit 109, der Arzt Hippokrates 104 und der Mädchenschullehrer L. Clodius Hermippus nach einer im vorigen Jahrhundert zu Rom entdeckten Inschrift »puellarum anhelitu« (durch den Athem von jungen Mädchen) 115 Jahre und 5 Tage alt geworden sein. Beispiele sehr alter Römerinnen sind Terentia, die Frau Ciceros, die es trotz vielen Unglücks und Kummers (sie wurde von Cicero geschieden, überlebte dann ihren zweiten Gatten Sallust und begrub noch einen dritten Gemahl) und trotzdem, daß sie von der Gicht geplagt wurde, auf 103 Jahre brachte, die Schauspielerin Luceja, die ein volles Jahrhundert auf der Bühne wirkte und noch in ihrem 112. Jahre in einem Stücke auftrat, und die Tänzerin Galeria Copiala, die neun Decennien nach ihrem ersten Erscheinen auf dem Theater noch bei einer Begrüßung des Pompejus thätig war und noch unter Augustus lebte. Mag hierbei Täuschung obgewaltet

Digitized by Google

haben, so wird an dem Beitrage, den Plinius in Betreff der Lebensdauer der Bewohner Norditaliens unter Vespasian geliefert hat, nicht wohl zu zweifeln sein, da derselbe aus den Registern des Census geschöpft ist. Darnach aber hätten im Jahre 76 n. Chr. in der Gegend zwischen dem Po und den Apenninen 124 Menschen gewohnt, die das hundertste Lebensjahr hinter sich gehabt, und zwar 54 von 100, 57 von 110, 2 von 125, 4 von 130, ebenfalls 4 von 135 bis 137 und 3 von 140 Jahren. Außer diesen hätten sich in Parma 3 von 120 und 2 von 130, in Piacenza eine Frau von 130 und in Faventia eine andere von 132 Jahre befunden, und in der kleinen Stadt Vellejacium hätten zehn Personen gelebt, von denen sechs den hundertundzehnten und vier den hundertundzwanzigsten Geburtstag gesehen.

Daß jene Gegend jetzt noch der Langlebigkeit dienlich sei, ist nicht zu behaupten, aber vielleicht ist daran ihre gegenwärtige Entwaldung schuld. Dagegen scheint sich in dem norwegischen Bezirke von Aggerhus eine Art zweites Lus zu befinden; denn bei der Zählung der Einwohner desselben, die 1763 vorgenommen wurde, stellte sich die überraschende Thatsache heraus, daß unter den Verehelichten 150 Paare sich erst im achtzigsten, 70 im neunzigsten, 12 zwischen dem hundertsten und dem hundertundfünften Jahre des Mannes geheirathet hatten, während ein Paar gar erst an den Altar getreten war, nachdem der Bräutigam sein hundertundzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Auch die Gegend von Drontheim hat außerordentlich alte Leute erzeugt, unter denen der in ganz Dänemark berühmte Drackenberg es auf 146 Jahre brachte. 1626, also unter dem Könige Christian dem Vierten und zur Zeit des dreißigjährigen Krieges geboren, lebte er unter sieben dänischen Herrschern bis zu Struensees Sturz. Bis zu seinem neunundneunzigsten Jahre diente er mit Unterbrechung von funfzehn Jahren, wo er sich in türkischer Sklaverei befand, auf der Kriegsflotte als Matrose, dann auf einem der in Jütland gelegenen Güter des Grafen Dannenskjold-Samsöe als Arbeitsmann. Als er 111 Jahre alt war, fiel es dem alten Junggesellen ein, zu heirathen, und er nahm eine sechzigjährige Wittwe zur Frau. Nachdem diese gestorben, verliebte er sich, obwohl er jetzt volle dreizehn Jahrzehnte hinter sich hatte, in ein junges Bauernmädchen, und als diese seinen Antrag ablehnte, versuchte er sein Heil bei mehreren anderen, wo es ihm nicht besser erging. Da beruhigte er sich endlich, blieb ledig und lebte noch sechzehn Jahre. Man begrub ihn in der Domkirche zu Aarhus, wo man noch bis 1840 seine unverwese Leiche zeigte, und wo man auf dem Rathhause noch heute sein Bild sehen kann. Er war ein Mann von heftigem Temperament und legte noch in den letzten Jahren seines Lebens Proben seiner Stärke ab. Man erzählt von ihm, daß er, als ihm bei seiner Verheirathung ein Taufschein und andere Papiere abverlangt worden, sich entschlossen habe,

Digitized by Google

diese Beweise für sein Alter selbst aus seiner Heimath zu holen, und daß dieser Entschluß zu einer Reise von Kopenhagen nach Drontheim, die damals noch äußerst beschwerlich war, von ihm wirklich ausgeführt worden sei.

Endlich sah in Norwegen auch ein Dorf bei Bergen in Joseph Surrington ein Wunder rüstiger Langlebigkeit. Im September 1797 starb derselbe im hundertundsechzigsten Jahre seines Lebens — d. h. vorausgesetzt, daß er sich in seinem Alter nicht geirrt hatte, worüber wir später sprechen wollen. Er behielt den ungeschwächten Gebrauch seiner Sinne und seines Verstandes bis zur Stunde seines Todes. Tags vorher versammelte er seine Familie um sich und vertheilte sein Vermögen unter sie. Er war mehrmals verheirathet und hinterließ eine junge Wittwe und mehrere Kinder. Sein ältester Sohn war 103, der jüngste erst 9 Jahre alt.

Nächst Norwegen scheint in neuer Zeit England viele Beispiele eines fast unglaublich langen Lebens gesehen zu haben. Wir nennen hier davon nur die drei merkwürdigsten, um später noch einiger in anderem Zusammenhange zu gedenken. Im Jahre 1670 starb in Yorkshire H. Jenkins, der seiner Aussage zufolge als zwölfjähriger Knabe der Schlacht bei Floddenfield beigewohnt hatte, die 1513 stattfand. Man konnte aus den Registern der Kanzleien und Gerichtshöfe ersehen, daß er nicht weniger als hundertundvierzig Jahre hindurch vor Richtern erschienen war und Eide abgelegt hatte. Seine letzte Beschäftigung war die Fischerei, und er soll, als er schon weit über seinen hundertsten Geburtstag hinaus war, noch im Stande gewesen sein, in starker Strömung zu schwimmen. Ihm am nächsten kommt der Bauer Thomas Parr, der zu Alberbury in Shropshire lebte und 1635 im Alter von 152 Jahren 9 Monaten in London starb. Als er 120 Jahre alt war, verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer Wittwe, mit der er zwölf Jahre lebte. Bis zu seinem hundertunddreißigsten Jahre verrichtete er noch alle Arbeiten im Hause und half sogar beim Dreschen, und erst kurz vor seinem Tode fingen Augen und Gedächtniß an, ihm schwach zu werden. Der König Jakob, der ihn als Seltenheit nach London hatte kommen lassen, ließ ihn nach seinem Ableben durch Harrey seciren, und es zeigte sich die auffällige Thatsache, daß seine Eingeweide in der besten Ordnung und daß selbst die Rippen noch nicht verknöchert waren. Nicht viel jünger als dieser Urgreis segnete 1757 in Cornwallis J. Effingham das Zeitliche, der, unter Jakob dem Ersten geboren, lange Zeit als Soldat gedient und sich zuletzt als Tagelöhner seinen Unterhalt erworben hatte. Er sollte immer sehr mäßig gelebt und nur selten Fleisch gegessen haben. Bis in sein hundertstes Jahr hinein wußte er nicht, was krank sein heißt, und noch eine Woche vor seinem Ende machte er eine Reise von drei Meilen.

Digitized by Google

Der älteste Deutsche, von dem man weiß, war der am 23. April 1626 zu Wülcherstädt im Salzburgischen geborne Georg Wunder. Er kam 1754 mit seiner Frau nach Greiz, wo man ihm, nachdem seine Zeugnisse richtig befunden worden, eine Wohnung im Krankenhause anwies. Bald darauf starb seine Frau im Alter von 110 Jahren, und er kam nun ins Waisenhaus, wo man ihn verpflegte, bis am 12. December 1761 sein Tod erfolgte. Er war somit fast 136 Jahre alt geworden. Nur in der letzten Zeit wurde er kindisch und ging an zwei Stöcken, doch behielt er Gesicht und Gehör bis zu seinem Ende. Man zeigt in Greiz die Porträts dieser beiden alten Leute. Im Jahre 1792 starben zwei gleich alte Burschen, der eine ein gewisser H. Kauper zu Neuß im Erzstift Köln, der andere ein abgedankter Soldat Namens Mittelstedt zu Fissahn in Preußen. Der Erstgenannte, ein Mann von starkem Körperbau, konnte bis an seinen Tod ohne Brille lesen und behielt auch den Gebrauch seiner Vernunft bis zuletzt. Der Andere ist ein Beispiel dafür, daß sich das Leben eines Menschen unter wechselreichen Schicksalen und den nachtheiligsten Umständen unglaublich lange erhalten kann. Derselbe war 1681 als Leibeigener geboren, wurde eines Abends von seinem Herrn mit dessen ganzer Equipage und noch fünf Dienern verspielt, diente dann 67 Jahre als Soldat und machte als solcher alle Feldzüge unter Friedrich dem Ersten, Friedrich Wilhelm dem Ersten und Friedrich dem Großen mit. Er wohnte siebzehn Hauptschlachten bei, war häufig in Todesgefahr und wurde mehrmals verwundet. Im siebenjährigen Kriege tödtete ihm eine Kugel das Pferd unter dem Leibe, und er gerieth in russische Gefangenschaft. Nach allen diesen Gefahren und Strapatzen verheirathete er sich, und nachdem ihm zwei Weiber gestorben, nahm er sich 1790, also im hundertundzehnten Jahre seines Alters, die dritte Frau. Bis kurz vor seinem Tode war er noch im Stande, alle Monate zwei Stunden Wegs zu gehen, um sich seinen Gnadenthaler zu holen.

Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, daß man auch heute noch sehr alt werden kann. Kehren wir aber zu dem Wunsche darnach zurück, so hat man die verschiedensten Mittel, ihn zu erreichen, vorgeschlagen und angewendet. Schon zu Davids Zeiten glaubte man an die Möglichkeit, einen alten abgelebten Körper durch die Atmosphäre frischer Jugend kräftigen und erhalten zu können, und noch Boerhave ließ einen achzigjährigen Bürgermeister zwischen zwei jungen Leuten schlafen und versichert, derselbe habe dadurch neue Lebenskraft gewonnen. Paracelsus besaß den Stein der Weisen, der unsterblich machte, konnte sich aber freilich selbst damit nicht helfen; denn er wurde nur funfzig Jahre alt. Aehnliche Phantastereien, unsterblich machende Amulete und Elixire z. B., übergehen wir. Etwas besser war die Hungerkur, mit welcher der Venezianer Cornaro sich das Leben verlängerte; denn er starb 1566 im

Digitized by Google

Alter von mehr als hundert Jahren, nachdem er die größere Hälfte seines Lebens hindurch täglich nicht mehr als 24 Loth Speise und 26 Loth Getränk genossen hatte. Buffon war der Meinung, daß die Erde einst weniger dicht als jetzt gewesen sei, und daß die Schwerkraft nicht so stark wie heutzutage gewirkt und dem Wachsthum des Menschen nicht so zeitig ein Ziel gesetzt habe; derselbe sei infolge dessen später reif und somit auch später welk und hinfällig geworden, und könnte man es so einrichten, daß er jetzt wieder längere Zeit wüchse, so würde auch die frühere längere Lebensdauer (die nach dem Obigen nicht existirt hat) wiederkehren. Bacon denkt sich das Leben als Flamme, die beständig von der sie umgebenden Luft verzehrt wird. Jeder, auch der härteste Körper wird nach ihm durch diese Verdunstung aufgelöst. Er zieht daraus den Schluß, daß durch Verhütung dieses Verzehrtwerdens und von Zeit zu Zeit vorgenommene Erneuerung unserer Säfte das Leben verlängert werden könne. In jener negativen Richtung empfiehlt er kalte Bäder und das Einreiben mit Oel oder Salbe nach denselben, Gemüthsruhe, kühle Diät und den Gebrauch von Opiatmitteln. Die Erneuerung der Säfte aber soll alle zwei bis drei Jahre zunächst durch Wegschaffung der alten und verdorbenen vermittelst einer Hungerkur und ausleerender Mittel und dann durch ausgesucht gute, frische, nahrhafte und stärkende Diät stattfinden. Hufeland hat zur Verlängerung des Lebens ein Verfahren vorgeschlagen, welches in der Hauptsache auf Maßhalten in allen Genüssen, Abhärtung und viel Bewegung in freier Luft hinausläuft, und welches ohne Zweifel geeignet ist, die Langlebigkeit, wo sie als angeborne innere Anlage vorhanden ist, zu unterstützen und andrerseits ihr Gegentheil einzuschränken und zu hemmen.

Sehr alt gewordene Leute empfehlen, im Greisenalter zu den Speisen der Kindheit, Milch, Suppen und andern flüssigen und leicht verdaulichen Speisen zurückzukehren und Rind- und Schweinefleisch, Butter und Käse, sowie Thee und Kaffee nur mäßig zu genießen, wohl aber täglich ein paar Gläser Wein, „die Milch der Greise", zu trinken. Nach Andern sollten betagte Leute, die noch lange den Frühling wiedersehen wollen, in der Regel Hammelfleisch, Geflügel und Fische und so häufig als nur möglich Spargel essen. John Wilson, der ein Alter von 116 Jahren erreichte, lebte die letzten vierzig davon vorwiegend von gebratenen Rüben. Fontenelle, der im Jahre 1757 fast hundertjährig starb, pflegte sich jeden Frühling durch reichliches Verspeisen von Erdbeeren zu verjüngen. Wieder Andere schrieben ihr hohes Alter anderen Genußmitteln zu. Einer hatte täglich ein frisch gelegtes Ei, ein Zweiter dick mit Zucker bestreutes Butterbrot, ein Dritter Citronenschale, ein Vierter Safran zu sich genommen. Einer räucherte den Todesengel mit einer Tabakspfeife hinweg, die er selten ausgehen ließ, wieder einer folgte Bacons Rath und gebrauchte

Digitized by Google

Opium. Für besonders zuträglich galt zu den verschiedensten Zeiten der Honig. Pythagoras und Demokrit sollen dadurch ein so hohes Alter erreicht haben, daß sie sich täglich auswendig mit Oel und inwendig mit Honig salbten, und in England wurden in diesem Jahrhundert, wie behauptet wird, zwei bejahrte Herren infolge der Gewohnheit, jeden Morgen eine Tasse Thee mit Honig zu trinken, der eine 108, der andere gar 116 Jahre alt. Wie viel davon Wahrheit, wie viel Täuschung ist, bleibe dahingestellt. Haben die genannten Dinge gute Dienste geleistet, so ist das noch kein Beweis, daß sie sie Allen leisten werden.

Daß es gewisse Länder und Gegenden giebt, die mehr Beispiele von Langlebigkeit darbieten als andere, scheint sicher zu sein. Obenan stehen Norwegen, England und Irland. Im hohen Norden und im tiefen Süden Europas kommt ein Alter über das volle zehnte Decennium hinaus kaum vor, doch traf Tournefort in Athen einen Consul an, der 118 Jahre alt sein wollte, und auch aus Spanien wird von Leuten berichtet, die ein Alter von 110 Jahren erreicht hätten. Von Frankreich wissen wir, daß, von Fontenelle und dem Grafen de Waldeck abgesehen, 1757 dort ein Mann von 121 Jahren und 1770 im Dorfe Puy bei Limoges der Bauer Antoine Senis gestorben ist, der es auf 111 Jahre gebracht haben sollte. Seine gewöhnliche Kost waren Kastanien und Mais. Nie hatte er Arzenei eingenommen oder zur Ader gelassen. Er arbeitete noch vierzehn Tage vor seinem Ende, hatte gute Augen und besaß seine Haare und Zähne noch — ob viele Haare und alle Zähne, wissen wir nicht.

Der Amerikaner Eugene Thomson, dessen Aufsatze „Curiosities of Longevity“ *) wir in der nachstehenden Hälfte unserer Betrachtung auszugsweise und nur hier und da mit einigen längeren Zusätzen folgen, weist nach, daß die meisten der Regeln, die man in Betreff der Langlebigkeit geltend gemacht hat, Ausnahmen zulassen. Er sagt u. A.: „Man hat die Ansicht aufgestellt, daß man in weiter, freier, stiller Gegend, wo das volle warme Sonnenlicht ungehindert scheint, mehr Aussicht habe, ein sehr hohes Alter zu erreichen, als in engen, dumpfigen, lärmerfüllten Städten. Aber man beachte die folgenden beiden Fälle. Im Jahre 1789 starben Mary Burke, 109 Jahre alt, die in Drury Lane zu London, und Anne Brestow, 102 Jahre alt, welche in dem nordenglischen Dorfe Culbek ihr Leben verbracht hatte. Jene hatte in Schmutz und Armuth und umgeben von der schlechtesten Luft, diese, eine Quäkerin, in Wohlstand und der gesunden Nachbarschaft der Seen in den Bergen von Cumberland gelebt.“

*) In Scriveners Monthly Magazine, Novemberheft 1875.

Digitized by Google

Wir haben oben gesehen, daß eine sorgfältige Auswahl der Speisen, Mäßigkeit im Genuß derselben sowie in Betreff der geistigen Getränke, die Gewohnheit, sich fleißig Bewegung in freier Luft zu machen und die Beherrschung seiner Leidenschaften der Erfüllung des Wunsches nach langem Leben besonders förderlich sind. Thomson zeigt uns, daß auch diese Regel mehrere auffallende Ausnahmen zugelassen hat. Man wird in diesen Fällen annehmen müssen, daß die betreffenden Sünder gegen jene Gebote zu einem hohen Alter prädestinirt waren, daß sie trotz alles Anstürmens dagegen und trotz aller Vernachlässigung der allgemein anerkannten Vorsichtsmaßregeln zu hohen Jahren gelangten. Sie fanden, wo sie nicht suchten, sie ernteten, wo sie nicht gesäet hatten. Wenn schon ein Urgreis von hundert Jahren gewöhnlich eine unschöne Curiosität und oft eine abstoßende Monstruosität ist, die über ihre Zeit hinaus jüngeren Leuten Platz zu machen zögert, so wird die Sache doppelt widerwärtig, wenn ein solcher alter Zauderer im Leben hängen bleibt, obwohl er den bewährtesten Gesetzen für die Gesundheitspflege täglich Hohn spricht. Und solche thörichte Langlebige hat es gegeben. Thomson erzählt: „John Weeks heirathete in seinem hundertundsechsten Jahre seine zehnte Frau — ein Mädchen von sechzehn Sommern. Er hatte einen Appetit, der Gefräßigkeit zu nennen war und Alles durcheinander hinunterschlang. Noch einige Stunden vor seinem Tode, der erst acht Jahre nach seiner letzten Heirath erfolgte, aß er drei Pfund Schweinefleisch und zwei Pfund Brot, wozu er eine Pinte Wein trank." Ist in diesem Falle die Möglichkeit gegeben, anzunehmen, daß hier das obenerwähnte Recept zur Lebensverlängerung sich bewährt hat, welches dem König David die junge Abisag von Sunem verordnete, und welches später Boerhave anwendete, so war bei dem zweiten Beispiele Thomsons davon nicht die Rede. „Ein geistlicher Herr, der Vicar Davies in Staunton am Wye, wurde 105 Jahre alt, obwohl er sich in den letzten dreißig Jahren seines Lebens keine andere Bewegung machte, als daß er bisweilen, einen Fuß vor dem andern herschiebend, von Zimmer zu Zimmer rutschte. Und doch aß er wie ein Dreschер und überdies die unverdaulichsten Dinge = heiße Semmeln, dick mit Butter bestrichen, zum Frühstück, zu Mittag eine Menge verschiedener Gerichte, zum Abendbrot warmen Braten, wozu er des Morgens tüchtig Thee oder Kaffee und des Abends tapfer Portwein trank.

Auffallen muß, daß wir vorzüglich unter Leuten niedern Standes ein solches Patriarchenalter finden, und daß dieselben größtentheils auf dem Lande wohnten. In ersterer Beziehung sollte man denken, daß der Besitz von Reichthum und Bildung die Mittel an die Hand gebe, sich besser gegen die Dinge, welche die Gesundheit bedrohen und das Leben abkürzen, zu schützen als Dürftigkeit und Unwissenheit, und daß sodann der Gebildete sich nicht so leicht in der Zeit ver-

Digitized by Google

rechnen wird, als der Ungebildete. In letzterer Hinsicht aber ist es, wenn sich über hundert Jahre alte Leute vorwiegend in obscuren Dörfern finden, wohl weniger mit der dort herrschenden guten Luft und einfacher, ruhiger, gleichmäßiger Lebensweise als damit zu erklären, daß außer dem ipse dixit des alten Herrn oder der alten Dame selbst meist kein anderer Beweis für das Mirakel vorhanden ist. Sobald wir uns den Städten nähern, wo die Wissenschaft die Sache beleuchten kann, hören die Wunder in der Regel auf. Häufig kommt zu der Gedächtnißschwäche des betreffenden Urgroßvaters auch eine Dosis Eitelkeit, die ihm sich ein Dutzend Jahre mehr andichten hilft. Endlich geschieht es vielleicht in Ortschaften, wo viele Leute desselben Geschlechts und Namens beisammen wohnen, mitunter auch, daß ein Achzigjähriger in seiner Unklarheit über die Vergangenheit seinem noch lebenden hundertjährigen Vater auch noch die Jahre des Vaters, Oheims oder Bruders desselben zulegt. Treffen wir in England außerordentlich viele uralte Männer und Frauen an, so erklärt sich das wohl vor Allem mit der durchschnittlich außerordentlich geringen Bildung der Landbevölkerung, die erst vor Kurzem überall Schulen bekommen hat. Begegnen wir jenen viel reichlicher in den beiden letztverflossenen Jahrhunderten als heutzutage, so ist der Grund hiervon derselbe: man war früher noch unwissender und noch weniger aufgeklärt und infolge dessen noch mehr der Selbsttäuschung ausgesetzt und noch leichtgläubiger; endlich aber besaß man keine Kirchenbücher, Civilstandsregister und Lebensversicherungstabellen. Die Behauptung, die alte Race sei kräftiger und zäher gewesen, ist einfach nicht wahr, im Gegentheil, die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen und damit die Möglichkeit für den Einzelnen, weit über dieselbe hinauszukommen, hat in unserm Jahrhundert in allen civilisirten Ländern nicht unerheblich zugenommen.

Als begründet ist wohl die Behauptung anzusehen, daß im Durchschnitt mehr Frauen sehr alt werden als Männer, und dasselbe scheint von derjenigen zu gelten, daß verheirathete Frauen im Verhältniß von zwei zu eins ein höheres Alter erreichen als unverheirathete. Die ältesten Menschen aber, von denen wir vernahmen, gehörten dem männlichen Geschlechte an, und wenn mehr Frauen als Männer 110 Jahre alt geworden sind, so finden sich über dieses Alter hinaus mehr Männer als Frauen. Als einziges Beispiel, wo eine alte Jungfer zu sehr hohen Jahren gelangte, nennen wir die französische Putzmacherin Marie Mallet, die, als sie im hundertundfunfzehnten Lebensjahr gestorben war, von fünfundvierzig Greisinnen, welche als junge Mädchen bei ihr in der Lehre gewesen waren, zu Grabe begleitet wurde. Ein merkwürdiges Bild langer Lebensdauer nach zahlreichen Geburten war Mary Prescott in der englischen Grafschaft Sussex, die 1768 im hundertundfünften Jahre ihres Alters mit

Digitized by Google

Tode abging, nachdem sie Mutter von siebenunddreißig Kindern geworden war. Agnes Milbourne brachte es im Punkte der Kinder fast ebensoweit und in Betreff des Alters weiter. Sie hatte von einem Manne 29 Söhne und eine Tochter, die sie allesammt überlebt hatte, als sie 106 Jahre alt im Armenhause starb. Im Jahre 1805 schied in Westindien eine Frau Mills in ihrem hundertundachtzehnten Jahre aus der Welt, und als man sie begrub, folgten ihrem Sarge 295 Kinder, Enkel und Urenkel, von denen 60 zu einem dortigen Milizregimente gehörten.

Die fernere Betrachtung unserer Urgreise läßt uns — immer vorausgesetzt, daß wir es in den betreffenden Berichten mit der Wahrheit zu thun haben — die Bemerkung machen, daß ganze Familien mit Langlebigkeit begabt gewesen sind, und daß diese Eigenschaft in einigen Fällen erblich aufgetreten ist. Dies erscheint eben nicht wunderbar. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Vererbung und Uebertragung der Fähigkeit zu langem Leben wird Jedem ungefähr so natürlich vorkommen als das Forterben von Gemüthsanlagen, z. B. Jähzorn oder Schwermuth, von Charakterzügen, von körperlichen Schönheiten oder Mängeln, von Gebrechen und Krankheiten vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel. Sehr oft sieht ein Mensch „seinem Vater" oder „seiner Mutter wie aus den Augen geschnitten" aus, häufig hat er genau die Nase oder die Mundbildung eines von seinen Eltern oder den Gang seines Vaters oder Großvaters. Gewisse Manieren verpflanzen sich von Glied zu Glied, das Temperament kommt wieder, die oder jene Liebhaberei, der Trieb zum Sammeln, die Passion für Bücher, für die Jagd, für Blumen, Geiz oder Freigebigkeit u. s. w. Die Nachbaren behaupten, die Familienüberlieferung oder die Bilder des Ahnensaales bezeugen es. Warum sollte der Langlebige nicht auch seine starke und zähe Widerstandsfähigkeit gegen die schädlichen Einflüsse fortpflanzen können, die das Leben bedrohen? In der That giebt es einige Beispiele, welche dies bejahen lassen, und wenn es nicht die Regel ist, so sind aller Wahrscheinlichkeit nach verhängnißvolle Unfälle daran schuld, welche den Nachkommen langlebiger Väter den Lebensfaden vor der Zeit abschnitten, die sie die Natur erleben lassen wollte. 1722 starb in Gloucestershire eine Frau Kiethe, welche drei Töchter, eine von hundertelf, eine von hundertzehn und eine von hundertneun Jahren hinterließ, während sie selbst das hohe Alter von hundertunddreißig Jahren erreicht hatte — wenn wir unserer Quelle Glauben beimessen dürfen. Ein ganz besonders merkwürdiger Fall forterbender Langlebigkeit aber ist die Familie des bereits erwähnten Thomas Parr, der beiläufig in der Westminster-Abtey begraben liegt. Als der „alte Parr" zum zweiten Male Hochzeit machte, war er ein Bräutigam von 120 Jahren. Wie alt seine Töchter geworden sind, wissen wir nicht. Im

Digitized by Google

Jahre 1757 aber starb in Shropshire ein gewisser Robert Parr, nachdem er hundertundvierundzwanzig Mal seinen Geburtstag erlebt. Er sollte der Urenkel des berühmten „alten Parr" sein, und sein Vater sollte ein Alter von 109, sein Großvater ein solches von 113 Jahren erreicht haben. Die Gesammtsumme der Lebensjahre dieser vier Angehörigen der Familie Parr beläuft sich auf 498, schreibe vierhundertundachtundneunzig, mit andern Worten auf mehr als den vierten Theil der Zeit, die seit Beginn der christlichen Aera verflossen ist. Aber noch nicht genug: John Nawell, der 1761 im Alter von 127 Jahren zu seinen Vätern versammelt wurde, und John Michaelson, der 1763 ebenso alt starb, waren beide Enkel von Töchtern oder Söhne von Enkelinnen des „alten Parr."

Ob, oder sagen wir lieber, wie weit, die Erzählungen, nach denen hochbetagten Menschen einzelne oder alle Sinne sich verjüngt haben, schwaches Gesicht oder stumpf gewordenes Gehör wieder scharf geworden, neue Zähne oder neue Haare gekommen, ob ihnen andere, z. B. geschlechtliche Fähigkeiten überhaupt niemals verloren gegangen oder später wieder zu Theil geworden sind, erscheint uns zweifelhaft. Gewiß dagegen ist, daß nicht selten alte Leute bei einem sehr schwachen Gedächtniß für unmittelbar hinter ihnen liegende Ereignisse eine außerordentlich lebhafte Erinnerung an Dinge besitzen, die sie in ihrer Kindheit erlebt oder gesehen haben. Hufeland glaubte an jene Verjüngung. Er sagt: „Bei vielen Beispielen des höchsten Alters bemerkte man, daß im sechzigsten oder siebzigsten Jahre, wo andere Menschen zu leben aufhören, neue Zähne und neue Haare hervorkamen und nun gleichsam eine neue Periode des Lebens anfing, welche noch zwanzig oder dreißig Jahre dauern konnte — eine Art von Reproduction seiner selbst, wie wir sie sonst nur bei unvollkommneren Geschöpfen wahrnehmen. Von der Art ist das merkwürdigste mir bekannte Beispiel ein Greis, der zu Rechingen im Oberamt Bamberg in der Pfalz lebte und 1791 in seinem hundertundzwanzigsten Jahre starb. Diesem wuchsen im Jahre 1787, nachdem er lange schon keine Zähne mehr gehabt hatte, auf einmal acht neue. Nach sechs Monaten fielen sie aus, der Abgang wurde aber durch neue Stockzähne unten und oben wieder ersetzt, und so arbeitete die Natur vier Jahre lang unermüdet und noch bis vier Wochen vor seinem Ende fort. Wenn er sich der neuen Zähne einige Zeit recht bequem zum Zermalmen der Speisen bedient hatte, nahmen sie bald eher, bald später wieder Abschied, sogleich aber schoben sich in diese oder andere Lücken neue nach. Alle diese Zähne bekam und verlor er ohne Schmerzen, und ihre Zahl belief sich zusammen wenigstens auf ein halbes Hundert."

„Ein Baron Baravicino de Capellis, der 1770 zu Meran in Tirol in einem Alter von 104 Jahren starb, hatte vier Frauen nach einander genommen,

Digitized by Google

im vierzehnten Jahre schon die erste und im vierundachtzigsten die letzte. Aus seiner vierten Ehe“ — wir citiren Hufeland hier mit einigem Kopfschütteln — „wurden ihm sieben Kinder geboren, und als er starb, war seine Frau mit dem achten guter Hoffnung. Er verlor die Munterkeit seines Leibes und seiner Seele erst in den letzten Monaten seines Lebens. Nie brauchte er eine Brille, und oft machte er in seinem hohen Alter noch einen Weg von zwei Stunden zu Fuße. Seine gewöhnliche Kost waren Eier, nie aß er gekochtes Fleisch, nur dann und wann gebratenes, aber immer nur wenig. Thee trank er häufig, und zwar mit Rosoglio und Zuckerkand.“

Mehrere unserer ehrwürdigen Freunde und Freundinnen durften sich also getrauen, in hohem Alter wieder zu heirathen. Manche aber unternahmen das Wagniß nicht blos wie de Capellis vier, sondern fünf, sechs, zehn Mal, ja der Franzose Jaques Gay in Bordeaux, der 1772 im Alter von 101 Jahren mit Tode abging, hatte nacheinander sechzehn Frauen glücklich gemacht und begraben, und die 1768 verstorbene Schottin Margaret Macdowal that es ihm in den hundertundsechs Sommern, die über ihr Haupt hinzogen, in der Hartnäckigkeit des Verlangens nach immer neuen ehelichen Freuden beinahe gleich; denn sie ging aus dieser Zeitlichkeit als bekümmerte Wittwe des dreizehnten Mannes.

Wie viel schöner als diese flatterhaften Alten ist das Bild der treuen und entsagungsvollen Britin Agnes Skuner, die 1499 in ihrem hundertundzehnten Lebensjahre von hinnen schied, nachdem sie ihren seligen Skuner volle zweiundneunzig Jahre beweint hatte, ohne je ein Auge auf einen zum Nachfolger geeigneten Andern zu werfen! Ein ganz besonders rührendes Beispiel ehelicher Treue, welches in unsern Augen nur den Mangel hat, etwas unglaubwürdig zu sein, sind Johann Rovin und seine Frau Sarah, die nach Thomson 1741, er 172, sie 164 Jahre alt, zu Temeswar starben. Sie hatten nicht weniger als hundertachtundvierzig Jahre als Eheleute mit einander verlebt, und ihr jüngster Sohn war zur Zeit ihres Hinganges ein Greis von 116 Jahren. Was wollen unsere diamantenen Hochzeiten dieser Wiederkehr von Philemon und Baucis gegenüber bedeuten! Und nun vollends die goldenen, von den silbernen gar nicht zu reden.

Wir haben uns, meinen wir, hinreichend gegen den Vorwurf der Leichtgläubigkeit verwahrt, und so können wir ohne Gefahr und ohne erst zu sagen, daß wir mit dem Folgenden theilweise Erfindungen oder mindestens Uebertreibungen nacherzählen, unsrer Quelle noch ein paar hierher gehörende Wunder entnehmen.

Im Jahre 1702 starb der Smyrneser Franz Hongo, venetianischer Consul in seiner Vaterstadt, im hundertunddreizehnten Jahre. Er hatte niemals in

Digitized by Google

seinem Leben Wein oder andere gegohrene Flüssigkeiten getrunken und in der letzten Zeit lediglich Fleischbrühe zu sich genommen. Er war nie krank, ging in hohem Alter noch täglich drei Meilen weit spazieren und behielt Gesicht, Gehör und Gedächtniß ungeschwächt bis zum letzten Augenblicke. Er war fünfmal verheirathet und hatte neunundvierzig Kinder. Als er etwa hundert Jahre alt war, fiel ihm sein weißes Haar aus, und anderes von der früheren Farbe trat an seine Stelle, und in seinem hundertundzwölften Jahre bekam er zum dritten Male Zähne.

1774 starb in seinem hundertundsechsundzwanzigsten Jahre John Tice, nachdem er noch in der letzten Hälfte seines Lebens mehrere gefährliche Unfälle mit großer Zähigkeit überstanden hatte. Als Achziger brach er beim Fällen eines Baumes beide Beine, und als Hundertjähriger fiel er in ein Kohlenfeuer, welches ihn schrecklich verbrannte; aber beide Male erholte er sich in kurzer Zeit, und bis zu seinem Ende, welches plötzlich eintrat, als er vom Ableben eines Gönners benachrichtigt wurde, erfreute er sich des vollen Gebrauchs seiner Glieder und Kräfte.

James Hatfield war Soldat und stand einmal des Nachts in Windsor Schildwache. Da hörte er die Uhr der St. Paulskirche in London, die dreiundzwanzig englische Meilen von ihm entfernt war, deutlich statt zwölf dreizehn schlagen. Da die Ablösung, die er erwartete, ausblieb, schlief er ein. Bald darauf erschien die zögernde Ablösung und fand ihn in diesem Zustande. Er wurde in Haft genommen und vor ein Kriegsgericht gestellt, wo er die Anschuldigung, vor Mitternacht auf seinem Posten geschlafen zu haben, in Abrede stellte und zu seiner Vertheidigung die Geschichte von den dreizehn Schlägen der Uhr in London erzählte, eine Thatsache, die bis dahin in Windsor niemand außer ihm kannte. Sein Leben wurde dadurch gerettet, und er starb erst 1770 und zwar in seinem hundertundfünften Jahre.

Eines der jüngsten Beispiele sehr hohen Alters in England war Elizabeth Gray, die 1856 bald nach ihrem hundertundachten Geburtstage aus der Welt ging. Sie hatte ihren Vater um volle hundert Jahre überlebt und wurde neben einem Halbbruder beerdigt, der hundertundachtundzwanzig Jahre vor ihr gestorben war.

Im Verlaufe des vorigen Säculums wurde ein Franzose, der sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, in seinem einundzwanzigsten Jahre zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt und ins Bagno von Toulon abgeführt. Nach den französischen Gesetzen hat der Ausdruck „lebenslänglich“ in solchen Fällen die Bedeutung, daß die Strafe nach Verfluß von hundert Jahren für abgebüßt gilt. Nachdem unser ehrwürdiger Sträfling diese Frist abgedient hatte, entließ man ihn aus dem Bagno, und er kehrte nach seinem Heimathsdorf

Digitized by Google

zurück; aber gleich den Siebenschläfern von Ephesus fand er dort Alles verändert, und keine Seele im Orte kannte ihn oder hatte je von ihm gehört. Er hatte über die Gesetze, über die Zeit, über das dürftige und harte Leben eines Galeerensklaven triumphirt, jetzt aber wandte er sich betrübten Herzens nach Toulon zurück und schied bald darauf aus einer Welt, in die er nicht mehr gehörte.

Im Jahre 1609 fiel die irische Gräfin von Desmond von einem Apfelbaum, von dem sie Früchte pflücken gewollt, brach den Schenkel und starb an einigen Tagen an der Verletzung — hundertundfünfundvierzig Jahre alt! Sie hatte in ihrer Jugend bei Hofe mit dem Herzoge von Gloucester getanzt, der später Richard der Dritte genannt wurde. Sie war von heiterem, lebenslustigem Temperament und blieb so bis in ihr höchstes Alter. Noch nach ihrem hundertsten Geburtstage sah man sie sich beim Tanze betheiligen. Sie bekam dreimal neue Zähne. Als ihre Familie durch die Rebellion zu Grunde gerichtet worden, unternahm sie, damals schon weit älter als hundert Jahre, die weite und in jenen Zeiten beschwerliche Reise nach London, um bei Jakob dem Ersten Hülfe zu suchen.

Gleichfalls eine sehr seltsame Erscheinung war ein polnisches Ehepaar, von dem uns Thomson erzählt. Margaretha Krasiowna verheirathete sich in ihrem vierundneunzigsten Jahre zum dritten Male und zwar mit Kaspar Raykolt, der elf Jahr älter als sie gewesen sein soll. Trotzdem gebar sie ihm — hier wankt und flackert unser Glaube — bis 1763, wo sie, hundertundacht Jahre alt, das irdische Daheim mit dem himmlischen vertauschte, noch zwei Knaben und ein Mädchen. Diese Kinder aber waren — hier geht uns die Lampe des Glaubens ganz aus — greisenhaft wie ihre Eltern: sie hatten graue Haare, bekamen keine Zähne, zeigten runzelige Gesichter und schlichen langsam und gebückt einher. Die Sache sieht ganz wie eine Verspottung gewisser Behauptungen von der unerhörten Productionskraft alter Leute aus, und wir theilen sie eigentlich nur als malerischen Unsinn mit.

Thomson bemerkt, daß unsere Urgreise meist von kleinem Wuchse sind. Er sagt: „Hochgewachsene Männer und Frauen sind den Unfällen, die das Leben bringt, mehr ausgesetzt als kleine, und ihr Organismus ist in der Regel nicht so compact gebildet, als derjenige der Letzteren. Zwerge haben nicht selten die Linie überschritten, welche das Ende des zehnten Decenniums bezeichnet. Unter Andern möge die Engländerin Elsbeth Watson erwähnt werden, die in dem hohen Alter von 115 Jahren starb. Sie war zwei Fuß neun Zoll groß und ziemlich umfangreich, wofern bei einer solchen Pygmäengestalt von Umfänglichkeit die Rede sein kann." Weit seltener gelangen Riesen über jene Grenzlinie hinaus, doch weiß uns Thomson zwei Ausnahmen von dieser

Digitized by Google

Regel zu nennen. „James Macdonald, der 1760 im Alter von 117 Jahren starb, war ein Gigant von sieben Fuß sechs Zoll Länge, und der Farmer Charles Blizard, der dickste Mann in seiner Grafschaft, starb 1785, nachdem er sein Alter auf 107 Jahre gebracht hatte."

Indem wir von diesen Ungeheuerlichkeiten sprechen, deren Bekanntschaft man gewöhnlich auf Märkten und Schaubühnen macht, erinnern wir uns an einen Schauspieler, dem wir in diesem Zusammenhange einen Platz anweisen dürfen. Charles Macklin, der im vorigen Jahrhundert ein beliebter Clown auf dem Coventgarden-Theater zu London war, starb 1797, nachdem er dasselbe Alter wie jener wohlbeleibte Greis Blizard erreicht.

Reiselustige, unstete, ungewöhnlich bewegliche Geister scheinen es selten zu hohen Jahren zu bringen. Dagegen ist eine conservative Gesinnung, eine gute Dosis Phlegma und Geduld, ein Haften an der Scholle, am Amte oder Hause dem Anschein nach dienlich zu langem Leben. Ein gewisser John Burnet, der hundert und neun Mal Weihnachten feiern half, starb 1734 in demselben Hause, in dem er geboren worden war. Er heirathete sechs Frauen und zwar drei davon, nachdem er das hundertste Jahr bereits hinter sich hatte. Ein gewisser Wrench, der 1785 aus der Welt schied, nachdem er seinen Geburtstag hundertundeinmal erlebt, gab seinen Geist in demselben Zimmer auf, wo er zuerst das Licht gesehen und seitdem immer gewohnt hatte. Seine zwei Frauen hatten ihm nicht weniger als zweiunddreißig Kinder geschenkt. Der Geistliche Braithwaite zu Carlile in England ging 1754 im Alter von 110 Jahren zu seines Herrn Freude ein. Er hatte der Kirche, an welcher er angestellt war, bei seinem Ableben über ein Jahrhundert gedient, da er damit angefangen hatte, daß er 1652, im Alter von acht Jahren, in die Reihe der Chorknaben derselben eingetreten war.

Wir werfen zuletzt mit Thomson die Frage auf, ob es im Ernst wünschenswerth sein kann, ein Alter von mehr als hundert Jahren zu erreichen. „Die persönliche Erscheinung der in weit vorgerückten Jahren stehenden Menschen ist", wie Thomson sagt, „gewöhnlich weit davon entfernt, eine anmuthige und gewinnende zu sein. Einige, die eine Gesichtsfarbe wie Mahagonyholz haben, scheinen nur zusammenzutrocknen, aber Sehnen von Draht und eine so zähe Natur zu besitzen, daß sie Dekade auf Dekade fortleben. Dann aber giebt es Andere, vorzüglich unter den Angehörigen des weiblichen Geschlechts, die nicht eindorren und zusammenschrumpfen, sondern fleischig bleiben und corpulent, bleich und quatschelig, ja zuweilen außerordentlich fett werden. Ihre Haut furcht und runzelt sich nicht, sondern hängt in Wülsten herunter, und ihre Stimme nimmt, statt fein und piepend zu werden, einen rauhen und heisern Ton an. Denken wir uns dazu noch Zahnlosigkeit und Kahlköpfigkeit, er-

Digitized by Google

loschene oder tiefeingesunkene Augen, Gehörsschwäche, schlechte Beschaffenheit der Organe des Athems und der Verdauung, Gehirnerweichung und was sonst noch Häßliches und Verdrießliches auf dem Wege zwischen dem achtzigsten und dem hundertsten Geburtstage auch den meisten völlig normal Organisirten aufzulauern und sich aufzudrängen pflegt, so ist sehr alt werden näher betrachtet trotz der Schrecken des Grabes kein rechtes Vergnügen. Diese eingetrockneten Halbtodten, in deren Köpfen und Herzen die Persönlichkeit und das Bewußtsein kaum noch erhalten sind, diese zu Fett gewordenen Reliquien längst verflossener Tage würden, wenn der Wunsch nach sehr langer Lebensdauer oft erfüllt würde, wenn wir sie demzufolge häufiger zu Gesicht bekämen, oder wenn wir sie sogar nicht als Ausnahmen, sondern als Regel zu betrachten hätten, einen bedrückenden Einfluß auf die noch ganz lebende jüngere Welt ausüben. Ein nützliches, sich selbst und seiner Umgebung erfreuliches, Segen verbreitendes, das Vaterland förderndes Leben ist zu wünschen, nicht ein über das gewöhnliche Maß hinausgehendes, unfruchtbares, schläfriges Fortflackern der Lebensflamme. Leben heißt arbeiten, dann genießen können, und ein Vegetiren in halbversteinertem Zustande, in Dusel und Traum, ein Zerbröckeln, Verwittern und Erschlaffen, eine Existenz ohne die alten Freunde, ohne Verständniß der neuen Zeit, ein Zusammenschwinden aller geistigen Fähigkeiten, wie wir dies alles bei den hier besprochenen Urgreisen bemerken, erinnert doch gar zu sehr an das ewige Leben der Frau im Glase, die in der lübecker Marienkirche hängt, als daß man sich nicht geneigt finden könnte, einmal eine Ausnahme von der Regel zu machen und sich lieber statt des Gewissen das Ungewisse herbeizuwünschen.

Ein alter Bekannter.

Der Alarmruf, den die „Grenzboten“ von der westlichen Grenze her im December ausstießen, gegen die französische Anmaßung eines P. Merruau, der unter der Haut eines wissenschaftlichen Löwen die vollkommene Natur eines französischen — Chauvins nur kümmerlich verbarg; dieser Alarmruf, die Redaktion darf es sich sagen, hat seinen Zweck vollkommen erfüllt. Als im Februarheft der Revue des deux mondes unser verkleideter Löwe von Neuem seine Stimme erschallen ließ, da haben ihn unabhängige, officiöse und officielle deutsche Blätter tapfer an den Ohren gepackt und weidlich zerzaust. Daß sie

Digitized by Google

den naseweisen Merruau so kräftig angefaßt haben und die verbissene und verlogene Redaktion der Revue dazu, die nur, um sich populär zu machen, gegen Deutschland zetert, während sie unter Badinguet I. ganz andere Töne anschlug, das ist Recht und ein erfreuliches Zeichen. Und es ist natürlich, daß sie dabei diesmal den „Grenzboten" voraus waren. Es ist nun einmal das Loos einer periodischen Zeitschrift, daß sie von der Tagespresse überholt wird. Einige bescheidene Blümchen indeß sind den eiligen Händen entgangen, und da einige davon zu den duftigsten und schönsten Geistesblüthen gehören, welche der Phantasie Paulchens entsprossen sind, so finden sich vielleicht noch freundliche Seelen, welche sich nicht undankbar von dieser Aehrenlese auf dem Felde der internationalen Beschränktheit abwenden.

Gleich auf der ersten Seite dieses Aufsatzes „Les marines secondaires par P. Merruau" (Revue des deux mondes Tome XIX.) fällt dem Grimme unseres ebenso scharfsinnigen als kundigen Gegners ein harmloser Professor des Gymnasiums zu Halle a/S. zum Opfer. Der hat in seinem Leitfaden der Geographie von der physikalischen Zusammengehörigkeit der holländischen und jütischen Haiden mit denen der norddeutschen Tiefebene gesprochen. Unser Franzose, von dem Voltaires Ausspruch: seine Landsleute seien Tigeraffen, nur noch zur Hälfte gilt, da er die Tigernatur längst abgestreift, vielleicht nie besessen hat, sieht in diesem Schulbuch der untern Klassen ein politisches Machwerk. Das ist dem Menschen sehr übel gedeutet worden; meiner Ansicht nach mit Unrecht. Ein Franzose hat keinen Begriff von der ehrenvollen Unabhängigkeit, in der sich der deutsche Lehrer- und Gelehrtenstand mit geringen Ausnahmen stets bewegt hat und Gott sei Dank noch bewegt. In seiner lieben Heimath kennt er's nicht anders, als daß jeder, auch der namhafteste Gelehrte, nur nach monatelangem Antichambriren, Speichellecken ꝛc. bei dem Präfekten, Minister, je nach dem Grade seiner Bedeutung, Lehrbücher der populären Wissenschaften veröffentlichen darf. Es ist das nicht gesetzlich nothwendig, aber die liebe Geistlichkeit hat ihre besonderen Gründe, gerade diesen Literaturzweig zu überwachen, und sorgt dafür, daß dem, welcher von solcher Ueberwachung sich emancipiren will, einige Unannehmlichkeiten in seinem öffentlichen und privaten Leben passiren, die ihn für die Zukunft gefügig machen. Daher sieht ein Franzose gewöhnlichen Schlages in jedem derartigen Lehrbuch auch in Deutschland ein officielles Aktenstück. —

Sehr überraschend ist dagegen die Schilderung des norwegischen Fischervolkes, von dem er erzählt, sie gehen zu den Lofodden auf die Walfischjagd und trotzen den Gefahren des Mälstroms, der „die Schiffe in seinen Wirbel reißt und verschlingt"! Diese zwei interessanten Notizen zeigen, daß unser Paulchen, wenn er auf dem oben bemeldeten Gym-

Digitized by Google

nasium nach Halle sich zur Aufnahme meldete, von dem Verfasser des bitterbösen Lehrbuchs kaum in die Unterquarta einraugirt werden dürfte, wenn er eigensinnig bei der Behauptung stehen bleiben sollte: an den Lofodden wird Walfang betrieben, und der Mälstrom verschluckt Schiffe zum täglichen Brote. Mich wundert nur, daß er uns nicht ein Abenteuer von Kraken erzählt! Dafür aber entschädigt er uns durch die Schilderung, wie der norwegische Fischer, wenn er genug Wale an den Lofodden gefangen hat und vom Mälstrom Vormittags verschlungen worden ist, seine Nachmittage verbringt: da sitzt er nämlich auf dem Fensterbrett seines Hauses, das stets an einem bis 2000 Fuß hohen Abgrund steht, fischt mit der Angel und baumelt mit den Beinen über dem Abgrund. So steht's auf Seite 401: „Les jours de repos, où la barque est tirée sur le sable, ils pêchent, assis au rebord de leur fenêtre, les pieds suspendus au-dessus de l'abîme." Was müssen die Leute für kalte Füße bekommen! — —

Als Merruau das Seetreffen bei Helgoland schildert, das am 9. Mai 1864 zwischen Dänen und Oesterreichern stattfand, da ist er nicht ganz im Klaren, ob es Hinterlist oder Mangel an Muth von den preußischen Kanonenbooten war, daß sie nur aus der Ferne mit ihren häßlichen großen Kanonen schossen, die immer so unangenehm sicher treffen. Sie hätten müssen die dänischen Fregatten in den Grund bohren! Ja, das ist aber das Widerwärtige an dieser race prussienne — du hast es ja schon früher bemerkt — sie liebt nicht „die Gefahr um ihrer selbst willen!"

Man glaube indessen nicht, daß solcher Unsinn auch in Frankreich von allen gescheuten Leuten verlacht werden müsse. Es ist für uns Deutsche ganz unglaublich, was für Albernheiten der gebildete Franzose anscheinend widerstandslos erträgt, weil ihm der Sinn für historische Wahrheit absolut fehlt. Das Sprüchwort: „Auf eine Lüge gehört eine Ohrfeige!" wird einem Franzosen stets brutal erscheinen, er würde ja einen großen Bruchtheil seiner Bekannten mit geschwollenen Gesichtern erblicken müssen. Wie munter die Legendenbildung in Bezug auf die unangenehmen Thatsachen des letzten Krieges wuchert, dafür können wir einen Beleg aus sehr guter Quelle bieten: Ein Schweizer aus dem Waadtland, der im Jahre 1871 bei jenem schweizer Truppencorps, welches Bourbakis fliehende Armee bei ihrem Uebertritt zu Pruntrut entwaffnete, als Wehrmann eingezogen war, berührte auf der Reise im Sommer 1874 Lyon. In einem dortigen Kaffeehause hörte er die Unterhaltung von zwei französischen Offizieren mit an. Der ältere, ein Kapitain, belehrte den jüngeren über verschiedene Erlebnisse des großen Krieges. Der Lieutenant fragte unter Anderem: Wie hängt das eigentlich zusammen, daß Bourbakis Armee, nachdem sie doch an der Lisaine siegreich die Armee der Preußen in ihrem Vordringen

Digitized by Google

aufgehalten, nicht dem General Manteuffel in die Flanke fiel, sondern diese verunglückte Umgehung in den Jura unternahm? Der Kapitain meinte sehr ruhig: so recht sei die Sache noch nicht aufgeklärt, Mangel an guten Karten und die Erkrankung Bourbakis seien wohl die Ursachen dieses ärgerlichen Zwischenfalles gewesen, der ja auch nicht viel auf sich gehabt, sondern durch den Waffenstillstand erledigt sei. „Da wallt dem Schweizer auch sein Blut!“ Obwohl er als Kind der französischen Schweiz viel Sympathie für Frankreich besaß, so ärgerte sich doch sein alemannisches Blut über solche Verdrehung der Wahrheit. Er macht sich mit den Herren bekannt, und nachdem er willkommen geheißen, erzählt er, in welchem Zustande vollkommener Zerrüttung die französische Armee damals in athemloser Hast über die sichernde Grenze geflüchtet sei, welches schauerliche Drama menschlichen Elends sich auf dem eisigen Plateau von Pruntrut abgespielt, wie viele Tausende von Menschen und Pferden auf der Stelle todt, wie viel mehr mit langem Siechthum behaftet die schweizer Spitäler gefüllt, wie die wahrhaft heroischen Anstrengungen der menschenfreundlichen Schweizer die Summe von Jammer und Leiden nicht bewältigen konnten, wie hart hinter der französischen Arrieregarde die preußischen Verfolger erschienen seien, so scharf drängend, daß selbst einzelne irrthümliche Schüsse zwischen ihnen und schweizer Patrouillen gewechselt seien. — Mit unbeschreiblichem Erstaunen hören die beiden Franzosen diesen Bericht, in dem jedes Wort den einfachen und doch so überwältigenden Zauber der Wahrheit athmet. „C'est égal Monsieur, vous vous êtes trompé!“ sagt aber dann mit kurzer Verbeugung aufstehend der Kapitain, mit einem Seitenblick den jüngern Offizier auffordernd ein Gleiches zu thun, und verläßt stramm das Lokal.

So wird auch die Geschichte, die Paul Merruau vom Rolf Krake erzählt, der siegreich dem Feuer von drei preußischen Batterien getrotzt habe, widerspruchslos geglaubt werden, während in Wirklichkeit durch zwei Granaten eines gezogenen Zwölfpfünders der eine Thurm des Panzers in der Drehung getroffen wurde, und derselbe eiligst den Platz verließ, um nie wieder so „dichte ran“ zu gehen. Daß Paul Merruau später fortwährend von der dänischen Insel „Fionie“ spricht — er meint „Fühnen“ — ist so rührend, daß man ihm zu Weihnachten Klettes Kinderatlas, erste Stufe, für 60 Pfennige, „versprechen“ könnte. Es ist kein Druckfehler, denn auf Seite 417 steht es dreimal.

Aeußerst ergrimmt ist Merruau auch über die dänische Volksvertretung, die sehr vernünftigerweise ihrer Regierung das Geld zu Flotten- und Küstenbauten verweigert, in der richtigen Erkenntniß, daß eine ruhige neutrale Politik — eine freundschaftliche beansprucht kein Mensch — gegen Deutschland Dänemarks sicherste Schutzwaffe sei. — Den Schweden traut sich selbst Merruau

Digitized by Google

nicht zu erzählen, daß sie ebenfalls von Deutschland annektirt werden sollen; dafür versucht er, sie durch Russenfurcht in ein höheres Marinebudget „hineinzujraulen", wie man in Berlin sagt.

Ganz besonders schön, ja ich möchte sagen, die Krone des ganzen Aufsatzes ist aber die Eroberung Hannovers durch Preußen im Jahre 1866. Es weht darin etwas vom Hauche Onno Klopps. Und nur Ehrfurcht vor dem geistigen Auge des Dichters, das, in holdem Wahnsinn rollend, so neue und interessante Thatsachen auf den breitgetretenen Pfaden der Weltgeschichte erblickt, hindert mich, durch freche Einschaltungen diese wahrhaft erhabene Iliade des Blödsinns zu unterbrechen. Wörtlich heißt es da . . . . „Hannover hatte einen blinden König, der von seinen Unterthanen geliebt, durch Verträge geschützt, unter den Fittichen Albions lebte. Er konnte auf alle Rechte Anspruch machen, zuerst auf das, welches eine ehrwürdige Schwäche verleiht, es standen ihm sowohl die europäischen Verträge, als die mit seinen lieben und getreuen Ständen abgeschlossenen zur Seite. Aber trotz alledem verlangte der König von Preußen am 13. Juni 1866 vom König von Hannover die Erlaubniß, ein aus Holstein kommendes Armeecorps durch Hannover marschiren zu lassen. Diese Erlaubniß wurde gegeben, und darauf erfuhr man, daß gleichzeitig an der Südgrenze Hannovers ein Corps von 30,000 Mann zusammengezogen wurde und dem König von Hannover die Aufforderung zugegangen sei, seine Truppen unter preußischen Oberbefehl zu stellen. Da dies verweigert wurde, erklärte man den Krieg, und — neun Tage später wurde die preußische Avantgarde von den Hannoveranern über den Haufen geworfen. (Also am 22. Juni. Der Uebers.) Doch war man noch nicht ganz fertig. (Das Wort archiprêt war damals noch nicht erfunden.) Daher begann der preußische General über den Frieden zu unterhandeln unter der Bedingung, daß die Hannoveraner sich still verhielten und ihren errungenen Sieg nicht verfolgten. Ein Agent des Königs von Hannover wurde wohl unschuldigerweise in diesem Intriguenspiel dupirt und unterzeichnete den Frieden, ohne Wissen seines Monarchen. Ruhig vollendeten die Preußen ihre Vorbereitungen, und zwei Tage später kündigten sie dem König von Hannover an, daß sie ihn angreifen würden. Am andern Morgen, den 27., rückten sie in der Hoffnung eines leichten Sieges aus, griffen an und wurden vollständig geschlagen, aber von allen Seiten rückten Verstärkungen heran, die *fünfzehntausend* Hannoveraner wurden von *fünfzigtausend* Preußen umringt und mußten kapituliren!"

Welchen Grad von Unwissenheit muß der Verfasser seinem Publikum zutrauen, um ihm dergleichen zu erzählen? Es wäre unverzeihlich, durch ein Wort der Erläuterung den Zauber dieser Darstellung zu trüben.

Digitized by Google

Zwei Seiten weiter aber entblüht dieser entzückenden Franzosenseele eine neue Knospe: „Frankreich, welches leider Gottes das Nationalitätsprincip ins Leben gerufen hatte, zu allererst damit experimentirte, ach, heute ist es seiner Illusionen darüber sicherlich beraubt!“ —

Nachdem er dann noch versucht, den Beweis zu liefern, daß die Holländer, aus Todesangst, nächstens vom Fürsten Bismarck gefrühstückt zu werden, krampfhaft ihre Flotte vermehrten, indem sie die horrende Summe von 24 Millionen Thalern für ihr Marinebudget jährlich auswerfen, obwohl hierin die ganze coloniale Marine mit inbegriffen ist, eilt er zum Schluß, indem er Preußen (Deutschland kennt er nun mal nicht, darin ist er komisch) folgendermaßen apostrophirt: „In dem neuen Europa fühlen alle Schwächeren ihre Existenz bedroht durch die Grundsätze, welche Preußen entwickelt hat. Für diese giebt es keine Sicherheit mehr. Dänemark, Schweden und Holland sichern sich durch doppelte Riegel und Schlösser vor diesem Raubritterthum. Preußen mag diese tiefe Verwirrung aller Verhältnisse verantworten. Es hat seine Waffen zu den niedrigsten Zwecken gemißbraucht, ohne Grund hat es seine Nachbaren geplündert, nur um sich zu bereichern.“ (Franzosen thun dies nur aus Humanität, mit an der Spitze der Civilisation voranheulenden Niggerbanden.) „Weder gesetzliche Interessen, noch Familienbande, noch geheiligte Völkerrechte haben es in seiner Annexionslaufbahn aufgehalten, unter den elendesten Vorwänden hat es Kriege begonnen, indem es diejenigen niederschoß, die ihre Heimath vertheidigten.“ Aber, Herr Merruau, wen sollte es denn sonst niederschießen? die Maul- und Federhelden reißen doch immer aus; thun Sie doch nicht immer so, als ob Sie das nicht wüßten! „Ganz besonders hat es in Europa die Vaterlandsliebe verringert und mit Gewalt den Scepticismus und die machiavellistische Politik Friedrichs des Zweiten eingeführt.“ u. s. w.

So wollen wir denn auch Abschied nehmen von Merruau mit den Worten eines Freundes jenes Friedrich, „dessen Scepticismus wir jetzt mit Gewalt einführen“, mit einer leichten Variante des Herrn von Voltaire wünschen wir ihm: „weniger Vocale in seinen Namen und mehr Verstand in sein Gehirn.“

Sondershausen, 5. Februar 1877. v. Clausewitz,
Hauptmann a. D.

Commodore Cornelius Vanderbilt.

Der jüngst zu Newyork im 83. Lebensjahre verstorbene Commodore Cornelius Vanderbilt gehörte nebst William B. Astor und Alexander Turney

Digitized by Google

Stewart zu den bekannten drei Nabobs der newyorker Millionäre. William B. Astor, der Sohn jenes armen Pfälzers Johann Jakob Astor, welcher im November 1783 mit nur fünf Pfund Sterling und sieben Flöten, die er zur Spekulation gekauft hatte, nach Amerika auswanderte, um dort als einer der geachtetsten Bürger der Republik und im Besitze von circa dreißig Millionen Dollars aus dem Leben zu scheiden, starb im Herbste des Jahres 1875; ihm folgte im Tode am 10. April 1876 der einer schottisch-irischen Familie entsprossene reiche Handelsfürst Alexander T. Stewart, und als der Dritte dieser „illustres confrères im Mammon" ist nun auch am 4. Januar d. J. Cornelius Vanderbilt, in dessen Adern holländisches Blut rollte, dorthin gegangen, von wannen keine Rückkehr ist.

Die Lebensgeschichte von Cornelius Vanderbilt bietet in hohem Grade ein treues Bild von der Umsicht und Thätigkeit jener self-made-men, die sich jenseits des Atlantischen Ozeans aus eigener Kraft und mit bewundernswerther Ausdauer und Energie ihren Lebensweg bahnen. Charakteristisch für Vanderbilt ist der Ausspruch, den er einmal in den zwanziger Jahren that, und der ihm für sein ganzes Leben eine Richtschnur blieb: „Es kommt weniger auf den augenblicklichen Gelderwerb an, als darauf, daß man das einmal vorgesteckte Ziel erreicht (to carry the point)." Dieses unermüdliche Abwenden und Besiegen der Hindernisse und Gefahren, welche sich ihm bei seinen Bestrebungen in den Weg stellten, bildet das Geheimniß seiner Erfolge.

Cornelius Vanderbilt wurde am 27. Mai 1794 auf Staten Island bei Newyork geboren. Sein Vater, welcher daselbst eine kleine Farm besaß, brachte seine Gartenprodukte auf einem ihm selbst gehörigen Boote nach Newyork auf den Markt. Bei diesen Beschäftigungen pflegte ihm der junge Cornelius zu helfen, der auf diese Weise nicht nur den Garten- und Ackerbau, sondern auch die Führung eines Bootes kennen lernte. Rudern und Reiten gehörte zu den Lieblingsbeschäftigungen des Knaben, dessen Schulkenntnisse über Lesen, Schreiben und Rechnen nicht weit hinausgingen. Im Uebrigen aber wurde derselbe von seinen Eltern zu einer geordneten Thätigkeit und zu einer strengen Pflichterfüllung angehalten. Sein frühester Ehrgeiz war darauf gerichtet, der selbständige Besitzer eines Bootes zu sein. Noch nicht siebzehn Jahre alt, übernahm er es, für hundert Dollars, die ihm seine Mutter (sein Vater war bereits gestorben) versprochen hatte, in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Landfläche von acht Acres gehörig zu beackern, zu besäen und zu bepflanzen. Er löste die übernommene Aufgabe und kaufte sich nun mit dem erhaltenen Gelde ein eigenes Boot. Dies war der Anfang seiner selbständigen Carriere. Der junge Vanderbilt führte ein äußerst thätiges und enthaltsames Leben und brachte seiner Mutter, die er bis zu ihrem Tode mit der größten Zärtlichkeit liebte,

Digitized by Google

längere Zeit hindurch den größten Theil des Geldes, welches er mit seinem Boote verdiente.

Als er achtzehn Jahre alt geworden war, brach (1812) der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten aus. Dies gab Vanderbilt Gelegenheit, mit seinem Boote nach den verschiedenen Forts von Newyork, die theilweise streng von den Engländern belagert wurden, Lebensmittel zu bringen. Da er auf diese Weise einen ziemlich guten Verdienst hatte, heirathete er, obschon erst neunzehn Jahre alt, im December 1813 Miß Sophia Johnson, mit der er 54 Jahre hindurch eine glückliche und zufriedene Ehe führte. In dem ersten Kriegsjahre hatte er sich 500 Dollars erspart und äußerte gelegentlich seiner Mutter gegenüber, daß er, wenn dies 20 Jahre hindurch so fort ginge, sein angreifendes Geschäft aufgeben und ruhig von seinen Zinsen leben wolle.

Im Beginn des Jahres 1814 entrirte Vanderbilt mit den betreffenden Militärbehörden einen Contrakt, dem gemäß er sechs militärische Posten im Hafen von Newyork mit Lebensmitteln versehen mußte. Dies war ein ebenso gefährliches, wie aufreibendes Unternehmen; Tag und Nacht mußte der junge Mann auf dem Platze sein und anstrengend arbeiten. Aber seine Willensstärke und seine eiserne Constitution halfen ihm über alle Schwierigkeiten hinweg. Als das Jahr abgelaufen war, hatte er in ehrlicher Weise so viel verdient, daß er sich ein kleines Schiff, den Schooner „The Dread", kaufen konnte, dem er im dritten und letzten Kriegsjahre (1815) ein größeres Schiff, „The Charlotte", hinzufügte. Im Jahre 1818 besaß er schon drei Schiffe und begann nun einen Küstenhandel von Newyork und den Neuenglandsstaaten an bis nach Charleston in Süd-Carolina und Savannah in Georgien. So einträglich dieser Handel aber auch sein mochte, Vanderbilt gab ihn doch bald auf, in der richtigen Erkenntniß, daß Segelschiffe die Concurrenz mit Dampfschiffen in vieler Hinsicht nicht auszuhalten vermöchten. Er trat daher als oberster Leiter des Geschäfts in die Dienste eines gewissen Thomas Gibbons, der eine Dampferlinie zwischen Newyork und Philadelphia ins Leben gerufen hatte. Diese Stelle, welche gerade die geeignetste Schule für den künftigen „Dampferkönig" — Steamboat king, wie ihn seine Landsleute nannten — war, bekleidete er zehn Jahre hindurch, obschon ihm wiederholt von den Concurrenten des Herrn Gibbons verlockende Anerbietungen gemacht worden waren. Gibbons war nämlich in einen bedrohlichen Prozeß verwickelt worden, und seine Gegner boten Alles auf, Vanderbilt, der die Seele des Geschäfts war, von demselben zu lösen. Allein Letzterer wies alle Verlockungen von sich und erklärte in seiner ehrlichen und offenen Weise: „I shall stick to Mr. Gibbons till he is through his troubles" (ich werde bei Herrn Gibbons ausharren, bis er die obwaltenden Schwierigkeiten überwunden hat). Und so geschah es.

Digitized by Google

Nach seiner Trennung von Thomas Gibbons baute Vanderbilt im Jahre 1829 sich selbst Dampfschiffe; das erste derselben, „The Caroline", spielte bei der Insurrektion, welche 1837 in Canada stattfand, eine historische Rolle. Wenige Jahre, nachdem die „Caroline" vom Stapel gelaufen war, besaß Vanderbilt 38 Dampfschiffe und Dampfboote, die theils im North River, theils im Hafen von Newyork und den Binnenwassern, theils endlich an der Küste von Nordamerika beschäftigt waren, und von denen, so lange sie in seinem Besitze waren, kein einziges durch Feuer, Schiffbruch oder sonst ein Unglück verloren gegangen sein soll. Der Commodore verwandte stets die größte Sorgfalt auf die Ausrüstung und Beschaffenheit seiner Schiffe; Sachkenner war er durch und durch. Man hörte häufig von ihm den Ausspruch, daß ein Mann, der ein öffentliches Geschäft treibe, seinen eigenen Vortheil am meisten wahrnehme, wenn er mit Umsicht den Interessen des Publikums diene; Niemand aber könne in großartigem Maßstabe ein Diener des Publikums sein, der nicht seine Privatangelegenheiten mit kluger Sorgfalt zu führen verstehe.

Als er 40 Jahre alt war, erinnerte ihn seine Mutter daran, daß er jetzt wohl 20,000 Dollars besitze, und daß es nun Zeit sei, wie er früher einmal geäußert, sich von dem Geschäftsleben zurückzuziehen und in aller Ruhe von den Zinsen seines Kapitals zu leben. Allein der Sohn, der damals vielleicht 400- bis 500,000 Dollars im Besitze haben mochte, wies auf seine zahlreiche Familie hin und meinte, er könne es weder vor dieser, noch vor seinen Mitbürgern verantworten, wenn er sich in der Vollkraft seines Alters schon von jedem Geschäfte zurückziehen wolle. Und seine Mutter stimmte ihm bei.

Im Jahre 1851 eröffnete er, von der Regierung von Nicaragua darin unterstützt, in Opposition zu der schon bestehenden „Pacific Mail Steamship Company" eine zweite Dampfer-Linie, welche über Panama den Verkehr zwischen Newyork und San Francisco vermittelte. Die Goldminen Californiens machten diesen Verkehr um jene Zeit zu einem äußerst lebhaften. Die ältere Linie hatte das Passage-Geld von Newyork bis San Francisco auf 600 Dollars festgesetzt; Vanderbilt ermöglichte es durch zweckmäßige Einrichtungen, daß diese Reise für 300 Dollars gemacht werden konnte.

Im Jahre 1853 unternahm Vanderbilt, begleitet von einigen seiner näheren Freunde und Familienmitglieder, eine längere Reise nach Europa, und zwar auf dem neugebauten und prachtvoll eingerichteten Dampfschiffe „North Star." Er besuchte verschiedene europäische Hafenstädte und fand überall eine freundliche und entgegenkommende Aufnahme. Nach seiner Rückkehr nach Amerika organisirte er drei neue Dampfschiffsverbindungen, die eine zwischen New-Orleans und

Digitized by Google

Galveston, die andere zwischen Newyork und Aspinwall, die dritte zwischen Havre und Newyork.

Als der Secessionskrieg ausbrach und die Unionsregierung größere Fahrzeuge nöthig hatte, um schnell und sicher größere Truppenmassen von einem Küstenorte nach dem andern zu verschiffen, machte Vanderbilt dem Marineministerium mit dem großen, geräumigen und äußerst solid gebauten Dampfer „Vanderbilt" ein patriotisches Geschenk. Der Kostenpreis dieses Schiffes wurde auf 800,000 Dollars angegeben. Während der Rebellion faßte aber der unternehmende Mann den Entschluß, das Dampfschiffswesen ganz aufzugeben und seine Thatkraft Eisenbahnunternehmungen zuzuwenden. Er hatte schon im Jahre 1857 Aktien der Newyork- und Harlem-Eisenbahn gekauft und zwar zu einer Zeit, wo dies Unternehmen auf sehr schlechten Füßen stand. Da er aber mit seiner gewohnten Energie die Sache angriff, nahm dieselbe bald einen neuen Aufschwung, namentlich seit 1863, wo er zum Präsidenten der betreffenden Gesellschaft gewählt worden war. Als er die ersten Aktien kaufte, zahlte er für dieselben auf den Dollar nur drei Cents; allein schon nach fünf Jahren standen dieselben 70 Procent. Bald darauf richtete er sein Augenmerk auf die Hudson River-Eisenbahn; er kaufte dieselbe und hob sie in hohem Grade, indem er ein doppeltes Geleise anlegte, Stahlschienen einführte und in Newyork den großen St. John's Park für eine Million Dollars erwarb, auf welchem er ein umfangreiches Frachtdepot errichtete. Im Jahre 1868 gewann er auch die Leitung der „Newyork-Central-Eisenbahn", die er im folgenden Jahre mit der Hudson-River-Bahn zu einem großen Ganzen vereinigte. Der Gewinn, welchen diese ebenso klug wie umsichtig unternommenen Operationen gewährten, war ein enormer; er verstand es eben, seinen individuellen Vortheil auf das Zweckmäßigste und Beste mit den allgemeinen Interessen zu verbinden. Als intelligenter Baumeister stand ihm ein gewisser Isaac C. Buckhout zur Seite.

Cornelius Vanderbilt verheirathete sich im Jahre 1869 zum zweiten Male und zwar mit Miß Frank Crawford; er stand damals in seinem 75. Lebensjahre, seine zweite Frau aber war 30 Jahre alt, beide waren von mütterlicher Seite her mit einander verwandt. Auch diese Ehe war eine glückliche.

Die äußere Erscheinung Vanderbilts war eine imponirende; er war sechs Fuß hoch und hatte ein ausdrucksvolles, scharf geschnittenes Gesicht. Da er keine wissenschaftliche Bildung, wie z. B. Alexander T. Stewart, besaß, so gab er für Bücher und Kunstwerke niemals viel Geld aus. Nur mit Pferden trieb er einen gewissen Luxus; denn die Liebhaberei für Pferde hat er von seiner frühesten Jugend an bis zu seinem Tode beibehalten. Er war stolz darauf, die besten, schönsten und schnellsten Pferde zu besitzen, und als er nicht mehr seine Wohnung verlassen und sich ins Freie begeben konnte, sah er wenigstens

Digitized by Google

von seinem Fenster aus zu, wenn seine Lieblinge aus dem Stalle geführt wurden. Im Essen und Trinken war er stets sehr enthaltsam, doch liebte er eine gute Cigarre und machte gern eine Partie Whist.

Von seiner Wohlthätigkeit ist, wie dies sonst bei reichen Amerikanern wohl zu geschehen pflegt, nicht viel in die Oeffentlichkeit gedrungen; auch sein Testament enthält in dieser Beziehung nichts Erwähnenswerthes. Er kaufte und verschenkte eine Kirche, „the Church of the Strangers", mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß darin kein religiöses Sektenwesen getrieben werde; er selbst gehörte keiner bestimmten Glaubenssekte an. Auch gründete er zu Nashville im Staate Tennessee eine höhere Schule, die sogenannte „Vanderbilt University". In seinem Testamente hat er die Mitglieder seiner Familie (er hatte vier Söhne und neun Töchter) und viele seiner treuen Diener reichlich bedacht; sein ältester Sohn William H. Vanderbilt erbte das Meiste und wird wahrscheinlich auch seinem Vater in der Präsidentschaft der „Newyork Central-Eisenbahn" nachfolgen. Sein hinterlassenes Vermögen wird auf 70 bis 100 Millionen Dollars geschätzt.

Die sterblichen Ueberreste des Commodore Cornelius Vanderbilt wurden mit Vermeidung alles Pompes auf dem Morovian-Friedhofe bei New Dorp auf Staten Island beigesetzt. Rud. Doehn.

Die Reichstagswahl in Bayern.

Wenn der große Wahlkampf des 10. Januar ganz Deutschland aufgeregt und durchzuckt hat, so hat er besonders unser Bayern mächtig bewegt. Sind wir doch so recht der Mikrokosmos des ganzen großen Reichs: nur die Polen und Protest-Elsässer fehlen uns, sonst haben wir all die großen, aufs Aeußerste gespannten Gegensätze des Reichstages aufs Schönste in und bei einander. Und diese Gegensätze standen sich bei unsern Wahlen so schroff gegenüber, wie es nur sein konnte. Auch wir haben der Ueberraschungen und Enttäuschungen, wenn wir nämlich Namens der liberalen Partei reden, genug zu verzeichnen. „So haben wir es uns doch nicht gedacht!" heißt's an dem und jenem Orte, aber meist war der, der es nicht so, d. h. nicht an den Sieg der Sozialdemokraten oder der Conservativen da oder dort gedacht hatte, der ehrsame Philister, der immer hinter dem Bierkrug zu kannegießern versteht, am Tag der Wahl aber meint, daß es auf seine Stimme gerade nicht ankomme, und hübsch zu

Digitized by Google

Hause bleibt, während die rührigen Gegenparteien das Losungswort ausgeben: „all Mann auf Deck!“ — und auch befolgt sehen.

Wir werden später darauf zurückkommen. Zuerst nur das kurze Resultat der bayrischen Wahlen, soweit es jetzt feststeht; denn noch sind die Stichwahlen nicht bethätigt, und diese sind es, die die treffenden Parteien, ja das ganze Land noch in erregter Spannung halten. Definitiv gewählt sind 35 Abgeordnete; 28 davon gehören dem Centrum, 2 der bayrisch-klerikalen Partei, 11 der nationalliberalen, 2 der freiconservativen Fraction, 1 der Fortschrittspartei, 1 der Gruppe Löwe-Zinn an. Aus diesen Angaben erhellt schon die wesentliche Verschiebung, in welcher die Abgeordneten des zweitgrößten deutschen Staates ihre Plätze im Parlamente einnehmen werden. Zuerst trifft das das Centrum; in ihm saßen bisher 32 tapfere schwarze Landsknechte unter dem Fähnlein des „Einsiedlers von der Trausnitz“, Herrn Dr. Jörg. Jetzt gehen dem ohnehin in der letzten Zeit nicht ganz glücklichen Partisanen der bayrischen „Patrioten“ auf einmal 4 Mann ab. Einen kann er möglicherweise noch wieder gewinnen*), den würdigen Stadtpfarrer zu St. Peter in München, jenen Herrn Dr. Westermeyer, der auf seiner Kanzel den christlichen Wunsch ausgesprochen, daß den Fortschritt der Teufel holen möge, und der in jener denkwürdigen Abendsitzung am 19. Juli 1870, als es sich um den Eintritt Bayerns in den Kampf für Deutschlands Recht und Ehre handelte, für Neutralität stimmte mit dem noch christlicheren Dictum: „Wenn mein Haus in Gefahr ist, brauche ich nicht das brennende des Nächsten zu löschen.“ Den Mann könnte allenfalls das Centum noch haben, denn er kommt im Wahlkreis München zur Stichwahl. Aber eine andere, empfindlichere Einbuße hat die bisher im Reichstag wenigstens scheinbar so einträchtige bayrische klerikale Fraction erlitten. In ihrer eignen Mitte ist ein zwar lange schon vorhandener, aber immer noch etwas überkitteter, ziemlich tief gehender Riß aufgebrochen: die Extremen wollen sich das Commando Jörgs nicht länger gefallen lassen. „Was Döllinger einst in kirchlicher Beziehung war, das war bis jetzt Jörg in politischer; was jener jetzt ist, das ist auch dieser jetzt“, rief in den letzten Tagen ein bäuerliches Mitglied der bayrischen Abgeordnetenkammer in einer Volksversammlung mit Emphase aus, und einer seiner geistlichen Collegen donnerte von der Rednerbühne herab: „Wir müssen dahin trachten, den Großen und Gewaltigen wieder eine Verlegenheit zu werden. Wie wollen wir jedoch etwas zu erreichen suchen? Durch das Mittel der Revolution? Durch künstliche Erregung der Geister? Nimmermehr! Wir wollen etwas zu erreichen suchen, indem wir fordern, unaufhörlich fordern, und nicht aufhören zu fordern. Man soll nicht nur mit

*) Ist seitdem geschehen. D. Red.

Digitized by Google

uns als einem Faktor rechnen, man soll uns und unsere Forderungen auch respectiren. Wir wollen nichts als die Freiheit, katholisch zu sein. Wir wollen die Selbständigkeit unserer Kirche, welche der Gottmensch selbst mit seinem Blute erkauft hat." Und wie so gegen die draußen, hieß es dann gegen die drinnen: „der Katholizismus, der viele Feinde hat, hat gleichwohl keine größeren als die halben Katholiken, diese „Söhne des Pilatus." Mit Beben und Zittern unterhandelt diese Partei mit den Mächtigen der Erde. Sie rathen zum Frieden, weil sie sich fürchten. So haben sie den Herrn um des Friedens mit dem Cäsar willen ausgeantwortet. Die Katholiken Bayerns können auf diese Leute nicht länger mehr reflektiren. Sie brauchen entschiedenere Charaktere. Und solche gibt es" — d. h. vorderhand sind doch nur zwei Gründer und zugleich Mitglieder der oben erwähnten neuen „bayrisch-klerikalen" oder besser „katholischen" Partei nach Berlin entsandt: die Herren Dr. Ratzinger und Lindner, beide Priester, denen sich möglicherweise — tres faciunt collegium — noch der Vertreter Eichstädts, Domcapitular Stöckl, anschließen könnte, um diese interessante neue Fraktion des Reichstags zu vervollständigen. Daß das Wort „bayrisch" in ihrem Programm nur noch eine Complimentirphrase ist, daß sie vielmehr frank und frei die päpstliche Fahne aufhissen, darüber werden sich die genannten Herren selbst keiner Täuschung mehr hingeben.

Ganz verloren gegangen ist für die Ultramontanen ein bei der letzten Wahl von ihnen siegreich behaupteter Wahlkreis, Schweinfurt, in welchem der Regierungspräsident von Unterfranken, Graf Luxburg, die Majorität davongetragen hat, der schon Mitglied des ersten Reichstages gewesen ist und wohl wieder den „Freiconservativen" sich gesellen wird. Das Gleiche wird der Botschafter des deutschen Reichs in Paris thun, Fürst Hohenlohe, dem der Wahlkreis Forchheim treu geblieben ist.

Kehren wir noch einen Augenblick zur Statistik der ultramontanen Stimmen zurück, so finden wir von Bayern 11 adelige Grundbesitzer, 8 Beamte, 1 Künstler (Erzgießereiinspektor Miller, bei dem uns immer Gretchens Klage in den Sinn kommt: „es thut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'"), 7 Geistliche und nur 3 einfach „Bürgerliche", von jener Seite nach Berlin entsandt. Von namhaften Nationalliberalen kommen Völk, Marquardsen, v. Schauß, die meisten Pfälzer und vor allem der bewährte Vertreter der Haupt- und Residenzstadt, Freiherr v. Stauffenberg, wieder.

Die Fortschrittspartei hat bis jetzt nur Einen ihrer bisherigen Kämpfer wiedergewonnen in dem Abgeordneten Herz. Dieser scheint seinen Berliner Wahlkreis, in dem er gegen einen Sozialdemokraten zur engern Wahl zu kommen hat, wieder mit einem heimathlichen vertauschen zu wollen. Wenigstens

Digitized by Google

hat er für den von Ansbach angenommen. Ueber den beiden andern bisherigen aus Bayern entsandten Mitgliedern der Fortschrittspartei, Frankenburger und Erhard, schwebt noch das Damoklesschwert der Stichwahl. Indem ich dieses schreibe, wird für den ersteren in Nürnberg der erneute Wahlkampf gekämpft. Es ist ein erbitterter und hoffentlich siegreicher. Das war eine der bittern Ueberraschungen, von denen wir vorhin sprachen: in Nürnberg, der bisherigen Hauptstadt des Fortschritts, wo es an politischer Bildung und politischer Arbeit nicht fehlt, erreichen die Sozialdemokraten die Majorität von 10,025 Stimmen, und der Candidat der Liberalen erhält nur 9919, ein Frankenburger ist von einem Grillenberger, einem der keckſten sozialistischen Agitatoren geschlagen. Wir sind hier an dem Punkte, auch bei uns in Bayern das riesige Anwachsen dieser Partei, die bedeutende Steigerung des Prozentverhältnisses bei der Stimmenabgabe seitens derselben constatiren zu müssen. Auch hier war die sozialdemokratische Organisation eine ganz vortreffliche; an fanatisirten Wählern, und — was eigentlich am schwersten erklärbar ist — an reichlicher, immer neu zufließender Geldunterstützung für diese hat es nie gefehlt. Noch in einem zweiten Bezirk, Erlangen-Fürth, hat es der sozialistische Candidat gegenüber dem nationalliberalen, Professor Marquardsen, zu einer ansehnlichen Minorität gebracht.

Aber noch mit einer andern Gegnerschaft hatte der oben genannte bisherige Abgeordnete zu kämpfen. Sein Wahlbezirk war einer der allerdings wenigen, in welchen die Fortschrittspartei den anderswo freilich zähe festgehaltenen Versuch machte, einen eignen Candidaten aufzustellen und durchzubringen. Wenn irgendwo, so war das bei uns in Bayern ein ganz ungerechtfertigter, weil äußerst gefährlicher Vorgang. Einmal sind im größten Theil unsres Volks die Begriffe von der Parteistellung im Reichstag noch nicht so verkehrt, daß die Leute streng über Freund und Feind des „Compromisses" zu Gericht gesessen wären — und dann stand gerade in solchen Kreisen, wo man den fortschrittlichen Candidaten gegen den nationalliberalen einzuschieben suchte, eine dritte Partei auf der Lauer, die für sie abfallenden Früchte der Zersplitterung aufzulesen und einzuheimsen. Das war die deutschconservative.

Schon bei der letzten Reichs- und Landtagswahl hatte diese Partei sich möglichst geltend zu machen gesucht. Sie war damals noch sehr jung und fand im Ganzen nur in engeren, kleinen, vom Adel und der evangelisch-orthodoxen Geistlichkeit bearbeiteten Kreisen Eingang und Anhänger. Auch das ist, seit dem im Sommer vorigen Jahres ihre Fusion mit der allgemeinen deutschen conservativen Partei vollzogen worden, anders geworden. Die oben Genannten, unsre Junker und der Clerus, haben sich im Süden wie im Norden noch mehr gefunden und aneinander geschlossen: dort wie hier dieselben

Digitized by Google

Schlagworte: „Der Liberalismus an allem politischen und wirthschaftlichen Unheil schuld, die Religion in Gefahr, die Schule entchristlicht“ u. s. w.! Dabei tritt hier und da mit den „reichspostlerischen“ (man nennt so die Partei nach ihrem Hauptorgan, der nun von Augsburg nach Frankfurt verlegten „Reichspost“) Pfarrern ein Agrarier, so namentlich ein Baron von Thüngen, vor das Landvolk hin und wirft erhitzende Phrasen von der „Herrschaft des Kapitals“, von den „Gründern“, welche er alle über einen Kamm schiert und allesammt als „Betrüger“ charakterisirt, dazwischen auch etwas Judenhetze unter die Masse — und „semper aliquid haeret“, die Leute glauben's am Ende doch, und die Deutschconservativen gewinnen von Tag zu Tag mehr Einfluß und Boden.

Der zweite der oben genannten bisherigen fortschrittlichen Abgeordneten, Erhard, hat dasselbe von ihnen zu erfahren gehabt, was sein College Frankenburger von den Sozialdemokraten: er ist in seinem Wahlbezirk Dinkelsbühl-Feuchtwangen seinem conservativen Gegner, Regierungsrath Luthard von Augsburg, dem eigentlichen Stifter und Leiter der „Reichspost“, zwar nicht so unterlegen, daß dieser mehr Stimmen erhalten hätte, aber die Majorität hat er eben nicht zusammengebracht: auch da muß es zur Stichwahl kommen. Sie wird eine ernste Probe für die Herren Conservativen sein. Diese *können* in dem genannten Wahlkreise siegen, wenn sie die Unterstützung der in demselben eine bemerkenswerthe Minorität bildenden Ultramontanen annehmen, und diese Unterstützung ist ihnen angeboten. Für ihre liberalen Gegner könnte es am Ende erwünscht sein, daß, selbst auf die Gefahr hin, diesen Posten momentan verloren zu sehen, jener Compromiß zu Stande käme — denn damit wäre jene Partei, die bisher immer so emphatisch und hoch und theuer jede Gemeinschaft mit und jede Hinneigung zu den Römlingen abgeleugnet und von sich gewiesen hat, so compromittirt, daß sie für die Folge lahm gelegt wäre und vom politischen Schauplatz abtreten müßte. In Nürnberg hat ihr Führer Luthard die Parole ausgegeben, im Kampf der engeren Wahl für den fortschrittlichen Candidaten gegen den sozialdemokratischen einzutreten. Das ist anerkennenswerth — aber die Consequenz dieser richtigen Anschauung der Dinge wäre nun auch die Ablehnung jener ultramontanen Unterstützung.

Fragen wir nun noch, wie es möglich war, daß eine solche Gefährdung der bisherigen Position der liberalen Parteien, wie sie doch offenbar in dem Erstarken der Sozialdemokratie und der Conservativen vorliegt, eintreten konnte, an wem die Schuld — und eine Schuld muß doch hier vorhanden sein — liegt, so mögen sich *Regierung*, *Volk* und *Führer des Volks* in diese theilen.

Digitized by Google

Unsre Herren Staatslenker mögen mit Recht vor dem Ausfall der Wahlen erschrocken sein: sie müssen sich sagen, daß es an ihnen gelegen hätte, Manches zu verhüten, nicht jetzt — da war's zu spät — aber früher, viel früher. Die reaktionären Saaten eines v. d. Pforten, Reigersberg u. A. sind jetzt aufgegangen. Der Ultramontanismus hätte nie seine jetzige herausfordernde, übermächtige Stellung einnehmen können, wenn sich der Staat von jeher seiner Kraft — und seiner Würde bewußt gewesen wäre, wenn er den Clerus in seine Schranken zurückgewiesen hätte. Kein Staat in der Welt hat in Verfassung und Concordat solche Handhaben und Waffen gegen Uebergriffe der Curie wie Bayern, aber man hat diese ruhig liegen und verrosten lassen, ja lieber mit jener geliebäugelt, um seiner reaktionären Gelüste und Ziele desto sicherer zu sein. Hätte man damals, als unsere tapfern Soldaten auf den Schlachtfeldern Frankreichs mit ihren deutschen Brüdern in Blutgemeinschaft getreten waren, als die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870 die auf ganz anderen staatsrechtlichen Grundlagen gewählten Volksvertreter überholt hatten, sich zur Auflösung der Kammer entschließen können und an die Stimme des Landes appellirt — ein anderer bayrischer Landtag wäre zusammengetreten, andere Wahlen wären für das Parlament zu Stande gekommen, die reichsfeindlichen Gedanken und Bestrebungen, die nun den Ton unter den bayrischen Abgeordneten hier und dort angeben, hätten nimmermehr die Oberhand gewonnen. Aber seit Jahren ist das bayrische Ministerium das der verfehlten Gelegenheiten — anstatt die liberale Gesinnung des Volks zu fördern und zu kräftigen, traut es der liberalen Partei nicht und willfahrt sogar gerne den Anträgen der Ultramontanen und Conservativen, weil es bei dem Mangel eines vollkommen mustergültigen Gewissens in politischen Dingen die Angriffe der Liberalen fürchtet.

Nächstdem mögen aber auch die Liberalen selbst und ihre Führer einen guten Theil der Schuld an dem, was bei unsern Wahlen, und auch wohl anderswo, an Fehlern und Gebrechen zu Tage getreten ist, auf sich nehmen. Auf der einen Seite war zu wenig Fühlung mit den eignen Gesinnungsgenossen, viel zu wenig Organisation, Disciplin und was man sonst noch braucht, und worin die Gegner so ausgezeichnet geschult waren — auf der andern viel zu viel Sicherheit, Voreingenommenheit, stolze Gewißheit eines sichern Erfolges vorhanden. Kirchthurm-, Lokal-, Personalinteressen, im Großen wie im Kleinen, thaten das ihre, die Stimmen zu zersplittern, statt zu einen. Wo man die Wähler am nöthigsten brauchte, waren sie vielleicht gerade am wenigsten am Platze. Von den feindlichen Parteien haben gewiß über 90 Prozent der Wahlberechtigen, von den Liberalen dagegen vielleicht nur 50 ihrer Pflicht genügt. Lauheit und Passivität sind noch immer die gefährlichsten Feinde der guten Sache. Das Bewußtsein, daß man nicht nur politische Rechte, sondern auch

Digitized by Google

Pflichten hat, ist noch lange nicht in succum et sanguinem unsres Volkes gedrungen.

Nun, eine ernste Lehre ist uns gegeben. Noch ist es Zeit, daß wir sie nützen. Drei Jahre zur Arbeit sind uns wieder als Frist gesteckt. Die Gegner werden, durch den unleugbaren, ihnen selbst unerwarteten Erfolg, den sie errungen, ermuthigt, diese wohl anwenden. Thun wir ihnen nicht gleich, dann haben wir bei der nächsten Reichstagswahl keinen Grund zur Klage, wenn wir Andere an dem Platze sehen, auf den wir Anrecht zu haben glaubten.

φ. τ.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 11. Februar.

Fast eine ganze Woche noch hat das Abgeordnetenhaus auf den Etat des Ministeriums des Innern verwandt. Schwerlich wird Jemand behaupten wollen, daß das Land mit Befriedigung auf diese Verhandlungen blicken könne. Der Ton, welchen das Centrum in die Debatte einzuführen bemüht ist, wird immer bedenklicher. Die ultramontanen Herren benutzen die Privilegien der parlamentarischen Tribüne, um das Werk der Volksbethörung, soweit sie es in ihren Massenversammlungen ungestört nicht vermögen, zu vollenden. Herr Windthorst wirft dem Minister Ausdrücke wie „Unwissenheit", „Kinderei" u. s. w. an den Kopf, ermahnt die gesammte katholische Jugend, um keinen Preis in den Staatsdienst einzutreten, nennt die Maigesetze „bloße Willkürmaßregeln." Was kümmert ihn der Ordnungsruf des Präsidenten! Ist die Brandrede einmal ins Land hinausgeschlendert, so kann man solche Censur getrost einstecken. Noch widerlicher treiben es die kleineren Geister der Partei, die Schröder-Lippstadt, die Röckerath und wie sie sonst heißen. An der welfischen Excellenz ist wenigstens noch ein Rest von staatsmännischem Anstand haften geblieben; die Kleonnaturen, welche ihm sekundiren, schwelgen im schrankenlosen Cynismus. Man kann nicht verkennen: es ist Methode in diesem Verfahren. Warum auch nicht? Wenn man es darauf angelegt hat, den Staat zu ruiniren, warum sollte man nicht diejenige Institution des Staates, auf welche man den größten Einfluß hat, die parlamentarischen Versammlungen, am ersten zu Grunde richten wollen!

Die Herren vom Centrum berufen sich darauf, daß sie das Parlament zur Kundgebung ihrer Beschwerden benutzen müssen, weil ihnen jede andere

Digitized by Google

Möglichkeit fehle, das Ohr der Regierung zu gewinnen. In der That, es stünde schlecht mit unserm Constitutionalismus, wenn dieses Recht irgend einer Minoritätspartei von der Majorität der Volksvertretung verkümmert würde. Aber was die Majorität verlangen kann und verlangen muß, ist, daß die Beschwerden basirt seien auf gesetzlicher Grundlage, und daß ihr Thatbestand unanfechtbar klar sei. Die große Mehrzahl der ultramontanen Querelen ist entweder direkt gegen zu Recht bestehende Gesetze gerichtet, oder sie bezieht sich auf Vorgänge, welche noch nicht genügend aufgeklärt sind und jedenfalls nicht vom Plenum des Abgeordnetenhauses in ihrem wahren Wesen und Zusammenhange sofort erklärt werden können. Was Wunder, wenn auch den Nachsichtigsten über solch nutzlose Zeitvergeudung endlich die Geduld reißt! Obendrein steht der Reichstag vor der Thür; die Zeit drängt, wenn man nicht alle Unannehmlichkeiten eines Nebeneinandertagens der beiden Parlamente aufs Neue kosten will. Da war denn Lasker wahrlich vollauf berechtigt zu dem Vorschlage, durch Zuhülfenahme von Abendsitzungen die Arbeiten zu beschleunigen. Daß das Centrum aus Leibeskräften opponirte, verstand sich von selbst; aber schärfer womöglich noch, und unter Anrufung aller Grundsätze des Rechtsstaats, eiferte Herr Eugen Richter gegen den Vorschlag. Natürlich, wenn man den Ultramontanen seinen Reichstagssitz verdankt, so hat man gewisse Verpflichtungen! Wir hoffen indeß, die Majorität wird sich durch all dies Gezeter nicht abhalten lassen, zu thun, was das Wohl des Landes, das Interesse der parlamentarischen Geschäfte und nicht zuletzt die Würde der Volksvertretung erheischt.

Im Uebrigen hat Niemand mehr Grund, mit der Kampfweise des Centrums zufrieden zu sein, als der Minister des Innern Graf Eulenburg; denn ganz von selbst werden dadurch die Angriffe, denen er von Seiten der Liberalen ausgesetzt ist, auf das Minimum beschränkt und treten in den Hintergrund. Er hat im Grunde nur einen ernsthaften Strauß von dieser Seite zu bestehen gehabt, in der leidigen Frage der Ausdehnung der Verwaltungsreform auf Rheinland und Westphalen. Bekanntlich hat diese Angelegenheit schon im vorigen Jahre viel Staub aufgewirbelt. Die Regierung hielt die Einführung der neuen Selbstverwaltungsgesetze in diese Provinzen, solange der Conflikt zwischen Staat und Kirche andauert, nicht für opportun; die Mehrheit des Hauses, zusammengesetzt aus der großen Majorität der liberalen Parteien und dem Centrum, war entgegengesetzter Ansicht. Ein kleiner Theil der liberalen Seite aber, an der Spitze v. Sybel, stellte sich auf den Standpunkt der Regierung, und es wurde sogar behauptet, daß die letztere erst durch die Vorstellungen Sybels sich habe bestimmen lassen, den bereits fertiggestellten Entwurf einer Kreisordnung für Rheinland-Westphalen wieder bei Seite zu legen. Dieselbe

Digitized by Google

Constellation wiederholte sich, als die Frage jetzt gelegentlich des Etats zur Sprache gebracht wurde. Niemand wird bestreiten, daß von beiden Seiten gewichtige Gründe vorgebracht werden. Doch scheinen uns die Befürchtungen des Herrn v. Sybel übertrieben. Wenn die große Mehrheit der rheinischen Bevölkerung sich von dem Klerus an die Wahlurne treiben läßt, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß sie auch in der Verwaltung der Communeangelegenheiten nach seiner Pfeife tanzen werde. Die Ansicht Miquels verdient schwerlich den Vorwurf des Optimismus, daß das Zusammenarbeiten gerade auf diesem Gebiete die Parteigegensätze weit eher mildern, als verschärfen werde. Auf alle Fälle aber dünkt uns, daß die Hetzerei, welche die ultramontane Partei mit der Verweigerung der Kreisordnung treibt, viel gefährlicher ist, als der Machtzuwachs, welcher ihr durch die Gewährung der Kreisordnung vielleicht verschafft werden könnte.

Der erregteste Kampf der Woche knüpfte sich an die Ausgaben für die geheime Polizei. Graf Eulenburg gerieth von Neuem ins Kreuzfeuer zwischen Centrum und Fortschritt. Nach beiden Seiten blieb er nichts schuldig. Etwas gar zu gewagt war freilich sein Versuch, den Ultramontanismus für das Emporkommen der Sozialdemokratie in Deutschland verantwortlich zu machen; unseres Erachtens thäte die Regierung überhaupt gut, bei der Erörterung der Entstehung unserer heutigen Sozialdemokratie sich des Wortes vom Wohnen im Glashause zu erinnern. Die fulminante Erwiderung, welche Herr Windthorst für den Minister in petto hatte, wurde aber arg durchkreuzt durch eine Rede Wehrenpfennigs, welcher treffender als je die revolutionäre Tendenz des Ultramontanismus darlegte und das frivole Coquettiren und Cooperiren desselben mit dem Sozialismus brandmarkte. Herr Windthorst bemühte sich nun, der Welt die wahre Stellung seiner Partei zur Sozialdemokratie zu offenbaren. Wer ihn hörte, mußte glauben, daß vor ihm kein Mensch weder das Wesen der Sozialdemokratie noch die richtigen Mittel zu ihrer Bekämpfung gekannt habe. Eigene Aufschlüsse über dies Wesen und diese Mittel aber vermied er wohlweislich. Und so war die ganze Rede mit ihrer erkünstelten Sentimentalität, mit ihren demagogischen Phrasen und mit ihrem — ganz gewöhnlichen Geschimpfe lediglich eine Bestätigung jenes Coquettirens und Cooperirens.

Erledigt wurde neben dem Etat des Ministeriums des Innern der Gesetzentwurf wegen Umwandlung des Berliner Zeughauses in eine Ruhmeshalle für die preußische Armee. Natürlich spielte auch hier wieder der Kulturkampf, diesmal mit specifisch welfischer Färbung, die Hauptrolle. Wie eine erquickende Oase inmitten dieser wüsten Wuthausbrüche muthete eine echt patriotische Rede Virchows an. Sie erinnerte an das Wort des alten Ziegler in den bangen Tagen vor der Entscheidung von 1866: „Das Herz der preußischen Demokratie

Digitized by Google

ist da, wo die preußischen Fahnen wehen!“ Die großen Geister à la Richter, Parisius und Genossen sind über dergleichen Schwächen freilich erhaben; Arm in Arm mit den Ultramontanen stimmten sie gegen den Gesetzentwurf, freilich ohne demselben zu schaden.

Wie sehr übrigens die Majorität des Abgeordnetenhauses geneigt ist, selbst Kulturkampfbeschwerden, wenn sie sachlich vorgetragen werden, auch sachlich zu behandeln, bewies die Debatte über einen Antrag Reichenspergers, welcher die Regierung aufforderte, die von dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz auf Grund des Gesetzes über die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln an die römisch-katholischen Bisthümer u. s. w. angeordnete Beschlagnahme der linksrheinischen Pfarrdotalgüter einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen. Die Frage ist, ob diese Güter Eigenthum des Staates oder der Kirche sind. Von Seiten der letzteren ist der Rechtsweg beschritten worden; die Regierung ihrerseits aber hat dagegen den Competenzconflikt erhoben. Dies wurde jedoch auch von den nationalliberalen Rednern mißbilligt, und auf Vorschlag Laskers wurde der Reichenspergersche Antrag an die Justizcommission verwiesen, damit diese prüfe, ob die Anrufung des Competenzgerichtshofes in dieser Angelegenheit nicht etwa einer Versperrung des Rechtsweges gleichkomme.

Am letzten Tage der Woche kam der Etat der Eisenbahnverwaltung zur Discussion. Ein Antrag, die Regierung aufzufordern, die aus Anlaß des Bundesrathsbeschlusses vom 11. Juni 1874 eingeführten Gütertariferhöhungen im ganzen Umfange aufzuheben und die desfallsige den Privatbahnen ertheilte Ermächtigung zurückzuziehen, wurde nach lebhafter Debatte und unter dem Widerstreben des Handelsministers der Budgetcommission überwiesen. Man hofft, dadurch auf die soeben hier zusammentretende Tarifconferenz einen Druck auszuüben. Ob mit Erfolg, wird sich ja bald genug zeigen. Schätzenswerth ist die Erklärung des Handelsministers, daß das Reichseisenbahnprojekt keineswegs aufgegeben sei, sondern nur mit den Schwierigkeiten langwieriger Erhebungen zu kämpfen habe. —

Auch das Herrenhaus ist am Beginn der Woche endlich in seine Thätigkeit eingetreten. An zwei Tagen hatten sensationelle Gegenstände eine außergewöhnlich zahlreiche Zuschauerschaft auf die Tribünen gelockt. Das eine Mal handelte es sich um eine Interpellation des Grafen Schulenburg-Beetzendorf wegen des Welfenfonds, das andere Mal um eine Petition der Herren von Diest und Genossen, den bekannten Eisenbahnuntersuchungsbericht zur Verhandlung zu bringen. In beiden Fällen war es von den Urhebern auf eine große Attaque gegen das bestehende Regierungssystem abgesehen, in beiden Fällen endete der Ansturm überaus kläglich.

Digitized by Google

Gute Arbeit hat das Herrenhaus in dem Gesetzentwurf über die Befähigung zum höheren Verwaltungsdienst gemacht. Die einzige wesentliche Controverse, welche zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause über diese (im vorigen Jahre gescheiterte) Vorlage noch vorhanden ist, besteht darin, ob die Regierung bei der Auswahl der Landräthe aus gewissen Kategorien an die Vorschläge der Kreistage gebunden sein soll oder nicht. Das Herrenhaus hat jetzt ein Amendement Hasselbach angenommen, welches diese Frage bejaht. Leider steht aber zu befürchten, daß dieser Beschluß bei der zweiten Berathung wieder umgestoßen wird. χ. ρ.

Literatur.

Gouvernantenlieder. Herausgegeben zum Besten der deutschen Pensionskasse und des Feierabendhauses für alte Lehrerinnen von M. Wernicke. Berlin, Commissionsverlag von Wedekind und Schwieger, 1876.

Die Verfasserin scheint selbst als Gouvernante thätig gewesen zu sein und dabei schlimme Erfahrungen gemacht zu haben. Ihre Feder ist in Galle getaucht, ihre meist ganz hübschen Verse fließen über von Verbitterung, Verdrießlichkeit und Klagen, die bisweilen durch ihre Naivetät komisch wirken. Sonst bekundet sie ein recht artiges Talent, namentlich in der Schilderung von Naturvorgängen, Landschaften u. dergl. Von dem, was sie in Welt- und Menschenverachtung leistet, im Folgenden zwei Proben. Ein Gedicht „Wanderleben", S. 51, beginnt:

„Herzen kalt wie Hundenasen,
Ein verschrobener Verstand,
Hirne ganz gemacht zum Rasen,
Das war Alles, was ich fand,
Ueberall in jedem Land."

Weiterhin reimt sich darauf, daß das Herz ein „überflussig Möbel" ist, die Behauptung: „In der Welt ist Alles Pöbel", und später folgt als Schluß einer „Reisebetrachtung" die Moral:

„Viel Herrliches ist in Italien,
Viel Schönes im Deutschen Reich —
Die Menschen sind darum nicht besser,
Die Sorgen sind überall gleich.

Digitized by Google

Und wohnst Du auf Berg oder Auen,
Wald, Meer: 's ist Alles Wurst!
Allüberall hungernde Frauen
Und Männer mit zu viel Durst."

Wir bedauern die Umstände, welche diese melancholische Weltanschauung erzeugt haben, und wünschen der Inhaberin derselben die baldige Ankunft eines Freiers, der nicht zu viel Durst hat. Ihr Herz wird dann vermuthlich kein überflüssiges Möbel mehr sein, und Alles kann noch gut werden. Nicht wahr, Fräulein?

Das neue Laienbrevier des Häckelismus. — Genesis oder die Entwickelung des Menschengeschlechts. Nach Häckels Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond. Bern, Verlag von G. Frobeen u. Comp., 1877.

Der Verfasser hat sich den Spaß gemacht, die Hauptgedanken des bekannten jenenser Physiologen in Knittelverse zu bringen und in burlesken Wendungen zu verspotten. Einiges ist ihm dabei recht wohl gelungen, in vielem Andern dagegen ist zwar die Absicht ganz brav gewesen, die Leistung aber ist stumpf und flach ausgefallen. Das Ganze ermüdet und würde vermuthlich durch Wiederholungen auch dann mehr oder minder ermüden, wenn alle Witze gelungen wären. Dergleichen läßt sich unseres Erachtens überhaupt nicht in so breiter und langgedehnter Weise behandeln. Ein paar Gedichte über den Gegenstand erschöpfen den Humor, der darin liegt, daß der Betreffende mit Behauptungen, die näher besehen nur krasse Hypothesen sind, als Apostel eines neuen Glaubens vor die Welt zu treten gewagt, und daß er ihr — was noch lustiger — ziemlich stark imponirt hat.

Das Haidenröslein oder Goethes Sesenheimer Lieder in ihrer Veranlassung und Stimmung. Von Adalbert Baier. Heidelberg, Verlag von G. Weiß, 1877.

Der Verfasser erzählt zunächst, wie der Dichter mit Friederike Brion bekannt wurde, wie er sie zu lieben begann, wie diese Liebe ihn beglückte, und wie er sich endlich von ihr ernüchterte und das Verhältniß abbrach, und versucht dabei den während dieser Zeit entstandenen Liedern ihre Stelle anzuweisen. Das älteste, in den Herbstferien des Jahres 1770 an einem ihm von Friederike oder deren Schwester bezeichneten schönen Punkte bei Sesenheim geschrieben, wäre demnach das mit den Worten: „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" beginnende. Im zweiten: „Ich komme bald, ihr goldnen Kinder" verspräche er einen Besuch in den Weihnachtsferien. Bei diesem Besuche könnte er den Mädchen seine Knabenphantasien in der Weise erzählt haben, wie er sie später

Digitized by Google

im „Neuen Amadis“ poetisch gestaltet hat: „Als ich noch ein Knabe war, sperrte man mich ein“ u. s. w. Im Frühjahr kam er wieder. Der nächtliche Ritt, der ihn zu der Geliebten trug, und das ihm nun voll aufgehende Liebesglück versetzten ihn in die Stimmung, in der er, nachdem er zunächst den ersten Kuß der Geliebten (beim Pfänderspiele vielleicht) im Gedichte: „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle“ gefeiert, das prachtvolle Lied: „Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde“ und zugleich die Umgestaltung eines alten Volksliedes schuf, welche wir in dem Gedichte vom Haidenröslein vor uns haben. In die Osterferien oder den Anfang des Sommersemesters fiel das in Straßburg entstandene Lied: „Kleine Blumen, kleine Blätter.“ Gemalte Bänder waren damals in die Mode gekommen, und der Dichter malte für Friederike ein paar Stücke, die er jener mit den während dieser Arbeit an einem Frühlingsmorgen gedichteten Versen übersandte. In dieselbe Zeit verlegt der Verfasser das schöne Mailied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ und die Verse, die mit den Worten: „Balde seh ich Riekgen wieder.“ Bei einem Feste am Pfingstmontag, zu dem Friederike den Dichter eingeladen hatte, und welches im „Nachtigallwäldle“ bei Sessenheim stattfand, schrieb er auf eine Tafel, die dort in einer Buchenlaube aufgehängt wurde, den Vers: „Dem Himmel wachs' entgegen.“

Von jetzt an begann nach unsrer Schrift die Liebe bei Goethe zu schwanken, und mit dem Menschen schwankte der Dichter; schon in dem Gedichte: „Erwache Friederike“ wird er matt und immer prosaischer und forcirter. Die Empfindung hat sich bei ihm ausgelebt und „schwer“ liegt „auf seinem Busen des Reimes Joch.“ Auf einer Tour nach Lothringen dichtete er für Friederiken noch: „Wo bist Du jetzt, mein unvergeßlich Mädchen“, in der er ihr „mit Sonne und Himmel zärtlich nachweint“. Es ist aber nicht ernst mehr gemeint, er muß sich zwingen, für sie noch zu empfinden. Auf der Rückkehr besuchte er Sessenheim, aber Friederike war in Straßburg, und wenn er ihr das Gedicht „Ach, bist Du fort“ nachsandte, so wird niemand an dessen Schlusse, wo er ausruft: „Ich sterbe, Grausame, für Dich“, befürchten, er habe sich „im krummen Thal“, „im Wald“, oder sonstwo ein Leid anthun können. Noch einmal sah er Friederiken, und nach dem Abschied von ihr übersandte er ihr das volle Entsagung, tiefen Schmerz und wahres Gefühl athmende Gedicht: „Ein grauer trüber Morgen“. Die Begründung dieser Behauptungen im zweiten Theile der Schrift wollen die Leser in dieser selbst aufsuchen. Wir bemerken nur, daß sie klarer und geordneter sein könnte.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Ausbildung junger Historiker auf unseren Universitäten.

Wiederholt ist neuerdings von Einrichtungen an unseren Universitäten die Rede gewesen, und da dieselben sich in ihrem Einflusse nicht auf die unmittelbare Wirkungssphäre beschränken, sondern jenen Theil edelsten nationalen Lebens, welchen die Universitäten erzeugen, wesentlich mitbestimmen, so dürfte es Allen, denen das Gesammtwohl nicht gleichgültig erscheint, nahe liegen, auch ihnen ununterbrochene Aufmerksamkeit zuzuwenden. Indem es nun aber nicht Jedermanns Sache ist, selbständig in jener Richtung thätig zu sein, das große Ganze des Universitätslebens sich aus vielen Einzelheiten zusammensetzt, die sich gesondert bei einiger Ausdauer übersehen lassen, so mag es demjenigen, welcher in solchem engeren Kreise Erfahrungen sammeln, Eigenthümlichkeiten oder gar Schäden bemerken konnte, der Sache wegen gestattet sein, mit einigen hier einschlagenden Erörterungen hervorzutreten, selbst, wenn er sich weniger berufen fühlt, als mancher Andere. Von so gestalteten Erwägungen ausgehend, werden sich die Leser dieses Blattes gewiß nicht ungern mit dem Verfasser auf den Boden eines Spezialfaches begeben, um so bereitwilliger vielleicht, als dieses Fach ein universales und dominirendes ist: das der Geschichte.

Ehe wir jedoch die inneren Räume der alma mater aufsuchen, zeigt es sich nöthig, die Vorhalle, welche dahin führt, zu betreten. Wenden wir uns also zunächst dem Gymnasium zu. Wir finden die Geschichte auf demselben bald als eines der vorzüglichsten Mittel zur Anregung und Durchbildung jugendlicher Geister gehandhabt, bald zu einer Gedächtnißsache traurigster Art herabgewürdigt. Dort zielt man auf Verstand und Phantasie, macht den Schüler mit hervorragenden Werken bekannt, läßt ihn Aufsätze historischen Inhalts schreiben, zu deren Ausarbeitung bereits ein kleiner Stapel von Büchern erforderlich ist, die ihn in ihren Abweichungen zum Selbstprüfen, Durchdenken und Beherrschen seines Stoffes zwingen; hier hat man vornehmlich die Exa-

Digitized by Google

mina im Auge und erreicht auch glücklich, daß der Abiturient die Reihe der persischen Könige von vor- und rückwärts in Gegenwart des Schulrathes aufsagen kann. An kleineren und abgelegeneren, zumal katholischen Gymnasien, ist diese Art der Geschichtsbehandlung leider weit häufiger als für bloße Beispiele genügend wäre, doch scheint der Durchschnitt aus der Gesammtheit zu ergeben, daß keines der Extreme überwiegt, daß vielmehr eine Mittelstraße innegehalten wird, indem der Schüler die Geschichte als eine Anzahl im Einzelnen feststehender Thatsachen vorgeführt erhält, wobei das Interessante betont, das Ganze meistens von der ästhetischen Seite gefaßt wird. Da erwärmt sich das Gemüth des Knaben für den großen Perikles, Hannibal und Caesar, für Karl und Otto den Großen, den großen Kurfürsten, Friedrich den Großen und wie die „Großen" noch sonst alle heißen; er empfindet Mitleid mit dem heiteren, aber unglücklichen Philipp von Staufen, Abneigung gegen seinen robusten Gegner, er schwärmt für Blücher, Herzog Ernst, Harmodius und Aristogiton in einem Athem. Sie alle sind ihm scharf umgrenzte Gestalten; aus welchem Flickwerk sie zusammengestückt wurden, und wie verschiedene Bilder die Zusammensetzer oft dabei zu Tage förderten, das ahnt er nur in den seltensten Fällen. Die Geschichte ist ihm eines der anziehendsten aller Wissensgebiete, aus innerer Neigung erfaßt er sie als Beruf seines Lebens und glaubt — wenn er sich überhaupt Gedanken in dieser Richtung macht — mit einem klassischen Griechisch, ciceronischem Latein, etwas Französisch, glücklicher Phantasie und gebildetem Stil die Welt erobern zu können.

So ungefähr nimmt sich die eine Gruppe der jungen Leute aus, die sich als „Historiker" oder quasi als „Philosophen" in das Universitätsalbum einzeichnen. Nach und nach gedeihen sie zu der Erkenntniß, daß so ein Historiker viel Papier, vieles unsäglich Geisttodte und Breitspurige durchstöbern muß, um am Ende doch nur Weizenkörner von zweifelhafter Brauchbarkeit zu finden. Viele lassen sich dadurch nicht abschrecken, sie verharren unerschüttert und frohen Angesichts auf der einmal betretenen Bahn, Andere verlieren den Muth, wissen aber sonst nicht unterzuschlüpfen und schlendern deshalb weiter; hinter dem Examen winkt ja das Brot! Etliche wenden sich einem anderen Fache zu.

Aus Studirenden, welche sich in umgekehrter Richtung bewegen, die ihr bisheriges Studium aufgaben und zur Geschichte übertraten, besteht die zweite Klasse derer, die dieser Wissenschaft obliegen. War es innerer Drang, der sie zu jenem Schritte veranlaßte, so dürfen tüchtige Leistungen von ihnen erwartet werden; leider liegen die Dinge aber meistens anders, da namentlich Philologen im Laufe der Thätigkeit empfinden, daß es mit ihrer Kenntniß alter Sprachen nur mangelhaft stehe, und nicht ohne Grund wähnen sie, der Boden der Historie sei noch weniger durchackert, als derjenige, welchen sie bisher ge-

Digitized by Google

quält, die Kontrolle sei dort weniger streng, Unwissenheit lasse sich besser vertuschen, eine Dissertation leichter zusammenstellen, und später sei es für den Lehrer auch ungleich bequemer, nach einem Handbuche Geschichte vorzutragen, als griechische und lateinische Arbeiten zu corrigiren.

Ganz selten sind die Fälle, wo ein Gewerbetreibender oder Kaufmann die Gedankensphäre, welche sich um ihn gelagert hat, gewaltsam durchreißt und die Geschichte als den Beruf seiner Bestimmung ergreift.

Der hierhin Gehörige sowohl, als auch der Exphilologe bewegen sich in einer durch ihre Subjektivität bestimmten Weise und können deshalb neben dem Abiturienten nicht gesondert in Betracht kommen, der regelrecht das Gymnasium verließ, um „Historiker zu werden". Mit gutem Willen, geringer Kenntniß und unklarer Vorstellung von seinem Berufe pflegt er zur Universität zu ziehen. Es ist für ihn als eine entschieden günstige Fügung zu preisen, wenn ein bereits eingebürgerter Studirender sich seiner annimmt und ihn in eine Gesellschaft einführt, die unter anderen Comilitonen auch ältere Fachgenossen enthält, deren höchste Wonne weder im Bierglase ruht, noch auch einzig über dem aufgeschlagenen Folianten empfunden wird. Doch diese Fälle sind, zumal an größeren Universitäten, seltener als man gemeiniglich glaubt, und selbst auf kleineren ist es nichts Unerhörtes, daß Fachgenossen ganze Semester lang dieselben Vorlesungen hören, ja sogar an denselben Uebungen theilnehmen, ohne daß eine persönliche Annäherung einträte.

Den besten Punkt der Vereinigung bildet die höhere Instanz des Professors, der entweder den jungen Ankömmling einem älteren Studirenden überweist, um ihn weiter in die engere Zunft der Gleichstrebenden zu befördern, wie sie sich an den meisten Universitäten herausgebildet und vielfach in einem „Vereine" Ausdruck gefunden hat; oder auch ältere und jüngere Leute zu sich ins Haus ladet und dort mit einander bekannt macht. Einmal das Eis der modernen studentischen Exclusivität gebrochen, zeigt sich auch bald das deutsche Gemüth.

Verkehr mit Fachgenossen von höherer Semesterzahl wird sich durchgehends als fruchtbringend erweisen, nicht immer jedoch in hohem Grade, da der ältere Student sich meistens schon ein Arbeitsfeld abgesteckt hat, dem er Zeit und Aufmerksamkeit fast ausschließlich widmet, während er das, was jenseits desselben liegt, mehr als wünschenswerth vernachlässigt. Das Gebiet der Thätigkeit jüngerer Jahre entscheidet gewöhnlich der Rath des akademischen Lehrers, und ist es, bei der unendlichen Weite der Wissenschaft, selbstverständlich ein seltener Fall, daß es sich mit dem des älteren Genossen berührt. Am günstigsten für gegenseitige Förderung steht es an den Universitäten, an welchen eine verhältnißmäßig große Zahl von Fachleuten unter dem Einflusse eines nam-

Digitized by Google

haften Docenten gewöhnt wurde, sich wesentlich in einer und derselben Richtung zu bewegen, wenn auch hier die Gefahr nahe liegt, daß der Schatten der Einseitigkeit besonders tief falle.

Bald auf gut Glück, bald auf Rath hört der junge Studirende Vorlesungen, in denen sich ihm zuerst der Begriff der Geschichte als Wissenschaft eröffnet; er erfährt von den vielen Controversen, welche herrschen, von dem mangelhaften Materiale, wie es auf uns gekommen ist, von der Art desselben u. s. w. Das hübsche Bild, welches er sich von dem großen Otto, dem gewaltigen Barbarossa und dem treuen Ernst zur Universität mitgebracht hatte, fängt an, getrübt zu werden; er lernt verstehen, daß es oft mehr auf Verfassungs- und Kulturleben, als auf gewonnene Schlachten ankommt. Im Ganzen jedoch haben die Vorlesungen mehr den Zweck, anzuregen und die Summe positiver Kenntnisse zu erweitern, als zum Fachmanne auszubilden; dies ist vornehmlich Seminaren und „Uebungen" zugewiesen.

Die dort entwickelte Thätigkeit ist fast so verschieden, wie die Persönlichkeiten, welche den Seminaren vorstehen, und da die meisten jungen Historiker sich überwiegend lange an einem und demselben Orte aufzuhalten pflegen, so geht die Einwirkung des Lehrers, dem sie sich vorzugsweise anschlossen, eben weil sie individueller Natur ist, gewöhnlich sehr tief und prägt sich bisweilen in ganz bestimmten Merkmalen aus, die sich mehr oder weniger an Allen beobachten lassen, welche von derselben Seite beeinflußt werden. In solchem Sinne kann man deshalb mit bestem Rechte von einer Göttinger und einer Bonner, beziehungsweise von einer Sybelschen und Waitzischen Schule reden.

Verschiedener äußerer Umstände wegen pflegt der Stoff für die Seminare aus dem Alterthume oder dem Mittelalter gewählt zu werden, vorwiegend aus letzterem, worauf wir deshalb auch in erster Linie Rücksicht nehmen. Die Behandlungsweise des Materials ist eine dreifache, hauptsächlich zu unterscheidende.

Entweder wird eine Quellenschrift historischen, rechtlichen oder kirchlichen Inhaltes gelesen und ausgelegt, Exkurse werden eingestreut über Papst-, Königs- und Bischofswahlen, über germanische Principes, den römischen Prinzipat, über Ministerialität, Translationen, Titel ꝛc., kurz, aus dem ganzen weiten Gebiete des Alterthums und Mittelalters in Rechts- und Verfassungs-, politischem und sozialem Leben. Der Seminarist erhält von einer Menge Einzelheiten ausreichende Vorstellung, er bedarf eines ganzen Semesters, um einen Theil des Einhard oder Wipo kennen zu lernen, für sie gewinnt er Interesse, was rechts und links von ihnen liegt, tritt dagegen zurück. Die Zahl der Semester bedingt die Umsicht. Hierbei pflegt das urkundliche Material zu kurz zu kommen,

Digitized by Google

und werden deshalb an den meisten Universitäten diplomatische Uebungen abgehalten, die als unentbehrliche Ergänzung des Obigen erscheinen dürften.

Es werden aber auch Vergleichungen von Quellen angestellt, bald in der Art, daß die Theilnehmer an den Uebungen sich sämmtlich vorher über das Durchzunehmende unterrichten, bald in der, daß ein Einzelner dies übernimmt, welcher alsdann interpretirt, bald auch, daß keiner davon weiß und erst beim Beginn der Stunde die nöthigen Bücher vorliegen, sogleich in medias res gegangen wird und nun sich Jeder für oder wider entscheiden muß. Die zuerst genannte Methode bietet den Vortheil, daß die Schüler sich, neben der Quellenbenutzung, auch noch über die betreffenden Quellen orientiren, birgt aber das Uebel, daß dies mehr zum Scheine, als in Wirklichkeit geschieht, und es ist deshalb die zweite eingeführt, welche den Seminaristen Erleichterung der Arbeitslast gewährt, wobei dann allerdings viele derselben zu stummen Gästen werden. Die zuletzt angeführte Manier endlich befördert am meisten, wir dürfen wohl sagen, die Kunst des Arbeitens, das schnelle scharfe Treffen des Richtigen; erfordert jedoch große Sicherheit im unmittelbaren Verständnisse fremder Sprachen, wie sie meistens erst älteren Studirenden eigen ist, und es liegt mithin die Gefahr nahe, daß ein Theil der Anwesenden gar nicht weiß, was in dem zusammengetragenen Material enthalten ist, zumal dann, wenn wenige Bücherexemplare vorhanden sind und die Mehrzahl sich mit Anhören von Vorgelesenem begnügen muß.

Neben der Art, die sich vornehmlich mit einer Quelle beschäftigt und derjenigen, welche mehrere neben einander stellt, wird auch noch versucht, einen Zeitabschnitt oder ein Ereigniß auf Grund der gesammten einschlägigen Nachrichten klar zu legen. Wenn hier der Lehrer nicht die ganze Thätigkeit auf sich nimmt und vortragend verfährt, wenn es gelingt, die Seminaristen in die Arbeit hineinzuziehen, so dürfte der schließliche Gewinn dem Umfange nach am größten sein. Die Betheiligten lernen ein mannigfaltiges Material kennen und verwerthen, auch Urkunden und Akten, sie lernen Quellenvergleichung, Kritik und Berichtigung falsch aufgefaßter und dargestellter Thatsachen, mithin Emanzipation vom Gedruckten und Ueberkommenen, welche selbstverständlich auch durch die beiden vorhin erwähnten Systeme befördert wird. Alle drei werden bisweilen von einem und demselben Docenten in Anwendung gebracht.

Versuchen wir das Resultat der Seminarthätigkeit zu ziehen, so dürfte es lauten: der Schüler lernt gegebenes Material kennen, lernt damit umgehen und es ausbeuten.

Die Schwäche liegt in „dem gegebenen Material“. Um ihr zu begegnen, ist die Einrichtung getroffen, schriftliche Arbeiten anfertigen zu lassen, in denen

Digitized by Google

der Schüler nicht nur das, was er von Methode in sich aufnahm, nach eigenem Denken anzuwenden und weiterzubilden hat, sondern sich auch in seinen Stoff ohne Gängelband hineinfinden, selbständig prüfen und forschen muß, ob nicht unrichtig verwendetes oder zu wenig beachtetes Material vorhanden ist.

Auch hier gibt es eine zwiefache Richtung in der Handhabung. Entweder beschäftigt sich der Arbeitende nach Belieben, oft Jahre lang, mit einem selbstgefundenen oder ihm vom Lehrer überwiesenen Stoffe, oder es wird von ihm verlangt, daß er in jedem Semester eine Abhandlung einreiche. Dort wird Tiefe und Gründlichkeit angebahnt und die Gefahr der Zersplitterung weniger nahe gelegt, doch ergeben sich als Schattenseiten, daß der Schreibende viel zu früh einseitig, daß er schwerfällig und langsam im Schaffen, ja sogar träge wird. Hier ist weniger Raum für Trägheit und Einseitigkeit, zumal aber in Betreff jüngerer Leute, die in ihren wissenschaftlichen Bewegungen noch ungelenk sind und mit ihrer Zeit noch nicht richtig hauszuhalten wissen, ein desto fruchtbarerer Boden für Zersplitterung und Flüchtigkeit, welche letztere durch die in wenigen Tagen zu liefernden Referate, worin der Referent über Dinge urtheilen muß, die ihm meistens fremd, oft gleichgültig sind, reichen Vorschub erhält. Gelegentliche Nachsicht des Docenten gegen denjenigen, welcher seinen Verpflichtungen nicht nachzukommen vermochte, ändert an der Sache nichts.

Zumal bei der zuletzt besprochenen Methode lautet die fast stereotyp gewordene Klage der Seminarvorsteher über eingelieferte schriftliche Arbeiten: die Verfertiger derselben sind unsicher im Latein und haben die nöthigen Quellen und die einschlägige Literatur nicht ausreichend gekannt. Sie bezeichneten damit die Grundgebrechen unserer gesammten Seminarthätigkeit. Es wird das Höhere getrieben, der Unterbau als selbstverständlich vorausgesetzt.

Und doch ist das mittelalterliche Latein bekanntlich sehr verschieden von dem klassischen, und nur dies wird auf Schulen gelehrt. Das verhältnißmäßig Wenige, was in den Uebungen und Seminaren gelesen, und mehr noch der Gesichtspunkt, von dem aus es meistens durchgenommen wird, ist ebenso ungenügend, der positiven Unkenntniß abzuhelfen, als die Monita des Docenten bei schriftlichen Arbeiten, indem sich hier nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil von dem niedergelegt findet, was der Studirende hat in sich aufnehmen müssen. Woher soll der an ein klassisches Latein Gewöhnte wissen, daß gratia im Mittelalter vielfach technisch gebraucht wird, daß auctoritas oft mit „Urkunde“ zu übersetzen ist? Er merkt entweder solche Unterschiede gar nicht, oder er übergeht sie; beides verwerflich und der vornehmlichste Grund, woher bisweilen bei jüngeren Historikern, die sich mit dem Mittelalter beschäftigen,

Digitized by Google

ein bodenloser Leichtsinn im Herumrathen angetroffen wird. Das Glossar von Du Cange befindet sich fast nie im Privatbesitz und wird deshalb bei Weitem nicht in dem Umfange und mit dem Nutzen zu Rathe gezogen, wie man leicht glauben könnte. Erst ein langer saurer Fleiß, der sich durch Jahre erstreckt, bringt eine ausreichende Sicherheit im Verständnisse mittelalterlicher Schriftsteller hervor, und doch muß der Seminarist, seines Handwerkszeuges nur theilweise mächtig, ununterbrochen seine Arbeiten liefern. — Das Mißverhältniß liegt am Tage. — Nicht ganz so schlimm, aber doch zu vermerken ist die Thatsache, daß die Geschichte Studirenden meistens nicht mit genügender Kenntniß neuerer Sprachen ausgestattet sind, was zur Folge hat, daß Vieles im Ausland Geschriebene nur mangelhafte Berücksichtigung findet und finden kann.

Hiermit wären wir auf den zweiten Uebelstand gekommen, der unseren Seminaren anhaftet: die jüngeren Mitglieder derselben sind nicht allein ihres Handwerkszeuges nicht Herr, sondern kennen es auch nur ungenügend. Oft ist der Lehrer, wenn er ihnen ein Thema stellt, so gütig, auf einige Punkte besonders aufmerksam zu machen und einzelne dafür heranzuziehende Bücher zu nennen; diese, die unter dem Texte stehenden Citate und vielleicht dann und wann der Rath eines Freundes sind alles, was ihnen zu Gebote steht. Sie gehen mit Lust und Liebe und großen Hoffnungen an die Arbeit, vertiefen sich in den Stoff und sehen schon ein fernes Resultat verheißungsvoll dämmern; da kommen die Schwierigkeiten und rathlos und fast ohne jegliches Mittel, sie zu überwinden, stehen sie da.

Hierauf dürfte etwas näher einzugehen sein. Dem Verfasser sagte einst ein Fachgenosse, der das sechste Semester erreicht hatte: „Ach Gott, wir „mittelalterlichen Historiker" arbeiten und arbeiten, und wenn wir etwas fertig brachten, kommt ein Anderer, der irgend eine verlegene Quellenstelle fand oder eine benutzte anders auslegt, und stößt Alles um, was wir mühsam aufbauten; wir spielen geradezu Lotterie, vielleicht machen wir einen glücklichen Griff, vielleicht auch nicht. Dunkelheit ist unser Element!" — Aehnlich hat wohl schon mancher Kollege in düsteren Augenblicken gedacht. Wie leicht stoßen bei selbständiger Arbeit nicht Fragen auf, die ungenügend erörtert scheinen, wie leicht geräth man nicht aus dem Rahmen heraus, der in den benutzten Büchern inne gehalten wurde; — was dann? — Der Verfasser erinnert sich noch sehr genau, wie es ihm mit seiner ersten Abhandlung ergangen. Von deutschen Verhältnissen unter Friedrich I. war ich auf französische gekommen und wollte schier verzweifeln, weil ich nicht rück- und nicht vorwärts wußte. Endlich faßte ich ein Herz, ging zu meinem Lehrer und fragte ihn, ob er mir nicht einige einschlägige Schriften angeben könne. Der Lehrer munterte mich auf

Digitized by Google

und nannte mir einen Namen, den ich in der Freude meines Herzens nur halb verstand; dort würde ich aber das Nöthige finden, meinte er. Kaum zur Thür hinaus, zog ich mein Notizbuch hervor, schrieb ein Wort wie „Puke“ hinein und eilte flugs zur Bibliothek, um dessen Werke zu bestellen. Sie waren anfangs natürlich nicht zu finden; als ich nach mündlichen Erörterungen zum dritten Male kam, Herr Gott!, da lagen über zwanzig dicke Folianten auf dem Tische, und brummend fuhr der Bibliotheksdiener vorüber. Ganz verstört öffnete ich den ersten Band, blätterte darin herum, fand aber über Friedrich I. und Ludwig VII. nichts, ich nahm den zweiten, dritten, vierten; es ging damit ebenso. Nach langem Suchen und manchem Seufzer leuchtete mir endlich ein, daß in der Folge der Bände eine bestimmte Anordnung beobachtet sei; ich machte mich mit den Indices vertraut und siehe, ich fand, was ich begehrte. Ob nun aber im „Bouquet“ alle, oder nur ein Theil der Quellen für Frankreich enthalten seien, ob es keine besseren Drucke gäbe ꝛc., das wußte ich auch jetzt noch nicht, meine Freunde konnten mir darüber keine genügende Auskunft ertheilen, und den Lehrer durfte ich doch nicht schon wieder belästigen! — Hier wird der kundige Leser einwenden: um eine Quellensammlung, wie die Bouquets zu finden, hätte ich nur in Dahlmann-Waitz, Quellenkunde, der Fibel des Historikers, nachzuschlagen brauchen; — sehr richtig! wenn sie mir bekannt gewesen wäre, und daß sie mir damals noch fremd war, dürfte verzeihlich genug sein, wenn es mir kürzlich begegnen konnte, daß mich ein bärtiger Student fragte, wo er das Buch von . . . finden solle, welches über König Sigismund handle; er habe vergeblich in den Bibliothekskatalogen und bei Potthast (!Bibliotheca historica), der im Lesezimmer ausgestellt sei, darnach gesucht; so zufällig warf ich hin, ob es nicht in obigem „Dahlmann-Waitz“ angemerkt stehe? worauf er mich verwundert ansah und meinte: ob das denn nicht „Potthast“ sei? Er legte damals gerade die letzte Feile an seine Dissertation; — vier Wochen später war er Herr Doctor mit dem Grade „cum laude“!

Ein Fall wie dieser steht natürlich ganz vereinzelt da, aber es ist traurig genug, daß er überhaupt vorkommen kann. Auch muß bemerkt werden, wie mit der bloßen Kenntniß der „Quellenkunde“ nicht immer Großes für den Neuling erreicht ist, weil er dort nur lange Reihen von Citaten findet, die für ihn noch ohne inneren Gehalt erdrückend sind, und überdies das Buch auch nicht berechnet wurde, Cicerone für Alles zu sein. Wie zum Beispiel, wenn der Betreffende auf S. Martin von Tours, auf Cluny!, Mailand oder Benevent, Canterbury, Tarragona oder Lund kommt? was leicht der Fall sein kann, wenn er sich mit der Papstgeschichte beschäftigt: wie hat er sich nun zu verhalten? Die Kataloge der Bibliotheken sind nicht maßgebend: über S. Martin würde er wahrscheinlich nichts dort finden. Gewöhnlich durchstöbert

Digitized by Google

er unter solchen Umständen planlos die verschiedensten Bücher, um am Ende nicht viel klüger zu sein, als er am Anfange gewesen. Und doch liegt die Sache so einfach wie möglich: er braucht nur daran zu denken, daß S. Martin zum Sprengel von Tours gehörte, brauchte zum Beispiel nur in Gams, Series Episcoporum, unter Tours nachzuschlagen und würde das Nothwendigste für seine Frage finden. Oder, wir nehmen an, er begegne in einer lateinischen Quelle einem ihm fremden Ortsnamen, gleichviel welchem, setzen wir Lemovica; — was ist darunter zu verstehen? Kennt der Betreffende Spruners Atlas und kann er ihn bekommen, so ist er vielleicht nach einigem Suchen so glücklich, den Ort zu finden, und vermag er alsdann, durch Herzuziehung einer Karte des modernen Frankreich, herauszubringen, daß Limoges gemeint sei. Weit schlimmer aber schon, wenn er auf Elena stieße, dessen Bischofssitz nach Perpignan verlegt wurde, oder gar auf ein kleines Kloster, etwa Melerense coenobium (Moutier im Sprengel von Auxerre), von Fara (Faye la Vineuse) und Lebo (Lyon le Saunier) ganz zu geschweigen! Da wird es sehr fraglich, ob er sie in Spruners Atlas findet, und wenn er so glücklich ist, ob es noch jetzt existirt, um den Vergleich mit einer neueren Karte zu verlohnen, ob er überhaupt einer solchen habhaft werden kann, auf der jedes Dorf verzeichnet steht. Hätte er für Lemovica Weidenbachs Calendarium, für alle Fragen das Ortsregister Bouquets zur Hand genommen, so würde er sich die Mühe haben ersparen können.

Dieses sind nur einzelne Schwierigkeiten, wie sie sich in unendlicher Mannigfaltigkeit bald hier, bald dort, oft genug aufdrängen, jedesmal viel Zeit zu ihrer Ueberwindung in Anspruch nehmen und noch öfter ungelöst bleiben. Der Arbeitende ist dann gewöhnlich so schlau, seine Unwissenheit zu vertuschen, und der Lehrer merkt nicht, wo es mangelt. Ich lernte mehr als einen Historiker kennen, der dem Schlusse seiner Studien nahe stand, einige, die denselben bereits hinter sich hatten, denen Bücher, wie das vorhin genannte von Gams, denen Koners Repertorium, auf einer andern Seite Stubbs Constitutional History of England, Warnkönig und Stein, Französische Staats- und Rechtsgeschichte, durchaus unbekannt waren, während sie im Supplementbande von Potthast und in Waitzens deutscher Verfassungsgeschichte ausgezeichnet Bescheid wußten.

Wohl Jeder wird zugeben, daß derartige Verhältnisse zu wünschen übrig lassen. Es fragt sich nun, ob und wie etwa gebessert werden könne. Das „ob" beantwortet sich von selber, es kommt nur auf das „wie" an.

In den kleineren und mittleren Universitäten pflegen bis zu zehn Studirende an historischen Uebungen Theil zu nehmen, die meistens von sehr verschiedener Semesterzahl sind. Leicht ließen sich die extremsten Elemente sondern, zumal

Digitized by Google

die akademischen Neulinge ausscheiden und einem Proseminar überweisen. Ihre Zahl würde selten sieben übersteigen, leicht also vom Docenten zu übersehen sein. Auf größeren Universitäten könnten, wenn es noth wäre, bis an funfzehn zugelassen werden. Diese, gewöhnt an den Ton des Gymnasiums, würden sich noch vollkommen als Schüler im prägnanten Sinne behandeln lassen; es brauchte nur Ernst gemacht und ihnen bewiesen zu werden, daß sie nichts wissen.

Im Proseminar dürfte einerseits Lesen, andrerseits Materialkunde zu lehren sein. Jenes in der Weise, daß nicht nur Schriftsteller, oder richtiger ausgewählte Stücke aus Schriftstellern, sondern auch Urkunden, Concilienakten u. s. w. dem Wortlaute nach genau interpretirt würden, woran sich dann kürzere sachliche Exkurse schließen könnten, z. B. was unter feudum, was unter ministeriales, compunctio ꝛc. zu verstehen, wann Begriff und Wort aufkommen und dergleichen mehr.

Die Materialkunde ließe sich am nutzbringendsten lehren und lernen, wenn der Docent die Bücher, die er besprechen will, mit sich in das Auditorium brächte, dort Pertz' „Monumenta" und Jaffés „Bibliotheca" zeigte, auf die Anlage derselben, auf den verschiedenen Druck, die Facsimiles, Anmerkungen, Vorreden, Indices, auf den Werth der Sammlungen ꝛc. aufmerksam machte. In gleicher Weise, wenn auch kürzer, könnten die Quellensammlungen der Nachbarreiche vorgenommen werden: Muratori, Bouquet, du Chesne, Langebeck, Rerum Brittanicarum Scriptores; auf Italia und Gallia Sacra, España sagrada, das Monasticon Anglicarum, auf Mansi, Baronius-Theiner, Harzheim, Hefele u. s. w. wäre hinzuweisen, und dürften gleichfalls nicht nur Stumpfs und Böhmers Regesten nicht fehlen, sondern ebenso wenig die Jaffés und Potthasts, Bréquigny und Rymer. Auf solche Art könnten die Proseminaristen leicht mit dem Gesammtarbeitsmaterial in seinen Grundzügen wirklich vertraut gemacht werden; ist es doch bekanntlich ein großer Unterschied, ob man ein Buch in der Hand gehabt und darin geblättert, oder nur vom Katheder es hat nennen hören. Einem Erdrücken durch die Menge wäre von selber vorgebeugt, wenn eben nur die Hauptwerke vorgelegt würden, und wenn das, was in einem Semester nicht abgethan, im zweiten seine Vollendung fände, wo sich dann auch noch die vorzüglichsten Rechtsquellen, Canonessammlungen und das Corpus juris canonici besprechen ließen. Bliebe alsdann noch Zeit zur Verfügung, so dürfte man andere Hülfsbücher heranziehen, diplomatischen, geographischen und kulturhistorischen Inhalts; auf Münz- und Siegelwerke wäre zu verweisen, wie auf Weiß' Kostümkunde und Schnases Kunstgeschichte; dies natürlich mehr cursorisch.

Die Geschichte ist eben eine universelle Wissenschaft, und das muß dem jüngeren Studirenden von vorn herein klar gemacht werden, sein Gesichtskreis

Digitized by Google

muß sich möglichst in Weite und Breite ausdehnen, vor Allem muß er sich rühren lernen. — Was durch die Materialkunde im Umfange gewonnen, vermöchten die Leseübungen in der Tiefe zu leisten; beides könnte sich mithin trefflich ergänzen, zumal wenn für letztere Partien aus Schriftwerken genommen würden, die auch sachlich anzögen. Ganz von selbst bildete sich dann bei Diesem und Jenem eine gewisse Vorliebe aus. Wohl aber muß der Lehrer Acht geben, das Interesse wach zu erhalten, welches gar leicht erlahmt, wenn er ununterbrochen docirt; zu dem Zwecke hat er Fragen an die Betheiligten zu stellen, hat sie suchen, finden und sich irren zu lassen.

Aelteren Docenten ist nicht zuzumuthen, sich der Handlangerarbeit der Proseminare zu unterziehen; sie würde vielmehr den jüngeren zufallen, was zugleich noch mit sich brächte, daß die studirenden Neulinge, denen es an innerer Reife mangelt, sich nicht von vorne herein den berühmtesten Altmeistern zuwendeten, bei denen sie anfangs meistens entschieden weniger profitiren, als bei jüngeren Fachmännern, die noch keine große Vergangenheit hinter sich haben, folglich dem Ankömmling menschlich näher stehen.

Etwa zwei Semester in obiger Weise vorgebildet, ausreichend fest in der Sprache und eingeweiht in die Kunst des Findens, läge dem Jünger der Geschichte ob, in die höhere Abtheilung einzutreten, um sein angesammeltes Wissen mit einem selbständigen Können zu verschwistern, um das wie? — Sichtung und Verarbeitung des Materials — kennen zu lernen, da er das wo? und was? inne hat. Nunmehr kann er ganz unbefangen den Gedanken aufkommen lassen, daß, wenn er fleißig und umsichtig ist, Niemand auf der Welt auch nur ein Titelchen mehr zu finden vermag, wie er, es müßte denn ein unberechenbarer Zufall walten; jetzt kann er sich getrost sagen: mein Element ist nicht das Dunkel, ich wandle im Lichte, in demselben Lichte, wie die besten Männer meiner Wissenschaft! Und mit der Freudigkeit dieses Gefühls ist Großes gewonnen.

Im eigentlichen Seminare dürften noch weit günstigere Verhältnisse angebahnt werden, wenn mehrere Studirende, von nicht ganz gleicher Semesterzahl, über Gegenstände arbeiteten, die sich gegenseitig berühren, oder gar, wenn die Seminarthätigkeit auch dem Stoffe nach mit den schriftlichen Arbeiten im Zusammenhange steht; es würde dadurch eine gründlichere und allseitigere Kenntniß der Objekte gedeihen, dort der Eine bemerken, was der Andere übersah; man würde sich gegenseitig mittheilen, sich anregen und zu wetteifern beginnen; der Jüngere möchte den Aelteren gern einholen, der Aeltere will den Jüngeren nicht vorkommen lassen. — Mag sein, daß Manchem diese Methode unwürdig erscheint; der Verfasser ist anderer Ansicht und überzeugt, daß sie auch der Wissenschaft bessere Resultate brächte, als das planlose Belieben des Subjekts, in Folge dessen A. bisweilen in der griechischen, B. in der römischen Geschichte, C. über

Digitized by Google

Otto I. und D. über König Wenzel arbeitet. Eben dadurch entsteht eine gegenseitige Entfremdung der Interessen, ein bisweilen geradezu peinliches Gefühl der Vereinsamung, welches am besten beurtheilen kann, wer darunter gelitten hat.

Bei der angegebenen Gruppirung der Kräfte zum Stoffe würde ferner eines der größten Uebel unserer Seminare zum Wegfall kommen, jenes nämlich, daß die Besprechungen eingelieferter Arbeiten für Alle mit Ausnahme des direkt Betheiligten (bezw. der Betheiligten, wenn ein Referent vorhanden) gewöhnlich gänzlich unfruchtbar und offenkundig langweilig sind. Und nicht minder wäre dem bösen Gebrechen vorgebeugt, daß der Docent oft über Gegenstände urtheilen muß, die ihm gänzlich fern liegen, in die er sich nur mit Mühe hineinversetzen kann, oft auch nur mangelhaft hineinversetzt. Ja, auch ein Gewinn, der mehr abseits vom Wege liegt, ließe sich bei wohldurchdachtem Ineinandergreifen erzielen: wenn die Aufmerksamkeit in eine Bahn gelenkt würde, zu deren sicherer Betretung sich die Kenntniß einer fremden Sprache wünschenswerth erwiese. Leicht wird alsdann der Gedanke auftauchen, sie nebenher zu lernen; diejenigen, welche sie schon mehr oder weniger kennen, kommen den noch ganz Unwissenden zu Hülfe, und es ist eine alte Erfahrung, daß sich zwei bis vier junge Leute leichter entschließen, englisch oder italienisch gemeinsam zu treiben, es auch meistens weiter darin bringen, als wenn ein Einzelner derartiges unternimmt.

Da ließe sich nun vielleicht der Einwand erheben: wenn Alles so systematisch in spanische Stiefel eingeschnürt würde, litte die studentische Freiheit Gefahr! — Es läßt sich erwidern, daß dieses schöne Schlagwort wohl dazu angethan ist, die jugendlichen Gemüther akademischer Bürger zu elektrisiren, daß es leider aber etwas von Phrase als Bodensatz enthält; — nicht auf Freiheit kommt es an, sondern darauf, tüchtige Menschen heranzubilden. Von Hause aus haben junge Historiker selten eine kräftige Neigung für einen bestimmten Gegenstand innerhalb ihres Faches, dieselbe pflegt erst durch Anregung von Seiten eines Lehrers erweckt zu werden; würde nun diese auch sachlich in einer bestimmten Richtung, in umgrenztem Raume gehalten, so glaubten die Beeinflußten nach wie vor frei in ihren Entschließungen zu sein, ohne daß sie es sind, ohne daß sie es bisher gewesen wären; womit jedoch durchaus nicht ausgesprochen sein soll, daß nicht der Einzelne einer etwaigen entschiedenen Vorliebe Genüge thun darf.

Auch noch ein anderer Einwurf liegt nicht ferne, der nämlich: das oben Besprochene möge sich theoretisch ganz gut ausnehmen, sei aber praktisch undurchführbar. Der Verfasser hält ihn für nicht stichhaltig, da unsere Wissenschaft noch an unendlich vielen Punkten überreichlichen Stoff gewährt, um

Digitized by Google

drei bis sieben Seminaristen in systematisch zusammenhängender Weise zu beschäftigen, zumal da es bei Uebungsarbeiten gar nicht darauf ankommt, große Entdeckungen zu machen, sondern zu lernen.

Vielleicht dürfte es sich empfehlen, die Arbeiten weder zeitlich unbeschränkt, noch auch regelmäßig in jedem Semester anfertigen zu lassen, vielmehr den offiziellen Lieferungstermin im zweiten Halbjahr anzusetzen, ohne damit die Arbeiten innerhalb des laufenden auszuschließen. Auf diese Art wäre einerseits dem Fleiße der nöthige Raum gelassen, andererseits der Trägheit und Schwerfälligkeit eine Grenze gezogen, und auch — obige Methode vorausgesetzt — eine durchgehende Theilnahme an den Erörterungen gesichert, die sich an eingelieferte Arbeiten knüpfen, weil die meisten, wenn nicht gar alle Seminarmitglieder ausreichend mit dem Gegenstande vertraut sind.

Fleiß und Schaffensdrang erhalten einen künstlichen Sporn durch ausgesetzte Prämien, doch läßt sich gegen dieselben geltend machen, daß sie leicht einen Ehrgeiz wecken, der nicht rein wissenschaftlicher Natur ist, daß Einzelne, die leer ausgegangen sind, erbittert werden und Grund zu haben glauben, die Unparteilichkeit der Lehrer in Frage ziehen zu müssen.

Wohl Niemand will anzweifeln, daß großartige Resultate in der deutschen Geschichtsforschung erreicht sind, und muß, sobald auf sie der Blick sich richtet, auch mit Stolz der historischen Seminare gedacht werden; — doch täuschen wir uns nicht: weniger die Seminare an sich sind die Basis der Erfolge gewesen, als vielmehr die Persönlichkeiten, welche darin lehrten, und die, welche darin zu lernen verstanden. Nur wenige Gebiete der Wissenschaft zählen so viele Jünger, die sich ihr aus reiner, kraftbewußter Liebe und Lust zugewendet haben. — Nach unserem Systeme würde dem Docenten dem Neulinge gegenüber breiter Einfluß gewährt, dafür dieser aber auch rascher, als es bisher der Fall gewesen, vom Exoteriker zum Esoteriker umgebildet, schneller zu größerer Freiheit, Beweglichkeit, und Sicherheit in der Arbeit geführt, und ob dies durch mehr schülerhafte Behandlung eines Erstlingsjahres zu theuer erkauft worden, dürfte zu erwägen sein.

Jul. Harttung.

Die Sage vom ewigen Juden.

Wenn man in Jerusalem mit seinem Führer aus dem lateinischen Kloster durch die Via Dolorosa geht, so macht einen der gläubige Mönch auf eine

Digitized by Google

ganze Anzahl von Reliquien aus den letzten Tagen des Heilandes aufmerksam, die sich hier oder in der unmittelbaren Nachbarschaft der Straße befinden. Nicht weit vom Antoniusthurme zeigt er uns den Stein, auf dem Jesus saß, bevor er das Kreuz auf die Schulter nahm. Beim Ecce homo-Bogen sehen wir das echte, leibhaftige Fenster, aus welchem das Weib des Pilatus ihrem Manne die Warnung zurief: „Hüte Dich, diesen Gerechten zu verdammen!" Man notirt sich, wie gut das heilige Fenster trotz seines hohen Alters sich conservirt hat, geht weiter und kommt an die Stelle, wo der gemarterte Erlöser unter der Last seines Kreuzes ohnmächtig zu Boden sank. Zwei Stücke einer Säule, welche von dem fallenden Kreuze getroffen und zerschlagen wurde, bezeugen, daß der Franziskanerbruder, der unsern Cicerone macht, den Ort richtig bezeichnete. Wieder ein Stück weiter zeigt unser Begleiter uns das Haus der heiligen Veronica, die dem Herrn Christus, als er erschöpft stehen blieb, theilnehmend ihr Taschentuch reichte, damit er sich den Schweiß und das unter der Dornenkrone hervorquellende Blut abtrockne, wobei sich dessen Antlitz auf dem Tuche abdruckte — ein großes Wunder, welches nur von dem noch überboten wurde, daß das Tuch mit dem Bilde in den vielen Jahrhunderten, die seitdem verflossen sind, nicht nur nicht zu Grunde ging, sondern sich sogar vervielfältigte, sodaß man es jetzt in der pariser Kathedrale, in einer spanischen Kirche, im Dom zu Mailand und noch an zwei oder drei Orten in Italien zu sehen bekommen kann. Noch eine kleine Strecke, und wir stehen vor dem Eindruck in der Mauer eines Hauses, den der Ellbogen oder das Schulterblatt des Heilandes hinterließ, als er abermals unter der Last des schweren Kreuzes strauchelte und an die Wand taumelte. „Ein eherner Ellbogen! Ein eisernes Schulterblatt!" denkt der Spötter; wir aber schreiben uns das ebenfalls auf und folgen dann unserm Führer, bis er wieder vor einem Wunder von tiefem Interesse Halt macht. Es ist das „Haus des ewigen Juden", von dem zwar die Bibel nichts, desto mehr aber die Legende zu erzählen weiß, und der auch eine Rolle in der Welt der Volkssage spielt.

Als unser Heiland, so berichtet der Mönch, den Weg nach Golgatha ging, kam er vor dieser Thür da vorüber. Der Hausbesitzer, ein jüdischer Schuster, stand, die Hände in den Hosentaschen, auf der Schwelle. Der Herr gedachte auf derselben ein wenig auszuruhen und bat den Schuster, ihm Platz zu machen. Der aber antwortete grob: „Nur immer weiter gehen!" und drohte mit seinem Leisten. Da sprach der Erlöser: „Wohlan denn, ich werde gehen, um bald zu ruhen; du aber sollst gehen, bis daß ich wiederkomme." Und das Wort erfüllte sich und wirkte bis auf den heutigen Tag fort. Der böse Schuster schloß sofort sein Haus zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und wanderte zum Thore hinaus in die weite Welt, in der er noch diesen Tag

Digitized by Google

herumzieht; denn obwohl er sich alle Mühe gab, er konnte nicht sterben, und nirgendwo war seines Bleibens.

So weit unser Frater aus dem Salvatorkloster. Andere fromme Leute in Jerusalem können uns mehr erzählen. Die meisten sagen, der unbarmherzige Mensch habe Ahasverus geheißen, andere nennen ihn Kartaphilus und lassen ihn die Stelle eines Thürstehers des Hohenpriesters bekleidet haben. Vergebens suchte er bei der Erstürmung der heiligen Stadt unter den Wurfspießen und Schwertern der eindringenden Legionen den Tod; er trug nicht einmal eine Wunde davon. Umsonst trat er in mehreren arabischen Judenstädten Muhamed entgegen; was hier nicht im Kampfe fiel, wurde hingerichtet, nur er blieb verschont. Ebenso wenig erfüllte sich sein sehnlicher Wunsch zu sterben in den Kriegen der Kreuzfahrer mit den Sarazenen. Er bot sich der Pest dar, und sie mochte ihn nicht. Er sprang in tiefe Abgründe und verstauchte sich nicht einmal ein Glied. Er verschluckte Gift in solcher Menge, daß ein Stier davon auf der Stelle den Tod gehabt hätte, und siehe da, es focht ihn nicht an. Als die Eisenbahnen aufkamen, warf er sich unter den ersten Zug, der ihm begegnete, und der Zug rollte über ihn weg, ohne ihm auch nur einen Finger zu beschädigen. Da gab er's endlich auf. An die Stelle der Beharrlichkeit bei diesen Selbstmordversuchen traten Ergebung und Entsagung. Gleichgültig, theilnahmlos gegen Alles, ohne Hoffnung wanderte er durch die Lande, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, von den Quellen des Nil bis nach Thule hinauf; nirgends länger als eine Nacht rastend, ist er häufig auch in Deutschland gesehen worden. Nur eins kann er nicht umgehen: mag er reisen, wohin es ihm beliebt, alle funfzig Jahre muß er sich in Jerusalem einstellen, und zwar immer an dem Tage, wo er sich so gröblich gegen den Sohn Gottes vergangen hat. Erst vor etwa vierzig Jahren soll er zum sechsunddreißigsten Male als verwitterter, hohläugiger Weißbart dort erschienen sein. Er vergießt dann vor der Schwelle seines Hauses ein paar Thränen, klopft an und läßt sich, wie Mark Twain gehört haben will, von den jetzigen Bewohnern seines Grundstücks — die Miethe bezahlen. In sternenhellen Nächten hat man ihn vor der Kirche des heiligen Grabes stehen sehen; denn seit einiger Zeit ist er auf die Idee gekommen, daß er Ruhe finden würde, wenn er dort hineingelangen könnte. Aber auch mit dieser Hoffnung hat er sich getäuscht; denn sobald er sich nähert, schlagen die Thüren mit Krachen zu. Trotzdem macht er den Versuch immer von Neuem; es ist ein aussichtsloses Beginnen, aber andrerseits ist es schwer, sich einer Gewohnheit zu entschlagen, die man schon seit Jahrhunderten an sich gehabt hat.

So erzählt man den Reisenden in der heiligen Stadt, wo die Wiege des ewigen Juden stand oder — wo sie vielmehr nicht stand. Denn wir werden

Digitized by Google

im Folgenden finden, daß Ahasver oder Kartaphilus oder wie er sonst heißt, kein Jude, sondern ein mythisches Mischlingswesen ist, welches eine arabische Mythe zur Mutter und den Sagenkreis von den Wanderungen germanischer Götter zum Vater hat.

Wir sagten soeben, daß der ewige Jude oder, wie er hier und da heißt, der Wanderjude auch in Deutschland gesehen worden sei, und es kann kurz hinzugefügt werden, auch in französisch redenden Gegenden, wie er denn nach der brüsseler Reimchronik im Mittelalter vor den Thoren der Hauptstadt Brabants erschienen und von Bürgern derselben, die ihm begegneten, mit einem Trunke kühlen Bieres gestärkt worden ist*). Beschränken wir uns auf die deutsche Sagenwelt, so erzählt nach Vernaleken das Volk im untern Vorarlberg, z. B. in Lustenau:

Von Zeit zu Zeit kommt der ewige Jude ins Land. Wenn die Alten davon sprechen, fragen die Jungen: „Wann ist er denn das letzte Mal dagewesen, und wann wird er wiederkommen?" Man merkt's dann, sie möchten halt den steinalten Mann, wie er mit seinem langen weißen Barte und in seiner seltsamen Tracht am Wanderstabe daherläuft, auch einmal sehen. „Wann", so erwidern darauf die alten Leute, die ihm begegnet sind, „der ewige Jude wieder durch unser Dorf wandern wird, das läßt sich schwerlich sagen; denn er muß in der ganzen Welt herumlaufen, soweit es Christenmenschen gibt, zur Strafe dafür, daß er den Heiland von seiner Thür weggewiesen hat. Denn als die Juden unsern Herrn auf den Kalvarienberg führten, wollte er ermattet vom Tragen des schweren Kreuzes vor der Hausthür dieses Mannes ein wenig niedersitzen und rasten. Wie ihn aber Christus um Erlaubniß dazu bat, trieb ihn der Jude unbarmherzig von der Thüre weg. Darauf hat der Herr zu ihm gesagt: „Weil du mir diese Rast nicht gegönnt hast, so sollst du von Stund an wandern, so lange die Welt steht, bis an den jüngsten Tag!" Und richtig, noch in der selbigen Stunde hat der Jude, welcher ein Schuhmacher war, sein Kind, das er auf dem Arme hatte, auf den Boden gestellt und ist, ohne von seinem Weibe Abschied zu nehmen, alsogleich auf und hinaus in die Welt, wo er noch jetzt laufen und wandern muß und fortwandern wird bis zum jüngsten Gericht. Damit er aber etwas zur Zehrung habe, trägt er immer einen Groschen im Sack, und so oft er den ausgegeben hat, läuft er nur dreimal um den Tisch herum, und wieder hat er einen Groschen in der Tasche. Diesen Groschen wechselt er niemals, und überall, wo er einkehrt, verzehrt er nur den, nicht mehr und nicht weniger. Das letzte Mal,

*) Er hieß hier Isaak Laquedem, ein Name, der mit dem hebräischen Kedem, d. h. Osten, zusammenzuhängen scheint.

Digitized by Google

wo er in Lustenau war, blieb er bei Gevatter Jokubs über Nacht. Da ist ihm denn auch — und gewiß nicht zum ersten Mal — ein Kruzifix zu Gesicht gekommen, welches die Leute, wie gebräuchlich, im Hearawinkel (Herrgotteswinkel) aufgehängt hatten. Wie das der Jude gesehen hat, ist er in Entsetzen und Wuth gerathen. Ja wahrlich, die ganze große Sünde, die er begangen hat, muß ihm centnerschwer aufs Gewissen gefallen sein, sonst hätte er nicht in eine solche Wuth gerathen können. Endlich hat es den Juden wieder fortgetrieben auf seine ewige Wanderung, und die Leute sind gewiß froh gewesen, als er ihre Thüre hinter sich hatte, der bodenböse alte Mann."

Ferner erzählt Vernaleken:

An der südlichen Grenzscheide deutschen Landes ragt das Matterhorn empor, der westliche Nachbar des Monte Rosa. Da, wo jetzt die Visp einem Gletscher entströmt, soll nach Aussage der Umwohner vor Zeiten eine ansehnliche Stadt gestanden haben. Durch diese kam einmal „der laufende Jude", wie berichtet wird, und sprach: „Wenn ich zum zweiten Male hier durchwandere, so werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum dritten Male mein Weg hierherführt, wird nichts da sein als Schnee und Eis." Er muß nun wirklich schon dreimal das Matterhorn überschritten haben, denn an der Stelle, von der er prophezeit, ist jetzt eine Schnee- und Eiswüste. Dann scheint er aber auch die entgegengesetzte Höhe des Walliserthales mehrmals betreten zu haben; denn es geht dort die Sage, der ewige Jude sei dreimal über die Grimsel gewandert, und er habe sie zuerst als Weinberg, dann als Tannenwald und zuletzt als Schneeberg angetroffen. Ein solcher ist aber die Grimsel gewiß, und durch Holzmangel, Felsenstürze und Vorrücken der Gletscher wird sie es von Jahr zu Jahr mehr.

Ein Führer aus dem Bernerlande erzählte dem wiederholt genannten Sagensammler von einer andern Gegend der Schweiz Aehnliches:

Vor langen Jahren soll das G'steigthal ein See gewesen sein, welcher das Klima so mild gemacht hätte, das an seinen Ufern Reben gediehen wären. Auf der „Abesite" (Westseite) stehen hoch oben an der Thalwand noch alte Mauern, die ein Rest des Wirthshauses sein sollen, welches damals sich hier befunden hätte. „Uf der Morgensite, z' hinderst im G'steig", d. h. südöstlich im Winkel des Thales, wo der Saanetschpaß hinaufführt, ragt ein hoher Felsenstock empor, der unmittelbar mit dem Gebirge zusammenhängt und mit Wald und Gras bewachsen ist. Dorthin sollen die Leute an den Sonntagen zu Schiffe gefahren sein, um ihren Gottesdienst zu halten. Noch jetzt trägt dieser Felsenstock den Namen „die Burg". Auch zeigt man dort an der Fluh (Bergwand) noch einen eisernen Ring, an dem man ehedem die Schiffe befestigt haben soll. Nachdem sich der See durch einen Ausbruch verlaufen, ist die

Digitized by Google

Gegend verödet und zur Wildniß geworden Es wachsen im Gesteig nicht einmal mehr Aepfel. Der Saanetsch gibt dem Vieh im Sommer nur noch drei Wochen hindurch hinlängliche Nahrung. Nach der Sage soll aber einmal der ewige Jude, als er hier durchgekommen, gesagt haben, wenn er das nächste Mal wieder erscheine, so werde dieses Thal so wild sein, wie die Alpenhöhe des Saanetschberges.

Das Kirchlein von Blumenstein ist ein gutes Stück von diesem Dorfe entfernt, und in Bezug auf diesen Umstand wußte ein anderer Berner Folgendes zu berichten:

Vor alten Zeiten waren unsere Berge bewohnt, und die tiefer liegenden Gegenden der Gürbe (Kurve, Krümmung) nach bis Seelhofen waren ein See. Besonders bevölkert war der Berg Langeneck. An der Sonnenseite desselben hatte man Reben gepflanzt, und auf der Schattenseite im Buchschwand war eine Stadt, und von dieser ist unten am See die kleine Kirche von Blumenstein erbaut worden. Jeden zweiten Sonntag mußte ein Prediger aus der Stadt hinunter ans Wasser, um den dort wohnenden Leuten das Evangelium zu verkünden. Als der ewige Jude diese Gegend zum ersten Male bereiste, wurde sie gesegnet. Das zweite Mal aber fand er, daß die Leute dort in Sittenlosigkeit versunken waren, und da verwünschte er sie, sodaß sie zu einer unfruchtbaren Einöde wurde. Kommt er aber das dritte Mal, so wird diese Gegend zu einem Gletscher werden.

Vom Pilatusberge am Vierwaldstädter See her kommt, wie Rochholz mittheilt, alljährlich um Neujahr ein nicht unfreundlich aussehender Mann durch das Aargau an den Rhein gereist. In den Freienämtern wird er nach dem Berge, auf dem er seit vielen Jahrhunderten wohnen soll, Pilatus genannt. An einigen Orten heißt er auch der Pilger von Rom, weil er wie ein Pilger mit großem breitrandigem Hute, langem Stabe, Kutte mit Mantelkragen und dick benagelten Schuhen versehen erscheint. Im Freienamte übernachtet er gewöhnlich in dem einen oder dem andern leerstehenden Häuschen der Weinberge. In seiner Pilgertasche führt er sogenannten „Bergzieger“ oder, wie man das weiche Gestein auch nennt, „Mondmilch“ mit sich, die er aus dem Ziegerloch, einer Höhle am Pilatus, geholt hat, und diesen Steinkäse nebst „Walsteinen“, einer Art Guhr, womit man Gliederquetschungen heilt, läßt er beim Weggehen als Schlafgeld für die Besitzer jener Häuschen zurück. In Lengnau und Endingen, wo Judengemeinden sind, desgleichen im katholischen Frickthale ist er unter dem Namen des ewigen Juden bekannt. Wenn er diesen Strich bereist, und ebenso wenn er die angrenzende Baselandschaft durchwandert, übernachtet er immer in demselben Wirthshause. Doch geht er niemals zu Bett, sondern läuft die ganze Nacht unaufhörlich in der Stube umher, bis er am Morgen

Digitized by Google

wieder aufbricht. Dort hat er den Leuten auch erzählt, er habe, als er das erste Mal an den Rheinwinkel gekommen sei, wo jetzt Basel steht, nur einen schwarzen Tannenwald, das zweite Mal, wo ihn sein Weg vorbeigeführt, nichts als ein breites Dornengestrüpp und das dritte Mal eine von einem Erdbeben zerrissene große Stadt vorgefunden. Wenn er das nächste Mal diese Straße ziehe, werde man hier stundenweit gehen müssen, um Reiser zu einem Besen zusammenzufinden.

In der Stadt Bern ließ er bei seinem Weggange seinen Wanderstab und seine Reiseschuhe zurück, die man aufbewahrte. Der züricher Pfarrer Ulrich hat sich beide Reliquien dort zeigen lassen und berichtet darüber in seiner 1768 erschienenen „Geschichte der Juden in der Schweiz" S. 154: „Auf der obrigkeitlichen Bibliothek zu Bern wird ein kostbares Stück aufbewahrt, ein Stecken und ein paar Schuhe von dem ewigen Juden. Man muß aus der Bibliothek etliche Tritte hinunter in ein Souterrain steigen, allwo ein türkischer Habit zu sehen, den ein Herr Heerport dahin verehret. Im gleichen Kabinet finden sich auch des unsterblichen Juden Stecken und Schuhe; der Stecken ziemlich grob und stark, die Schuhe ungemein groß und von hundert Bletzen zusammengesetzet, ein Meisterstück von einem Schuhmacher, weil sie mit großem Fleiß, Mühe und Geschicklichkeit aus gar vielen ledernen Theilen zusammengeflickt worden."

Im Münsterlande und im Paderbornischen erzählt man nach Kuhn:

Der ewige Jude hat unsern Herrn Christus, als er auf dem Wege zur Richtstätte sein Kreuz trug und vor seinem Hause rasten wollte, von seiner Schwelle getrieben, und darum ist er verwünscht worden, ewig zu wandern. So sieht man ihn denn stets, reichlich mit Geld versehen, von einem Orte zum andern ziehen, und er darf sich nirgend länger aufhalten, als so lange, daß er im Stande ist, für einen Stüber Weißbrot („Hittewigge") zu verzehren; auch ist ihm dabei nur erlaubt, sich niederzusetzen, wenn er zwei Eichen findet, deren Stämme unten so in einander gewachsen sind, daß sie eine natürliche Bank bilden. Bei Winterberg müssen die Eichen ins Kreuz gewachsen sein. In Hemer und Büren heißt es, der ewige Jude habe eine Nacht Ruhe, wenn ihm ein mitleidiger Mensch auf dem Felde zwei Eggen dachförmig zusammenstelle.

Aus Lanken im Lauenburgischen berichtete man Müllenhoff:

Seit vielen, vielen Jahren kommt der Wanderjude in die Städte. Er wird nicht hungrig, er wird nicht durstig, er wird auch nicht alt. Er soll seine Ruhe immer draußen suchen und darf unter keinem Dache schlafen. Noch vor nicht sehr langer Zeit soll er in Lüneburg gewesen sein; da hat er die Nacht auf einem Stein zugebracht, der vor der Stadt liegt. In Hamburg ist

Digitized by Google

er nach Solini Chronologia im Jahre 1606 erschienen. Im Sundewitt haben ihn die Leute vor wenigen Jahren noch gesehen und zwar nicht weit vom Dorfe Beuschau. Er trug einen Korb, aus welchem Moos herauswuchs. Er ruht nach dortigem Volksglauben nur am Weihnachtsabend aus, wenn er dann auf dem Felde noch einen Pflug findet; denn nur darauf darf er sich setzen.

Ebenfalls hierher zu beziehen ist folgende, von Müllenhoff mitgetheilte Sage aus Ditmarschen, obwohl der ewige Jude darin nicht genannt ist.

Von Hamburg aus wurde Klaus Nanne aus Lunden, als er nach Jerusalem reiste, mit Geld und Wechseln versehen. In Jerusalem aber traf sein Wechsel zur bestimmten Zeit nicht ein. Da gerieth der Ritter in Verlegenheit; denn er wußte in der fremden Stadt nicht, an wen er sich um Hülfe wenden sollte. Traurig ging er umher. Da redete ihn ein Bettler an, der fragte, warum er ein so betrübtes Gesicht mache. „Du kannst mir doch nicht helfen", antwortete Nanne. — „Das kannst Du nicht wissen", sagte der Bettelmann, „erzähle mir nur, was Dich betrübt." Da gestand ihm der Ritter, daß sein Wechsel ausgeblieben sei, und darauf langte Jener in die Tasche und gab ihm einen großen Beutel mit Goldstücken, indem er hinzufügte: „Brauchst Du mehr, so habe ich mehr." Voll Erstaunen fragte Nanne, wie er dazu käme, ihm das Geld zu geben, ohne ihn zu kennen. Der Bettler erwiderte: „Ich kenne Dich recht wohl; denn ich bin in Deinem Hause gewesen. Du heißest Klaus Nanne und wohnst in Kleinlehe nahe bei Lunden in Ditmarschen. In ein paar Jahren aber komme ich wieder zu Dir in Dein Haus, um das Geld selber abzuholen." Mehrere Jahre vergingen nun, und Klaus Nanne war längst schon wieder daheim. Da trat endlich der Bettler bei ihm ein, als der Ritter gerade mit vornehmen Gästen bei Tische saß. Nanne erkannte ihn schon in der Thür wieder, ging auf ihn zu, führte ihn auf den besten Platz, legte ihm reichlich vor und erzählte dann seinen andern Gästen die ganze wunderbare Geschichte. Bleibens aber hatte der Bettler nicht bei ihm, soviel er auch gebeten wurde. Er nahm sein Geld wieder und ließ sich von dem dankbaren Ritter nicht mehr als das Geliehene aufdringen. Die Gäste fragten ihn, wie er doch bei solchem Reichthum eine solche Lebensweise führen könne. „Die soll nun auch aufhören", antwortete er. Darauf ging er fort, und niemand hat erfahren, wohin er gewandert und was aus ihm geworden ist.

Goethe, der nach „Wahrheit und Dichtung" (15. Buch) die Legende vom ewigen Juden episch zu behandeln vor hatte, findet in ihr das Schicksal des nüchternen Weltmenschen, des gemeinen Verstandes, der außer Stande ist, das Himmlische mit dem Gemüth zu erfassen und zu behalten, und der in Folge dessen fortwährend zweifelnd und suchend durch die Welt geht. Besser läßt sich nach

Digitized by Google

unsrer Meinung die Deutung hören, die in dem ewigen Juden den Typus des gesammten jüdischen Volkes in seiner Zerstreutheit über die ganze Erde und in der Unwandelbarkeit seines Wesens und Charakters erblickt. Aber auch dies erklärt uns eine Anzahl von Zügen nicht, die mehr oder minder deutlich in der Legende wiederkehren, welche wir mitgetheilt haben. Wir werden durch diese Züge vielmehr darauf hingewiesen, daß die mythische Persönlichkeit des ewigen Juden aus der Sage vom ewig jungen Chidr und andrerseits aus den altgermanischen Mythen von den Wanderungen Wuotans oder Odins zusammengeflossen ist. Der Orient und der Occident begegneten sich in den Kreuzzügen. Die Verschmelzung des übermenschlichen alten Wanderers aus dem Norden mit dem arabischen Unsterblichen hatte sich bereits in weiten Kreisen vollzogen, als der Mönch Matthäus Parisiensis im dreizehnten Jahrhundert die Legende, welche dem bisher weltlichen Mythengebilde, vielleicht auf Grund eines Mißverständnisses der Stelle Johannes 21, 22 und 23*), ein kirchliches Gewand umgehängt hatte, durch Niederschreiben fixirte.

Chidr war nach arabischer Sage der Wesir des ersten Zul Karnejn, eines Welteroberers zu Ibrahims (Abrahams) Zeit. Er hat von der Quelle des Lebens und der ewigen Jugend getrunken und wird infolge dessen bis zum Tage des jüngsten Gerichtes leben. Man stellt sich ihn als stets auf der Wanderung begriffen vor, auf welcher er zu bestimmten Zeiten dieselben Orte wieder besucht. Zugleich ist er aber der große Nothhelfer der Muslime, weshalb er von denselben angerufen wird, wenn sie in Bedrängniß sind. In der Regel erscheint er dann in grüner Kleidung, was vielleicht darauf hindeutet, daß sich in ihm das als Gottheit gedachte ewig junge Naturleben verbirgt. Er scheint mit dem geheimnißvollen Wesen verwandt zu sein, welches man in den Kreisen der arabischen Mystiker El Kutb (den Pol, scil. der Welt) nennt, und welches als das Oberhaupt aller Welis (Heiligen) gilt. Der Kutb hat ebenfalls ein unvergängliches Leben, er wird oft gesehen, aber erst nachher erfährt man, daß er es gewesen, dem man begegnet ist. Er geht stets bescheiden und dürftig gekleidet einher, und sein Bestreben ist, gottlos Handelnde durch sanfte Ermahnung auf den rechten Weg zurückzuführen. Lieblingsstationen des Kutb sind das Bab Zuwejleh, ein Thor Kairos, und das Dach der Kaaba in Mekka. Dort heilt er Zahnschmerzen, wenn man einen Nagel in das Thor schlägt, hier hört man ihn in der Mitternachtsstunde zweimal den Beterruf: „O Du Barmherzigster der Barmherzigen!“ wiederholen. Er wandert aber

*) Jesus sagt hier zu Petrus, welcher gefragt hat, was der ihnen folgende Johannes solle: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es Dich an.“ Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: „Dieser Jünger stirbt nicht.“

Digitized by Google

zugleich durch die ganze Welt unter den Bekennern aller Religionen, deren Gestalt, Tracht und Sprache er annimmt, und theilt den Menschen die vom Schicksal ihnen bestimmten Uebel oder Segnungen zu. Endlich aber fällt Chidr auch mit Elijah oder Elias zusammen, der ebenfalls aus dem Brunnen des Lebens getrunken hat und deshalb nicht sterben kann. Bekannt ist die arabische Sage von Chidr, die Rückert in Verse gebracht hat, welche mit den Worten beginnen: „Chidr, der ewig junge, sprach." Er zieht an einer Stadt vorbei, wo ein Mann in einem Garten Früchte bricht, und fragt, wie lange die Stadt hier sei. Die Antwort lautet, sie stehe seit ewigen Zeiten da und werde da ewig stehen. Nach fünfhundert Jahren zieht Chidr desselben Weges und trifft an der Stelle einen einsamen Schäfer mit seiner Heerde, der nichts von der Stadt weiß. Wieder nach einem halben Jahrtausend sieht der unsterbliche Wanderer an der Stätte des Weideplatzes, der einst eine Stadt gewesen, einen See, in dem ein Fischer sein Netz auswirft. Abermals nach fünf Jahrhunderten ist aus dem See ein Wald, und nochmals nach Verlauf einer solchen Periode aus dem Walde wieder eine volkreiche Stadt geworden.

Man vergleiche hiermit die Alpensagen vom Matterhorn und der Grimsel, vom G'steigthal und von der Kirche bei Blumenstein, namentlich aber die von Basel, und man wird eine unleugbare Aehnlichkeit erkennen und nicht in Abrede stellen, daß der Wanderjude, der hier wie in den Volkssagen überhaupt namenlos ist, sehr deutliche Züge von Chidr hat. Dieselbe Wiederkehr des Wanderers, derselbe Wechsel in dem Aussehen der Orte, die er nach langer Abwesenheit wieder betritt; nur an einer Stelle die Andeutung, daß die Veränderung auf moralischen Ursachen beruht.

Daß andrerseits in dem ewigen Juden eine Erinnerung an den unter den Menschen umherwandernden, namentlich in den Zwölften immer wiederkehrenden Wuotan oder Odin liegt, zeigen andere deutsche Sagen. In der Edda heißt Odin Wegtam, Gangradr, Gangleri, der wegmüde Wanderer. In der Sage von Ragnar Lodbrokr erscheint er als graubärtiger Wallfahrer mit breitem Hut und benageltem Schuh, um den Weg nach Rom zu weisen. Von diesem Schuh ist der Schuster der Legende ein Nachklang. Der in Bern gezeigte, aus hundert Flecken zusammengenähte Schuh aber erinnert ganz deutlich an die Stelle in der jüngern Edda, wo es (in der Gylfaginning) bei der Schilderung des letzten Kampfes der Götter mit Surtur, dem Fenriswolf und der Midgardsschlange, unmittelbar nachdem Odin vom Wolfe verschlungen ist, von Widar, der mit Wali allein die große Schlacht und den Untergang der alten Welt überlebt und somit unsterblich wie Chidr und der ewige Jude ist, folgendermaßen heißt:

Digitized by Google

„Alsbald kehrt sich Widar gegen den Wolf und setzt ihm den Fuß in den Unterkiefer. An diesem Fuße hat er den Schuh, zu dem man alle Zeiten hindurch sammelt, die Lederstreifen nämlich, welche die Menschen von ihren Schuhen schneiden, wo die Zehen und Ferse sitzen. Darum soll jeder, der darauf bedacht ist, den Asen zu Hülfe zu kommen, diese Streifen wegwerfen. Mit der Hand greift Widar dem Wolf nach dem Oberkiefer und reißt ihm den Rachen entzwei, und das wird des Wolfes Tod."

Bei Saxo Grammaticus heißt Wuotan „viator indefessus". Die lateinische Legende vom ewigen Juden nennt, wie Rochholz hervorhebt, des Ahasverus verschiedene Namen und fügt hinzu: „Alius ipsum appellat Buttadeum, alius aliter", womit gewiß nicht an den allerdings gleichfalls viel wandernden indischen Buddha, sondern an Wuotan gedacht ist. Daß der ewige Jude nur unter einer Egge oder auf einem Pfluge rasten kann, wird in verschiedenen Gegenden auch vom wilden Jäger, der im Hildesheimischen der Ewigjäger heißt, behauptet, und dieser ist nichts anderes als der Himmel- und Todtengott Wuotan. Der Ewigjäger muß alle sieben Jahre die Welt umreisen, und Dasselbe oder Aehnliches ist dem westphälischen Hakelbernd oder Hackelberg auferlegt, der bei seiner wilden Jagd so gewaltig mit den Schuhen klappert, daß man ihn Stunden weit hört. Der ewige Jude erscheint an einigen Orten um Neujahr, er kann an andern nur am Weihnachtsabend rasten, eine deutliche Erinnerung an die Umzüge Wuotans mit andern Göttern, welche in der Zeit des Juel, des großen Festes der winterlichen Sonnenwende, der jetzigen Zwölften, stattfanden und in mancherlei abergläubischen Meinungen, Bräuchen, Geboten und Verboten als bald schauerliche, bald possenhafte Nachklänge des Heidenthums der deutschen Urzeit bis auf die Gegenwart fortlebten.

Wir meinen, daß dies genügen wird, die oben aufgestellte Ansicht in Betreff der Entstehung unsrer Sage als bewiesen hinzustellen. Der ewige Jude hat nur wenig christliches und gar kein jüdisches Blut in seinen Adern. Er ist ein alter deutscher Heidengott, der mit den Kreuzfahrern nach Syrien auszog und von dort, wie unseres Wissens hier zum ersten Male dargethan wurde, halb arabisirt und mit einem jüdischen Anstrich wieder heimkehrte.

Zur Biographie der Neuberin.

Von Robert Waldmüller-Duboc.

Als im vorigen Winter der plötzlich unter Regengüssen begonnene Eisgang der Elbe die Ufer derselben weithin verheerend überfluthete und unter lautem

Digitized by Google

Getöse Bäume, Zäune und Menschenwohnungen mit sich fortriß, da versuchte der Eisgang, wie schon oft in früheren Jahren geschehen war, auch an einem Denkmal seine Kraft, das oberhalb Dresdens in dem Dorfe Laubegast steht.

Es hielt Stand, trotzdem der Anprall der unaufhaltsam darauf losstürmenden Eisschollen Arges mit ihm im Sinn zu haben schien, und als die Fluth wieder in ihr altes Bett zurückgetreten war und die Sonne wieder fröhlich am blauen Himmel lachte, sagte sich wohl Mancher, der dies steinerne Wahrzeichen einer untergegangenen Berühmtheit auf seinem alten Posten stehen sah, daß es in seiner vielgefährdeten Lage und von Wind und Wetter jetzt umschmeichelt, jetzt umtost, an das wechselvolle Schicksal derjenigen, deren Andenken es vor hundert Jahren geweiht wurde, in beredter Weise gemahnt. In der That sind, seit Freunde der Kunst dies Denkmal dem Gedächtniß der Neuberin errichteten, jetzt gerade hundert Jahre verstrichen, wennschon die während der Anfertigung des Werkes im vorausgegangenen Jahre dem Steine eingegrabene Inschrift die Jahreszahl 1776 nennt; errichtet wurde es anno 1777.

Man sollte denken, daß den tüchtigen Männern, welche damals der inmitten der Schrecken des siebenjährigen Krieges trübselig zu Ende gegangenen Reformatorin der deutschen Bühne den Zoll der Dankbarkeit in der Gestalt eines öffentlichen Monuments darbrachten, andere gefolgt wären, welche die Erlebnisse und die guten wie die schlimmen Tage der seltenen Frau aufzuzeichnen beflissen gewesen.

Aber als ich im vorigen Frühjahr, von Empfindungen wie den oben angedeuteten erfüllt, das meinem Sommersitze benachbarte Denkmal wieder einmal betrachtet hatte und mich dann in den Bibliotheken nach einer Biographie der Neuberin umschaute, fand ich zu meiner nicht geringen Enttäuschung diese Arbeit noch ungethan. Nicht einmal die über Caroline Neuberin ab und zu durch vereinzelte Forschungen zu Tage geförderten Notizen sind bis jetzt in übersichtlicher Weise zusammengestellt worden. Daß es deren eine beträchtliche Anzahl gibt, davon konnte ich mich bald überzeugen, als ich, um wenigstens nach dieser Seite mein Interesse für den Gegenstand einigermaßen zu befriedigen, mir die Mühe gab, das zerstreute Material, soweit eine kurze Abmüßigung von andern Arbeiten gestattete, zusammenzutragen und zu vergleichen. „Eine Quelle“ sagt aber mit Recht David Strauß in verwandter Bezüglichkeit, „muß rasch gefaßt werden, soll sie nicht im Sande verlaufen.“ Auf das Leben der Neuberin findet dies gerade so gut seine Anwendung wie auf dasjenige irgend einer anderen, nicht durch Selbstbekenntnisse für die Nachlebenden deutlich abgeschilderten Existenz. Auch ist es fraglich, ob das Versäumte heute noch nachzuholen ist, in solchem Umfange nachzuholen ist, wie die Bedeutung der Neuberin dies als wünschenswerth erscheinen läßt.

Digitized by Google

Das bereits über sie Ermittelte zusammenzufassen, wäre jedoch schon eine verdienstvolle Aufgabe, da eine solche Arbeit die beste Anregung zu allseitiger Mitarbeiterschaft ist. Und da es, nach dem Ueberblick, den ich gewonnen zu haben glaube, nicht so gar schwer sein kann, jene unfertige und mangelhafte Vorstellung, welche wir im Allgemeinen mit der Neuberin verbinden, in ein farbenfrisches und glaubhaftes Bild zu verwandeln, so sei durch die hier flüchtig hingeworfene Skizze die Anregung zu einer erschöpfenderen Darstellung wenigstens versucht.

Was ich aber auf den folgenden Blättern als einen bloßen Umriß ihrer eigenthümlichen Erscheinung biete, wird an Verständlichkeit gewinnen, wenn ich über das Jahrhundert, dem sie angehört und dessen Ungeschmack sie zu reinigen versuchte, — wie sie selbst sich dieses Ungeschmacks erst zu entschlagen bemüht war, — einiges Allgemeine vorausschicke. Es ist dies um so weniger ein Umweg, als die Neuberin ein Wanderleben führte und so im Norden wie im Süden des römischen Reichs deutscher Zunge mit den Zuständen, die sie vorfand, zu rechnen hatte. Dabei können selbstverständlich nicht bloß die Kunst- und speziell die Theater-Zustände in Betracht kommen. Die allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse, die Rechtlosigkeit der großen Menge, die Ungestraftheit der oben in Gunst Stehenden, der Mangel jeder Kontrolle durch die Tagespresse, der Wirrwarr in Angelegenheiten der Kunst und des guten Geschmacks, alles Das mußte nothwendig in den damaligen deutschen Bühnenzuständen seinen Widerschein finden, und diese Dinge sich lebhaft zu vergegenwärtigen, ist das beste Mittel, um auch eine einzelne Persönlichkeit aus der Zeit jener Bühnenzustände nicht nur in Bezug auf diese, sondern in Bezug auf ihre ganze Zeitumgebung sich anschaulich vor Augen zu stellen.

Vor Allem wird festzuhalten sein, daß die Geburt der Neuberin in das siebzehnte Jahrhundert fällt, das Jahrhundert des 30jährigen Krieges. Seit dem westfälischen Friedensschlusse war noch nicht die Lebenszeit zweier Generationen verstrichen. Wenn aber eine große Menge glaubhafter Augenzeugen jener Zeit aus fast allen Theilen des Reiches Greuel berichtet, welche in dem 30jährigen Krieg einen durchaus so wüsten und unmenschlichen Charakter erkennen lassen, wie er ohnlängst dem Kriege in Bulgarien aufgeprägt gewesen ist, so hat die Phantasie geringe Mühe, an der Hand jener Chronisten sich die Wirkung klar zu machen, welche eine 30jährige Dauer solch entarteter Zustände schließlich hervorbringen mußte. In der That hatte Deutschland nicht nur zwei Drittheile seiner Bevölkerung eingebüßt. Die Ueberlebenden waren auch zum größern Theile bis zur Bettelhaftigkeit verarmt, und was sie bei Beginn des Krieges an Bürgerstolz, nationaler Sitte, kräftigem Selbstbewußtsein und muthigem Trotze ihr eigen genannt hatten, war unter der Kriegsgeißel

Digitized by Google

im Laufe der blutigen Jahrzehnte in Abspannung, Stumpfheit, Unlust und Zaghheit verkehrt worden; nicht minder in Rohheit, ja in Verthiertheit. Mit wenigen Ausnahmen nehmen denn auch die deutschen Höfe in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts jene üppige und schwelgerische Physiognomie an, welche allemal in der Geschichte wieder erscheint, so oft das Volk in seiner Verarmung und Versunkenheit sich mit dem nackten Leben begnügen zu müssen meint und jeglicher Handhabe zum Geltendmachen seiner Rechte auf einen maßgebenden Einspruch gegen seine Ausbeutung verlustig gegangen ist. Je verführerischer aber das nach Verwüstung der Schlösser an die Höfe verpflanzte Treiben des deutschen Adels den unteren Ständen erscheinen mußte, desto begieriger suchten diese für das mit ihrem ehemaligen Wohlstand dahingeschwundene bäurische oder bürgerliche Behagen einen wenigstens scheinbaren Ersatz im Nachäffen jener begünstigten Klassen. Was der deutsche Bauer und Bürger vor dem 30jährigen Kriege, also in seiner vollblütigen Behäbigkeit sich an Luxus gestattet hatte, war auch schon in vielen Gegenden dem fürstlichen Luxus nah verwandt gewesen. Jetzt jedoch prunkte er in Pumphosen und geschlitzten Aermeln, ohne etwas daheim zu beißen zu haben. Alle, selbst die Studenten, mochten der sogenannten alamodischen Kleidertracht nicht entbehren, und daß spanische und französische Narren ihnen dafür als Vorbilder dienten, störte sie nicht im Mindesten. Die Franzosen haben, wie man weiß, bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein den während der Wirren des 30jährigen Krieges auf Deutschland gewonnenen Einfluß zu behaupten gesucht; vor Allem geltend machte er sich jedoch, als das Beispiel Ludwigs des Vierzehnten die Maitressenmode an die deutschen Höfe verpflanzte. Die ersten fürstlichen Geliebten jener Periode bewarf das Volk noch mit Koth. Aber dieser altdeutsche Ehrbarkeitsprotest war im Grunde nicht mehr zeitgemäß. Bald bequemten sich in Würtemberg die Beamtenfrauen, der allmächtigen und sogar im Staatsrath präsidirenden Grävenitz den Hof zu machen. In Baiern, in Sachsen drängte sich's von Glücksjägerinnen mit oder ohne Stammbaum, und die in Versailles ausgetheilte Parole: le sang des Rois ne souille pas wurde unbedenklich ins Deutsche übersetzt, ja ging so sehr in die Moral selbst der nichthöfischen Kreise über, daß beispielsweise die hallische Juristen-Fakultät — in ihrer Mitte ein Chr. Thomasius — freilich zum Theil aus Haß gegen die orthodoxen Theologen, ein Gutachten solchen Inhalts abgab: große Herren und Fürsten seien allein Gott verantwortlich, deshalb ein odium in concubinas bei ihnen aufhören müsse, „hiernächst eine Concubina Etwas von dem Splendeur ihres Amanten zu überkommen scheint."

Es mag an diesen Vorbemerkungen zur ungefähren Kennzeichnung der

unerquicklichen Zeitverhältnisse, welche die Neuberſche Periode begleiteten, genug ſein.

Genaues über die Jugend der Neuberin iſt erſt im Jahre 1870 zu Tage gekommen und zwar durch die verdienſtvolle Forſchung des Dr. E. Herzog in Zwickau. Darnach beſtätigt ſich zunächſt, daß Friederike Caroline Weißenbornin am 9. März 1697 in Reichenbach (Sächſiſches Voigtland) geboren und getauft worden. Ihre Mutter Anna Roſina iſt die Tochter eines Hochgräfl. Reuß-Plauiſchen Hofverwalters, ihr Vater Daniel Weißenborn iſt Reichenbacher Gerichts-Inſpektor, ihre Taufzeugen ſind zwei Juriſtenfrauen und der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Reichenbach und Frieſen.

Ein im Zwickauer Rathsarchiv aufbewahrtes Akten-Fascikel, aus welchem dieſe Einzelheiten hervorgehen, und welches „die Entführung der Friederike Caroline durch Gottfried Zornen de anno 1712“ betrifft, bringt auch über den Vater der Entführten Näheres. Er war darin als jähzornig, atheiſtiſch und als Hausthrann geſchildert. Seine Gattin ſei im Jahre 1705 den Temperamentsfehlern des heftigen Mannes erlegen. Seitdem habe die Tochter zwar guten Schulunterricht genoſſen, um ihre Erziehung habe ſich der Vater aber nicht weiter gekümmert, dagegen in rohen Schimpfreden und körperlichen Mißhandlungen öfter ſein Müthchen an ihr gekühlt. Dieſe Ausſchreitungen werden zum Theil auf ein langjähriges gichtiſches Leiden zurückgeführt, das ihn ſchon im Jahre 1702 zur Niederlegung ſeines Amtes und zur Ueberſiedelung nach Zwickau veranlaßt hatte, woſelbſt er mit Hülfe ſeines Amanuenſis, eben jenes Gottfried Zorn, der Advokatur oblag.

Dieſer junge Menſch, 24 Jahre alt und der Sohn eines armen zwickauer Schuſters, hatte fünf Jahre in Jena die Rechte ſtudirt und ſchien dem alten Weißenborn ein nicht unerwünſchter Nachfolger und Schwiegerſohn. Caroline, obſchon erſt 15 Jahre alt, war kein Kind mehr — die Akten ſchildern ſie als ſchlanke, hübſche Blondine — und mochte ihrerſeits einer baldigen Verheirathung um ſo geneigter ſein, je mehr ſie unter der väterlichen Zuchtruthe zu leiden gehabt hatte. Und wenn die Akten den Amanuenſis nicht gerade als Adonis erſcheinen laſſen — er ſei pockennarbig, blaß, lang und trage eine lichte Perrücke, heißt es in ſeinem Signalement — ſo mag das junge Mädchen mit den Augen der Liebe ihn wohl in einem verſchönernden Licht geſehen haben.

Drei Vierteljahre hatten die jungen Leute ſich ſolcherart in mehr oder weniger von dem Alten gebilligter Weiſe mit ihren Zukunftsplänen beſchäftigt, als eines Tages dem alten Advokaten bei Gelegenheit einer Zwieſprache mit der Mutter des Amanuenſis die leicht erregbare Galle überlief und er ſich ſo energiſch an dieſer Frau vergriff, daß Zorn Junior ihr beiſprang, welche Inſubordination zur Folge hatte, daß ihn ſein Prinzipal aus dem Hauſe jagte. Dies

Digitized by Google

scheint im Frühjahr 1712 stattgefunden zu haben und war natürlich für Friederike von dem Verbot begleitet, den Exmittirten ferner zu sprechen oder zu sehen. Da der gichtische Vater aber nicht sonderlich zum Wachestehen taugte, so war die Versuchung, sein Verbot zu übertreten, groß, und die jungen Leute fanden denn auch bald Mittel und Wege, ihr düsteres Loos gemeinsam zu beklagen. Davon benachrichtigt brauste der Alte in solcher Wildheit auf, daß er seine Tochter mit Erschießen bedrohte, weshalb sie am 12. April im abendlichen Dunkel davonlief. — Ein solcher Schritt war ihr nicht mehr neu. Schon am Neujahrstage des nämlichen Jahres hatte Caroline sich den Mißhandlungen des tobenden Vaters durch die Flucht entzogen. Damals war sie zu einer Schwester ihres Vaters geeilt, und da sie diese nicht zu Hause fand, zu einer ehemaligen Magd ihres Vaters, die einen ehrbaren Beutler zum Manne hatte. Bei diesem Paar war sie geblieben, bis der Beichtvater Carolinens, Magister Thym, um das Osterfest sie bestimmte, sich mit ihrem Vater auszusöhnen und in dessen Haus zurückzukehren. Da jene zuerst erwähnte zweite Flucht bereits im April stattfand, war die Aussöhnung jedenfalls nur eine oberflächliche gewesen, wohl hauptsächlich beeinflußt durch den Wunsch Carolinens, ihrem Zukünftigen wieder nahe zu sein. Aber, wie wir gesehen haben, kam es fast um die nämliche Zeit zum Bruch zwischen Carolinen's Vater und ihrem Freunde.

Nun dieser letztere mit dem alten Weißenborn zerfallen war und nicht mehr in dessen Hause weilte, hatten Beide keinen Grund, in Zwickau zu bleiben, vielmehr mußten sie den voraussichtlichen Verfolgungen des Alten aus dem Wege zu kommen suchen. Wir finden das heimathlose Pärchen daher die Vetternstraße einschlagen und in Greiz, Reichenbach und Zwönitz auch wirklich eine Weile bei Freunden und Verwandten sich glücklich durchbringen, wohl in leidlich schicklicher Weise, da unter denen, die sich ihrer annahmen, auch ein Geistlicher ist, der Bruder von Carolinens Mutter, in Greiz. Aber die Mittel waren von vorne herein knapp gewesen. Im weitern Verlauf dieser Irrfahrten mußten die entbehrlichen Kleidungsstücke verkauft werden, und als nichts mehr zu verkaufen übrig blieb, ließ sich Caroline gar ihr schönes blondes Haar abschneiden und bestritt mit dem Erlös aus demselben eine kurze Weile den Lebensunterhalt. So ging es bis tief in den blütheureichen Mai hinein, im Ganzen sechs Wochen lang, — da fielen die ziellos Umherschweifenden in dem kleinen Oertchen Affalter einem Beamten des schönburgischen Justizamtes in die Hände, der sie auf Grund der väterlicherseits in Bewegung gesetzten Steckbriefe unter Eskorte in die zwickauer Rathsfrohnveste ablieferte. Es begann nun auf Antrag Weißenborns der Inquisitionsprozeß, über dessen Verlauf die Akten Näheres besagen. Sie lassen Caroline, nach Dr. Herzogs Ausdruck, als „ein frühreifes, listiges, energisches, der französischen und lateinischen Sprache

Digitized by Google

mächtiges Mädchen erscheinen", dessen gute Schulbildung auch durch Briefe von ihrer Hand bewiesen wird. Dieselben können als auch geistig von ihr ausgegangen gelten, da Caroline, von Zorn getrennt, in der Wohnstube des Gerichtsdieners saß, und der Kanzleistyl einem Advokatenkinde wohl geläufig sein mochte. Uebrigens hat ja ihr weiteres Leben genugsam bewiesen, daß sie auf eigenen Füßen stand. Einer dieser Briefe, nach bereits sechsmonatlicher Haft geschrieben, lautet wie folgt:

Wohledle Veste, Hochachtbare und Rechtswohlgelahrte,
Hoch- und Wohlweise, Hochgeehrteste Herrn!

Es soll sich dem sichern Verlaut nach mein Herr Vater itzo meistens dahin bemühen, wie er mich wieder in seine Gewalt kriegen möge, hat mir auch allbereit zum öfftern durch seine Magd hinterbringen lassen, daß, wofern ich nicht von Herrn Zornen abstehen, das ist, nach dessen Belieben diesem meinem Gewissen und Gerechtigkeit zuwider seben (würde), er die Sache so lange verzögern wolle, bis wir im Arrest darüber crepiren müssen. Nachdem aber verhoffentlich denen Wohllöblichen Herren Stadtgerichten aus der abgehörten Zeugen Aussage einermaßen wissend, wie grausam abgedachter mein Herr Vater auch aus der allergeringsten Ursache mir in meiner zartesten Jugend mitgespielet, und mich gleichsam, als wäre ich keine von Gott erschaffene und erlöste Seele, verfluchet und verwünschet, mir die allerschändlichste Nativität gestellet und mit solchem unchristlichen Beginnen mich unverantwortlich geärgert, zudem auch das durch seine an meiner seligen Frau Mutter verübte Tyranney dargestellte Exempel noch Männiglich vor Augen; und über dieses leichtlich zu erachten, daß ich ins künftige gegenwärtiges meines Arrestes halber, worein mich die Tyranney und Affecten meines Herrn Vaters gestürzet, bei ihm noch weit heftigeren Sävitien als zuvor würde unterworfen und in steter Lebensgefahr sein müssen, indem er ja sein hitziges Naturell nimmermehr ändern, vielmehr aber seinen einmal gegen mich gefaßten Zorn, auch wenn ich das Geringste versehe, stärken wird; als lebe ich in der gewissen Hoffnung, es werden die Wohllöblichen Herren Stadtgerichten, wofern mein Herr Vater, um mich wieder in seine Tyranney zu zwingen, sich bei Denenselben schriftlich oder durch seinen Gevollmächtigen bearbeiten möchte, dieses sein Bitten nicht stattfinden lassen, auch dessen Intentiren der Verzögerung der Sache krafft ihrer obrigkeitlichen Macht und Gewalt unterbrechen. Die ich wie sonst unausgesetzt verharre deren Wohllöblichen Herren Stadtgerichten unterthänigst gehorsamste

Friederica Carolina Weissenbornin.

Dieser Brief ist vor Allem deshalb charakteristisch, weil die Schreiberin, nachdem sie schon sechs Monate lang „bei schlechtester Kost" ihrer Freiheit beraubt ist, doch offenbar den Verlust der letzteren noch weniger drückend findet,

Digitized by Google

als den Gedanken an die Rückkehr in die brutale Gewalt ihres unberechenbar gewaltthätigen Vaters. Welch eine beklagenswerthe Jugend! Und wie wenig kommt man solchem Schicksal gegenüber mit dem herkömmlichen Sittlichkeitsmaße aus, wenn man nach demselben ihr wiederholtes Entrinnen aus der väterlichen Hut und was sich daran knüpft, abschätzen will.

Ueber den Ausgang des Prozesses hat bisher nichts Genaues ermittelt werden können. Nach sieben Monaten Haft scheinen sowohl Zorn wie Caroline wieder auf freien Fuß gesetzt worden zu sein, und wir hören, daß der Bruder von Carolinens Mutter, Archidiakonus Wilhelm in Greiz, Caroline zuletzt doch noch bewogen habe, sich mit ihrem Vater auszusöhnen und in „das alte Joch" zurückzukehren.

Diese Erlebnisse der noch nicht Sechzehnjährigen schließen eine, dank jenen zwickauer Akten, fast in völliger Deutlichkeit übersichtliche Lebensperiode des jungen Mädchens ab.

Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre fehlt uns dann eine sichere Unterlage für die Beurtheilung ihrer weitern Entwickelung. Ihr oben mitgetheilter Brief scheint anzudeuten, daß sie ihre Verbindung mit dem Leidensgenossen als eine sie wie ihn bindende Gewissensehe angesehen hat, damals etwas nicht so ganz Seltenes und von Zeit zu Zeit Gegenstand juristisch-theologischer Fehden.*) Denn sie schreibt, wie erwähnt: von Herrn Zornen abzustehen sei „ihrem Gewissen und der Gerechtigkeit zuwider."

Warum der verdienstvolle Auffinder und Ausleger der zwickauer Akten die Ansicht ausspricht, Carolina möge sich über den Verlust ihres Geliebten wohl bald getröstet haben, ist mir hiernach nicht verständlich. Anhaltpunkte für eine solche Wankelmüthigkeit Carolinens werden nicht beigebracht, und wenn Herr Dr. Herzog an einer andern Stelle sagt: „In obiger Weise endigte sich also der erste Liebeshandel der nur erst funfzehnjährigen Karoline, welche bald mit dem zwickauer Primaner Johann Neuber, dessen Vater ein werdauer Advokat war, eine neue Liebschaft anknüpfte", so vermisse ich auch in Betreff dieses „bald" jeden Nachweis. Denn die bekannte Katastrophe ihrer Flucht mit dem Primaner Neuber fällt in das Jahr 1718, also in das 21. Lebensjahr Carolinens, und zwischen jener Gewissensehe und diesem neuen Bunde liegen volle sechs Jahre.

Vielleicht ist es richtiger und stimmt besser mit ihrem spätern, so viel sich ermitteln läßt, in ihrer Glanzperiode durch keine Ausschweifungen anstößig gewordenen Lebenswandel, wenn man annimmt, daß die bittre Lehre, welche

*) So klagt z. B. Rohr, der um jene Zeit schrieb, über das Ueberhandnehmen der Gewissensehen.

Digitized by Google

die sieben Monate Haft in der Frohnveste ihr predigten, an der wieder in das Vaterhaus Zurückgekehrten nicht verloren waren.

Da Gottfried Zorn ohne Mittel und Stellung war, mußte er wohl dem Gedanken entsagen, sich ihr für's Leben zu verbinden, und es scheint sogar, daß er, nach Entlassung aus seiner Haft, den damals für Schiffbrüchige dieser Art üblichsten Weg einschlug, um wieder einigermaßen aufs Trockene zu kommen, daß er nämlich den Soldatenrock anzog. In der That geht aus einem ihn betreffenden Aktenstück des zwickauer Rathsarchivs hervor, daß er im Jahre 1717 in Dresden als Quartiermacher bei der königlichen Garde du Corps angestellt war. Und zwar bezieht sich jenes Aktenstück auf eine gegen ihn beim zwickauer Amtsgericht erhobene Anklage auf Bigamie. Was auf diese Anklage erfolgt ist, hat sich bis jetzt nicht ermitteln lassen, obschon beim dresdner königlichen Kriegsgericht ohnlängst auf meine Anregungen desfallsige Nachforschungen angestellt worden sind. Erhoben war die Anklage seitens einer im Jahre 1709 mit dem damaligen Studenten Zorn kirchlich verbundenen Schustertochter aus Leutenberg, und in dem Bericht, welchen der zwickauer Stadtrath darüber an den Landesherrn gelangen läßt, wird der Verdacht der Bigamie damit begründet, daß Herr Zorn „jetzt eine zweite Frau genommen habe", auch sei an das Consistorium verwiesen, daß besagter Zorn sich mit der Caroline Weißenborn in ein Eheversprechen eingelassen habe.

Wie erwähnt, datirt diese Anklage von Anno 1717 und zwar vom 26. Juli, und ein Schreiben des Regiments-Schultheiß Müller aus Dresden, besagend, daß soeben das Urtheil über Zorn gesprochen, datirt vom 23. Dezember 1717.

Ob nur zufällig gerade um diese Zeit — im Jahre 1718 — Caroline abermals dem väterlichen Hause entfloh? Prozesse, die nicht militärisch waren, pflegten in jener Zeit ein zähes Leben zu haben. Noch ein Menschenalter später bedurfte es ja selbst in Preußen eines Machtwortes des großen Königs, um den Karren der Justiz in Bewegung zu bringen. In Pommern allein waren 2400 alte Prozesse rückständig; und volle zwei Menschenalter später — 1772 — harrten beim Reichskammergericht noch 61,233 rückständige Sachen ihres Abschlusses!

Kein Wunder also, wenn fünf Jahre nach Carolinens Freilassung aus der Frohnfeste das Eheversprechen Zorns noch den zwickauer Stadtrath, respect. das Consistorium, beschäftigte — im Archiv dieser Behörde wäre möglicher Weise noch der weitere Verlauf der Angelegenheit klar zu stellen — und noch weniger ein Wunder, daß Caroline lieber im väterlichen Hause alle Stürme und Unwetter über sich ergehen ließ, als daß sie sich abermals der Gefahr aussetzte, in den Mund

Digitized by Google

der Leute zu kommen oder gar die Büttel der Frohnveste sich auf die Fersen zu ziehen. Denn so ungestraft die Großen auch ihren Neigungen Zügelfreiheit gönnen durften, für die Kleinen hatte damals Frau Justitia das Schwert immer bei der Hand. Und was gerade im Sächsischen in Bezug auf Conflikte mit dem Consistorium in dieser Zeit zu gewärtigen war, dafür hat es nicht an Belegen gefehlt. War doch herkömmlicher Weise ein junges Paar, dem nicht gar lange nach der Hochzeit ein Kind geboren wurde, der grausamen Strafe verfallen, an drei Sonntagen im Halseisen vor der Kirche ausgestellt zu werden, worauf dann noch die Kirchenbuße des Kniens vor dem Altar folgte; und als im Jahre 1719 im sächsischen Dorfe Barthelsdorf ein nachsichtiger Pfarrer diese Strafen abschaffen wollte, hatte er große Mühe, seine Neuerung durchzusetzen.

Und wie verfuhr denn jene Zeit überhaupt mit Straffälligen, oft auch nur Verdächtigen oder gar offenkundig Unschuldigen, aber aus Privatrache den Gerichten Ueberantworteten, unter den Letzteren vor Allem den der Hexerei Angeklagten? Denn zur Zeit der Neuberin standen die Hexenprozesse, wenn auch nicht mehr in voller Blüthe, so doch immer noch in Ansehen, wie denn noch auf Grund der Hexerei im Jahre 1749 zu Würzburg eine Nonne hingerichtet wurde, und vereinzelte Strafvollstreckungen dieser Art selbst bis ins Jahr 1793 vorkommen. Daneben war, wenn man allein die in Sachsen noch üblichen Strafarten ins Auge faßt, im Jahre 1726 (nach Iolanders dresdner Ker-Chronik) noch im Schwunge: für Deserteure Ohrabschneiden, für Diebe Stäuben, Brandmarken, unter Umständen auch Hängen, für Mörder Rädern, für Meineidige Fingerabschneiden und Hinrichten u. s. w., und in dem benachbarten Prag wurden sogar mehreren Mördern, ehe sie gezwickt und gerädert wurden, ums Jahr 1732 Riemen aus dem Rücken geschnitten und abgestreift.

Und was die elterlichen Strafweisen betrifft — denen gemäß der alte Weißenborn nicht einmal als Unicum gelten darf — so charakterisirt es jene Zeit, daß Gottsched in seiner Wochenschrift „die vernünftigen Tadlerinnen" noch gegen die Unsitte eifern mußte, welche damals ganz gebräuchlich gewesen zu sein scheint, daß nämlich für Säumniß im Strumpfstricken einem Kinde (damals strickten auch die Knaben) die Hände mit Strickwolle umwickelt und diese dann angezündet wurde, eine Grausamkeit, welche übrigens zu Anfang dieses Jahrhunderts auch in Hamburg noch vorgekommen ist.

Was nun jene dritte Flucht Carolinens betrifft, so fehlt darüber alles Nähere. Obschon der heftige Charakter des alten Advokaten zu dem Schluß berechtigt, daß er Alles aufgeboten haben wird, um auch diesmal seiner Tochter wieder habhaft zu werden, scheinen die desfallsigen gerichtlichen Akten doch nicht aufzufinden zu sein. Herr Dr. Herzog hat, wie er mir mittheilt, die Zwickauer

Digitized by Google

Archive vergebens darnach durchsuchen lassen. Ebenso wenig findet sich bis jetzt in den über die Neuberin hier und da veröffentlichten kürzeren Bemerkungen und Daten etwas Zuverlässiges über ihre Verheirathung. Im Jahre 1718 war Caroline mündig, und so hatte sie diesmal wohl allerdings die Möglichkeit die Trauung vornehmen zu lassen, aber wo und wann, das bleibt noch nachzuweisen. Da sich das flüchtige Paar, wie vermuthet wird, nach Weißenfels wandte, um dort, wie es denn auch geschah, bei der Spiegelbergschen Truppe einzutreten, so möchten die Weißenfelser Kirchenbücher wohl zunächst Auskunft geben können. Weiter unten kommt in Betreff dieses auch Braunschweig in Betracht. Uebrigens hat es auch nicht an Leuten gefehlt, welche den Mangel eines Nachweises darüber für verdächtig hielten und das Zusammenleben des Neuberschen Paares als der gesetzlichen Sanktion entbehrend ansahen. Dies würde mit dem sonst zumeist umsichtigen Verhalten der Neuberin aber schlecht harmoniren.*)

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 18. Februar.

Die vergangene Woche des Abgeordnetenhauses war beherrscht von der Vorlage wegen Uebernahme des Betriebes der Berlin-Dresdener Eisenbahn durch die preußische Regierung. Die Angelegenheit ist aus dem vorigen Jahre in Erinnerung. Der preußische Staat garantirt die Zinsen für eine Anleihe der betreffenden Gesellschaft bis zur Höhe von p. p. 23 Millionen Mark und nimmt dagegen die Bahn in seine Verwaltung. Im vorigen Jahre wurde der Gesetzentwurf in der Budgetcommission begraben; diesmal wird es nicht so

*) Während der Druck-Verzögerung des obigen Aufsatzes ist es mir gelungen, indem ich mich an das Braunschweig-Lüneburgische Consistorium wandte, feststellen zu lassen, daß die Neuberin in Braunschweig zur kirchlichen Einsegnung gelangte. Ich lasse die mir gütigst mitgetheilte Abschrift des Trauzeugnisses folgen:

„Den 5. Febr. sind auf Hochfürstl. Concession von denen königl. Großbrittanischen und Churfürstl. Br. Lüneb. Hoff. Commedianten in S. Blasii Kirche copuliret Johann Neuber Peinsdorff: Misn. Stud. weiland Johann Neuber Peinsdorff: Misn. nachgelassener Sohn Und Jgfr. Friderika Carolina Weissenbornin: H. Daniel Weissenborn Jur. ultr. Cand. und Advocat: immatr. Cygr. Misn. (Margraviatus Misnensis?) Eheleibliche Tochter.

(Auszug aus dem Verzeichnisse der Proclamirten und Copulirten der hiesigen Hof- und Domkirche, Jahrgang 1718).

Digitized by Google

sein. Bis jetzt freilich hat im Plenum nur der allgemeine Gedankenaustausch der ersten Lesung über ihn stattgefunden. Die Commission wird aber ihre Berichterstattung ohne Zweifel so rasch bewerkstelligen, daß die beiden anderen Lesungen womöglich noch in der neuen Woche vorgenommen werden können. Die Commission selbst ist zu einem ablehnenden Beschlusse gekommen; es beweist das jedoch noch nichts für das Schicksal der Vorlage im Plenum. Im Grunde dreht sich der Streit um die Frage, ob Staatsbahnen oder nicht. Wer die Staatsbahnen im Prinzip bekämpft, wird auch den hier in Rede stehenden Gesetzentwurf nicht annehmen können. Alle anderen Richtungen, nicht allein die Freunde der Staatsbahnen schlechtweg, sondern auch die Anhänger des sogenannten gemischten Systems, können wenigstens keine grundsätzlichen Einwände gegen die Erwerbung der Bahn erheben; nur die Form, in welcher die Erwerbung sich vollziehen soll, können sie bemängeln und verwerfen. In dieser Beziehung hat man die Rentabilitätsberechnung, wie sie in dem mit der Gesellschaft abgeschlossenen Vertrage für den Fall des nach 15 Jahren erfolgenden vollständigen Ankaufs stipulirt ist, angegriffen; man hat andererseits den sofortigen Ankauf vorgeschlagen. Es darf erwartet werden, daß der Commissionsbericht diese Fragen vollkommen klarstellen wird. Die Erwerbung selbst liegt jedenfalls durchaus im Wesen unserer heutigen Eisenbahnpolitik, ja die Minister hatten, trotz alles Widerspruchs, nicht Unrecht, wenn sie die Annahme der Vorlage als eine logische Consequenz des vorjährigen Beschlusses betreffs des Reichseisenbahnprojekts bezeichneten; denn dieser Beschluß ist gleichbedeutend mit der Proklamirung wenn nicht des reinen Staatsbahnsystems so doch eines gemischten Systems, in welchem die Staatsbahnen eine ganz überragende und schlechthin maßgebende Stellung einnehmen. Der Sinn dieses Systems geht dahin, daß der Staat die Hauptrichtungen des Verkehrs derartig beherrsche, um den concurrirenden Privatbahnen die Tarife auferlegen und so das Publikum vor Ausbeutung schützen zu können. In diesem Zusammenhange betrachtet, springt die Wichtigkeit, welche die Linie Berlin-Dresden für den Staat haben muß, sofort in die Augen. Daß der Handelsminister die Fusion dieser Bahn mit der Berlin-Anhalter, welche nach dem Scheitern der Garantievorlage im Abgeordnetenhause mit großem Eifer betrieben wurde, inhibirt, begreift sich hiernach ebenso sehr, wie es zeigt, was eigentlich die preußische Regierung mit der Betriebsübernahme bezweckt.

Leider hat sich dem Projekte diesmal eine neue Schwierigkeit entgegengestellt, welche seinen Gegnern eine willkommene Handhabe bietet: der Widerspruch der sächsischen Regierung. Man beansprucht von Dresden aus, die auf sächsischem Gebiet gelegene Strecke der Bahn selbst in Verwaltung zu nehmen; eventuell erbietet man sich zum sofortigen Ankauf dieses Theiles. Daß eine

Digitized by Google

Theilung der Verwaltung, noch dazu auf einer so kurzen Linie, für das Publikum nur Nachtheile, jedenfalls keine Vortheile haben könnte, wird trotz der in der betreffenden sächsischen Note versuchten Gegenargumentation kein Unbefangener bestreiten; auf die Idee, welche dem Reichseisenbahnprojekt zu Grunde liegt, wäre ein solcher Ausgang der Krise der Berlin-Dresdener Bahn der offene Hohn. Zudem würde die Hauptabsicht des vorliegenden speziellen Plans, gegen die übrigen von Berlin nach Süden gehenden Linien ein Zwangsmittel in der Hand zu haben, so gut wie vereitelt werden. Man erkennt leicht: es sind zwei prinzipiell verschiedene Systeme, die hier einander gegenübertreten. Nimmt man dazu die sonstigen kleinen und großen Gravamina, die Sachsen gegen Preußen zu haben glaubt, in erster Linie den Sitz des Reichsgerichts, so muß man gestehen, es bedürfte nur noch des Herrn v. Beust und der seligen Bundesverfassung, und wir hätten mitten in Deutschland eine „Frage", die der russisch-türkischen an bedrohlichem Charakter kaum etwas nachgeben würde. Glücklicherweise haben wir andere Zeiten! Preußen hat auf Grund des Artikel 77 der Reichsverfassung die Entscheidung des Bundesraths angerufen, und bei derselben, wie immer sie ausfalle, werden sich beide Theile beruhigen. Für den preußischen Landtag aber liegt kein Grund vor, die Berathung des ihm vorliegenden Gesetzentwurfes hinauszuschieben, bis das Urtheil gefällt ist. Lautet der Spruch zu Preußens Ungunsten, so wird dadurch der mit der Eisenbahngesellschaft abgeschlossene Vertrag eo ipso ungültig.

Abermals stand in dieser Woche die Steuerfrage zur Verhandlung. Ein von der Regierung vorgelegter Gesetzentwurf, welcher die gesetzlichen Vorschriften über die Veranlagung der Grund-, der Klassen- und der Einkommensteuer in etwas modificirt, ist ohne prinzipielle Bedeutung. Weitgreifender war eine von der Budgetcommission beantragte Resolution, welche die Regierung auffordert, auf die thunlichste Vereinfachung der Instruktionen für die Veranlagung und Erhebung der Klassensteuer bedacht zu sein, und vor Allem den Bezirksregierungen zu verbieten, daß sie die Einschätzungsformulare willkürlich abändern. Die Berechtigung dieser Forderungen liegt so klar auf der Hand, daß die Regierung sich ihnen nur anschließen konnte. Daher wurden denn auch nicht viel Worte über sie gemacht. Nur der ultramontane Röckerath erhob wiederum eine stereotype Klage über parteiische Anwendung der Steuerschraube und provocirte damit verschiedene derbe Zurechtweisungen. Daß ihm vorgehalten wurde, er habe in der Budgetcommission zur Specifikation und Begründung seiner Beschuldigung rein gar nichts Triftiges vorzubringen gewußt, wird ihn indeß wenig belästigen. Die ultramontanen Blätter drucken die Reden ihrer Gesinnungsgenossen im stenographischen Wortlaut, die übrigen

Digitized by Google

lassen sie weg. Das ganze Truggewebe aufreizender Behauptungen wird ins Land hinausgeschleudert, die Widerlegung bekommt der Gläubige nicht zu hören.

Ein wenig erquickliches Schauspiel bietet der Ehescheidungsprozeß, den Ost- und Westpreußen vor dem Abgeordnetenhause führen. Die Provinz Preußen soll in zwei selbständige Provinzialverbände getrennt werden, eine Operation, welche die Westpreußen, mit Ausnahme der Stadt Elbing, ebenso eifrig befürworten, wie die Ostpreußen ihr widerstreben. Es ist ein bedauerliches Maß von Bitterkeit und Gehässigkeit in den Streit hineingetragen worden. Bei der Sucht, überall die Nationalliberalen ihre Hand im Spiele haben zu sehen, scheut sich ein Theil der fortschrittlichen Presse nicht, die Trennung zu einer nationalliberalen Parteiintrigue zu stempeln; der Haß gegen Ostpreußen als die „feste Burg der Fortschrittspartei" soll die Nationalliberalen antreiben, dasselbe von dem reicheren und deshalb des Provinzialdotationsfonds weniger bedürftigen Westpreußen loszutrennen. Dieser Vorwurf hat indeß seit den jüngsten Reichstagswahlen seine Plausibilität stark eingebüßt; infolge der von der Fortschrittspartei beliebten genialen Spaltung der Liberalen ist Ostpreußen auf dem besten Wege, zur festen Burg der Conservativen, und zwar von der reaktionären Nüance zu werden. Die Behauptung ferner, die ganze Trennungsbewegung sei in Scene gesetzt von einigen ehrgeizigen Danziger Agitatoren, widerlegt sich durch die einfache Thatsache, daß mit Ausnahme der Vertreter Elbings sämmtliche westpreußische Provinziallandtagsmitglieder ohne Unterschied der Partei- und Berufsstellung die Trennung verlangen. Diese Thatsache in Verbindung mit der Erwägung, daß die beiden Landestheile in Bezug auf die Angelegenheiten der allgemeinen Landesverwaltung zwar einen einheitlichen Verband bilden, ihre communalen Institutionen aber bis auf den heutigen Tag gesondert bewahrt haben, sollte von durchschlagendem Gewicht sein. Die Vorgänge auf dem nach der neuen Provinzialordnung gewählten Landtage, wo stets eine geschlossene westpreußische Minorität einer ebenso geschlossenen ostpreußischen Majorität gegenüber stand, haben zur Genüge erkennen lassen, daß hier die ersten Vorbedingungen eines ersprießlichen Funktionirens der neuen Selbstverwaltung fehlen. Da nun die beiden Provinzen nach der Trennung noch immer die durchschnittliche Größe der übrigen preußischen Provinzen haben werden, da ferner erst dann jede derselben eine natürliche Hauptstadt, welche jetzt in der einheitlichen Provinz fehlt, erhalten wird, so ist nicht zu bezweifeln, daß das Abgeordnetenhaus diejenige Consequenz ziehen wird, welche der gesunde Menschenverstand fordert.

Einen dankenswerthen Antrag hatte der Abgeordnete Wehrenpfennig an das Haus gebracht, eine Aufforderung an die Regierung, einen Gesetzentwurf über die Organisation des technischen Unterrichtswesens nach seinen verschiedenen

Digitized by Google

Stufen — Hochschulen, gewerbliche Mittelschulen, Fachschulen für Handwerker — vorzulegen. Ganz besonders auf die Fachschulen für Handwerker wurde von dem Antragsteller selbst und auch von anderen Rednern der Nachdruck gelegt. Und in der That, der bedauerliche Rückgang unserer gewerblichen Leistungen hängt ganz ohne Zweifel aufs engste zusammen mit dem Mangel an eigentlicher Fachbildung. Von Seiten des Staates ist dies Gebiet bisher gänzlich vernachlässigt worden. Wir haben technische Hochschulen, auch leidliche Mittelschulen, für die unterste Stufe aber mangelt es, von einigen privaten Organisationen abgesehen, an Allem. Auf dem Gebiete der Landwirthschaft ist durch die Pflege der specifisch landwirthschaftlichen Fortbildungsschule in den letzten Jahren Tüchtiges geleistet, für eine Fachbildung der Handwerker aber ist nur höchst mangelhaft gesorgt. Hier muß vor allem eingesetzt werden, wenn die große Aufgabe der Wiederhebung unseres Gewerbewesens gelingen soll. Wie die Organisation anzufassen sei, wird freilich noch gründlicher Erwägung bedürfen. Einstweilen gingen die Ansichten weit auseinander. Die Centrumspartei will überhaupt keine gesetzliche Regelung der Angelegenheit, sondern nur eine „lebhaftere Förderung" seitens der Regierung. Von anderer Seite meinte man, daß der Staat sich auf Normativbestimmungen zu beschränken habe. Mit großer Majorität wurde schließlich der Antrag Wehrenpfennig mit der Maßgabe angenommen, daß die Regelung im Zusammenhange mit dem allgemeinen Unterrichtsgesetz erfolgen soll. Jedenfalls ist die Angelegenheit nun in Fluß gebracht. Die Regierung hat in den württembergischen Fachschulen ein höchst beachtenswerthes Beispiel vor Augen. Unter Berücksichtigung der dort gemachten Erfahrungen, beziehungsweise der dort hervorgetretenen Mängel, wird sie das Richtige zu schaffen im Stande sein.

Ein Gesetzentwurf, welcher den Provinzialverbänden gestattet, die ihnen überwiesenen Dotationen auch zur Anlage von sogenannten Sekundäreisenbahnen zu verwenden, hat die beiden ersten Lesungen passirt. Es handelt sich lediglich um eine sehr zweckmäßige Erweiterung der Dispositionsbefugniß der provinziellen Selbstverwaltungskörper über die Dotationsfonds, durchaus aber nicht um die Uebernahme neuer Verpflichtungen durch die Provinzen. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Herr Windthorst eine derartige Perspektive eröffnete und die wunderlichsten Schreckbilder an die Wand malte, wäre schier unbegreiflich, wenn man nicht längst wüßte, daß das Centrum auch vor dem Widersinnigsten nicht zurückscheut, um einen Vorwand für seine Opposition zu finden.

Die Budgetdebatten der abgelaufenen Woche drehten sich vorwiegend um den Etat für Handel, Gewerbe und Bauwesen. Im Punkte der öffentlichen Bauten mußte der Handelsminister Achenbach scharfen Tadel über sich ergehen

Digitized by Google

lassen. Seit Jahren schon wurde über eine wahrhaft erstaunliche Langsamkeit dieses Verwaltungszweiges geklagt. Diesmal machte sich die Mißstimmung in einer energischen Aufforderung Luft, dem bureaukratischen Schlendrian durch eine gründliche Reorganisation endlich ein Ziel zu setzen. Ein anderer Vorwurf traf zugleich, und in fast noch höherem Grade, den Finanzminister, der Vorwurf nämlich der wenig rationellen, ziemlich planlosen Art, wie im Wege der Extraordinarien die Mittel für die Bauten beschafft werden.

Schließlich wurde noch die Berathung des Etats des Kultusministeriums begonnen. Damit gelangte der „Kulturkampf" auf sein eigenstes Feld. Ist es nöthig, dies widerwärtige Bild des klerikalen Ansturms gegen den Hauptvertreter der Rechte des Staats zum hundertsten Male zu zeichnen? Es genügt, zu constatiren, daß es neue Züge durchaus nicht aufzuweisen hatte, es sei denn, daß sich die Ueberzeugungskraft der ultramontanen Angriffe schwächer, die Haltung des Ministers entschlossener als je erwies. Von liberaler Seite wurde Herr Falk durch eine scharfe Kritik der vom hannoverschen Landesconsistorium mit Hülfe der dortigen Landessynode erlassenen Trauordnung ins Gedränge gebracht. Trotz der ausweichenden Interpretation des Kultusministers bleibt wahr, daß namentlich die hannoversche Trauungsformel die Vorstellung erwecken muß, als ob die Ehe erst durch die kirchliche Trauung begründet werde. χ. ϱ.

Literatur.

Randglossen zum Buche des Lebens von Gerhard v. Amyntor. Elberfeld, 1876. Druck und Verlag von S. Lucas.

Wir stellen uns den Verfasser als einen alten Herrn von Stande vor, der in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft gelebt hat, und der mit guter Beobachtungsgabe auch für das Kleine und Alltägliche viel Belesenheit verbindet. Es muß ein alter Herr sein, einmal weil sein mit Citaten überreichlich geschmückter Stil und Manches in seiner Anschauungsweise einen gewissen altmodischen Zug hat, dann weil er nicht selten behäbig weitschweifig wird, eine Eigenschaft, welche häufiger bei bejahrten als bei jungen Leuten anzutreffen ist. Im Uebrigen charakterisiren ihn eine satirische Ader, die aber keine Bosheit

Digitized by Google

enthält, und ein gewisses Maß von Humor, dem mancher hübsche Scherz gelingt. Das Ganze besteht aus lose aneinandergereihten Skizzen, Bildern, Satiren und Kritiken, die sich vorwiegend auf das gesellschaftliche Leben der Gegenwart und seine Erscheinungen beziehen und zwar nicht gerade viele neue Beobachtungen und Urtheile, aber auch nicht wenige Darstellungen und Bemerkungen enthalten, die man sich, ohne gelangweilt zu werden, zweimal sagen lassen kann, da die Empfindung, die ihnen zu Grunde liegt, gesund ist, und das Urtheil, welches sie fällen, im Wesentlichen das Rechte trifft. Bisweilen echauffirt sich der Verfasser über Dinge, die uns als selbstverständlich kalt lassen würden, wie z. B. Seite 136 bis 138 über einen geputzten Lümmel, der die Rafaelsche Madonna für „ollen Schund" erklärte, und der beiläufig auch anderswoher sein konnte als aus Berlin, welches gewissen Satirikern mehr herhalten muß, als es verdient. Sich drei Seiten lang über einen anmaßenden Dummkopf zu ereifern, ist kein guter Geschmack und noch weniger eine Nothwendigkeit, wenn man für Gebildete schreibt. Allerliebst erzählt ist das 27. Stück: „Ein Friedensengel." Recht hübsch sind auch die Bemerkungen, die das Kapitel 37, „Die Herrschaft der Schablone", bilden, und auch sonst ist uns noch Manches aus der Seele geschrieben; nur wolle man darunter nicht alles verstehen, was der Verfasser über die Judenfrage sagt. Hier ließe sich denn doch nicht Weniges bestreiten, wenn auch zuzugeben ist, daß manche Ansichten, die der Verfasser mit Pathos als Vorurtheile tadelt, wirklich Vorurtheile und nichts als das sind.

Die Abstammung der Vögel und Vogelleben in den oberbairischen Voralpen. Allen freien und gebildeten Naturfreunden gewidmet von Wilhelm v. Reichenau, Mitglied der rheinischen naturforschenden Gesellschaft. Mainz, 1876, Verlag von J. Diemer.

Der Verfasser ist nach seiner Schreibweise, die gelegentlich schwungvoller als billig ist, ein strebsamer Dilettant, nach der Schule, der er folgt, ein Anhänger Darwins und Häckels. Was er in Betreff der von diesen vertretenen Theorien vorbringt, ist nicht von Erheblichkeit. Dagegen hat er das Vogelleben gut beobachtet und weiß so in der zweiten Abhandlung des Buches (die erste beschäftigt sich mit dem Nachweis, daß die Vögel von den Reptilien abstammen) allerlei Interessantes von ihm zu erzählen.

H. Ch. Andersens ausgewählte Märchen. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Emil J. Jonas. Illustrirt von Rohling, Gamborg u. A. Berlin, E. Buchteller u. Comp., 1877.

Fünfundzwanzig Märchen, unter denen sich nach dem Vorwort des Uebersetzers „viele befinden, welche bisher noch nicht ins Deutsche übertragen worden

Digitized by Google

sind", und bei deren Uebersetzung derselbe sich ganz besonders bemüht hat, „um die tiefsinnigen, stets edlen Gedanken und Ideen des Dichters endlich ganz zur Geltung gelangen zu lassen." Wir bedauern, von diesen tiefsinnigen, stets edlen Gedanken in Andersens Sachen niemals Viel haben finden zu können. Märchen wachsen übrigens, werden also nicht gemacht. Gemachte Märchen sind künstliche Blumen, die vielleicht Parfum, aber keinen Duft haben. Die Andersenschen sind, obwohl wir ihnen Erfindungsgabe nicht absprechen wollen, von dieser Regel nicht ausgenommen. Sie sind nichts weniger als naiv wie das echte Märchen, und häufig herrscht in ihnen eine kränkliche, weinerliche Sentimentalität — man vergleiche z. B. „Die kleine Meerjungfrau" —, bei der einem richtig empfindenden Gemüthe förmlich elend zu Muthe wird. Natürlich wird dieses literarische Confekt dennoch nach wie vor seine Liebhaber und Käufer finden; das gehört aber nur unter die Zeichen, daß der Geschmack der großen Menge in Deutschland kein gesunder und lobenswerther ist.

Kaiser Wilhelms Gedenkbuch, 1797—1877. Von Ludwig Hahn. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1877.

Das Buch giebt in einfacher, urkundlicher Darstellung ein Bild von dem mächtig bewegten, ereignißreichen Lebenslauf unseres Kaisers. Auf Grund von Thatsachen, amtlichen Documenten und beglaubigten persönlichen Aeußerungen des Fürsten liefert der Verfasser in genetischer Gruppirung einerseits eine Charakterzeichnung desselben, bei der kaum etwas vermißt werden wird, andrerseits zugleich eine Uebersicht über den Gang der nationalen Entwickelung in den letzten acht Jahrzehnten und namentlich in der wunderbaren Zeit, wo diese Entwickelung sich um Preußen und seinen König gruppirte und von hier aus zu Erfolgen geleitet wurde, welche erlebt zu haben, wir uns glücklich preisen. Von dem Augenblicke an, wo der Prinz von Preußen als Regent die selbständige Leitung der Geschicke des Landes übernahm, fehlt unseres Wissens hier keine Aeußernng desselben und kein Schriftstück, woraus Licht auf sein Wollen und Bestreben fällt, und überhaupt nichts, wodurch er selbst die bedeutenderen Phasen seiner Regierung bezeichnet hat. Wir haben somit in der Schrift gewissermaßen eine Selbstbiographie des Kaisers vor uns, die, wie schließlich bemerkt sei, in der neuen Auflage bis zum 70. Militairjubiläum desselben (1. Januar d. J.) fortgeführt ist.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Reformatoren der Landwirthschaft.

Bilder aus der Geschichte der deutschen Landwirthschaft von Theodor Balcke. 2 Bde. Berlin und Leipzig, Verlag von H. Voigt, 1876.

Das oben angeführte Buch bespricht in gefälliger Form und allgemein verständlicher Weise mit reichlichen Auszügen aus den vom Verfasser benutzten Schriften die Entwickelung der deutschen Landwirthschaft von der frühesten bis auf die jetzige Zeit, enthält aber zugleich zahlreiche und ausführliche Betrachtungen und Darstellungen andrer Seiten des deutschen Kulturlebens. Nach einem Blick auf den Betrieb der Landwirthschaft in der Urzeit und während der Völkerwanderung führt uns der Verfasser Karl den Großen als Staats- und Landwirth vor. Dann versetzt er uns auf die norddeutsche Tiefebene, um uns die Wurzelkeime preußischen Lebens im slawischen Boden zu zeigen und die allmähliche Germanisirung des Wendenlandes zu erzählen, dessen einstige Natur und Bevölkerung uns dabei lebendig geschildert werden. Ein ferneres Bild wendet sich den politisch-sozialen Verhältnissen des Mittelalters in ihrer Einwirkung auf den Grundbesitz zu. Ein anderes beschreibt in recht anschaulicher Weise das wirthschaftliche Leben des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts in den Klöstern und Klostergebieten, in den Dörfern, in den Burgen des höheren Adels und in den Städten; wieder ein anderes gibt einen Ueberblick über den großen Bauernkrieg von 1525. In die neue Zeit von der kirchlichen bis zur wirthschaftlichen Reformation eingetreten, betrachten wir dann im zweiten Bande zunächst das Emporblühen der Landwirthschaft im sechzehnten Jahrhundert, darauf den dreißigjährigen Krieg und seine Folgen für das Leben der Nation, die durch Episoden aus der Geschichte der Stadt Belzig und des mecklenburgischen Dorfes Perlin in ihrer ganzen Entsetzlichkeit klar gemacht werden. Hierauf sehen wir die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. ihre segensreiche Thätigkeit zur Hebung der Industrie auf den verschiedensten Gebieten und namentlich auf dem des Ackerbaues und der Vieh-

Digitized by Google

zucht entfalten, wobei interessante Gespräche Friedrichs während seiner Besichtigungsreisen eingeflochten sind. Das letzte Bild endlich beschäftigt sich mit Preußens wirthschaftlicher Reformation durch Stein und Thaer und mit den wirthschaftlichen Erscheinungen während der Zeit der dreißiger Jahre.

Um von der Art und Weise, wie der Verfasser, mit dessen politischen und geschichtlichen Ansichten wir beiläufig nicht allenthalben übereinstimmen, seinen Gegenstand behandelt, eine Vorstellung zu geben, ziehen wir einige von den letzten Partien seiner Schrift in abgekürzten Kapiteln zu einem Bilde von der Entstehung der heutigen landwirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands zusammen.

Trotzdem, daß von Friedrich Wilhelm I. und anderen besseren Fürsten nach dem großen Kriege mancherlei zur Hebung der Landwirthschaft geschehen war, lag dieselbe doch noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vielfach im Argen. Der Grundbesitz war zerstückelt. Man hatte Felder von wenigen Hufen Breite, und dieselben lagen oft weit von einander, was die Bestellung und die Ernte erschwerte. Dazu kam die gemeinschaftliche Hut, durch welche der Landmann schlechte Weide erhielt und seine Felder nicht nach besserer Ueberzeugung bestellen konnte, sondern bei der Einsaat die Schläge beachten mußte. Dadurch wurde ihm unmöglich gemacht, das rechte Verhältniß zwischen Kornfrucht und Viehfutter herzustellen, und infolge dessen konnte er den Viehstand nicht heben, die Düngermasse nicht steigern und die Felder nicht verbessern. Ein weiteres Hinderniß zweckmäßigeren Betriebs der Landwirthschaft lag darin, daß die herrschaftlichen Besitzungen oft zu groß waren, um mit gehöriger Sorgfalt bewirthschaftet werden zu können. Noch weit nachtheiliger aber wirkte der Umstand, daß die Bauern in vielen deutschen Strichen nicht einmal Besitzer ihres Gutes waren und für den fremden Grund und Boden, auf dem sie als Zeitpächter saßen, nur soviel thaten, als sie um ihrer selbst willen thun mußten. Endlich aber kamen hierzu noch die leidigen Frohndienste, durch welche der Bauer abgehalten wurde, sein eignes Gut wohl zu bearbeiten. Verdrossen zog er auf das fremde und verrichtete seine Arbeit so schlecht als möglich, was ihm nicht zu verdenken war, da ihm die Herrschaft für einen mit vier Pferden geleisteten Frohntag, wenn überhaupt etwas, höchstens sechs Groschen gab, während er ihm mindestens einen Thaler zu stehen kam. Der gute Erfolg einer ländlichen Wirthschaft hängt von dem zweckmäßigen Verhältnisse des Viehstandes zu der Ackerzahl ab. Damals aber hielt man fast allenthalben zu wenig Vieh, und so bekam man zu wenig Düngung, konnte nichts für die Aecker thun und mußte im System der reinen Brache fortwirthschaften wie sein Großvater und Urgroßvater. Der Futterbau wurde schlecht oder gar nicht betrieben, und von einer Düngung oder Entwässerung

Digitized by Google

der Wiesen, die freilich auch nur von Walpurgis bis zur Heuernte gehegt wurden, war nicht die Rede. Hatte ein Bauer sich Geld erübrigt, so legte er es in den Kasten oder kaufte sich Land dafür, statt damit sein Land zu verbessern, während doch funfzig Aecker gut bewirthschaftet mehr einbringen als hundert Aecker bei schlechter Verwaltung.

Im östlichen Deutschland, Kursachsen, der Lausitz, Brandenburg, Pommern, Thüringen und den Gegenden am Harz, sowie in Kurhessen, Böhmen und Mähren bildeten die Schäfereien den Haupterwerbszweig der größeren Landwirthe. Man hatte ihnen daher, wo Bergleden fehlten, Brachfelder und Wiesen zur Hütung eingeräumt, und wo Bergweide genug vorhanden war, hatten sie die Zahl der Schafe vermehrt, um auch die Brach- und Wiesenhütung ausnutzen zu können. Das Rindvieh ging entweder mit auf die Wiesen oder in die Waldungen, die Schweine wühlten auf den Aeckern, und wo man Pferde zog, hatte man Riede und Hutweiden. Der Gutsherr besaß nicht nur das Triftrecht auf seinen eigenen Ländereien, sondern meist auch noch die Koppeltrift auf den Grundstücken seiner Bauern, welche schon dadurch verhindert waren, die Wiesen zu hegen und das Brachfeld mit Futtergewächsen zu bestellen. Infolge dessen ging das Winterfutter gewöhnlich mit dem März zu Ende, und die Schafe mußten, sobald der Schnee geschwunden war, auf den nassen Wiesen ihr spärliches ungesundes Futter suchen und kamen erst nach dem elften Mai von den Wiesen zur Trift. Den Kühen holten im Frühling die Mägde auf Brachen und Saatfeldern junges Futter, welches mit Stroh vermengt geschnitten wurde und knapp hinreichte, ihnen das Leben zu fristen. Erst wenn die Zeit der Waldweide kam, erholten sie sich, aber mit dem Eintritt der Sonnenhitze entstand von Neuem Noth. Das Vieh, von Staub und Hitze, Hunger und Insekten gepeinigt, stürzte sich gierig auf solche Stellen, wo stehende Nässe noch grünen Pflanzenwuchs erhalten hatte, und holte sich dort Krankheiten und bisweilen den Tod. So kam der Herbst heran, wo die Schafe auf Stoppelfeldern, das Rindvieh auf Wiesen wieder reiches Futter fanden, bis das letztere im Spätherbste die Ställe bezog, während die Schafe noch bis zum Eintritt des Winters sich ihr ganzes Futter auf den Wiesen suchen mußten. Auf diese Weise konnte es nicht fehlen, daß öfters Viehseuchen ausbrachen, und daß, wenn das Frühjahr erst spät kam, die Schafheerden bisweilen bis zur Hälfte durch Mangel an Nahrung vernichtet wurden.

Gegen einzelne dieser Mißstände traten in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts praktische Landwirthe wie Leopoldt in Sorau, v. Eckhart, Hagedorn und Reichert auf, aber ohne durchschlagenden Erfolg; denn einestheils gingen die Betreffenden nicht weit genug, andrerseits hatten sie nicht nur wohl erworbene Berechtigungen, die man mit Entschädigung beseitigen konnte, sondern

Digitized by Google

auch das Vorurtheil des gemeinen Mannes gegen sich, der mit Mißtrauen jedem Versuche begegnete, die durch tausendjähriges Bestehen geheiligte und mit allen seinen Lebensgewohnheiten eng verwachsene Flurverfassung zu ändern.

Zuerst nun ging dem Grundübel der Landwirthschaft, der Triftgerechtigkeit auf Brachen und Wiesen, welche die Einführung des Futterbaues und der Stallfütterung verhinderte und damit der Gewinnung reichlichen Düngers zur Verbesserung der Felder im Wege stand, die physikalisch-ökonomische Societät zu Lautern in der Pfalz zu Leibe, indem sie die rheinischen Fürsten um Aufhebung der lästigen Servitute gegen billige Entschädigung ersuchte. Die Bitte wurde berücksichtigt, und in der Rheinpfalz, im Zweibrückenschen, Darmstädtischen, Badenschen und Hohenloheschen wurden Gesetze zum Schutze des Klee- und Futterbaues erlassen, infolge deren sich diese Gegenden rasch zu großer Blüthe erhoben. Auch in Preußen fand die neue Lehre, welche Futter in Masse, reichlichen Dünger, gute Ernten und bei voller Gesundheit der Thiere die besten Erträge an Milch und Wolle versprach, Anklang, aber doch mehr Gegner. Indeß strebte Friedrich der Große die Einführung der besseren Betriebsweise mit Nachdruck an, und so verstanden sich allmählich neben den Domänenpächtern auch andere Landwirthe dazu, sie bei sich einzuführen, was dann in mehreren Nachbarländern Nachahmung fand. Noch besser als dem Klee erging es der Kartoffel, die bisher allenthalben mit Vorurtheilen zu kämpfen gehabt, nach den nassen Jahren 1770 und 1771, wo der Preis des Roggens sich fast verdoppelte. In Thüringen, Ober- und Niedersachsen, Westphalen, der Mark, Schlesien, Franken und Hessen beeilte man sich, das Versäumte nachzuholen. Man pflanzte die unschätzbare Knolle überall an, wo die noch bestehenden Hütungsservitute es erlaubten, man riß sogar die Reben von Weinbergen aus, um letztere in Kartoffeläcker zu verwandeln, und an vielen Orten verschwanden die Rebenhügel ganz, und nur ihre Namen erinnerten fortan noch daran, daß der Weinbau einst viel ausgebreiteter betrieben worden war, als nach dieser Zeit.

In Kursachsen, welches durch den siebenjährigen Krieg und nicht minder durch die Schandwirthschaft Augusts III. und seines elenden Ministers, des Grafen Brühl, ausgesogen worden und vielfach zurückgeblieben war, trat Schubart als Reformator auf, der zunächst durch sein Beispiel, dann auch durch Schriften weit über die Grenzen seines Heimathlandes hinaus wirkte. Er gestaltete sein Gut Würchwitz bei Zeitz nach der rheinischen Methode bis zum Jahre 1777 dermaßen um, daß es in der ganzen Umgegend als Muster galt. Dann, als die Bauern die reiche Kleeernte erblickten und sahen, wie im Januar, wo ihr kümmerlich aussehendes Vieh sich mit knapper Strohfütterung begnügen mußte, von Schubarts reichlich genährten Kühen vier Stück soviel Milch gaben

Digitized by Google

als vierzehn der ihrigen, als sie bemerkten, wie er Korn und Raps in Fülle anbaute, und wie seine früher moosigen Wiesen nach ihrer Entwässerung einen üppigen Graswuchs zu treiben begannen, gingen ihnen die Augen auf, und sie, die anfangs gespottet, beeilten sich, die neue Betriebsweise in ihren Wirthschaften nachzuahmen. Die Folge aber war, daß sie in wenigen Jahren über 150,000 Thaler Schulden abtragen und überdies ihre Ställe erweitern, ihre Scheunen vergrößern und ganz neue Gebäude herstellen konnten. Durch einen Freund, den Leipziger Professor Leske, angeregt, schrieb Schubart von 1781 an in das Magazin für Naturkunde, Mathematik und Oekonomie auch Abhandlungen über die Landwirthschaft im Allgemeinen, über den Anbau von Tabak, Krapp, Runkelrüben und Klee und über die Düngung mit Gyps, die als auf praktische Erfahrung gegründet bei Tausenden von Landwirthen lebhaften Anklang fanden. Den Gipfel seiner reformatorischen Thätigkeit aber erreichte er erst, als die Berliner Akademie der Wissenschaften 1783 die Fragen aufstellte: „1. Welche Futterkräuter sind überhaupt zum trocknen oder frischen Gebrauch die besten, sie mögen in Grasung, Blatt- oder Wurzelwerk und in kleinen Kräutern bestehen? 2. Welche sind darunter ihrer gesunden und nahrhaften Eigenschaften halber am leichtesten und häufigsten, auch bald mit wirklichem Nutzen zu erziehen? 3. Welche Bestellungsarten und Unterschiede müssen dabei in Acht genommen werden?“ Schubarts Beantwortung dieser Fragen wurde mit dem Preise gekrönt und dies öffentlich bekannt gemacht, worauf sein Ruf sich mit einem Schlage durch ganz Deutschland und Oesterreich verbreitete. Aus allen Gegenden eilten Fürsten und Grafen, Gelehrte, Beamte und einfache Landwirthe nach Würchwitz, um die neue landwirthschaftliche Methode durch Augenschein kennen zu lernen. Der Fürst Egon von Fürstenberg ließ die Schubartsche Preisschrift ins Czechische übersetzen und durch ganz Böhmen unentgeltlich vertheilen. Anderwärts wurde sie nachgedruckt, und die übrigen Abhandlungen des Reformators erlebten Auflage über Auflage. Die Herzöge von Dessau, Köthen und Weimar beehrten ihn mit ihrem Vertrauen, die Fürsten von Schwarzenberg und Fürstenberg, die Grafen von Schönburg, Clam und Coloredo waren seine persönlichen Freunde. Der Herzog von Koburg ernannte ihn 1785 zum Geheimen Rath, und Kaiser Joseph II. erhob ihn in den Adelsstand. Aber um so heftiger traten daheim, jetzt noch vom Neid gestachelt, seine Widersacher gegen ihn auf, indem sie ihre Verfolgungen vorzüglich an seine Schrift über Hut, Trift und Brache knüpften. Schubart erzählte darin, daß die Aufhebung des Hut- und Triftzwanges schon in Preußen, Anhalt, Ansbach-Bayreuth, Baden, Baiern, Hessen-Darmstadt, Kurpfalz und Zweibrücken theils begonnen, theils durchgeführt sei, und daß er in seiner Correspondenz bereits Zusicherungen erhalten habe, daß sie demnächst auch in

Digitized by Google

Böhmen, Oesterreich, Bamberg, Koburg, Weimar und andern thüringischen Ländern beginnen würde, während man in Sachsen die Sache zu umgehen suche. Diese und andere freimüthige Aeußerungen über die traurigen Zustände Sachsens und über die uneingeschränkte Benutzung des Grundeigenthums benteten seine Feinde aus, um Schubart den Herren in Dresden als einen unruhigen Kopf darzustellen, der die Regierung zu ungesetzlicher Aufhebung der alten Privilegien drängen wolle. Schubart schrieb darüber an Leske: „Gott kennt sie und mich, ihm sei's befohlen. Er richte mich, wenn ich Unrecht thue und jemandes Nachtheil, nicht aber jedermanns Vortheil suche. Jenen aber verzeihe er, die mich von Amts wegen fühlen lassen, was es heiße, ein Verbesserer zu sein und anders zu handeln und zu denken wie sie." Thaer bemerkt in dieser Beziehung: „Es war für Schubart ein Glück, daß damals der Name Jakobiner noch unbekannt war, man hätte ihn sonst für einen solchen ausgegeben."

Aber trotz aller Anfeindung brachen die neuen Ideen sich mehr und mehr Bahn. Karl August von Weimar faßte den Entschluß, unter Beschränkung von Hut und Trift den Klee- und Futterbau in seinem Lande einzuführen, und Dasdorf hieß das erste Kammergut, auf dem man nach Schubarts Vorschriften zu wirthschaften begann. Desgleichen wurde in Altenburg, Gotha, Hildburghausen, im Erfurtischen, Reußischen, Schönburgischen und in einigen Gegenden Kursachsens, z. B. im Voigtlande und der Lausitz, mit dem Kleebau und der Stallfütterung ein Anfang gemacht. Ganz außerordentlich rasch aber hatten Schubarts Reformen in Böhmen Verbreitung gefunden, und 1785 machte dieser auf Einladung des Fürsten von Fürstenberg zur Stärkung seiner durch rastlose Arbeit und vielfache Kränkung angegriffenen Gesundheit eine Reise nach Wien, die einem Triumphzuge glich. Der böhmische Adel wetteiferte unter sich, den Reformator der Landwirthschaft zu ehren, und die Bauern drängten sich herbei, ihm ihren Dank auszusprechen. In Wien wurde er vom Kaiser in längerer Audienz empfangen, und derselbe übermittelte ihm durch den Grafen Colloredo einen bequemen Wagen. Aber seine Gesundheit erlangte Schubart durch seine Reise nicht wieder, und im April 1787 verschied er nach langem Leiden.

Wie viel Friedrich der Große zur Hebung der Landwirthschaft gethan hat, wollen die Leser in der Balckeschen Schrift selbst nachsehen. Wir heben daraus nur hervor, daß das Augenmerk des Königs unabläßig auf die Aufhebung der Leibeigenschaft und des in einigen Provinzen noch gestatteten Auskaufens und Einziehens von bäuerlichen Höfen (das „Bauernlegen") gerichtet blieb, daß er auch sonst nach allen Richtungen hin reformirte, anregte und unterstützte, und daß in Folge des durch seine energische Sorge für den

Digitized by Google

Landmann hervorgerufenen Aufblühens aller preußischen Provinzen allein nach der großen Theuerung von 1770 gegen 40,000 Personen aus dem vernachlässigten Kursachsen nach dem Brandenburgischen auswanderten.

Unter seinem Nachfolger geschah in jener Richtung nichts von Bedeutung. Dagegen nahm Stein unter Friedrich Wilhelm III. die Gedanken Friedrichs des Großen in einer den veränderten Zeitverhältnissen entsprechenden Form wieder auf, und ein vollständiger Erfolg krönte seine Bemühungen. In einem Verwaltungsberichte vom 10. März 1801 schon sprach er sich dahin aus, daß die Landwirthschaft in einen blühenden Zustand nur dann gelangen könne, wenn der Landmann im Besitz entsprechender Geschäftskenntniß, eines ausreichenden Anlage- und Betriebskapitals, vor Allem aber der vollen Freiheit seiner Kräfte und seines Grundeigenthums sich befinde. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, sei, wie er fortfuhr, die Aufhebung der Eigenbehörigkeit nothwendig, die nur eine mildere Leibeigenschaft sei, indem sie dem Landmann nicht nur noch immer schwere Lasten auferlege, sondern jede Verfügung über sein Schicksal und seinen Besitz von der Zustimmung des Grundherrn abhängig mache. Er drang daher schon damals in die oberste Staatsregierung, dieses ungerechte und verderbliche Verhältniß nicht blos auf den Domänen, sondern auch auf Privatgütern gegen Entschädigung aufzuheben. Um aber dem Bauer die volle Freiheit im Gebrauche seiner Zeit und Arbeitskraft zu verschaffen, sollten auch alle persönlichen Frohnden abgelöst und zu diesem Zwecke ein allgemeines Kreditsystem für die kleinen Grundbesitzer errichtet werden. Endlich hielt er es im Interesse einer freien und ausgiebigen Landbewirthschaftung für dringend erforderlich, die Gemeinheitstheilung aufs Kräftigste zu fördern, das heißt, das Gesammteigenthum der Dorfgemeinden, dessen Nutzung nur unter vielen Beschränkungen möglich war, in Eigenthum der Einzelnen zu verwandeln, von dem diese den ihren besondern Verhältnissen entsprechenden Gebrauch machen dürften.

Auf Steins Betrieb erschien unter dem 9. October 1807 das denkwürdige Gesetz über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, dessen wesentlicher Inhalt folgender war: Das Unterthänigkeitsverhältniß hörte für die Bauern, die ihre Güter in Erbpacht hatten, mit der Publikation des Ediktes, für alle andern aber mit Martini 1810 auf, von welchem Tage an es nur noch freie Leute geben sollte. Doch wurden dadurch die Verbindlichkeiten nicht aufgehoben, die den Bauern vermöge ihres Besitzes oder eines besondern Vertrags oblagen. Jeder Staatsangehörige wurde zu jeder Art von Grundbesitz ohne alle Einschränkung berechtigt. Jedes Grundstück konnte von seinem Besitzer verkauft oder getheilt, also auch das Gemeindegut unter die Betheiligten parzellirt werden. Die Einziehung von Bauergütern zum Grundbesitz eines Hauptgutes

Digitized by Google

oder Vorwerkes sollte nur unter gewissen Bedingungen erlaubt sein. Für die Domänen wurde diesem Gesetz entsprechend noch die besondere Kabinetsordre vom 28. October 1807 veröffentlicht, nach welcher für alle Einsassen derselben im Umfange des ganzen Staates die Erbunterthätigkeit, Leibeigenschaft und Eigenbehörigkeit am 1. Juli 1808 aufhören sollte. Das Mißverstehen dieser Verordnungen führte zwar in Schlesien zu unruhigen Auftritten unter den Bauern, dieselben wurden aber sofort energisch unterdrückt, und die Regierung ließ sich dadurch nicht abhalten, auf dem von ihr eingeschlagenen Wege fortzuschreiten.

Ein Edikt zur Regelung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse vom 14. September 1811 verordnete für den damaligen Umfang der preußischen Monarchie die Verwandelung aller nicht eigenthümlichen Höfe auch auf Privatgütern in volles und freies Eigenthum gegen Entschädigung der Gutsherren, theils durch Landabtretung, theils durch Rente, unter Befreiung der beiden Parteien von den aus dem gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniß entspringenden gegenseitigen Leistungen und unter Befreiung der Gutsherren von verschiedenen Verpflichtungen, z. B. der zur Unterstützung und Steuervertretung, und Lossprechung der Bauern von Diensten, Abgaben und Servituten, und zwar ohne Unterschied, ob die Höfe bisher erblich oder nur auf Lebenszeit oder für bestimmte Jahre zeitpachtweise besessen worden, desgleichen ohne Berücksichtigung ihrer Größe oder provinziellen Bezeichnung. Sich gründend auf die Natur der Bauerngüter als selbständiger, der Verfügung des Grundherrn entzogener Besitzungen, stellte das Edikt, abgesehen von einigen andern Unterschieden in der Ablösungsart zwischen erblichen und nichterblichen Wirthen, in der Hauptsache den Grundsatz auf, daß erbliche Wirthe ein Drittel ihrer Ländereien oder des Werthes derselben, nicht erbliche aber die Hälfte an den Gutsherrn abtreten müßten, um ihn für seine bisherigen Anrechte vollständig zu entschädigen. Nach vollzogener Auseinandersetzung sollte der Gutsherr von der Pflicht zur Conservation der Höfe völlig entbunden, auch zu deren Einziehung zum Rittergute ermächtigt sein. Nur sollten die Bauerngüter nicht über ein Viertel ihres Werthes mit Hypothekenschulden belastet werden dürfen, wogegen sie aber bei Erbtheilungen dem gemeinen Erbrechte unterlagen. Uebrigens konnte eine gewisse Zahl von Diensten als sogenannte Hülfsdienste vorbehalten werden.

Wie bedeutend das Areal war, welches infolge dieses Gesetzes nach und nach in freies Eigenthum verwandelt wurde, mag uns die Provinz Pommern zeigen. Hier zählte man etwa 1300 adelige Güter, die zusammen ungefähr 200 Quadratmeilen einnahmen, und hiervon fielen circa 100 Quadratmeilen auf die Bauernhöfe. Nach der soeben erwähnten Abtretung eines Theiles der

Digitized by Google

Ländereien an die Gutsherrschaft wurden 60 bis 70 Quadratmeilen das Eigenthum freier Leute, deren Vortheil nun natürlich forderte, daß sie diesen erb- und eigenthümlichen Besitz nach Möglichkeit pflegten und verbesserten.

Da die älteren Gesetze wegen der Aufhebung der Gemeinheiten für das Bedürfniß der erweiterten Landkultur nicht mehr ausreichten, so wurde nach Anhörung der Provinzialkollegien und einzelner Sachverständigen aus der Provinz sowie nach sorgfältiger Prüfung im Staatsrathe die in ihren Erfolgen so segensreich gewordene Gemeinheittheilungs-Ordnung vom 7. Juni 1821 erlassen, nach welcher die von mehreren Einwohnern einer Stadt oder eines Dorfes, von Gemeinden und Grundbesitzern bisher gemeinschaftlich ausgeübte Benutzung ländlicher Grundstücke zum Besten der allgemeinen Landeskultur soviel als möglich aufgehoben oder so lange sie bestände möglichst unschädlich gemacht werden sollte. Die Aufhebung der Gemeinheiten fand darnach statt bei Weideberechtigungen, auf Aeckern, Wiesen, Augern, in Forsten und auf sonstigen Weideplätzen, bei Forstberechtigungen zur Mast, zum Mitgenusse des Holzes und zum Streuholen und bei Berechtigungen zum Plaggen-, Haide- und Bültenhieb, es mochten übrigens diese Gerechtsame auf einem gemeinschaftlichen Eigenthum, einem Gesammteigenthum oder einem einseitigen oder wechselseitigen Dienstbarkeitsrechte beruhen.

Da nun mit der Aufhebung der gemeinschaftlichen Hütung gleichzeitig die Auflösung des alten Dreifelderſystems, die Zusammenlegung der zerstreuten Acker- und Wiesenstücke zu wirthschaftlich zweckmäßigen Plänen, die Ausweisung von Sand, Lehm, Mergelgruben und anderen Plätzen für gemeinnützige Anlagen, die Abgrabung des Wassers, die Verbesserung der Wege u. dergl. verbunden war, so wurden nun erst die Grundbesitzer in den Stand gesetzt, ihre von allen Einschränkungen befreiten Ländereien so zu bewirthschaften und zu verbessern, wie sie es nach eignem Ermessen für sich am Zweckmäßigsten und Einträglichsten erachteten.

Während durch die Steinsche Gesetzgebung der Landbau nach und nach von allen Fesseln, die ihn bisher bedrückt hatten, befreit wurde, fand sich auch rechtzeitig der Mann ein, welcher durch Lehre und Beispiel den Landwirthen zeigen sollte, wie sie durch einen dem Klima, der Bodenbeschaffenheit und dem Absatze der Produkte entsprechenden Fruchtwechsel nicht nur aus ihren Wirthschaften den möglichsten Nutzen ziehen, sondern zugleich die Ertragsfähigkeit des Gutes nach und nach erhöhen könnten.

Albrecht Thaer, der Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, wurde 1752 in Celle geboren, studirte in Göttingen Philosophie und Medicin und wurde 1774 Doctor und bald darauf in seiner Vaterstadt Hofmedicus. Indeß gab er diese Stellung wegen Kränklichkeit nach kurzer

Digitized by Google

Zeit auf, um sich der Bewirthschaftung eines kleinen Gutes und der Beschäftigung mit der landwirthschaftlichen Literatur seiner Zeit zu widmen. Der unter den Landleuten um Celle herrschende alte Schlendrian befriedigte ihn nicht, er zog daher einen begeisterten Verehrer Schubarts zu Rathe, um mit ihm nach der neuesten Methode zu arbeiten. Er machte dabei üble Erfahrungen, woran aber nicht Schubarts Lehre, sondern der Umstand schuld war, daß jener Rathgeber sie falsch verstand und anwendete. Thaer sah dies ein und beschloß, fortan seinen eignen Weg zu gehen. Nachdem er 1790 in Celle eine landwirthschaftliche Lehranstalt gegründet, erwarben ihm seine Schriften, von denen die „Einleitung zur englischen Landwirthschaft" 1798 bis 1804 und die „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft" 1799 bis 1804 erschienen, einen so bedeutenden Ruf, daß Friedrich Wilhelm III. ihn veranlaßte, nach Preußen überzusiedeln und auch hier eine Oekonomenschule ins Leben zu rufen. Thaer wurde dabei Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften und geheimer Kriegsrath und erhielt folgende Zugeständnisse: 1) drei- bis vierhundert Morgen Land im Amte Wollup in Erbpacht, 2) die Erlaubniß, diese Erbpacht zu veräußern und sich ein Rittergut dafür zu kaufen, 3) Schutz und Begünstigung des landwirthschaftlichen Instituts. Thaer nahm an, erwarb nach Verkauf der Erbpacht das Rittergut Möglin nebst dem Vorwerk Königshof und zog im Herbst 1804 nach Preußen.

Das zwischen Wriezen und Küstrin nicht weit vom Westrande des Oderbruchs gelegene Möglin hatte Thaer, wie er selbst sagt, deshalb gekauft, weil er zeigen wollte, „wie ein Gut unter den Verhältnissen und mit dem Boden, der in der Mark Brandenburg der häufigste ist, nämlich mit einem mehr oder minder lehmigen Sandboden, der größtentheils sehr erschöpft und verkrautet ist, von hoher, dem Winde stark ausgesetzter Lage, bei einem sehr geringen Wiesenverhältnisse, mit Hülfsmitteln, die einem Jeden zu Gebote stehen, selbst ohne Branntweinbrennerei oder andere dungerzeugende Nebengewerbe, die, so vortheilhaft sie Vielen sind, doch um so weniger allgemein werden können, als sie von Jenen so sehr im Großen betrieben werden, ohne erhebliche Opfer mit einem sehr beschränkten Betriebskapitale zu einer Produktion und zu einem die Zinsen des höchsten Kaufpreises weit übersteigenden Reinerträge erhoben werden könne." Uebrigens hatte ihn weniger die Aussicht auf pecuniären Gewinn als sein Wunsch, die Wissenschaft zu fördern und den Unterricht zu verbreiten, zum Ankaufe bestimmt, da Möglin bei der Nähe Berlins und des von vielen Landwirthen besuchten Freienwalder Brunnens und bei der Möglichkeit, das wiesenlose Gut durch Mergeln und Futtererzeugung von dem zu späterem Anbau

Digitized by Google

von Handelsgewächsen gut geeigneten Vorwerke Königshof unabhängig zu machen, seinen Zwecken in vorzüglicher Weise entsprach.

Thaer hatte zuerst wenig Glück. Bald nach Uebernahme des Gutes verlor er seine Schafe an den Pocken, worauf er den Fehler beging, den bereits eingeleiteten Ankauf hochedler Böcke aufzugeben und vorerst von der Anzucht einer Merinoschäferei abzusehen, um an deren Stelle einen durch vorzügliche Exemplare aus seiner alten Wirthschaft bei Celle vermehrten Rindviehstand im Stalle durchzufüttern. Er hatte vierzig Kühe, zwanzig Ochsen starker Art und vierhundert Schafe vorgefunden; allein die Kühe standen nur im Winter in Möglin, die übrige Zeit in Königshof, die Ochsen wurden, wenn sie nicht zu arbeiten hatten, ebenfalls dorthin gebracht, um sich wieder ordentlich auszufressen, und die Schafe mußten oft Hunger leiden, da für sie wenig Weide auf der Brache, den Stoppeln und in einem kleinen Gehölze vorhanden war. Wiesen gab es in Möglin nicht, von Königshof wurde nur das für die Pferde nöthige Heu heraufgebracht, das Rindvieh mußte sich im Winter mit Stroh und Kaff behelfen. Im Sommer 1804 waren in der Brache, zum Theil zu Erbsen, sechzig Morgen vom Hofe aus gedüngt, und weitere zwanzig wurden mit dem noch vorhandenen Schafdünger befahren. Nur wenig Land stand in sechsjährigem, etwas mehr in neun- und zwölfjährigem Dünger, das meiste hatte seit undenklichen Zeiten gar keinen bekommen. Alles lag in Dreifeldern. Nach Johannis fing man an, die Brache umzubrechen, aber ganz allmählich, da Schafe und Ochsen bis zur Stoppel Weide behalten mußten. Winterung wurde durch das ganze Feld gesäet, Sömmerung nur so weit, als seit neun Jahren Dünger gekommen war, und wo man weder Gerste noch Hafer zu säen wagte, versuchte man es mit Buchweizen. Dabei war der Heberich so arg, daß er kaum bewältigt werden zu können schien.

Die Ernte von 1804 war oben in Möglin schlecht, desto besser aber unten in Königshof der Ertrag an Heu. Thaer kaufte deshalb Stroh an und ließ das Vieh früher heraufbringen, wo es mit Heu aufs Kräftigste gefüttert werden konnte, bis im Sommer die Wicken, die er, so weit der Dünger reichte, aussäen ließ, zur grünen Fütterung herankamen. Unter alle gedüngte Winterung wurde im Frühjahr Klee gesäet, Sömmerung aber im Jahre 1805 auf der Höhe gar nicht, dagegen ließ Thaer das ganze bisherige Weideland in Königshof aufbrechen und mit Hafer und Gerste bestellen. Die Ernte dieses Jahres war trotz der nassen Witterung gut, sodaß die Stallfütterung ohne Klee durchgeführt und noch eine Menge Wickheu gemacht werden konnte.

Das Jahr 1806 ließ sich äußerst günstig an. Der unter der Winterung gesäete Klee war sehr gut und mehr als genügend für die Stallfütterung, die Winterung in den gedüngten Wicken vortrefflich. Man begann mit dem Bau

Digitized by Google

von Hackfrüchten, und zugleich wurde mit der Erbauung des Institutsgebäudes der Anfang gemacht. Aber der hereingebrochene Krieg griff störend in den ruhigen Fortgang der Wirthschaft ein, und erst im folgenden Jahre konnte Thaer zu einer regelmäßigen Schlageintheilung vorschreiten. Nach derselben wurden zunächst sieben Hauptschläge von je achzig Morgen, die jedoch erst nach und nach, wenn der Hackfruchtbau an sie kam, durch weitere Düngung oder größere Schonung, wie es gerade die Beschaffenheit verlangte, in Kultur gebracht werden konnten, nach folgendem Fruchtwechsel bewirthschaftet:

1. Hackfrüchte, zu denen auch gedrillte Bohnen gehörten. Hierzu wurde im Herbste neun bis zehn Zoll tief gepflügt, darauf bis in den Winter hinein, je nach der Witterung, der Dünger hinausgefahren und ausgestreut, und im Frühjahr derselbe flach untergepflügt. Darnach ließ Thaer nach sauberem Abeggen mittelst des Marqueurs über den ganzen Schlag zwei Fuß von einander entfernte Striche ziehen und diese im rechten Winkel von zwei auf einander folgenden Pflügen in einer Furchenbreite von ebenfalls zwei Fuß durchschneiden. Dann wurden an den Stellen, wo der zweite Pflug auf den Strich des Marqueurs traf, Kartoffeln gelegt, sodaß die Pflanzen regelmäßig im Quadrat zwei Fuß von einander zu stehen kamen. Nach dem ersten Auflaufen des Hederichs wurde das Feld abgeeggt und dadurch ein guter Theil dieses Unkrauts zerstört. Den später von Neuem aufschießenden Hederich beseitigte der Exstirpator, ein nochmaliges Eggen und das Häufeln der Kartoffeln, welches bei ihrem regelmäßigen Stande der Länge und der Breite nach mit Leichtigkeit durch den Häufelpflug mit doppeltem Streichbret bewirkt werden konnte. Was trotzdem von jenem Unkraut übrig blieb, wurde schließlich in der Blüthezeit der Kartoffelstauden mit der Hand ausgerissen. Die Kartoffeln wurden bei der Ernte mit der Winzerhacke ausgehoben und auf die zur Hand stehenden Kastenwagen gebracht. Dann wurde das Feld zu mittlerer Tiefe umgepflügt und dabei die etwa noch im Lande verbliebenen Knollen hervorgeholt, die darauf von Schafen und Schweinen verzehrt wurden. An sonstigen Hackfrüchten baute Thaer auf diesem Schlage Wasserrüben, schwedische Rüben oder Rotabaga, Runkeln, zuweilen etwas Kopfkohl und gedrillten, mit der Pferdehacke bearbeiteten Mais.

2. Große zweizeilige Gerste, welche bei früher Einsaat von vierzehn Metzen pro Morgen in guten Jahren etwa zwölf und in den schlechtesten noch sechs Scheffel brachte. Der nach der Kartoffelernte umgepflügte Acker blieb rauh liegen und wurde im Frühjahr, sobald es die Witterung irgend erlaubte, geeggt und hierauf ohne Verzug mit der Gerste besäet. Diese brachte Thaer nur mit dem Exstirpator unter, um gleich nachher auf die rauhe Furche Klee einzusäen, welcher dann geeggt und gewalzt wurde.

Digitized by Google

3. Klee im ersten Jahre, welcher auf den schlechteren Stellen mit Gyps, und zwar zu einem halben Scheffel pro Morgen, bestreut wurde.

4. Klee im zweiten Jahre, welcher in einem Zeitraum von acht Jahren nur zweimal gemäht und sonst als Weide benutzt wurde.

5. Weizen, Roggen, zuweilen auch etwas Hafer. Der Klee mochte im zweiten Jahre gemäht oder beweidet sein, immer wurde er, wenn Winterung darauf kam, im August nur einfach aufgebrochen und gleich geeggt, damit die Kleestoppel um so besser stocke. Wo Weizen folgen sollte, wurde vorher ganz schwacher Schafdünger gegeben und dann der Roggen mit dem Exstirpator, der Weizen mit der Drillmaschine untergebracht. Der stockende und faulende Klee lockerte diesen Boden zur Genüge, und Quecken enthielt letzterer nicht, da der Klee in reines Land gesäet worden war und in demselben kein Unkraut aufkommen ließ. Häufig traf sich's, daß ein Theil dieses Schlages noch spät zur Weide benutzt werden mußte. Derselbe blieb dann liegen, um im Frühjahr einführig umbrochen und mit Hafer besäet zu werden, welcher immer ganz vorzüglich gerieth und einen den Roggen an Geldwerth weit überholenden Ertrag lieferte.

6. Erbsen, Wicken, Bohnen, Wickengemenge, auf sehr sandigen Stellen auch Buchweizen, je nachdem es kam, zum Reifen, zum Heumachen oder zum Grünfüttern. Wo nicht schon zu Weizen gedüngt worden war, erhielt der Schlag noch eine halbe Düngung von vier Fudern pro Morgen. Den größten Theil nahmen immer die Erbsen ein, welche aber das Wiederaufkommen des Hederichs begünstigten und überdies nur dreimal einen recht lohnenden Ertrag lieferten.

7. Roggen. Der Acker wurde so schnell als möglich nach Abtragung jener Früchte gepflügt, dann geeggt, worauf später die Einbringung des Roggens mit dem Exstirpator erfolgte. Dieser Roggen gerieth jedesmal in ganz vortrefflicher Weise, übertraf in Betreff seines Strohes den Kleeroggen und stand ihm in Bezug auf das Korn nur wenig nach.

Das übrige nicht zu diesen Hauptschlägen gehörende Land des Gutes, etwa vierthalbhundert Morgen, wurde, wie bisher, als Außenland behandelt und nur zuweilen aufgebrochen, fast nur, um den Ochsen im Sommer Beschäftigung zu geben und die Narbe zu erfrischen; denn die Bestellung bezahlte es eigentlich nicht. Ein Theil wurde 1808 und 1809 in Zeiten, wo es sonst nichts zu thun gab, mit Mergellehm befahren oder mit etwas Moderschlamm, und der Mergel äußerte hier seine Wirkung so kräftig, als es auf einem von Natur schlechten und überdies vernachlässigten Boden irgend erwartet werden konnte. Wenn man Spergel säete, den man dann erst durch Rindvieh, dann durch Hammel abweiden ließ, so war das noch die vortheilhafteste Benutzung.

Digitized by Google

Dieses Land wurde also gar nicht regelmäßig bestellt, bis es Thaer 1810 gelang, den Acker zweier wüster Bauernhöfe im Reichenow zu erwerben und an seine Grenze legen zu lassen. Da dieser vom Dorfe weit abgelegne Boden, der nie gedüngt worden und deshalb aufs Aeußerste erschöpft war, als sechsjähriges Roggenland angesprochen werden mußte, so gab die Gemeinde mit größter Bereitwilligkeit Thaer drei Morgen für einen von dem besseren, nahe beim Dorfe gelegenen Lande. Thaer bekam auf diese Weise über sechshundert Morgen, von denen 350 ihrer Grundmischung nach guter Mittelboden, das andere aber größtentheils schlechter Sandboden war. Thaer theilte dieses Land in Verbindung mit jenem bisher kaum bestellten Außenlande und einigen den sieben Hauptschlägen abgenommenen Streifen in acht neue Schläge, von denen jeder 90 Morgen der Kultur werthen Landes enthalten sollte. Die dazwischen liegenden ganz dürren, blos aus Grant und Steingrus bestehenden Stellen wurden je nach ihrer Größe mit Kiefern oder Ginster besäet. Die neuen Schläge wurden nach und nach von Steinen gereinigt und durch Mergel, Moder oder Düngung so in Kultur gebracht, daß der erschöpfte Boden sich vollständig wieder erholte und schließlich die folgende Fruchtfolge zu ertragen im Stande war:

1. Dreschhafer einführig bestellt.
2. Brache gedüngt und, wo es früher nicht geschehen, gemergelt, dann ein Theil mit Kartoffeln belegt.
3. Winterung. Nach den Kartoffeln jedoch Gerste.
4. Erbsen.
5. 6. 7. 8. Weide.

Der Mergel lag nicht sehr tief und wurde mit Hacken abgebrochen und mit einspännigen Sturzkarren weggefahren. Zu einer erfolgreichen Mergelung waren 180 Karren auf den Morgen erforderlich, die etwa vierthalb Thaler Kosten verursachten. Auch Luzerne wurde eingeführt und zehn Pfund davon auf den Morgen ausgesäet. Nachdem sie im folgenden Frühjahr scharf durchgeeggt worden, wurde sie schwach gegypst. Das scharfe Eggen wiederholte man aber nur einmal im Jahre, dagegen erhielt die Luzerne abwechselnd den Hausschlamm und die im Haushalt gemachte Seifensiederasche zur Düngung. Die ganze mit Luzerne bewachsene Fläche betrug schließlich 35 Morgen.

Nachdem Thaer sich bis dahin mit einer kleinen Hammelheerde zur Benutzung der schlechteren Weide beholfen hatte, konnte er jetzt wieder auf die schon zu Anfang beabsichtigte Einrichtung einer reinen Merinoschäferei zurückkommen. Zu diesem Zwecke kaufte er in den Jahren 1811 und 1812 eine Heerde von 150 Stück nebst zwei Böcken von edelster Qualität, und da sein nächstes Ziel Zuzucht und Vermehrung war, so wurde die Paarung mit sorgfältigster Aus-

Digitized by Google

wahl der Individuen betrieben, und zwar vorzüglich in Betreff der Bocklämmer. Im Jahre 1815 hatte Thaer die Schäferei, nachdem über hundert Stück ausgemerzt und 110 junge Böcke verkauft worden waren, bereits auf 700 Stück gebracht.

Die Kunst der Kreuzung, die Thaer sich einst in seinem Garten bei Celle bei der Zucht von Nelken und Aurikeln erworben, wo er immer schönere Sorten zu erzeugen gelernt hatte, kam ihm jetzt bei seiner Heerde zu Statten. Ausgebreitete Kenntniß physiologischer Verhältnisse, ein feiner angeborner Instinkt und wohl auch eine glückliche Hand vereinigten sich bei ihm und ließen ihn zu den glänzendsten Ergebnissen gelangen. Schon 1815 und 1816 wurde seine Wolle auf dem berliner Markte für die beste erklärt, und 1817 schrieb er seiner Frau: „Für mich ist der diesjährige Wollmarkt zwar nicht der pekuniär beste, aber der glorlöseste, den ich erlebt habe. Meine Wolle ist um zwanzig Procent geringer verkauft wie im vorigen Jahre, aber um zwanzig Procent höher, wie irgend eine Wolle hier und in ganz Deutschland verkauft ist und werden wird. Unter allen Wollhändlern und Wollproducenten ist es ganz entschieden angenommen, daß meiner Wolle keine in ganz Europa nahe komme, viel weniger ihr eine an die Seite zu setzen sei. Dies ist so das Tagesgespräch geworden und so über das Gemeine hinweggehoben, daß ich auch keine Spur des Neides bemerke. Jeder erkennt es an, daß ich das Außerordentliche errungen habe, worauf kein Anderer Anspruch machen kann. Solche Wolle, sagt man, kann man erzeugen; denn Möglin hat sie erzeugt. Wenn ich auf den Markt komme, so steht Alles mit dem Hute in der Hand. Ich heiße bereits der Wollmarktskönig."

Wie einst Schubart von vielen Seiten angefeindet worden war, so hatte auch Thaer seine Gegner und Widersacher, aber die Angriffe, die er erfuhr, blieben vereinzelt, und namentlich auf dem Gebiete der Schafzucht wurde er von Jahr zu Jahr mehr eine europäische Autorität und selbst im Scherze von seinen Zeitgenossen als der deutsche „Wollthaer" (Voltaire) gerühmt. Der König Friedrich Wilhelm ernannte ihn zum Generalintendanten der beiden großen Stammschäfereien, die im Jahre 1816 auf Kosten des Staates zu Frankenfelde in der Mark und zu Panten in Schlesien errichtet wurden, und als auf Thaers Anregung 1823 der erste Wollzüchter-Convent in Leipzig zusammentrat, wählte man ihn nicht nur selbstverständlich zum Vorsitzenden, sondern huldigte ihm zugleich als oberstem Meister der ganzen Versammlung.

Schon in seiner kleinen Wirthschaft bei Celle, welche nur 110 Morgen Ackerland und 18 Morgen Wiese umfaßte, hatte sich Thaer die Aufgabe gestellt, den sandigen und der Kultur widerstrebenden Boden auf eine möglichst hohe Kulturstufe zu bringen. Nach den bei diesem Bestreben gesammelten Er-

Digitized by Google

fahrungen bekamen die ersten Gedanken zu einer rationellen Landwirthschaft mehr und mehr Fleisch und Blut, Rundung und Gestalt, so daß er sich die dann in Möglin gelösten Ziele stecken konnte, nämlich:

1. Die größte Menge zur Nahrung der Thiere geeigneter Pflanzen auf einer bestimmten Fläche Landes zu gewinnen.

2. Die verschiedenen Fruchtkräfte des Bodens für die verschiedenen ihrer bedürfenden Fruchtarten in einer der Wiedererzeugung des Verbrauchten günstigen Wechselfolge zu benutzen, also die Brache entbehrlich zu machen.

Sein hierauf bezügliches Meisterwerk: „Die Grundzüge der rationellen Landwirthschaft" erschien in den Jahren 1810 bis 1812 in vier Bänden und wurde sehr bald in verschiedene Sprachen übersetzt. Später dachte Thaer an eine Umarbeitung desselben, doch fand er die Zeit dazu nicht. Koppe aber, der nachher selbst so berühmte Schüler und Gehülfe Thaers, äußert sich über das Wesen der von seinem Lehrer begründeten Fruchtwechselwirthschaft folgendermaßen:

„Die Abwechselung der angebauten Früchte ist eine von der Natur gebotene Nothwendigkeit. Es gibt nur wenige Kulturpflanzen, die eine Reihe von Jahren auf derselben Stelle einen guten Ertrag liefern, und zwar sind dies nur einige perennirende Pflanzen wie Esparsette, Luzerne, Hopfen und dergl., die mit ihren Wurzeln sehr tief in den Boden dringen. Von den einjährigen flachwurzelnden Gewächsen gibt es zwar einige, welche mehrere Jahre hinter einander angebaut werden können, z. B. Tabak, Hanf, Kartoffeln, selbst Roggen, Hafer und Raps, es ist dies aber nur in besonderen Bodenarten möglich oder nach sehr starker Düngung, und auch dann sind die Nachtheile bei ihrer Wiederkehr augenscheinlich und überwiegend." Koppe ist der Meinung, daß der Grund dieser Erscheinung in dem Umstande zu suchen sei, daß jede Art der Gewächse eines gewissen Bestandtheiles der Ackerkrume zu ihrer vollständigen Ausbildung bedürfe, und er glaubt daher, daß dieselbe dem Boden gegebene Düngung weit mehr Früchte wachsen lasse, wenn Pflanzen aus verschiedenen botanischen Klassen in Abwechselung gebaut würden, indem jede Art der Gewächse vorzugsweise den ihr besonders zusagenden Theil der Düngung sich aneigne und einverleibe und den Acker oft fruchtbarer für eine andere Pflanzenart mache, welche man ihr dann folgen lassen müsse.

Thaer hatte es für seine Pflicht gehalten, die landwirthschaftliche Lehranstalt in Möglin sobald als nur möglich ins Leben zu rufen und deshalb, weil es ihm selbst an den nöthigen Mitteln zu der mit erheblichen Kosten verbundenen Ausführung des Planes dazu mangelte, sich entschlossen, den Bau und die Einrichtung des Instituts auf Aktien zu unternehmen. Dieser Gedanke hatte den besten Erfolg, sodaß Thaer schon im Juli 1806 die Zeichnungen

Digitized by Google

schließen und dem Könige, der an der Sache lebhaften Antheil nahm, die Eröffnung der Lehranstalt für den Oktober jenes Jahres in Aussicht stellen konnte. Aber die Mitte des Oktober brachte die Franzosen ins Land, der bei Jena und Auerstädt siegreich gewesene Feind überschwemmte die Marken, und statt der angemeldeten 21 Zöglinge stellten sich nur 3 ein. Im Frühjahr 1807 waren erst 8 eingetroffen. Diese Zahl wuchs zwar später, da aber bei der vollständigen Zerrüttung der Geldverhältnisse in Preußen und den Nachbarländern viele Söhne sonst wohlhabender Eltern mit der Zahlung ihrer Pensionen in Rückstand blieben und Manche, welche Aktien genommen hatten, ihre Einzahlungen nicht zu leisten vermochten, so entstanden schwere Verlegenheiten für Thaer, welcher, dem guten Sterne Preußens vertrauend, in freilich schon bedrohter Zeit dieses Institut ins Leben gerufen hatte. Im Freiheitskriege standen dann alle Zöglinge im Felde, auch die drei Söhne Thaers, und so kam es, daß die Einrichtung ohne Verlust weder aufgegeben noch fortgeführt werden konnte. In Noth und Sorge schrieb er damals seiner abwesenden Frau:

„Wollte Gott, daß ich das Institut nicht angelegt hätte; denn es ist die Quelle aller Verlegenheiten und Sorgen geworden. Aber es ist für unser Land zu wichtig, und so muß es bleiben."

Ein Glück, daß es blieb. Mit dem Frieden kamen auch für Thaer bessere Tage, und wie er während des letzten Jahrzehnts, das ihm noch zu leben und zu wirken vergönnt war, seinen Ruhm wachsen und die verschiedenen Zweige seiner Wissenschaft blühen sah, so nahm auch seine Schule, seit 1819 „Königliche akademische Lehranstalt des Landbaues" genannt, von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Ansehen zu.

Die zahlreichen Schüler Thaers trugen seine Lehren überall hin und wurden, nachdem sie selbständige Landwirthe geworden waren, Vorbilder, nach denen sich die Nachbarn bei der Einführung der verbesserten Betriebsweise des Ackerbaues und der Viehzucht richten konnten.

Als Professor und Mitglied des Staatsrathes, später als Geheimer Oberregierungsrath wurde Thaer auch vielfach bei der Berathung und Ausarbeitung der Agrargesetzgebung in Anspruch genommen. Im Jahre 1824 feierte er unter großer Theilnahme von Nah und Fern sein Doctorjubiläum. Später weckte in ihm der Ankauf neuen Grundbesitzes noch einmal den alten Feuereifer, aber ein rheumatisches Leiden lähmte bald darauf seine Kräfte und führte endlich seinen Tod herbei. Er starb zu Möglin am 26. Oktober 1828 und ruht dort in der Nähe eines stilles Teiches, nach welchem die Fenster der jetzt geschlossenen Lehranstalt freundlich hinüberblicken. In Berlin und Leipzig sind ihm Bildsäulen errichtet, das schönste Denkmal aber hat er sich selbst geschaffen — in

Digitized by Google

den blühenden Fluren unseres Vaterlandes, dessen Landwirthe ihn stets verehren werden als den Vater der nicht mehr blos auf Erfahrung, sondern auf Wissenschaft gegründeten und mit dieser stetig fortschreitenden Landwirthschaftskunde.

Ein badischer Staatspfarrer und sein Schicksal.*)

(Aus Baden.)

Als wir unsern in Heft 7 zum Abdruck gebrachten Aufsatz niederschrieben, konnten wir in demselben noch die Mittheilung machen, daß bis jetzt kein thatsächlicher Anhaltspunkt gegeben sei, welcher zu der Annahme berechtige, daß die Regierung der Freiburger Kurie nachgebend entgegenkommen werde. Aber zwischen Lipp' und Kelchesrand, d. i. auf unsern Fall angewendet zwischen Schreibtisch und Setzkasten, trat plötzlich ein Ereigniß zu Tage, welches, wie die Redaktion bereits in einer Note zu dem vorigen Aufsatz bemerkte, ein Nachgeben der Regierung befürchten läßt. Der Einzelfall an und für sich hatte zwar nicht eine derartige Bedeutung, daß ihm eine eingehende Erörterung in diesem Blatte zu widmen wäre. Aber mit ihm steht und fällt ein Prinzip unserer staatlich-kirchlichen Gesetzgebung, das wichtig genug ist, um auch die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf den Einzelfall zu lenken.

Das für die Regulirung und Beurtheilung der gesammten staatskirchenrechtlichen Verhältnisse unseres Landes in grundlegender Weise maßgebende Gesetz vom 9. Oktober 1860, die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staat betreffend, verfügt in einer Schlußbestimmung § 17. Absatz 2: „Die landesherrlichen Patronate bleiben in ihrer bisherigen Wirksamkeit, bis im Wege der Verordnung ihre Aufhebung in Vollzug gesetzt wird." Zum Vollzug dieser Bestimmung bezüglich der landesherrlichen Patronate in der katholischen Kirche erging unter dem 20. November 1861 eine landesherrliche Verordnung, kraft deren auf Grund einer mit dem Erzbischof stattgehabten Verständigung 304 namentlich aufgeführte Pfründen der landesfürstlichen Präsentation zugeschieden werden, während weitere 163 Pfründen

*) Wir kommen einem Wunsche nach, indem wir bestimmt erklären, daß die Badischen Berichte der Grenzboten nicht Herrn Dr. Hausrath in Heidelberg zum Verfasser haben.
Die Red. der Grenzboten.

Digitized by Google

der freien Verleihung des Erzbischofs unterliegen und die übrigen 132 Pfründen durch ein genau definirtes gemeinsames Verfahren besetzt werden.

Die Zulassung zu einem Kirchenamte, also auch zum Besitz einer Pfründe — für die seit 1874 mit ihren Studien zum Abschluß gekommenen Theologen auch zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen — ist zufolge staatlichen Gesetzes u. A. durch den vor einer Staatsbehörde in öffentlicher Prüfung zu erbringenden Nachweis einer allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung bedingt. Die Kurie hat in offener Auflehnung gegen diese staatsgesetzliche Bestimmung den katholischen Theologen sowohl die Ablegung der Prüfung untersagt, als auch das Ansuchen um den unter gewissen Voraussetzungen den vor dem Jahre 1868 Examinirten von der Staatsregierung zu gewährenden Dispens von der Prüfung. In Folge dessen und bei dem ausnahmslosen Gehorsam, welchen die katholischen Theologen dieser Weisung der Kurie leisteten, kann keiner der seit dem Jahr 1863 zu Priestern Geweihten eine Pfründe erlangen, und keiner der seit Wirksamkeit des Gesetzes vom 19. Februar 1874 mit seinen Studien zum Abschluß gekommenen Theologen kann kirchliche Funktionen öffentlich ausüben, ja es darf der Bischof bei Vermeidung hoher Geld-, beziehungsweise Gefängnißstrafen keinem derselben die Priesterweihe ertheilen. Die in der Zeit von dem Jahre 1863 bis 1874 zu Priestern Geweihten sind als Kapläne und Pfarrverweser verwendet, seit dem Jahr 1874 konnte kein Zugang von Priestern mehr statthaben.

Vor ungefähr 1½ Jahren hat nun einer der vor dem Jahre 1868 Examinirten, Glattfelder, bei der Staatsregierung um Dispens von der Prüfung nachgesucht und hat diesen Dispens erhalten. Damit war für den von der Kirche bisher als Kaplan und Pfarrverweser verwendeten Priester Glattfelder das einzig rechtlich bestandene Hinderniß zur Erlangung einer Pfründe beseitigt. Der Großherzog übertrug ihm denn auch kurz darauf die der landesfürstlichen Präsentation unterstehende Pfarre Balg bei Baden. Die Kurie jedoch verweigerte die kirchliche Investitur. Zwar begründete sie in Anbetracht der für solche und ähnliche Fälle aufgestellten ernsten Strafbestimmungen des Gesetzes vom 19. Februar 1874 ihre Weigerung nicht damit, daß Glattfelder, indem er Dispens vom staatlichen Examen nachsuchte, sich ihr, der Kurie, gegenüber ungehorsam gezeigt habe, sondern sie schützte allerlei hohle, in sich nichtige Gründe vor, und zwar also, daß das Maß dessen, was man im gewöhnlichen Leben anständig zu nennen pflegt, in höchst bedenklicher Weise überschritten wurde. So z. B. machte man geltend, daß Glattfelder, unehelich geboren, in Folge des defectus natalium ein Kirchenamt definitiv nur mit besonderem päpstlichen Dispens erlangen könne, und man deutete an, daß dieser Dispens nicht ertheilt werde. Ferner versuchte man die sittliche Haltung Glattfelders

Digitized by Google

zu verdächtigen, indem man ihm Wirthshaussitzen, geselligen Verkehr mit kirchenfeindlichen Personen u. s. w. vorwarf.

Das Alles that man einem Manne gegenüber, der seit seiner Thätigkeit im geistlichen Amte von seinen kirchlichen Behörden noch nie eine Mahnung oder Rüge erhalten hatte, ja dem ganz kurze Zeit vorher, ehe man für gut befand, ihn einer sittlich laxen Haltung zu beschuldigen, sein damals vorgesetzter Dekan, ein streng ultramontaner Parteigänger, ein sowohl seine Amtsführung als sein sittliches Verhalten in äußerst lobender Weise anerkennendes Zeugniß ausgestellt hatte (das Zeugniß wurde in öffentlicher Sitzung der zweiten Kammer verlesen). Man war schamlos genug, auf den defectus natalium hinzuweisen einem Manne gegenüber, dem man unbeanstandet die Priesterweihe ertheilt hatte, indem man ihm einfach bemerkte, es lägen noch einige derartige Fälle vor, man werde seiner Zeit für sie zusammen Dispens einholen. Aber mit seltener cynischer Unverfrorenheit beharrte die Kurie auf Grund dieser in sich absolut nichtigen, unwahren Gründe bei ihrer Weigerung, die missio canonica zu ertheilen. Der Regierung war natürlich der eigentliche Grund dieser Weigerung, das Ansuchen Glattfelders um Dispens vom staatlichen Examen, nicht verborgen. Und sie vollzog einfach einen Akt der Wahrung der Staatsautorität gegenüber einer rebellischen Kirchenbehörde, indem sie trotz des Widerspruchs der Kurie Glattfelder als Pfarrer in Balg einsetzte mit allen Rechten und Pflichten des in durchaus gesetzlicher Weise ernannten Ortspfarrers. Oder wohin müßte es mit der Staatsautorität kommen, wenn es einer Kirchenbehörde möglich wäre, das landesherrliche Präsentationsrecht in jedem einzelnen Falle ganz nach Gutdünken wirksam oder illusorisch zu machen? Und würde nicht die Regierung bis hinab zu dem geringsten Mann des Volkes ihr Ansehen in geradezu selbstmörderischer Weise schädigen, wenn sie einen Geistlichen, der um seines Gehorsams gegen die Staatsgesetze willen von der Kurie als unannehmbar bezeichnet wird, schutzlos ließe? Weder gegen die kirchliche Dienstführung Glattfelders, noch gegen seine sittliche Haltung konnte im ganzen langen Verlaufe der Verhandlungen von Seiten der Kurie irgend etwas Stichhaltiges vorgebracht werden. Einzig sein Gehorsam gegen das Staatsgesetz hat ihn mißliebig gemacht. Eine Regierung, die bei so bewandten Umständen Herrn Glattfelder nicht als Pfarrer eingesetzt hätte, wäre der Verachtung anheimgefallen. Glattfelder wurde Pfarrer von Balg, der von der Kurie nicht abberufene Pfarrverweser wurde aus dem Pfarrhaus verwiesen, Kirche und kirchliche Geräthschaften wurden an Glattfelder übergeben, dieser trat in die örtliche Schulaufsichtsbehörde ein, übernahm den Vorsitz in der Stiftungscommission, ertheilte Religionsunterricht an der Volksschule, mit einem Worte er trat in die Uebung sämmtlicher Rechte und Pflichten des Ortspfarrers ein.

Digitized by Google

Die Regierung schützte ihn darin mit allem Nachdruck und vereitelte den Versuch der Kurie, neben dem einzig rechtmäßigen Pfarrer noch besondere „erzbischöfliche“ Pfarrer einzuschmuggeln. Die Gemeinde, von Freiburg aus instruirt und von dem nominell als Privatmann, thatsächlich aber als Ueberwachungscommissär der Kurie im Orte verbleibenden früheren Pfarrverweser fortwährend bearbeitet, setzte dem neuen Pfarrer passiven Widerstand entgegen. Die von Glattfelder abgehaltenen Gottesdienste wurden nicht besucht — einige wenige Personen, die sich ab und zu einfanden, sind nicht zu zählen — Taufen, Spendung der Sterbesakramente, Beerdigungen wurden anfangs durch den früheren Pfarrverweser vorgenommen. Als diesem unter Androhung strengster Bestrafung solche gesetzwidrige Ausübung kirchlicher Funktionen untersagt war, und als dasselbe Verbot der Reihe nach auch die in der Nähe wohnenden Geistlichen traf, welche sich der Balger Gemeinde in ihrer kirchlichen Noth annehmen wollten, da brachten die Balger Bauern ihre Kinder in benachbarte Gemeinden zur Taufe, gingen dorthin zum Gottesdienst, zur Beichte und Communion, man begnügte sich mit der Civiltrauung, die in solchem Falle kirchlich gebilligt, ja geboten ist, oder ließ die Ehe auswärts kirchlich einsegnen, über den Nichtempfang der Sterbesakramente tröstete man sich mit dem von der Kirche dargereichten Trost, daß die Wirkung des Sakramentes, weil dieses in Folge eines Nothstandes nicht erlangt werden konnte, dem Gläubigen doch nicht fehle, und die Gestorbenen wurden civiliter beerdigt. So war Herrn Glattfelder die acht oder neun Monate über, während deren er in Balg wohnte, aller Boden für die spezifische geistliche Wirksamkeit entzogen. Einzig den Religionsunterricht in der Schule konnte er ertheilen, aber auch das nur in Folge des strengsten Strafverfahrens der staatlichen Behörden gegen die betreffenden Eltern, welche — und wiederum ausnahmslos — ihre Kinder nicht schicken wollten. Zu diesem kirchlichen Nothstand, in den Herr Glattfelder versetzt war, hatte sich sofort ein sozialer Nothstand gesellt. Offene Excesse, Insulten u. dergl. gegen Glattfelder kamen zwar dank der eifrigen Thätigkeit der staatlichen Polizeibehörde nicht vor. Aber Herr Glattfelder wurde in Balg ignorirt und gemieden. Man suchte die Begegnung mit ihm auf der Straße zu vermeiden, hatte keinen Gruß für ihn, er konnte im Dorf keine Dienstleistung irgend welcher Art erlangen, die unentbehrlichsten, zum täglichen Bedarf zählenden Lebensmittel mußte er sich von auswärts beschaffen, u. s. w. u. s. w. Die Regierung blieb fest, und als, von ultramontaner Seite angeregt, die Angelegenheit zu Beginn des letzten Sommers in der zweiten Kammer zur Verhandlung gelangte, da billigte die Volksvertretung die Haltung der Regierung. Man mochte die Zustände in Balg beklagen, aber das von der Kurie in frivolster Weise provizirte Duell mußte ausgefochten werden.

Biegen oder brechen! So war von Regierung und Volksvertretung die Parole ausgegeben.

Das neue Ministerium fand diese Sachlage vor. Die Mitglieder desselben kannten die Angelegenheit genau, sie hatten zum Theil als Mitglieder des früheren Ministeriums, zum Theil — so namentlich der jetzige Präsident des Ministeriums des Innern — als Landtagsabgeordnete die bisherige Haltung der Regierung gebilligt. Man hatte deshalb um so weniger Ursache zu der Annahme, daß gerade in dieser Frage die „Methode" sich ändern werde. Aber man hatte sich getäuscht. Ein offiziöser Aufsatz der „Karlsruher Zeitung" vom 1. d. Mts. brachte die Mittheilung, daß „in der Pastoration der Gemeinde Balg in neuerer Zeit eine Aenderung stattgefunden habe." Pfarrer Glattfelder — so berichtete das offiziöse Blatt — habe gegen Ende des Jahres bei der Regierung um die Erlaubniß nachgesucht, seinen Wohnsitz aus dem Orte Balg nach einem der dieser Gemeinde nahe gelegenen Orte verlegen zu dürfen. Zu diesem Gesuch sei Glattfelder veranlaßt gewesen durch sein Verhältniß zu der großen Mehrzahl der Einwohner seiner Pfarrgemeinde, welches sich so gestaltet hatte, daß er nicht allein wegen mangelnder Theilnahme einen Pfarrgottesdienst nicht mehr abhalten konnte, sondern auch in seinem Privatleben den widrigsten Anfeindungen und Chikanen ausgesetzt war. Dies Alles ist nach Ansicht der „Karlsruher Zeitung" so gekommen „wohl vorzugsweise durch äußere Einwirkungen, deren Zweck wär, die Stellung Glattfelders in der Gemeinde unhaltbar zu machen." „Für die Großherzogliche Regierung lag kein Anlaß vor, der von Glattfelder beabsichtigten Wohnsitzverlegung entgegenzutreten, sofern durch diese derjenige Theil der pfarramtlichen Funktionen, bei welchem das staatliche Interesse vorwiegend war — der Religionsunterricht in der Volksschule und die Mitwirkung bei der Verwaltung des örtlichen Kirchenvermögens — eine Beeinträchtigung nicht erfuhr." Pfarrer Glattfelder nahm demgemäß zu Anfang dieses Jahres seinen Aufenthalt in einem nahe gelegenen Dorfe und besorgt von dort aus den Religionsunterricht und die mit dem Vorsitz in der Stiftungscommission verbundenen Geschäfte, „wobei vorausgesetzt war, daß er behufs Ausübung auch der übrigen in der Eigenschaft als Pfarrer ihm obliegenden Funktionen seinen Aufenthalt wieder nach Balg verlegen werde, sobald dies von der vorgesetzten Kirchenbehörde verlangt würde." Aber siehe da, wie nett sich Alles zum Ganzen rundet! Die Rückkehr wurde nicht verlangt, sondern die Kurie berief sogar den bisherigen Ueberwachungscommissär der Gemeinde, den früheren Pfarrverweser, ab, um ihn anderweitig zu verwenden und, damit doch die Gemeinde nach Glattfelders Wegzug nicht ohne Pfarrer sei, sandte sie einen Pfarrverweser. „Nach diesem Vorgang", so schließt die „Karlsruher Zeitung" ihre Darlegung, „erschien die von Glattfelder

Digitized by Google

selbst ins Werk gesetzte Aufenthaltsverlegung als eine von keiner Seite beanstandete Absenz des Genannten von seiner Pfarrei, und auf Seiten der Großherzoglichen Regierung war damit für die Dauer der Abwesenheit Glattfelders jeder Grund weggefallen, die Ausübung der pfarrlichen Funktionen zu Balg durch den an die Stelle des freiwillig abwesenden Pfarrers angewiesenen Dienstverweser irgendwie zu hindern. Auf die Rechtsansprüche Glattfelders hinsichtlich des Pfründegenusses bleibt dessen Abwesenheit vom Pfarrsitz selbstverständlich ohne Einfluß."

Der Eindruck, den diese Darlegung der „Karlsruher Zeitung" machte, war in mehrfacher Hinsicht ein höchst peinlicher. Das zwar wollen wir dem offiziösen Blatte zu gute halten, daß die Sache so dargestellt wird, als ob Alles sich ohne höhere Einwirkung so ganz von selbst gemacht hätte. Wer aber auch nur das A B C der Sprache sich angesehen hat, deren sich die offiziösen Preßorgane bedienen, für den steht's mit Frakturschrift zwischen den Zeilen geschrieben, daß hier eine Vereinbarung vorliegt. Man wollte den Balger Handel aus der Welt schaffen. Und zwar will uns bedünken, als ob nicht etwa die Kurie, sondern die Regierung dieses Bedürfniß empfunden hätte. Der Kurie mußte unseres Erachtens der Fall Balg gar nicht so unlieb sein. Denn wie prächtig ließ sich derselbe stets gegen die Regierung ausbeuten! wie nachdrücklich konnte man der Masse des Volkes an diesem Beispiel ad oculos demonstriren, wie die Regierung Kirche und Religion schädige und zerstöre! Wahrhaftig, die Sache liegt so, daß man zu dem Glauben verleitet sein könnte, die Regierung habe, um den Balger Fall in der oben dargelegten Weise zu erledigen, der Kurie noch einen speziellen Kaufpreis zahlen müssen. Die „Karlsruher Zeitung" zwar sucht auch in einem zweiten, gegen die „Badische Correspondenz" gerichteten Aufsatz die Sache so darzustellen, als ob lediglich die Haltung der Gemeinde Balg, welche nicht allein Glattfelders kirchliche Wirksamkeit brach legte, sondern auch dessen Privatleben bis zur Unerträglichkeit erschwerte, Herrn Glattfelder zum Gesuch um Wohnsitzverlegung bestimmt habe, und sie läßt durchblicken, daß es unter solchen Umständen ein Akt der Grausamkeit gewesen wäre, den Pfarrer Glattfelder in Balg festzuhalten. Die „Allgemeine Zeitung" aber, welche in einem offenbar aus sehr wohl unterrichteter Feder stammenden Aufsatz die Regierung vertheidigt, spricht offener. Sie sagt uns, daß sich in Balg nach und nach ganz unerträgliche Zustände herausgebildet hätten, und die logische Folge davon sei, „daß eine Regierung das Recht, ja die Pflicht habe, solchen Zuständen ein Ende zu machen." Worin bestanden denn diese ganz unerträglichen Zustände in der Gemeinde Balg? Auf Seiten der Gemeinde bestanden sie darin, daß diese einer geordneten pfarrlichen und seelsorgerlichen Thätigkeit entbehrte. Ein mißlicher Zustand mag das gewesen sein, ganz un-

Digitized by Google

erträglich war er nicht. Allein selbst wenn er dies gewesen wäre, so war er es einzig durch Schuld der Gemeinde, beziehungsweise der Kurie, und zwar durch eine absolut strafbare, weil der Auflehnung gegen die Staatsautorität entspringende Schuld. Man mag den Einzelnen bedauern, der unter solchen Zuständen leidet, und es steht engherzigen Seelen ganz gut an, über jede in Balg stattgehabte Civilbeerdigung Thränen zu vergießen, und Leute, deren Blick nicht das ganze Gebiet beherrschen kann, mögen sich sogar durch die rührende Schilderung eines Sterbelagers, an dem die letzte Segnung der Kirche entbehrt werden muß, zu gefühlvollen Deklamationen über Eingriffe in die Gewissensfreiheit hinreißen lassen. Der Staatsmann, der Politiker hat die Sache unter anderem Gesichtspunkt zu betrachten. Mochten die Balger Pfarrgenossen ihren kirchlichen Nothstand, ihre Gewissensnoth der Kurie klagen. Mochte diese, von ihrer frivolen Auflehnung gegen die Staatsautorität ablassend, Herrn Glattfelder als Pfarrer anerkennen. Dann war dem unerträglichen Zustande ein Ende gemacht. Wollte die Kurie das nicht, wollte sie die Behauptung ihrer rebellischen Position höher stellen, als die geordnete Befriedigung der kirchlichen und religiösen Bedürfnisse einer Pfarrgemeinde, so mochte sie fortfahren, wie sie bisher gethan! Die Regierung war nicht verpflichtet, von sich aus für Beseitigung solcher Zustände zu sorgen, sie hatte nicht das Recht, diese Beseitigung, wie es hier geschehen ist, auf Kosten der Staatsautorität zu bewirken.

Unerträglich waren die Zustände in Balg, so wird uns gesagt, auch für Herrn Glattfelder. Man hatte sich dauernd seiner kirchlichen Wirksamkeit entzogen, man hatte ihm in sozialer Hinsicht die größten Widerwärtigkeiten bereitet. Es ist nun gewiß unbestritten richtig, daß, wie die „Karlsruher Zeitung" sagt, der Regierung keine Mittel zur Verfügung stehen, badische Staatsangehörige zur Theilnahme an religiösen Handlungen oder zu wirthschaftlichen Leistungen im Gebiete des Privatrechts zu zwingen. Aber es hat auch niemand gefordert, daß man die Balger Pfarrgenossen mit Polizeigewalt hätte zwingen sollen, sich von Glattfelder kirchlich bedienen zu lassen, oder daß man auf dem Wege der Expropriation Milch und Eier in das Pfarrhaus geschafft hätte. War der fernere Aufenthalt Glattfelders in Balg unnöthig und unthunlich, so war es ganz in der Ordnung, daß die Regierung die Wohnsitzverlegung gestattete. Aber, wie die „Badische Correspondenz" völlig zutreffend ausführt, das Eintreten eines neuen, von der Kurie gesandten Pfarrverwesers durfte die Regierung *nicht* gestatten. Denn was soll das heißen, neben dem ordnungsmäßig und rechtskräftig ernannten Pfarrer einen auf gar keiner gesetzlichen Basis stehenden Pfarrverweser zu haben? einen Pfarrer zu haben zur Ertheilung des Religionsunterrichtes und zur Verwaltung des Ortskirchenver-

Digitized by Google

mögens und einen Pfarrverweser zur Besorgung der kirchlichen Funktionen und der Pastoration? Die Gemeinde Balg kann doch nicht ohne Pfarrer sein? wird man vielleicht einwenden. Warum denn nicht? fragen wir. Sie hatte bisher einen Pfarrer im Ort und hat ihn ignorirt. Nun wohnt er außerhalb des Ortes. Möge die Gemeinde, wie sie bisher gethan, sich auch fernerhin behelfen. Ist ihr das auf die Dauer unbequem, so gebe sie den Wunsch kund, daß ihr Pfarrer Glattfelder zurückkehre, und er wird kommen. So etwa hätte die Regierung die Sache ordnen sollen, dann wäre die Staatsautorität gewahrt gewesen.

Es kann sich jetzt nicht darum handeln, zu untersuchen, ob die Sache nicht von vorn herein geschickter hätte angelegt und geplant werden können. Herr Glattfelder mag nicht die geeignete Persönlichkeit gewesen sein und Balg nicht der richtige Ort, um das Experiment zu versuchen. Aber nachdem die Sache unter Billigung sämmtlicher zuständigen staatlichen Faktoren aufgegriffen und wie geschehen behandelt war, mußte die Regierung bei ihrer Position beharren. Sie hat nicht dabei beharrt, und damit ist sie faktisch unterlegen und die Kurie hat gesiegt. Schon einmal, zu Anfang der funfziger Jahre, haben römisch-katholische Geistliche in Baden die Erfahrung gemacht, wie unklug es sei, sich der Kirchengewalt gegenüber auf den Schutz des Staates zu verlassen. Das mit dem Fall Glattfelder gegebene Beispiel wird aufs neue gebucht werden, zu Gunsten der Kirchengewalt.

Wir wollen nicht weitgehende Kombinationen an den Einzelfall knüpfen, weder im Sinne des Organs der Deutsch-Conservativen, das bereits von einer „neuen Aera" spricht, noch im Sinne der „Frankfurter Zeitung", die in dem Ausgang des Balger Handels den Anfang vom „Ende des Kulturkampfes in Baden" erblickt. Das aalglatte Hinwegschlüpfen der ultramontanen Blätter über Balg, das Nichterheben des sonst in ähnlichen Fällen üblichen Triumphgeschreis könnte zu der Vermuthung verleiten, als ob wir noch fernere Ueberraschungen auf gleicher Linie zu gewärtigen hätten. Es genügt uns für heute, das Facit des Falles Balg und Glattfelder zu ziehen. Und wir buchen: das landesherrliche Präsentationsrecht gilt nur soviel, als die Kurie es gelten lassen will, und sodann: der Rebell gegen die Staatsautorität kann, wenn er die kirchliche Charaktermaske geschickt vorzunehmen weiß, nicht nur ungestraft rebelliren, sondern auch die von ihm beraunte Burg öffnet, ohne daß die Besatzung Pulver und Blei verbraucht hätte oder der Proviant ausgegangen wäre, zur Stunde der Ruhebedürftigkeit des Kommandirenden ihre Thore, die Standarte des Burgherrn sinkt, und wo sie gefestigt war, da flattert jetzt die Rebellenfahne in den Lüften frei und keck.

Den 19. Februar. Hr.

Digitized by Google

Belgische Studien.

Land, Leute und Verhältnisse Belgiens lassen sich nicht anschaulicher und unterhaltender schildern, als es von Dr. Fr. Oetker in seinen unlängst (in Stuttgart, Verlag von Auerbach) erschienenen „Belgischen Studien" geschieht. Der Verfasser hat sich bekanntlich in den letzten Zeiten vorwiegend als Politiker hervorgethan, in seinen Schilderungen und Erörterungen über Belgien erscheint er aber nicht minder bedeutend als Erzähler.

Die Hassenpflugsche Revolution hatte Oetker 1850 zum politischen Flüchtling gemacht. Als solcher lebte er erst auf Helgoland, von 1854 bis 1859 meist in Belgien. Seine Schrift über Helgoland gilt als das Beste, was über die Insel geschrieben ist, und kaum unterläßt ein deutscher Badegast dort, sich durch dieses Werkchen zu orientiren. Jakob Grimm rieth Oetker, eine ähnliche Arbeit über Belgien zu liefern. Sie liegt jetzt vor und wird künftig den Reisenden nach Belgien der beste Führer sein. Freilich sind die Notizen schon in den funfziger Jahren gemacht, sie haben dadurch jedoch in nichts verloren. Sie beruhen, wie man bei der Lektüre sieht, auf den genauesten, gründlichsten und feinsten Beobachtungen sowie den eingehendsten Studien. Das für uns zum Theil stammverwandte Belgien erscheint uns durch diese anmuthigen Schilderungen näher gerückt, und wer einmal durch die Straßen von Gent und Brügge oder auf der Digue von Ostende gewandert ist, der fühlt sich durch die Art der Schilderung aufs lebhafteste wieder an Ort und Stelle versetzt. Infolge der politischen Thätigkeit, zu welcher der Verfasser in Hessen und Preußen berufen wurde, blieb das Manuskript liegen. Die meisten seiner Darstellungen konnte der Verfasser nach so langer Unterbrechung nicht vollenden; in einem Buche von sechshundert Seiten gibt er uns den werthvollsten Theil derselben. In Belgien wird man diesem für die dortige Kulturgeschichte wichtigen Werke alle Beachtung schenken, möge man auch in Deutschland es gebührend würdigen!

Gerade gegenwärtig, wo das deutsche Vereinsleben in politischer Hinsicht so viel zu wünschen übrig läßt, fühlt man sich gleichsam beschämt durch die Darstellungen der hohen Stufe, welche das Vereinsleben in Belgien noch gegenwärtig einnimmt. Es gibt eine Unzahl von Vereinen und Gesellschaften, die in den mannigfaltigsten Formen und Richtungen die verschiedensten Ziele verfolgen. Wir hören von Vereinigungen für Handel und Gewerbe, für Ackerbau und Viehzucht, für Thier- und Pflanzengärten, für Obstbau und Blumenzucht, für Kunst und Wissenschaft, Wohlthätigkeit und Unterricht, Religion und Politik, Sicherheit und Hülfeleistung, Zeitungslesen und Spiel, Jagd und Fischerei,

Digitized by Google

für Reiten und Schießen, Gesang und Tanz, für Scherz und Ernst, kurz, man kann sagen, auf alles, und zwar in hundert verschiedenen Richtungen und Eigenthümlichkeiten, hat sich das Vereinsrecht und der Hang zu genossenschaftlichen Verbindungen erstreckt. In Gent bestanden z. B. 1858 über hundert Vereine, in dem kleinen St. Nicolas dreißig. Und diese Vereinslust beschränkt sich nicht etwa auf das reifere Alter und die wohlhabenden Klassen. Es gibt sehr jugendliche und sehr dürftige „Maatschappijen". Besonders bemerkenswerth sind in Gent die Verbindungen der jungen Fabrikarbeiter und Fabrikmädchen. Diese hartgeplagten und doch so unendlich lebenslustigen Geschöpfe haben nämlich „Kompagnien" gebildet, je aus zehn bis zwanzig Paaren bestehend; denn jedes Mädchen hat seinen ständigen Cavalier; an der Spitze stehen gewählte Hauptleute. Und der Zweck der Vereinigungen ist nicht etwa Zusammenhalten oder gar auflehnendes Auffordern dem Fabrikherrn gegenüber, sondern geselliges Vergnügen. Die Compagnie macht gemeinsame Spaziergänge, besucht dasselbe Bierhaus, denselben Tanzboden und ist überhaupt in strenger Ordnung, aber heiterer Ungezwungenheit zu Lust und Freude verbrüdert und gegen jede Störung zu Schutz und Trutz verbündet. Auf Gemeinsamkeit und Zucht wird mit Strenge geachtet. Monatelang wird gespart und gedarbt für die Kirmeßfeste und Faschingtage. Es hat, sagt der Verfasser, etwas ungemein Anziehendes, selbst Rührendes, dies jahrelange Abmühen und Zusammensparen, um sich einmal mit eigener Kraft und aus eigenen Mitteln einen fröhlichen Tag machen zu können, und nun erst wenn der Verein, auf neuen Schmuck verzichtend, einem krank darniederliegenden Genossen eine Freude bereitet.

Es ist dies nur ein Bild aus dem tausendfältig schillernden Vereinsleben, wie es der Verfasser aus langer Vergangenheit und aus der Gegenwart schildert. Man gewinnt die Ueberzeugung, daß dieser Zug nach Vereinigung aufs tiefste mit dem Wesen des Volkes in Flandern und Brabant verknüpft und selbst durch die Schreckniſse, welche früher über das Land zogen, nicht gemindert worden ist. Wir sehen dies in der Schilderung der Schützenfeste und Preisschießen im funfzehnten Jahrhundert, der Feste und Ehrenbezeugungen für Philipp den Guten, Karl den Fünften, Margarethe von Oesterreich u. s. w., sowie in dem unverwüstlichen Behagen und der Freude des Volks an glänzendem Aufputz und öffentlichen Schaustellungen. Bei allem kirchlichen Sinne der Belgier und all ihrer Liebe zum Königshause würde man, wie Oetker sagt, sich irren, wenn man alle Umzüge und alle Millionen auf Rechnung der Liebe zur Kirche und zum Könige setzen wollte, vielmehr muß die Neigung des ganzen Volkes zu Aufzügen und Schaugepränge in Anschlag gebracht werden. Längere Erzählungen aus Vergangenheit und Gegenwart geben uns einen Begriff, was alles in diesem Punkte geleistet wird. Sehr wesentlich wird unsere Kenntniß

Digitized by Google

des belgischen Volkslebens durch die ausführlichen Schilderungen der kirchlichen Brüderschaften, der Waffengilden und Handwerksinnungen vervollständigt.

Aus dem Kapitel über die Carnevalsgesellschaften, Fastnachts- und sonstige Gelage möge folgende Darstellung eines Fastnachtsballes im Spiegelhove vor dem Brügger Thore zu Gent Platz finden:

Man denke sich einen Saal, der an viertausend Menschen faßt; man denke sich diesen Saal angefüllt mit Burschen und Mädchen, Männern und Weibern aus den unteren und untersten Klassen, Kopf an Kopf, Arm an Arm in den wunderlichsten, bizzarsten Anzügen und Vermummungen, mit Klappern, Rasseln, Hörnern, Trompeten, Pfeifen und sonstigen Zuthaten in den Händen und vor dem Munde, mit schwerem Schuhwerk, zum Theil Holzpantoffeln an den Füßen, trinkend und rauchend, sich drängend und neckend, schäkernd und lachend, unaufhörlich in Bewegung, ohne vom Fleck zu kommen, springend ohne zu tanzen, schreiend und blasend in allen Tonarten, singend in allen Weisen, alles im wildesten, tollsten Durcheinander, ohne Aufhören und Unterlaß; man denke sich dies und füge einen entsprechenden Dunstkreis hinzu, und man hat eine ungefähre Vorstellung von dem Bilde, das an der stets geöffneten und stets einströmenden Eingangs- und Ausgangspforte sich aufdrängt. Man fasse aber nur Muth und trete ein, wofür eine kleine Vergütung gezahlt wird. Es wird dir zwar niemand Platz machen wollen, und selbst wenn einer wollte, er könnte es kaum; aber es wird dir auch niemand hindern, stück- und stoßweise weiter zu dringen. Nur Muth und Beharrlichkeit. Am anderen Ende des Saales ist eine kleine Erhöhung, dort zahlst du nochmals zehn Centimes und findest auf diesem Luxusplatze schon einigen Raum und bei Glück oder Ausharren auch wohl einen Sitz, um dich ein wenig auf dich selbst besinnen zu können. Du mußt aber Augen und Ohren verschließen, wenn du den betäubten Sinnen etwas Ruhe gönnen willst. Oeffne dann die einen oder die anderen, und du hast abermals einen Eindruck der unbeschreiblichsten Art. Nach einigem Umschaun gewahrst du, daß an der Seite des Saales eine Musikbühne angebracht, und daß diese wirklich mit einer Anzahl Tonkünstler besetzt ist. Aber es dauert noch geraume Zeit, ehe du irgend einen Laut von ihnen vernimmst. Endlich erschallt ein Trommelwirbel oder Hornstoß, und es kommt dir vor, als hörtest du in dem brausenden Chaos ein paar taktmäßige Töne. Schmähliche Täuschung! Das Geheul der Elemente verschlingt allen Einklang, der möglicher Weise da sein könnte, und der höllische Mischmasch hat von Neuem die Oberhand.

Nach einiger Zeit wiederholt sich der Vorgang, und in der That, jetzt werden einige Taktklänge vernehmlich; das wüste Durcheinander bekommt eine Ahnung davon, es wird stiller; hier und da zeigt sich eine Erscheinung, als

Digitized by Google

drehe sich ein Kreisel oder ein Rad um seine Achse; die Kreise nehmen zu, erweitern sich, vermischen sich; ohne daß ein Schritt weit leerer Raum da wäre, entsteht eine Vorwärtsbewegung, erst an einer Seite, dann an der anderen, dann ringsum; wer nicht mit will, wird an die Seite gedrängt oder in der Mitte zusammengepreßt; und so bildet sich allmählich ein länglicher, brausender Wirbelstrom, ein fortwogender Kreislauf, wobei zuletzt niemand mehr tanzt, kein Paar sich dreht, wobei Jedes nur vorwärts drängt und gedrängt wird, immer schneller, immer rasender, unter Lachen, Jubeln, Schreien, Pfeifen, Blasen, Trommeln, Klappern, Rasseln, unter den ruckweisen Stößen der Musikanten, ohne daß man bemerkt, ob diese die Renner oder die Rennenden die Musik fortreißen, immer wilder, wüster, wälzender, daß dem Zuschauer das Hirn wirbelt und der Musik der Athem ausgeht. Sie schweigt. Aber wie das Chaos ihr Beginnen nicht vernahm, so wird es sich auch des Aufhörens der Töne nicht bewußt. Noch lange braust der rasende Strudel fort; nur nach und nach legt sich die tobende Sturmfluth zu einem wogenden Rauschen oder rollenden Gemurmel zusammen. Der Anschein von Ruhe dauert aber nicht zwei Minuten. Statt der sich ausruhenden Musik wird gepfiffen, gesungen und dazu wohl hundert Mal auf demselben Flecke, ohne Wechsel und Unterlaß gesprungen. Als der Verfasser diesem Balle als Zuschauer beiwohnte, wurden unausgesetzt die letzten Worte eines Liedes gesungen, welche lauteten: Wer nicht drehn sich will, der steh' still. Bemerkenswerth ist, daß nach Zeugniß des Verfassers keine unanständige oder ungezogene Handlung und kein Streit vorkommt, sowie daß nirgends eine Spur von Polizei zu finden war.

Einem solchen Volksleben, so derb es sich auch kundgibt, können wir unsere Sympathie nicht versagen, denn dieser mächtige Drang nach Vereinigung läßt auf ein für den Staat heilsames Gefühl der Selbständigkeit und Zusammengehörigkeit schließen.

Im Kapitel der „Städtebilder" macht uns der Verfasser mit der Geschichte, der Oertlichkeit und den Bewohnern von Mecheln, Brügge und Gent bekannt. Der glänzende Festzug zieht an uns vorüber, der 1849 zur Einweihung des Denkmals Margarethens von Oesterreich in Mecheln stattfand, und wir vernehmen von dem wunderbaren Umzuge der hohen Gelenkpuppe Op. Signorken daselbst. Brügge wird als eine Stadt mit vielen Reizen stiller Schönheit geschildert, und vornehmlich werden wir mit Gent, wo der Verfasser einen Winter über lebte, und den Beginenhöfen bekannt gemacht. Ein umfangreiches Kapitel ist der Kunst und dem Kunstgewerbe gewidmet. Hier wird von dem Schnitzwerk eines alten Kamins im Brügger Gerichtsgebäude, dem Maler Hans

Digitized by Google

Memling und seinen Werken sowie vom Spitzenklöppeln gehandelt. Daran reiht sich eine Darstellung der Rettungshäuser zu Ruysselede und Beernem.

Das anziehendste Kapitel ist das über die Meeresküste. An dieser hat der Verfasser umfassende Studien an einer Reihe von Meeresbewohnern gemacht. Er hat, wie kaum ein Naturforscher, das Leben der Polypen, Balanen, Entenmuscheln, der Seeanemonen, Seesterne und Seeigel beobachtet, er macht uns aufmerksam auf die Erscheinungen des Strand- und Dünenlebens, schildert den Garneelenfang, den Häringsfang, den Kabeljaufang, eine Dünenwohnung, das Leben und die Gebräuche der Fischer, das Leben verschiedener Arten Seewürmer, die Muscheln, die Austern-Zucht- und Bewahranstalten, die Hummer und Krabben, die Bildung, Veränderung und Gewächse der Dünen. Den Schluß macht ein Kapitel über den Nationalitäten- und Sprachenstreit, insbesondere die vlamische Bewegung.

Vom Reichstage und dem preußischen Landtage.

Berlin, 25. Februar.

Mit wenig Geräusch und großer Nüchternheit, wie es der herrschenden gedrückten Stimmung entspricht, ist der neue Reichstag am 22. zusammengetreten. Auf den ersten Blick mag dem Beschauer die veränderte Physiognomie des Hauses nicht sonderlich auffallen. Diejenigen, welche das Auge zuerst sucht, die Koryphäen der Parteien, sind fast vollzählig wieder auf dem Platze; nur Miquél hat bedauerlicherweise für die gegenwärtige Legislaturperiode auf einen Reichstagssitz verzichtet. Auch der allverehrte Präsident des ersten deutschen und des norddeutschen Reichstages, Simson, ist, nachdem er in der letzten Legislaturperiode die Wiederwahl zum Präsidenten abgelehnt und sich in den Verhandlungen mit der Rolle des stummen Zuhörers begnügt hatte, nunmehr ganz zurückgetreten. Ueberblickt man aber die Gesammtgruppirung der Parteien, so tritt die Verschiedenheit von jener Versammlung, welche vor zwei Monaten zur Rüste ging, doch sehr merklich hervor. Ganz verschwunden ist die elsaß-lothringische Gruppe auf der äußersten Rechten. Die drei wiedergewählten Geistlichen Gerber, Simonis und Winterer haben ihren naturgemäßen Unterschlupf beim Centrum gefunden; die Autonomisten sitzen auf der linken Seite. Diese letztere gewährt dermalen ein gar buntscheckiges Bild.

Digitized by Google

Nationalliberale, Fortschrittspartei, Gruppe Löwe, süddeutsche Volkspartei, Elsässer, Sozialdemokraten und Wilde, also nicht weniger als sieben Species. Dem gegenüber zeigen sich auf der Rechten, vom Centrum und seinem polnischen Annex abgesehen, nur zwei Fraktionen, die „Deutsche Reichspartei" und die „Deutschen Conservativen", und die letzteren scheinen sogar von der Möglichkeit zu träumen, die beiden Fraktionen zu einer einzigen conservativen Partei zu verschmelzen.

Man hat angesichts dieser Zusammensetzung dem neuen Reichstage kein langes Leben prophezeihen wollen. Die Thronrede ist anderer Meinung. Gerade mit Bezug auf die Zusammensetzung spricht sie die Hoffnung aus, „daß es auch in dieser Periode, wie in den beiden vorhergegangenen, gelingen wird, die wichtigen Aufgaben, welche dem Reichstag gestellt sind, im Einverständniß zwischen den verbündeten Regierungen und der Volksvertretung zum Wohl der Nation in Erledigung zu bringen." Als der zweite deutsche Reichstag gewählt war, wurde die Zuversicht zu einem ersprießlichen Fortgang der Reichsgesetzgebung hauptsächlich auf die Annahme begründet, daß die nationalliberale Partei im Vereine mit der Fortschrittspartei und der freiconservativen Reichspartei eine ziemlich sichere Majorität bilde. Diese Annahme hat sich gerade in den wichtigsten Fragen nicht bewährt; namentlich bei dem Militärgesetz und den Justizgesetzen trennte sich das Gros der Fortschrittspartei unter Absonderung der Gruppe Löwe von der reichsfreundlichen Coalition, und nur die Hülfe der Altconservativen sicherte die erforderliche Majorität. Nach dem jüngsten Gebahren der Fortschrittspartei ist nicht anzunehmen, daß sie in der neuen Legislaturperiode eine positivere und praktischere Politik befolgen werde; im Gegentheil! Nationalliberale, Gruppe Löwe und Reichspartei, welche zusammengenommen bisher nahezu über die Majorität verfügten, bleiben, infolge der Schwächung der nationalliberalen Partei, jetzt weit hinter der früheren Gesammtstärke zurück. Die Thronrede kann also jene Hoffnung nur auf Grund der Annahme ausgesprochen haben, daß die erhebliche Verstärkung der bisherigen Altconservativen oder Conservativen schlechtweg diese Fraktion zu einer desto festeren Stütze der Regierungspolitik gemacht habe. Ueber die Berechtigung dieser Annahme ist ein abschließendes Urtheil im Augenblick noch nicht zu fällen. Wer die sogenannte deutschconservative Bewegung verfolgt hat, wird sich bescheidener Zweifel nicht entschlagen können. Das Programm derselben gewährt nicht allein dem Partikularismus eine bedenkliche Latitüde, es macht auch Front gegen die herrschende Kirchenpolitik Preußens und des Reichs, indem es indirekt die Maigesetze für einen unberechtigten Eingriff in das innere kirchliche Gebiet erklärt. Deutlicher noch aber als das Programm reden ge-

Digitized by Google

wisse Namen der Partei. Viele von ihnen sind in jener Deklarantenliste der „Kreuzzeitung“ zu finden, welche dem Fürsten Bismarck für seine energische Selbstwertheidigung gegen niederträchtige Verleumdung in der stärksten Weise Hohn sprach; ja jener Herr v. Nathusius-Ludom selbst zählt zu ihnen, unter dessen verantwortlicher Leitung das feudale Blatt die berüchtigten „Aera“-Artikel veröffentlichte. Nach den Aeußerungen der „Provinzialcorrespondenz“ zu schließen, muß man freilich annehmen, es habe der Reichskanzler den Schleier der Vergessenheit über die ganze Affaire gedeckt, und zahlreiche Anzeichen bekunden, daß man auch auf altconservativer Seite frühere Beziehungen gern wieder anknüpfen möchte. Aber ob diese gegenseitige Sehnsucht genügt, einen festen Boden für eine wahrhafte Reichspolitik zu schaffen, ob nicht die harte Realität der bisherigen Hindernisse sich auch ferner in den Weg stellt, bleibt abzuwarten. Mit auffallender Geflissentlichkeit sucht man den Namen v. Kleist-Retzow zu umgehen oder wenigstens in den Hintergrund zu drängen. Herr v. Kleist-Retzow gehört mit zu den Ersten, welche im vorigen Sommer den Gründern der deutschconservativen Partei beitraten; man wird ihn also aus der entsprechenden parlamentarischen Fraktion nicht ausschließen können. Ist er aber Mitglied derselben, so weiß man auch, daß er eine führende Rolle spielen wird; an energischer und schlagfertiger Beredsamkeit ist er seinen sämmtlichen Parteigenossen bei weitem überlegen. Ob aber grade unter seinem Einflusse die conservative Fraktion der Regierung gegenüber die erhoffte „Zuverlässigkeit“ beweisen würde? Bisher wenigstens haben die Offiziösen, die doch sonst bekanntlich vor keiner Behauptung zurückschrecken, Herrn v. Kleist nicht nachgesagt, daß er aus einem reichsfeindlichen Saulus ein reichsfreundlicher Paulus geworden. Aber wollte man auch alles Persönliche und Thatsächliche aus der Vergangenheit vergessen sein lassen; was bei Beurtheilung der Conservativen jedenfalls in Rechnung gezogen sein will, ist die Einmischung der partikularistischen Elemente. Schon bisher wurde der deutschen Reichspartei durch die ihr angehörigen Sachsen und Württemberger ein eigenthümliches Gepräge verliehen. Es ist kein Geheimniß, daß, sobald es sich einmal um eine Ausdehnung der Reichskompetenz handelte, gleichviel, ob deren Nützlichkeit noch so einleuchtend wäre, dieselben im diametralen Gegensatz zu ihren preußischen Fraktionsgenossen stehen würden. Durch die Neuwahlen ist dieser partikularistische Bestandtheil der Reichspartei durch frischen Zuzug aus Württemberg verstärkt. Weit bedenklicher aber noch steht es in diesem Punkte um die deutschconservative Partei. Hier ist mit wenigen Ausnahmen Alles als partikularistisch zu bezeichnen, die Preußen wie die Nichtpreußen. Daß namentlich die Sachsen, welche der Fraktion unter der Führung des bisher reichsparteilich gewesenen Hofrath Ackermann beigetreten sind, zu der Richtung der grünweißen Ultras gehören, kann

Digitized by Google

angesichts der Persönlichkeiten, welche dort die deutschconservative Propaganda geleitet haben, keinem Zweifel unterliegen.

Nach alledem wird man gut thun, sich die Befriedigung über die gegenwärtige Gestaltung der rechten Seite des Reichstages zum mindesten noch vorzubehalten. Wir werden die Bildung einer conservativen Partei im Deutschen Reiche unter allen Umständen als Zeichen einer gesunden politischen Entwickelung begrüßen; aber Voraussetzung ist, daß sie conservativ sei im Sinne des Reichs. Eine Partei, die ganz überwiegend aus Männern zusammengesetzt ist, welche die Gründung des Reichs theils direkt bekämpft, theils wenigstens mit sehr unfreundlichen Augen angesehen haben, kommt nothwendig in den Verdacht, daß sie nicht conservative, sondern reaktionäre Tendenzen verfolge. Ob die deutschconservative Partei des Reichstages sich von diesem Verdachte reinigen wird, muß die Zukunft lehren. Thut sie es, um so besser!

Die bisherige Arbeit des Reichstages hat lediglich in seiner Constituirung bestanden, welche, da das traditionelle Uebel der Beschlußunfähigkeit zu Beginn der Sessionen diesmal vermieden ward, ungewöhnlich rasch von Statten ging. Wenn übrigens die Präsidentenwahl als Besiegelung des Zusammengehens der Nationalliberalen mit den conservativen Fraktionen dargestellt worden ist, so heißt das die Bedeutung derselben übertreiben. In der vorigen Legislaturperiode waren der Präsidenten- und der erste Vicepräsidentenposten mit Nationalliberalen, der zweite Vicepräsidentenposten mit einem Fortschrittler besetzt; nur in der letzten Session zwangen bekannte ausnahmsweise Verhältnisse, auch den zweiten Vicepräsidenten aus der nationalliberalen Partei zu nehmen. Da nach den Neuwahlen unter den reichsfreundlichen Parteien nicht mehr die Fortschrittspartei, sondern die deutsche Reichspartei der Zahl nach die zweite Stelle einnimmt, so hatte selbstverständlich diese auch das größere Anrecht auf Vertretung im Präsidium. Die Frage konnte nur sein, ob ihr, da sie als Repräsentantin der beiden conservativen Fraktionen auftrat, und andrerseits die nationalliberale Partei nicht mehr die frühere Stärke besitzt, nicht vielmehr die erste Vicepräsidentenstelle gebühre. Von conservativer Seite selbst aber wurde der Gedanke angeregt, den Freiherrn v. Stauffenberg in Anerkennung seiner bewährten Geschäftsführung und seiner hervorragenden Stellung unter den reichstreuen süddeutschen Abgeordneten in der ersten Vicepräsidentenstelle zu belassen. So ist also das frühere Verhältniß wieder hergestellt, nur daß an die Stelle des fortschrittlichen zweiten Vicepräsidenten ein Mitglied der deutschen Reichspartei, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, getreten ist. Die Frage, ob man die Fortschrittspartei ihr unerhörtes Verhalten in der Wahlbewegung durch Uebergehung bei der Präsidentenwahl entgelten lassen solle, hat an die Nationalliberalen gar nicht herantreten können.

Digitized by Google

Im Abgeordnetenhause ist in der Mitternachtsstunde vom Sonnabend zum Sonntag die zweite Berathung des Etats endlich zum Abschluß gebracht. Von „Berathung des Etats“ kann hier freilich kaum noch gesprochen werden; die ganze Woche wurde in Anspruch genommen durch ein endloses Quereliren der Ultramontanen, wozu der Kultusetat lediglich als Vorwand diente. — Die Angriffsweise dieser Herren kennt nachgerade keine Schranken mehr. Herr Windthorst benutzte das gerichtliche Einschreiten gegen einen Geistlichen wegen Absolutionsverweigerung, um einen stellvertretenden Landrath indirekt als „ruchlosen Gesellen“ zu bezeichnen, und der Pfarrer Dauzenberg rief grade heraus: „Die Behörden haben alle Scham verloren.“ Die wirklichen sachlichen und nützlichen Momente der Etatsdebatte wurden auf diese Weise ganz bei Seite gedrängt. Indeß sind doch einige wichtige Beschlüsse durchgesetzt worden; so namentlich die Forderung gesetzlicher Regelung der Alterszulagen und des Pensionswesens der Elementarlehrer. — Definitiv angenommen wurde der Gesetzentwurf wegen Theilung der Provinz Preußen, außerdem eine Anleihe für Wasser- und Eisenbahnbauzwecke bewilligt. Durch eine Interpellation eines Abgeordneten polnischer Nationalität wurde eine überaus unerquickliche Zeugnißzwangsaffaire ans Licht gezogen, die im Reichstage ohne Zweifel aufs neue zur Sprache gebracht werden wird.

Das Herrenhaus hat eine Vorlage betreffend die Unterbringung verwahrloster Kinder in Erziehungs- und Besserungshäusern unter Hinzufügung mehrerer erheblicher Verbesserungen durchberathen. Leider scheint es, als ob die Regierung den Gesetzentwurf an der vom Herrenhause beschlossenen Heranziehung des Staates zur Theilnahme an der Aufbringung der Kosten scheitern lassen wollte. χ. ρ.

Die Versteigerung der Kupferstichsammlung Liphart.

Zu den werthvollsten Kupferstich-Sammlungen, welche in den letzten Jahrzehnten in Leipzig, dem größten Kupferstichmarkte der Welt, zur Versteigerung gekommen sind, gehört diejenige des Herrn K. E. v. Liphart in Florenz, eines bekannten, sehr feinen Kunstkenners und eifrigen Sammlers. Derselbe legte den Grund dieser Sammlung im Jahre 1836 in Leipziger Kunstauktionen und vermehrte und verbesserte sie dann während seines längeren Aufenthaltes in Bonn, Berlin, Paris, in den Niederlanden, in Rußland und Italien. Da

Digitized by Google

Liphart einen sehr sichern, durch gründliche Studien und vieles Sehen wohlgeübten Blick hat und die Fähigkeit besitzt, überall das Beste herauszufinden, auch über hinreichende Mittel verfügt, das was ihm gefällt zu erwerben, so brachte er schließlich, innerhalb vierzig Jahren, eine Sammlung zu Stande, welche an älteren Kupferstichen aller Richtungen in den besten Exemplaren sehr reich war und viele Seltenheiten enthielt.

Da Herr v. Liphart sehr alt ist, entschloß er sich zur Veräußerung seiner Sammlung noch bei Lebzeiten und beauftragte damit Herrn C. G. Boerner in Leipzig, Vorsteher eines seit vielen Jahrzehnten rühmlichst bekannten Kunst-Auktions-Instituts. Herr Boerner arbeitete mit größter Sorgfalt einen Katalog aus, in welchem jedes einzelne Blatt genau beschrieben ist, und ließ denselben in einer in Deutschland bei Werken der Art bis dahin noch nicht üblichen Eleganz und Opulenz ausstatten. Dieser Auktionskatalog ist elf Bogen stark, auf bestem Velin-Papier vorzüglich gedruckt, mit dem Portrait des Herrn v. Liphart in Photographie nach einem Gemälde von Lenbach und zehn Tafeln versehen, welche sechzehn der seltensten zum Verkauf gestellten Kunstblätter in vortrefflichen Holzschnitten, Lichtdrucken und farbigen Steindrucken reproduciren. Der Katalog wies also schon durch seine äußere Ausstattung auf den hohen Werth der zu versteigernden Sammlung hin. Er wurde um zwölf Mark verkauft.

Die Versteigerung wurde Anfang December v. J. abgehalten, und der Erfolg derselben ging, was die erzielten Preise betrifft, weit über die kühnsten Erwartungen der nicht sammelnden Kunstfreunde hinaus. Es sind, trotz der schlechten Zeit, und zwar wie es heißt weniger von Museen, als von Privatsammlern, die höchsten Preise bezahlt worden, welche in Deutschland für ähnliche Blätter bisher im Allgemeinen erzielt worden sind. Blätter, welche 300 Mark und mehr kosteten, gehören zu den billigen. Preise von über 1000 Mark pro Blatt kommen oft genug vor. Es hat sich aber auch hier wieder gezeigt, daß nicht das Künstlerisch-Werthvolle, sondern das Seltene am Höchsten geschätzt wurde und unter den seltenen Blättern wieder solche, welche gerade in der Mode sind, zur Zeit besonders die Ornamentstiche und die Incunabeln des Kunstdrucks. Zu den theuersten Blättern gehörte eine um das Jahr 1470 entstandene Allegorie auf Papst und Kaiser. Es ist ohne künstlerischen Werth; der Meister (Italiener) desselben ist nicht bekannt; auch ist es nicht so gar selten, wie im Katalog angegeben. Und doch bezahlte man dafür 2250 Mark! Für einen unvollendeten Kupferstich, die Madonna in der Grotte (B. 9) von Andrea Montegna bezahlte man sogar 3950 Mark. Ornamentstiche d. h. alte Vorlegeblätter für Kunsthandwerker, welche wegen ihrer Composition für die moderne Kunst-Industrie von Werth sind, welche als Kupferstiche jedoch meist nur ein untergeordnetes Interesse in Anspruch nehmen

Digitized by Google

können, kleine Blättchen von Aldegrever und Altdorfer wurden mit 91, 100, 105, 271 Mark bezahlt. Solche von Virgil Solis kosteten 81, 121 Mark; die Spielkarten von Virgil Solis, 52 Blatt zusammen, 2100 Mark. Die Darstellung silberner Gefäße in gepunzter Manier eines unbekannten Meisters kosteten im Durchschnitt 100 Mark pro Blatt, einzelne bis 300, alle 37 Blatt zusammen fast 5000 Mark. Aehnliche Arbeiten von Paul Flindt kosteten 60—265 Mark. Holzschnitte von Peter Flötner bis 130 Mark pro Blatt. Einzelne Blätter von Barthel Beham wurden mit 270, 310, ja mit 500 Mark, solche von Hans Sebald Beham dagegen nur mit 150, 165, 181, 225 Mark bezahlt. Die höchsten Ehren wurden dem Martin Schongauer und Albrecht Dürer erwiesen. Der Tod der Maria von Schongauer (B. 33) ist das am theuersten unter allen bezahlte Blatt: es kostete 5050 Mark. Die andern Blätter desselben Meisters 705, 900, 1000, 1250, 1290, 3500 Mark u. s. w., alle 32 Blätter zusammen 35,336 Mark, d. h. also durchschnittlich mehr als 1000 Mark pro Blatt. Von Dürer erreichten Adam und Eva 2000 Mark, die Kupferstich-Passion 1800 Mark, die große Passion in Holzschnitt 2560 Mark, der sogenannte Degenkopf 2310 Mark, der verlorne Sohn 305, einzelne Madonnenbilder 150—402 Mark, die Melancholie 458, „Ritter, Tod und Teufel" 1200 Mark. Das Portrait des Erasmus von Rotterdam erreichte 600 Mark, das Wappen mit dem Todtenkopf 300 Mark, die große Säule in Holzschnitt, deren Aechtheit sehr zweifelhaft ist, 420, das Schweißtuch Christi 1200 Mark, der Teppich mit den Satyr-Familien ebenfalls 1200 Mark. Die Teppichborte 600 Mark u. s. w. Theuer waren auch die Blätter von Lukas Cranach (100, 106, 200, 245, 251, ja 530 Mark) Israel v. Meken (150, 491, 561 Mark), von Franz v. Bocholt (610, 625, ja die Verkündigung 1550 Mark). Blätter von Burgkmair kosteten 195, 295, 350 und 1000 Mark. Daß die Arbeiten von Marc Anton und Rembrandt, welche stets sehr gesucht waren, hohe Preise erzielten, wird demnach nicht mehr auffallen. Blätter des Ersteren kosteten 100, 340, 380, 470, 600 bis 1625 Mark. Von den Blättern von Rembrandt kosteten nur wenige unter 100 Mark, die meisten mehrere hundert Mark, das sogenannte Hundertguldenblatt aber 1450 Mark, eine Landschaft (B. 212) sogar 3050 Mark. Aehnliche Preise erreichten auch die Radirungen von Ruysdael, nämlich 5—700 Mark pro Blatt. Eigenhändige Radirungen von A. v. Dyck kosteten 200, 250, 320, 500, ja 563 Mark. Dagegen wurden die Arbeiten von Callot und Hollar nicht hochgeschätzt. Von Callot kosteten 16 Blatt zusammen nur 26 Mark, einzelne Blätter von Hollar 10—50 Mark und nur einige über 100 Mark. Zu allen den genannten Preisen kamen aber noch die üblichen fünf Prozent Aufgeld, was auch eine erhebliche Summe ausmacht (bei Schongauer z. B. fast 1800 Mark). R. Bergau.

Digitized by Google

Literatur.

Selbstbiographisches vom Himmel. Darstellung der jüngsten Resultate der astronomischen Forschung in ihren Beziehungen zu Vergangenheit und Zukunft des Weltgebäudes. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Leipzig, Verlag von E. Schloemp, 1877.

Eine recht interessante kleine Schrift, welche von dem Gedanken ausgeht, daß unser Sonnensystem, nachdem es sich zu der ihm möglichen Vollkommenheit ausgebildet, stufenweise wieder zum Chaos zurückkehren werde, damit die ausgelebte Materie von Neuem zur Gestaltung von Welten verwendet werden könne. Dieser Gedanke ist kein neuer, wohl aber wird hier zum ersten Male der Versuch gemacht, die hauptsächlichsten Entwicklungsphasen der Zukunft unsrer Sonnenwelt nach dem heutigen Stande unsrer Kunde von der Materie, den Naturgesetzen und den Himmelserscheinungen, sowie nach Gründen der Analogie vorauszusagen. Das Buch zerfällt in zwei ungleiche Hälften, von denen die größere sich mit den neuesten Ergebnissen der Durchforschung des Himmels beschäftigt, während die zweite kleinere auf Grund dieser Ergebnisse eine Anzahl Vermuthungen über Gegenwart und Zukunft der Sonne und der Planeten aufstellt, die sich, wenn ihnen auch selbstverständlich die Sicherheit eines mathematischen Beweises abgeht, recht wohl hören lassen. In Betreff jener ersten Hälfte bitten wir die Leser, selbst nachzusehen, was der Verfasser auf Grund der Beobachtungen und Schlüsse Secchis, Zöllners, Vogels, Spörers und anderer Forscher der letzten Zeit über Sternhaufen, Nebelflecke, Kometen, die Natur der Sonne u. dergl. sagt. Aus der zweiten heben wir als Probe für seine Behandlung dieser Dinge und zugleich als Ergänzung, resp. Berichtigung des Aufsatzes, den d. Bl. vor einiger Zeit über die Bewohnbarkeit der Planeten brachte, auszugsweise das Resumé wieder, welches Herr Meyer von einer 1874 erschienenen Preisschrift Vogels über das Wesen der zuletzt genannten Himmelskörper und namentlich des Mars geliefert hat.

Das Licht der Planeten Merkur, Venus und Mars ist dem der Sonne fast in allen Stücken gleich, alle Planeten haben eine Atmosphäre und die meisten wahrscheinlich auch Wasser. Bei Mars ist dies sicher. Man hat auf ihm eine regelmäßige Ab- und Zunahme der Temperatur beobachtet, die sich jedes Marsjahr (etwa 21 unsrer Monate lang) genau wiederholt. Es gibt dort, wie bei uns, auf der einen Hälfte des Planeten Sommer, während auf der andern Winter herrscht. Wenn man die Scheibe des Mars betrachtet, so sieht man zuweilen auf der einen Seite derselben große, unregelmäßige, weiße Flecke. Es ist die Seite, wo gerade Winter ist. Sie werden aber immer

Digitized by Google

kleiner, je höher die Sonne für diese Orte emporsteigt, d. h. je mehr sich der Sommer naht, und während sie langsam verschwunden sind, haben sich auf der entgegengesetzten Seite ähnliche gebildet. Es liegt nahe, diese Flecke für die mit Eis und Schnee bedeckten Continente des Mars zu erklären, zumal die Winter auf diesem Planeten länger und strenger als die unsern sind, weil er der Sonne ferner steht als wir und nur $^1/_{10}$ der Wärme von ihr bekommt, die wir empfangen. Auch darin ist der Mars unsrer Erde ähnlich, daß sein Tag nur $37^1/_2$ Minuten länger als der unsrige ist. Das Vorhandensein von Wasser, welches im Winter gefriert, läßt auf gleiche meteorologische Verhältnisse schließen, und daß dort dieselben physischen und chemischen Verhältnisse herrschen, setzt das Spektroskop und die Bewegung des Mars um die Sonne außer Zweifel. Sein Durchmesser ist ein wenig größer als der Halbmesser der Erde, und daher seine Oberfläche drei bis viermal kleiner als die der Erdkugel. Gewisse Flecke, welche dunkler als die übrige Scheibe des Planeten sind, behalten beständig ihre Gestalt, und man hat sie deshalb als Continente, die übrigen Flächen aber als Meere zu betrachten. Eine Vergleichung des Flächeninhalts jener Landfesten mit dem der Meere ergab, daß, ganz wie auf der Erde, auf dem Mars mehr Wasser als Land vorhanden ist, und zwar nehmen hier die Meere sieben Zwölftel seiner gesammten Oberfläche ein.

Man sieht, wie sehr unser Nachbarplanet der Erde gleicht, von der er sich eigentlich nur dadurch unterscheidet, daß er kleiner als sie ist, daß er entfernter als sie um die Sonne kreist, und daß diese ihm in Folge dessen noch nicht die Hälfte des Lichtes und der Wärme zusendet, die wir von ihr erhalten. Wenn diese Abweichungen von den irdischen Verhältnissen wohl eine Modification in der äußern Entwickelung seiner Organismen hervorzubringen vermögen, so müssen wir aus den angeführten Aehnlichkeiten schließen, daß der Hauptcharakter des Organischen auf dem Mars von dem der Geschöpfe auf der Erde kein wesentlich verschiedener sein kann. Es wird dort Thiere geben, und diese werden durch lungen- oder kiemenartige Vorrichtungen die vorhandene Luft einathmen und Augen zum Genuß des Sonnenlichtes besitzen. Unzweifelhaft ist aber, daß die geringere Wärme der Sommer auf dem Mars das Leben nicht so üppig aufkeimen lassen kann wie bei uns; denn es steht die größere Länge des Sommers auf diesem Planeten, die der Einwirkung der Wärme längere Zeit läßt, keineswegs im Verhältniß zu dem geringeren Wärmeempfang von der Sonne her.

Sehr anders verhält es sich mit dem Jupiter, dem größten aller Planeten. Derselbe ist von der Sonne fünfmal weiter entfernt als die Erde, und da die Wirkung des Lichtes und der Wärme im Quadrat der Entfernung abnimmt, so erhält Jupiter davon nur den 27. Theil dessen, was wir bekommen. Er

Digitized by Google

hat ferner 1300 Mal mehr Volumen als die Erde, und er dreht sich so rasch um sich selbst, daß sein Tag und seine Nacht zusammen nur zehn unsrer Stunden ausmachen. Das Spektroskop zeigt, daß er eine Atmosphäre mit Wasserdampf besitzt. Gewisse veränderliche Streifenbildungen durchziehen seine Scheibe dem Aequator parallel. An der Stelle des letzteren ist stets ein dunkler Streifen sichtbar, und daraus schließt man, daß fast die ganze Atmosphäre des Jupiter von Wolken erfüllt ist, die nur am Aequator, wo die Sonne vereint mit heftigen Passatwinden gegen die Dünste ankämpft, den Durchblick auf die Oberfläche des Planeten gewähren. Ob letzterer von lebenden Wesen bewohnt ist, läßt sich nicht sagen. Seine Temperaturverhältnisse lassen vermuthlich nur eine träge und unvollkommne Entwicklung des Lebens zu, wahrscheinlich bleibt der größte Theil des auf dem Jupiter befindlichen Wassers ewig Eis, und nur am Aequator mag sich noch ein merkliches Leben ausbreiten können, da hier allein die Sonne den Segen ihres Lichtes und ihrer Wärme direkt spendet.

Auf den noch ferneren drei Planeten ist ein organisches Leben nach unsern Begriffen undenkbar. Wie aber steht es mit Venus und Merkur? Die Venus ist der Sonne um so viel näher als die Erde, daß dort Wärme und Licht fast doppelt so stark wirken als bei uns. Dieselben bestrahlen aber kürzere Zeit als bei uns eine und dieselbe Zone der Oberfläche der Venus, deren Lage ebenfalls der Art ist, daß auf ihr ein Wechsel von Jahreszeiten herrscht. Das Jahr der Venus ist aber nur 225 Tage lang, so daß jede Jahreszeit dort um einen Monat kürzer ist als auf der Erde. Dagegen ist der Tag der Venus nur 39 Minuten kürzer als der unsrige; ihr Durchmesser ferner ist nur 70 Meilen kürzer als derjenige der Erde, und das Spektroskop lehrt, daß sie eine mit Wasserdampf erfüllte Atmosphäre besitzt. Sie gleicht daher der Erde noch mehr als der Mars. Nur müssen wir annehmen, daß sich der herrschenden Hitze wegen das organische Leben dort in tropischer Ueppigkeit ausbreiten und in der heißen Zone kein Leben existiren wird, das den jetzigen Verhältnissen der Erde entspricht. Wohl aber mag dort eine Pflanzen- und Thierwelt existiren, wie sie die Erde in der Periode aufwies, wo die Steinkohlen noch riesige Wälder bildeten und in den heißen Sümpfen zwischen denselben Ungeheuer, halb Eidechse, halb Vogel, hausten. Von der Entwicklung geistiger Wesen aber ist bei der Hitze der Venus weniger die Rede als bei der Kälte des Jupiter. Die Hitze auf dem Merkur endlich läßt sogar an ein organisches Leben nach unsern Begriffen nicht mehr denken.

Außer der Erde kann es also nur auf dem Mars und der Venus und höchstens noch am Aequator des Jupiter lebende Wesen geben. Die übrigen Planeten sind todte Massen. Wie stimmt das zu unsrer Idee von der größten Zweckmäßigkeit in der Natur? Vollkommen, erwidert der Verfasser. Die Planeten haben nicht von ewigen Zeiten her existirt, die Sonne hat sie geboren, und sie haben sich nach und nach in einer Reihenfolge entwickelt. Sie sind lebenden Wesen vergleichbar, die allmählich bis zum blühenden Mannesalter gelangen, dann aber altern und zuletzt sterben. Jene äußeren Planeten Saturn, Venus und Neptun sind abgestorbene Weltwesen, Jupiter ist ein hinsiechender Greis, Venus dagegen noch ein üppig lebensvoller jugendlicher Körper, Merkur ein ganz unmündiges Kind, noch unvermögend, das Geringste hervorzubringen. Schon um der Idee der Zweckmäßigkeit willen muß angenommen werden(?), daß für alle jene ferneren Planeten das Verhältniß zum Lichte und zur Wärme der Sonne einst ein günstigeres gewesen ist als jetzt, und das ist

Digitized by Google

in der That auch nachzuweisen. Wir wissen, daß die Sonne seit unermeßlichen Zeiten schon ungeheure Quantitäten Wärme in den Weltraum hinausgestrahlt hat. Sie muß also bedeutend heißer gewesen sein, als sie noch jünger war und nicht so viel Wärme abgegeben hatte. Wir wissen ferner, daß sich die Sonne unaufhörlich verdichten, also kleiner werden muß, also in jenen Zeiten viel größer gewesen ist als jetzt. Ihre Oberfläche dehnte sich einst weit über die Bahn der Erde und aller andern Planeten aus und hat allmählich alle Durchmesser angenommen, welche zwischen dem der Neptunsbahn und ihrem gegenwärtigen liegen. Man kann sich demnach Zeiten denken, in welchen das Licht und die Wärme auf allen Planeten nach einander ebenso intensiv gewirkt haben als auf unsrer Erde, so daß diesen alle Bedingungen gegeben waren, um ein dem unsrigen vergleichbares organisches Leben auf ihrer Oberfläche zu beherbergen. Dieses konnte sich eine lange Zeit hindurch entfalten, die verschiedensten Gestalten annehmen und sich bis zu einer gewissen Stufe der Vollkommenheit entwickeln. Dann aber mußte es stufenweise wieder zurückgehen, indem die schöpferische Kraft der Sonne sich von den betreffenden Planeten durch Einschrumpfen nach dem Mittelpunkt dieses Licht und Wärme spendenden Centralkörpers von ihnen mehr und mehr entfernte, um nun anderen Wesen, die wie jetzt der Merkur und in gewissem Grade auch die Venus noch zu viel Hitze empfangen, eine gleiche Entwickelung zu gewähren.

So erkennen wir selbst in der Einrichtung unseres Weltgebäudes die Abspiegelung der großen Idee Darwins, nach welcher jedes einzelne Individuum die ganze Reihe des Organischen durchlebt, welche unter ihm liegt, und welche die Welt um dasselbe nebeneinander aufweist. Das Leben der Venus mag jetzt dem der Erde zur Zeit der Steinkohlenperiode gleichen. Die äußeren Planeten haben alle in Entwickelungsphasen gelebt, in welchen sie, in der gemäßigten Zone des Sonnensystems kreisend, Organismen trugen, welche denen der Erde ähnlich, wenn auch wahrscheinlich nicht gleich waren. Die Sonne aber wird weiter erkalten und einschrumpfen, und das Leben auf der Erde von seiner Höhe wieder herabsinken, bis zuletzt auch auf ihr die Kälte des Jupiter, dann die des Saturn u. s. w. herrscht und sie mit ewigem Eise bedeckt ist, während auf der Venus noch das dann von der Erde verschwundene Leben herrscht und der Merkur in der Entwickelungsphase des Organischen steht, welche jetzt die Venus einnimmt. So sehen wir die Welle, welche den Höhepunkt der möglichen Entwickelung in unserm Sonnensystem trägt, in ununterbrochener langsamer Bewegung nach der Sonne zu begriffen. Ihr Scheitel befindet sich jetzt ohne Zweifel innerhalb des Ringes, welcher durch die Bahnen von Mars und Venus gebildet wird, und wir Erdbewohner sind die Glücklichen, welche diesem Höhepunkte vor allen andern Geschöpfen des Sonnensystems nahe stehen. Die Sonne selbst aber wird von dieser Welle nicht erreicht werden: denn in der Zeit, wo ihre Temperatur genügend gemäßigt sein wird, um Organisationen die Existenz zu gestatten, wird ihr Licht ausgegeben und erloschen sein und in ihrem ganzen Reiche Finsterniß herrschen, die allem Lebenden verderblich ist.

---

* NB. Wir bedauern, wegen Raummangel den Schluß des Artikels „Zur Biographie der Neuberin“ in dieser Nummer nicht bringen zu können. Die Red. der Grenzboten.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Doktor Faust und Fausts Höllenzwang.

Von Moritz Busch.

Die Volkssage von Doktor Faust, der sich dem Teufel verschreibt, damit er ihm diene, und der dafür schließlich von ihm geholt wird, gehört zu den verbreitetsten in Deutschland. Nur die Schwänke Eulenspiegels und die Historien von den Schildbürgern drangen vielleicht in weitere Kreise. Faust aber bezeichnet, gegen Eulenspiegel gehalten, einen bemerkenswerthen Umschwung. Eulenspiegel, der Nationalnarr, ist der Ausfluß und Typus der Zeitrichtung in den letzten anderthalb Jahrhunderten des Mittelalters, in welcher das Streben der unteren Stände nach oben, nach Geltung neben den Adligen und den Gelehrten in der Form des Humors, der das Große klein, das Ernste lächerlich macht, die Weisheit in Thorheit verkehrt und so die Welt auf den Kopf stellt, in die Erscheinung trat. Er hätte selbst den Teufel genarrt und geprellt, der in der alten Kirche allmählich zum dummen Teufel geworden war, und der in der That in einer großen Anzahl von Schwänken aus dem Ausgang des Mittelalters gleich anderen Größen der bisherigen Weltanschauung gründlich gefoppt und weidlich übers Ohr gehauen wird. Faust dagegen, der nationale Zauberer, gehört der späteren ernsteren Periode an, wo die Reformation die Gewissen geweckt und mit dem Glauben an die von außen her wirkende Zauberkraft der kirchlichen Heilsmittel auch den Glauben zerstört hatte, daß der Teufel durch sie oder auf andere leichte und bequeme Weise um eine ihm gehörende, von ihm verdiente Seele gebracht werden könne. Der alte Zauberer Theophilus war den Folgen seines Paktes mit dem Höllenfürsten zuletzt durch das von ihm angerufene Dazwischentreten der Jungfrau Maria entgangen. Andere hatten sich auf ähnliche Weise, wieder Andere sich durch irgend einen Kniff zu retten gewußt. Jetzt ging das nicht mehr. Wer sich mit dem Bösen einließ, blieb ihm verfallen und wurde, wenn ihn nicht etwa die Obrigkeit als Hexenmeister verbrannte — was im Jahrhundert der Reformation häufiger

Digitized by Google

wie je vorher der Fall war, — nach Ablauf der ihm gewährten Frist prompt in die Hölle abgeholt. Dennoch haben Faust und Eulenspiegel eine gewisse Verwandtschaft: beide gehören der Klasse der fahrenden Leute an, und neben dem Ernst in Fausts Leben gehen Streiche her, die lebhaft an den Narren erinnern. Ein großer Theil seiner Kunststücke und Zauberspiele läuft auf Täuschung, Fopperei und lustigen Schabernack hinaus.

Fragen wir nun, wie die Faustsage entstanden ist, so ergibt sich zunächst, daß sie einen historischen Kern hat, dann, daß sie in der Gestalt, in welcher sie zuerst fixirt auftrat, kein Produkt der Mythenbildung, sondern ein absichtliches Erzeugniß ist, welches einen bestimmten moralischen Zweck verfolgt. Mit andern Worten, es leidet keinen Zweifel, daß in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine Persönlichkeit Namens Faust gelebt hat, und daß bald nach Ableben derselben deren abenteuerliches Thun und Treiben, verschmolzen und noch wunderbarer gemacht mit Zügen, die von früheren Schwarzkünstlern und Teufelsbündnissen weniger im Volksmunde, als in den Kreisen der gelehrten Welt lebten, in einem Buche beschrieben wurde, welches die Absicht verfolgte, vor dem Verkehr mit dem Teufel zu warnen, und dessen Inhalt dann abgekürzt auch in die unteren Schichten des Volkes drang.

Faust wurde nach dieser Schrift, die in erster Auflage 1587 zu Frankfurt a. M. erschien, in Roda bei Jena, nach Widmanns ausführlicherer Biographie von ihm, die 1599 in Hamburg herauskam, in dem anhaltischen Marktflecken Sondwedel geboren. Richtiger aber scheint, daß er ein Schwabe war; denn Wier, sein Zeitgenosse, sagt, sein Geburtsort sei ein würtembergisches Dorf, und der mit ihm persönlich bekannt gewesene Manlius nennt ihn seinen Collectaneen als solchen Kundlingen, das heutige Knittlingen. Die Zeit, in welcher Faust eine Rolle spielte, liegt zwischen den Jahren 1525 und 1549. Nach Konrad Gesner wäre er 1561 in seiner Heimat gestorben. Er war ein „fahrender Schüler", etwas von einem Gelehrten, viel von einem Gaukler und Taschenspieler, und vermuthlich ebenso viel von einem Industrieritter und Prellkünstler, der sein Vorgeben, Geister bannen und citiren und mit deren Hülfe sich und Andern Vortheile verschaffen zu können, mit physikalischen Kenntnissen, großer Fingerfertigkeit und einem gewissen Scharfblick für die Schwächen seiner Umgebung glaubhaft zu machen verstand. Sonst scheint nur festzustehen, daß er in Krakau studirt und sich später viel auf Reisen befunden hat, und daß er ein lebenslustiger Gesell gewesen ist, der Freude an Gelagen und Weibern hatte. Melanchthon, sein Landsmann, hat ihn unter Johann dem Beständigen in Wittenberg kennen gelernt. Er gibt ihm den Vornamen Johannes, während die Humanisten Mutianus Rufus und Johannes Tritheim ihn Georg nennen.

Digitized by Google

Das ist alles, was wir von dem historischen Faust wissen. Die Verfasser der Bücher über sein Leben und Schicksal aber haben diesen Kern mit allerlei Sagen und Mythen von Schwarzkünstlern, die vor ihm lebten oder gelebt haben sollen, umkleidet und so ziemlich alles mit geringen Veränderungen auf ihn übertragen, was von jenen verzeichnet war oder mündlich erzählt wurde. Wir werden weiter unten einen Abriß seines auf diese Weise ausgeschmückten Lebens mittheilen. Vorher aber thun wir einen Blick auf jene Vorgänger Fausts, von denen Züge geborgt wurden, als man Faust zum Repräsentanten der mit dem Teufel verbündeten schwarzen Magie überhaupt machte. Hier begegnet uns zuerst nach dem bereits erwähnten Theophilus der große italienische Zauberer Virgilius, der in Rom, Neapel und der Levante eine ungeheure Menge wunderbarer Dinge verrichtete, und dessen schon Gervasius von Tilbury gedenkt. Später geriethen eine Anzahl Gelehrter, besonders solche, die sich mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigten, u. A. Raimund Lullus, Albertus Magnus, Cardanus, Johannes Tritheim, Cornelius Agrippa und Theophrastus Paracelsus in den Verdacht, der schwarzen Kunst ergeben zu sein. Ebenso erzählte man von mehreren Päpsten, daß sie im Bunde mit dem Teufel gelebt und schließlich von ihm geholt worden. Endlich knüpfte sich an das Andenken gewisser Fürsten, von denen wir nur Robert von der Normandie erwähnen, dieselbe Sage.

Albertus Magnus empfing den Kaiser Wilhelm zu Köln um Weihnachten, wo Alles draußen Eis und Schnee war, in einem grünen blühenden Garten, in dessen Wipfeln Nachtigallen sangen. Als ein ander Mal ein Fürst von ihm Austern verlangte, klopfte er nur ans Fenster, und sofort reichte jemand eine Schüssel herein, die mit Austern gefüllt und, wie sich später ergab, aus der Küche des Königs von Frankreich verschwunden war. Erlolfus, der zauberkundige Abt von Fulda, verstand, wie die Sage behauptete, Wein jeder Sorte aus Holzpflöckchen zu zapfen, die er in den Tisch geschlagen. Johannes Teutonicus, ein Domherr zu Halberstadt, der im dreizehnten Jahrhundert lebte, schnitt einem seiner betrunkenen Kumpane auf seiner Stube den Kopf ab und trug ihn auf einer Schüssel zu den Uebrigen hinunter. Diese liefen hinauf und fanden die ganze Stube voll Blut, aber siehe da, als sie wieder hinunterstiegen, saß der Getödtete munter und gesund am Tische. Teutonicus hatte in Halberstadt, Mainz und Köln Pfründen und mußte in der Christnacht an jedem der drei Orte eine Messe lesen. Zu diesem Zwecke hatte er in seiner Schreibstube einen Zaum hängen, und wenn die Zeit zum Messelesen kam, sagte er zu seinem Diener: „Jung', nimm den Zaum, geh in den Hof und winke mit dem Zaume." Dann kam sogleich ein Zauberpferd, mit dem der Pfaffe davonflog. Scotus in Frankfurt fuhr mit Hunden in der Luft herum

und machte ein Geschrei, als ob er auf der Jagd wäre. Roger Baco trieb Schiffe gegen Wind und Strom. Robert von der Normandie citirte Karl den Großen aus dem Todtenreiche. Als Kaiser Karl der Vierte sein Beilager mit der bairischen Prinzessin Sophie feierte, brachte der Vater der Braut einen ganzen Wagen voll Schwarzkünstler mit nach Prag. Da es aber am kaiserlichen Hofe an solchen Leuten auch nicht fehlte, so mußten die Zauberer mit einander kämpfen, um zu zeigen, wer seine Kunst am Besten gelernt habe. Hierbei ergriff der böhmische Hexenmeister Zytho den bairischen, der Gonin hieß, riß den Mund auf bis an die Ohren und fraß seinen Gegner, wie er ging und stand, bis auf die Schuhe, die sehr kothig waren, und die er deshalb wieder von sich spie. Dann setzte er sich über ein Faß mit Wasser und gab den Verschlungenen wieder von sich.

Päpste, die im Bunde mit der Hölle gelebt haben sollten, gab es mehr als ein halbes Dutzend. Der kriegerische Sylvester der Zweite hatte einen Teufel zum Diener, der ihn in Gestalt eines schwarzen zottigen Hundes begleitete und ihn, als seine Frist verstrichen war, aus der Kirche fortschleppte. Gregor der Siebente besaß einen Zauberspiegel, er hatte dem Teufel die Ehelosigkeit versprochen und wurde schließlich von ihm in Gestalt eines Mohren geholt. Vom dreizehnten, neunzehnten, zwanzigsten und einundzwanzigsten Johann wußte man, daß sie sich dem Teufel verschrieben; desgleichen von Alexander dem Sechsten und Benedict dem Neunten, und von Paul dem Zweiten hieß es, daß er seine Seele dem Satan durch einen Contrakt übergeben habe, der mit Blut aus seinem Daumen unterzeichnet gewesen, und daß er von jenem zuletzt von der Seite seiner Konkubine weggeholt worden sei.

Noch von mehreren gelehrten Zeitgenossen Fausts behauptete man, daß sie sich auf die schwarze Kunst verständen. Von Paracelsus versichern seine Freunde Oporin und Wetter, daß er oft den Teufel seinen guten Freund genannt, und daß er im Rausche zuweilen um Mitternacht ganze Schwärme böser Geister citirt habe. Der berühmte Abt Johannes Tritheim, der Freund Kurfürst Joachims von Brandenburg, welcher auf seinen Rath die Universität Frankfurt stiftete, besaß nach der Volksmeinung einen ihm dienstbaren Höllengeist und hatte unter andern nekromantischen Leistungen einst dem Kaiser Maximilian die verstorbene Gemahlin, Maria von Burgund, citirt. Sein Schüler Cornelius Agrippa von Nettesheim endlich hatte einen Teufel zum Knechte, der ihn als schwarzer Hund zu begleiten pflegte.

Fast allen diesen Zügen begegnen wir im Leben Fausts, wie es die ältesten Schriften über ihn erzählen, mit geringen Veränderungen wieder, wie wir nunmehr aus der 1587 erschienenen sehen werden, deren Inhalt in einem Auszuge folgt. Nach dem unbekannten Verfasser dieser Schrift war Faust der

Digitized by Google

Sohn von Bauersleuten, wurde aber von einem wohlhabenden Vetter in Wittenberg erzogen, der ihn Theologie studiren ließ. Er brachte es in dieser Wissenschaft zum Doktor; denn er war ein feiner Kopf. Zugleich aber besaß er einen leichtfertigen und hoffärtigen Sinn, auch gerieth er in böse Gesellschaft, und so legte er die heilige Schrift eine Weile unter die Bank und ging nach Krakau, wo er die schwarze Kunst erlernte, aber sich auch zum Arzt ausbildete. Nachdem er nach Wittenberg zurückgekehrt war, begab er sich eines Tages in den nicht weit von da gelegenen Spesserwald, machte mit einem Stabe einige Kreise um sich herum und begann den Teufel zu citiren. Darauf erhob sich in dem Walde ein großer Lärm: es fuhr wie mit Wagen um den Kreis herum, Strahlen schossen wie Bolzen hin und her, ein starker Büchsenknall ließ sich hören, dann Musik und Gesang; ein Tanz folgte, dann ein Turnier mit Spießen und Schwertern. Darauf schwebte über dem Zirkel ein Greif oder Drache, der jämmerlich schrie, wenn Faust ihn beschwor; bald nachher fiel eine feurige Kugel hernieder, aus der zuerst ein Feuerstrahl, dann ein leuchtender Mann und zuletzt ein grauer Mönch wurde, der Faust nach seinem Begehr fragte. Faust verlangte von ihm, er solle in der nächsten Nacht um zwölf Uhr auf seine Stube kommen, und der Geist versprach dies nach einigem Weigern. Er erschien ihm wirklich zu der festgesetzten Zeit; als der Doktor nun aber von ihm forderte, er solle sein Diener werden, ihm alles bringen, was er wünsche, und ihm auf alle Fragen die Wahrheit sagen, schlug der Geist dies ab, indem er bemerkte, er habe dazu von Lucifer keine Erlaubniß. Faust hieß ihn darauf scheltend und fluchend gehen; als der Geist aber entweichen wollte, beschwor er ihn, um die Vesper wieder zu kommen, um seine weiteren Entschlüsse zu vernehmen.

Der Geist stellte sich wirklich ein und erklärte sogleich, er habe Erlaubniß, auf Fausts Wünsche unter bestimmten Bedingungen einzugehen, und es wurde ein Vertrag zwischen ihnen verabredet, der folgende Bedingungen enthielt. Faust sollte „Geschicklichkeit, Gestalt und Weise eines Geistes" bekommen, der Teufel sollte ihm dienen und allezeit seinem Rufe und Befehle gehorsam sein, er sollte allen Andern unsichtbar bleiben und ihm stets in der Gestalt erscheinen, in der er ihn haben wolle. Dafür versprach Faust, dem Teufel nach einer Frist von vierundzwanzig Jahren zu eigen zu sein und ihm dies mit seinem Blute zu bezeugen, den christlichen Glauben zu verleugnen, allen Christenmenschen feind zu sein und sich nie bekehren zu lassen.

Bei einer dritten Zusammenkunft gab Faust dem Teufel, nachdem dieser ihm seinen Namen, Mephostophiles, genannt, auch versprochen, ihm stets in Gestalt eines Franziskanermönchs zu erscheinen und sich jedesmal durch eine

Digitized by Google

Schelle zu melden, folgende mit Blut aus einer Ader seiner linken Hand geschriebene Urkunde:

„Ich, Johannes Faustus, Doctor, bekenne mit meiner eignen Hand öffentlich zu einer Bestätigung und in Kraft dieses Briefs: Nachdem ich mir vorgenommen, die Elementa zu speculiren, aber aus den Gaben, so mir von oben herab bescheeret und gnädiglich mitgetheilt worden, solche Geschicklichkeit in meinem Kopfe nicht befinde und Solches von den Menschen nicht erlernen mag, so habe ich gegenwärtigem gesandten Geiste, der sich Mephostophiles nennet, ein Diener des höllischen Prinzen im Orient, mich übergeben, auch denselbigen, mich solches zu berichten und zu lehren, mir erwählet, der sich auch gegen mir versprochen, in Allem unterthänig und gehorsam zu sein. Dagegen aber ich hinwieder gegen ihm verspreche und verlobe, daß, so vierundzwanzig Jahre von Dato dieses Briefs an herum und vorüber gelaufen, er mit mir nach seiner Art und Weise, seines Gefallens, zu schalten, walten, regieren, führen gut Macht haben solle, mit Allem, es sei Leib, Seel, Fleisch, Gut und Blut und das in sein Ewigkeit. Hierauf absage ich allen denen, so da leben, allem himmlischen Heer und allen Menschen, und das muß sein. Zu festem Urkund und mehrer Bekräftigung habe ich diesen Receß eigner Hand geschrieben, unterschrieben und mit meinem hier vorgedruckten eigenen Blute, meines Sinns, Kopfs, Gedanken und Willen verknüpft, versiegelt und bezeuget.

Johann Faustus, der Erfahrene der Elemente
und der Geistlichen Doctor."

Von jetzt an führte Faust in dem Hause, das ihm sein inzwischen verstorbner Vetter hinterlassen, und welches außer ihm nur noch der Knabe Christoph Wagner, sein Famulus, bewohnte, ein vergnügtes Leben. Sein dienstbarer Geist holte ihm aus dem Keller des Kurfürsten guten Wein, so viel er wollte, desgleichen Speisen in Menge, die aus den Küchen der Fürsten und Herren entwendet waren, und wünschte sich Faust einen seltenen Vogel oder Fisch, so brauchte er nur das Fenster aufzumachen und das Begehrte zu nennen, und augenblicklich flog es herein. Endlich stahl ihm Mephostophiles bei den Kaufleuten in Nürnberg, Augsburg und Frankfurt stattliche Kleider, und ebenso hatten die Schuhmacher von ihm zu Gunsten Fausts zu leiden. Außerdem brachte letzterem sein Teufel wöchentlich fünfundzwanzig Kronen. Nur Eins fehlte noch zu Fausts Glücke: eine Frau. Aber als er seinem Geiste die Absicht, sich zu verheirathen, mittheilte, erinnerte dieser ihn zuerst an sein Versprechen, allen Menschen feind sein zu wollen, und als Faust bei seinem Willen beharrte, entstand ein ungeheurer Aufruhr im Hause. Es stürmte, daß alle Thüren aus den Angeln sprangen, überall fing es an zu brennen, und als Faust die Treppe hinab entfliehen wollte, ergriff ihn eine gewaltige Hand und warf

Digitized by Google

ihn in die Stube zurück, wo er dem Teufel die Zusage gab, sich niemals verehelichen zu wollen. Mephostophiles entschädigte ihn dafür in der Folge damit, daß er ihm jedes Weib, zu dem er Lust hatte, im Abbilde erscheinen und zu Willen sein ließ.

Außer allerhand Genüssen verschaffte Mephostophiles seinem Herrn aber auch gründliche Kenntniß von allerlei Zauberei, und wenn Faust nicht dem Vergnügen nachging, disputirte er über verschiedene theologische Gegenstände mit seinem Teufel. Er ließ sich von ihm u. A. über die Substanz, den Ort und die Erschaffung der Hölle, über die Art, wie Lucifer zu Fall gekommen, und vom Regiment und Prinzipat der Teufel unterrichten. Er suchte bei ihm Belehrung über die Gestalt der verstoßenen Engel, über die Pein in der Hölle, von welcher der Frager erfährt, daß sie nimmer ein Ende haben wird, und ähnliche Dinge. Immer gab Mephostophiles ungern zwar, aber doch ausführlich und wahrheitsgemäß Auskunft, und gewöhnlich wurde Faust hiervon nachdenklich und schwermüthig. Endlich erklärte der Geist seinem Gebieter, jetzt wäre es genug, und fortan werde er ihm keine Frage mehr beantworten. Noch einmal aber rief ihn Faust, damit er ihm Auskunft ertheile. „Dem Geist war solches gar zuwider, jedoch wollte er ihm diesmal noch gehorchen, es wäre aber das letzte Mal. Nun, was begehrst Du von mir, sprach er zu Fausto. Ich will, sagte Faustus, Deine Antwort über eine Frage hören, nämlich: Wenn Du an meiner Statt ein Mensch von Gott erschaffen wärest, was wolltest Du thun, daß Du Gott und den Menschen gefällig würdest. Darüber lächelte der Geist und sagte: Mein Herr Fauste, wenn ich ein Mensch erschaffen wäre wie Du, so wollte ich mich biegen gegen Gott, so lange ich einen menschlichen Athem hätte, und mich befleißigen, daß ich Gott nicht wider mich zum Zorn bewegte, seine Lehre, Gesetz und Gebot, so viel mir möglich, halten, ihn allein anrufen, loben, ehren und preisen, damit ich Gott gefällig und angenehm wäre und wüßte, daß ich nach meinem Absterben die ewige Freude, Glorie und Herrlichkeit erlangte. Doctor Faustus sagte: Solches habe ich freilich nicht gethan. Ja wohl hast Du das nicht gethan, sagte der Geist, sondern Deinen Schöpfer, der Dich erschaffen, Dir Sprache, Gesicht und Gehör gegeben hat, daß Du seinen Willen verstehen und der ewigen Seligkeit nachtrachten solltest, den hast Du verleuguet, die herrliche Gabe Deines Verstandes mißbraucht, Gott und allen Menschen abgesaget, darum Du niemand die Schuld zu geben hast, als Deinem stolzen und frechen Muthwillen, dadurch Du also Dein bestes Kleinod und Zier der Zuflucht Gottes verloren. Ja, das ist leider wahr, sagte Doctor Faustus. Wolltest Du aber, mein Mephostophiles, daß Du ein Mensch an meiner Statt wärest? Ja, sagte der Geist seufzend, und wäre hierin nicht viel Disputirens mit Dir; denn ob ich schon

Digitized by Google

gegen Gott gesündiget, wollte ich mich doch wiederum in seinen Gnaden erholen. Dem antwortete Doctor Faustus: So wäre es mit mir auch noch früh genug, wenn ich mich besserte. Ja, sagte der Geist, wenn Du auch vor Deinen groben Sünden zur Gnade Gottes kommen könntest, aber es ist nun zu spät, und ruhet Gottes Zorn über Dir. Laß mich zufrieden, sagte Doctor Faustus zum Geiste. Antwortete der Geist: So laß mich fortan auch zufrieden mit Deinen Fragen."

Darauf ließ Faust die Theologie bei seinem Verkehr mit Mephostophiles aus dem Spiele. Dagegen fragte er ihn fleißig über Gegenstände der Astronomie und Astrologie aus, was ihn in den Stand setzte, Kalender zu machen, welche die Zukunft voraussagten, die kommende Witterung, Krieg, Theuerung und Sterben vorher verkündigten und deshalb sehr gelobt wurden. Der Geist erklärte ihm den Ursprung von Sommer und Winter, belehrte ihn über das Himmelsgewölbe und die Planeten und gab ihm Aufschluß über die Erschaffung der Welt, die er „unerboren und unsterblich" nannte, sowie von der Entstehung der Menschheit. Dann erschien eines Tages Belial, der König der Hölle, bei Faust und stellte ihm seine obersten Beamten und Räthe vor, die sämmtlich in Gestalt von Thieren erschienen. Belial selbst kam als zottiger, kohlschwarzer Bär mit brennend rothen Ohren, schneeweißen Zähnen, drei Ellen langem Schwanze, Lucifer als röthlich behaarter Mann mit einem Schwanze wie ein Eichhörnchen, Beelzebub mit einem Ochsenkopf und gelb und grünen Flügeln, Asteroth in „Gestalt eines Wurms und ging auf dem Schwanz aufrecht hinein, hatte keinen Fuß, der Schwanz hatte eine Farbe wie die Blindschleichen, der Bauch war gar dick, oben hatte er zwei kurze Füße, gar gelb, und der Bauch ein wenig weiß und gelblich, der Rücken ganz kastanienbraun, ein Fingers lang spitzige Stachen und Borsten daran wie ein Igel" u. s. w. Später ließ sich Faust von Beelzebub in einem beinernen Sessel in die Hölle tragen, damit er deren „Qualität, Fundament und Eigenschaft, auch Substanz möchte sehen und abnehmen", eine Expedition, bei der ihm allerlei wunderbare und grauenvolle Dinge, fliegende Würmer, Hirsche und Bären, dicker, finsterer und stinkender Nebel, Schwefel und Pech in hellem Brande, dunkle Schluchten voll Glut und Frost u. d. begegneten. Wieder ein anderes Mal fuhr er in einem von zwei Drachen gezogenen Wagen mit Mephostophiles gen Himmel und überschaute acht Tage lang die Erde und alle Gestirne. Dann wieder ritt er auf Mephostophiles, der sich in ein Pferd verwandelt, durch alle Länder Europas, wobei er sich u. A. drei Tage im Palaste des Papstes aufhielt, dem türkischen Kaiser als Muhamed erschien und den ägyptischen Sultan in Kairo besuchte. Daran schlossen sich weitere Ausflüge, z. B.

Digitized by Google

nach der „Insel Kaukasus zwischen India und Scythia“, wo ihm ein heller Glanz in der Ferne die Stelle zeigt, an welcher das Paradies liegt.

Wie es mit der durch seine Himmelsreise erlangten Kenntniß von den Himmelskörpern und Himmelserscheinungen beschaffen war, erzählt uns das Buch in mehreren Kapiteln, die von den Kometen, von Sternen und Sternschnuppen und vom Donner handeln. Charakteristisch ist hier namentlich Fausts Antwort auf die Frage von guten Freunden, was ein Komet sei. „Es geschieht oft, daß sich der Mond am Himmel verwandelt und die Sonne unterhalb der Erde ist. Wenn der Mond nahe hinzukommt, ist die Sonne so kräftig und stark, daß sie dem Monde seinen Schein nimmt und er ganz roth wird. Wenn nun der Mond wiederum in die Höhe steiget, verwandelt er sich in mancherlei Farben und springt ein Prodigium vom höchsten draus, wird alsdann ein Komet, und sind der Figuren und Bedeutungen, so Gott verhängt, mancherlei. Einmal bringt es Aufruhr, Krieg oder Sterben im Reich, als Pestilenz, jähen Tod und andere Seuchen. Item Wassergüsse, Wolkenbrüche, Brunst, Theuerung und dergleichen.“

Als Kaiser Karl der Fünfte in Innsbruck Hof hielt, citirte ihm Faust den Geist Alexanders des Großen sowie den von dessen Gemahlin. Jener erschien als ein „wohlgesetztes dickes Männlein, rothen und dicken Bartes, mit rothen Backen und strengem Angesicht, als ob er Basiliskenaugen hätte. Er trat herein in einem ganzen vollkommnen Harnisch und neigte sich mit einer tiefen Reverenz.“ Am Abend, als man bei Hofe zu Tisch geblasen, sah Faust einen Ritter und Freiherrn, der zum Fenster herausschauend von der Hitze des Tages eingeschlafen war, und sofort zauberte er ihm ein Hirschgeweih auf den Kopf, sodaß er nicht wieder zum Fenster hereinkonnte, bis ihn der Kaiser gesehen und Faust den Zauber gelöst hatte. Als der Ritter ihm darauf bei seiner Rückreise mit einigen Leuten auflauerte, um sich für den Schabernack zu rächen, griff Faust ihn mit einem großen Haufen spukhafter geharnischter Reiter an, umringte ihn und zauberte ihm und den Seinigen Ziegenhörner, den Pferden aber Kuhhörner auf die Köpfe, die sie erst nach einem Monate los wurden.“

Drei Grafen, die zu Wittenberg studirten, wünschten bei der Hochzeit zu sein, die der Baierfürst in München seinem Sohne ausrichtete, und wendeten sich deshalb an Faust, indem sie ihm zugleich Geld schenkten und ein Bankett gaben. Er lud sie darauf ein, in ihren besten Kleidern zu ihm in seinen Garten zu kommen, breitete hier seinen Mantel aus, setzte sich mit ihnen auf denselben und begann eine Beschwörung, worauf ein großer Wind den Mantel emporhob und mit seinen Insassen gen München führte, wo sie unsichtbar der Hochzeit beiwohnten.

Digitized by Google

Später war Faust eine Zeit lang am Hofe der Grafen von Anhalt. Er verschaffte hier der Gräfin im Januar Obst und Trauben, indem er sich zwei silberne Schüsseln geben ließ, sie vor das Fenster stellte und sie nach einer halben Stunde, die eine mit weißen und rothen Trauben, die andere mit Aepfeln und Birnen aus dem Morgenlande gefüllt, wieder herein holte. Kurz vor seinem Abschied aber bat er den Grafen, in einem schönen Schlosse, welches er sich auf den Rohmbühl, einen Berg nicht weit von der Stadt, gezaubert hatte, bei ihm zu frühstücken. Es gab bei diesem „königlichen Mahl" allerlei Speisen und Getränke, jedes Mal wurden neue Trachten aufgesetzt, und die feinsten Weine standen in hundert Kannen auf dem Tische. „Wie man aber von der Mahlzeit aufgestanden war und das Frauenzimmer im Saal Alles fürwitziglich beschaute, fragte Doctor Faustus den Fürsten, ob er unter dem Frauenzimmer sollte eine Kurzweil machen. Als es ihm der Fürst erlaubte, streckte er die Faust in die Luft und ergriff einen ehernen Kopf, den stellte er auf die Lehne der Stiege und verzauberte ihn dermaßen, daß alsbald ein großes Geräusch von Wasser sich erhob, also, daß in kurzer Zeit durch den Saal ein Bach mit aller Gewalt lief. Da hätte man hören sollen, wie das Frauenzimmer zu schreien anhub, und wie die Jungfrauen ihre köstlichen Kleider aufschürzten, damit sie dieselben nicht netzten. Das andere Hofgesinde aber, welches von dem Wasser nichts bemerkte, lachte sie aus, als sie ihre weißpolirten Beine sehen ließen. Unterdeß, weil des Gelächters genug, läuft ein großer Hirsch im Wasser daher, nach welchem von dem Hofgesinde mit den Rapieren vergebens gestochen worden. Verschwand darauf Wasser, Hirsch und Kopf mit einander, und war das Frauenzimmer wegen dieses Possens nicht wenig schamroth geworden. Solches nahm der Graf in Gnaden an und zog wieder zu Hofe. Da gingen aus Doctor Fausti Schloß grausame Büchsenschüsse, und das Gebäude brannte mit hellem Feuer in die Höhe, bis es ganz verschwand. Da kam Faustus wieder zum Grafen, der ihm hernach etliche hundert Thaler verehrte und ihn wiederum fortziehen ließ."

Nachdem Faust nach Wittenberg zurückgekehrt war, kam die Fastnacht heran, und der Doktor spielte den Bacchus, als welcher er eine Anzahl von Magistern und Studenten zu bewirthen unternahm. Am ersten Tage führte er sie in seinen Garten, nahm eine Leiter, ließ jeden sich auf eine Sprosse derselben setzen und fuhr darauf mit ihnen von dannen in den Keller des Bischofs von Salzburg. Hier tranken sie von dessen bestem Wein, bis der Kellermeister sie dabei störte, der sie für Diebe und Einbrecher ausschrie. „Das verdroß Faustum, mahnte seine Gesellen aufzusein, nahm den Kellermeister beim Haar, fuhr mit ihm davon und setzte ihn, der in großen Aengsten und Schrecken war, auf einer hohen Tanne ab, von der ihn die Bauern am andern Tage

Digitized by Google

mit vieler Mühe herunterholten. Faustus aber kam mit seiner Burse wohlbehalten nach Hause, wo sie das Valete mit einander hielten mit dem Wein, so er in des Bischofs Keller in große Flaschen gefüllet hatte.“ Am nächsten Tage traktirte Faust seine Gäste abermals, indem er Flaschen und Schüsseln in seinen Garten setzte, die ihm sein dienstbarer Geist aus den Küchen und Kellern reicher Leute füllte. Am Aschermittwoch kamen sie wieder, und Faust ergötzte sich durch allerhand Gaukelspiele, bei denen unsichtbare Orgeln, Lauten, Geigen, Harfen und Posaunen spielten, Gläser, Becher und Töpfe auf dem Tisch tanzten und ein Affe sie mit Possen unterhielt. Am Donnerstag wurde Faust von Studenten mit einem stattlichen Essen geehrt, wofür er wieder verschiedene Wunder verrichtete, unter denen ein gebratner Kalbskopf, der unter dem Vorschneidemesser Mordio, Helfio schrie, das seltsamste war. Am weißen Sonntag endlich, wo die Gesellschaft wieder bei Faust war und überm Wein die Rede auf schöne Frauen kam, citirte ihnen der Schwarzkünstler Helena von Graecia, die Hausfrau des Menelaus. „Diese Helena erschien in einem köstlichen schwarzen Purpurkleide, ihr Haar hatte sie herabhangen, das schön, herrlich wie Goldfarbe glänzte, auch so lang war, daß es ihr bis an die Kniebeugen hinabging, mit schönen kohlschwarzen Augen, ein lieblich Angesicht mit einem runden Köpflein, ihre Lippen roth wie Kirschen, mit einem kleinen Mündchen, einem Hals wie ein weißer Schwan, rothen Bäcklein wie Röschen, eine lange gerade Person. In Summa: es war an ihr kein Unthätchen zu finden, sie sah sich allenthalben in der Stube um mit gar frechem und bübischem Gesicht, daß die Studenten gegen ihr in Liebe entzündet waren.“

Darauf folgen in unserm Buche eine Reihe komischer Streiche Fausts, unter denen auffälliger Weise der Ritt auf dem Fasse aus Auerbachs Keller nicht ist, wie denn nach dieser ältesten Schrift über Faust der Zauberer niemals in Leipzig gewesen wäre. Auf einer Fußreise nach Braunschweig, wo er einem Marschalk von der Schwindsucht helfen soll, bittet er einen Bauern, der einen leeren Wagen nach der Stadt fährt, ihn mitzunehmen, und als dieser es ihm grob abschlägt, macht der Hexenmeister, daß ihm die vier Räder vom Wagen abfliegen und jedes vor einem andern Thore liegen bleibt. Als er in Gotha mit guten Freunden wohlbezecht spazieren geht und ihm ein Bauer mit einem Fuder Heu entgegenkommt und nicht ausweichen will, frißt er ihm ohne Weiteres den Wagen sammt dem Heu und den Pferden auf. Der Bauer läuft zum Bürgermeister und klagt ihm sein Unglück. Als der aber lächelnd mit ihm geht, um sich die Sache zu besehen, finden sie Rosse und Geschirr unversehrt an Ort und Stelle. Faust hatte den Bauer nur verblendet. Aehnlich ergeht es einem Bauer in Zwickau, mit dem Faust einig wird, er solle von der Ladung Grummet, die jener heimfährt, für einen Löwenpfennig so viel essen dürfen,

Digitized by Google

als er möge, und dem er darauf die Hälfte seines Grases wegfrißt. Ein anderes Mal kommt Faust mit seinen Gesellen in ein Wirthshaus voll lärmende und singende Bauern, und als sie es zu arg machen, verzaubert er sie so, daß jeder in der Stellung, die er gerade einnimmt, erstarrt. Als Fausts Begleitung sich satt gelacht hat, läßt er die Bauern wieder aufthauen.

Bei seinem lüderlichen Leben war Faust häufig in Geldnoth, und dann mußte ihm ein Schwindel aus der Verlegenheit helfen. Einmal mästete er fünf Schweine, „die verkaufte er das Stück um sechs Gulden, doch mit dem Pakt, daß der Sautreiber mit ihnen durch kein Wasser gehen sollte. Als die Schweine sich dann aber im Kothe wälzten und besudelten, trieb jener sie in eine Schwemme, da verschwanden sie und schwammen lauter Strohwische umher." „Gleicherweise that er einem Roßtäuscher, dem er auf einem Jahrmarkt ein schönes Pferd um vierzig Gulden verkaufte. Er sagte ihm, er sollte es über keine Tränke reiten. Der Roßtäuscher aber wollte sehen, was er damit meinte, und ritt in eine Schwemme. Da verschwand das Pferd, und er saß auf einem Bündel Stroh, so daß er schier ertrunken wäre. Er wußte aber noch, wo sein Verkäufer zur Herberge lag, ging zornig dahin und fand Doctor Faustum auf einem Bette liegen, schlafend und schnarchend; der Roßtäuscher nahm ihn beim Fuße und wollte ihn herabziehen, da ging ihm das Bein aus dem Hintern, so daß der Roßtäuscher damit in die Stube fiel. Faustus fing darüber an, Mordio zu schreien, und dem Roßtäuscher wurde Angst, er gab die Flucht und machte sich aus dem Staube."

„Man spricht: ein Unhold und Zauberer werden im Jahr nicht um drei Heller reicher. Das widerfuhr dem Doctori Fausto auch. Die Verheißung war groß mit seinem Geist, aber viel erlogen Ding, wie denn der Teufel ein Lügengeist ist." „Einmal ist er mit guten Gesellen bankettiren gegangen, da er aber nicht bei Gelde war, ist er verursacht worden, bei den Juden Geld aufzubringen, und so nahm er bei einem von ihnen sechzig Thaler auf einen Monat. Als nun die Zeit verlaufen, und der Jude seines Geldes sammt dem Interesse gewärtig war, Faustus aber nicht im Sinn hatte, ihm etwas zu bezahlen, kommt der Jude zu ihm ins Haus und thut seine Anforderung. Doctor Faustus spricht zu ihm: Jud', ich habe kein Geld und weiß auch keins aufzubringen; damit du aber der Bezahlung versichert seist, so will ich mir ein Glied, sei es ein Arm oder ein Schenkel, abschneiden und dir zum Unterpfand lassen, doch mit dem ausdrücklichen Geding, sofern ich zu Gelde kommen und Dich wiederum bezahlen würde, daß Du mir mein Glied wieder zustellen wollest. Der Jude, so ohne das ein Christenfeind war, gedachte bei sich selbsten, das müßte ein verwegener Mann sein, der seine Glieder für Geld zum Pfande setzen wollte, war derohalben mit dem Pfande zufrieden. Faust nimmt nun

Digitized by Google

eine Säge und schneidet seinen Fuß damit ab, gibt ihn dem Juden (es war aber lauter Verblendung) mit der Condition, sobald er zu Geld käme, ihn zu bezahlen, daß er ihm seinen Schenkel wieder zustellen sollte; er wollte sich denselben schon wieder ansetzen. Der Jude war mit diesem Contrakt wohlzufrieden und zog mit dem Schenkel davon. Als er nun darob verdrossen und müd war, und daneben gedachte, was hilft mir ein Schelmenbein, trage ich es heim, so wird es stinkend; dann ist es auch mißlich wieder anzuheilen, und ist dieses ein schwer Pfand, daß er sich nicht höher hätte verbinden können, denn mit seinem eignen Gliede, es wird mir doch nichts mehr dafür. Mit solchen und andern Gedanken gehet er über einen Steg und wirft den Fuß hinein. Dieses wußte nun Faustus gar wohl, schickete derohalben über drei Tage nach dem Juden, er wollte ihn bezahlen. Der Jude kommt, Faustus fragt, wo er das Pfand habe, er solle es ihm wieder zustellen, so wollte er ihn bezahlen. Der Jude sagte, dieweil es niemand nichts genützt, hätte er's weggeworfen. Doctor Faustus aber wollte kurzum sein Pfand und Schenkel wieder haben, oder der Jude sollte ihm seinen Willen darum machen, und wollte der seiner los werden, mußte er ihm noch sechzig Thaler dazugeben, und hatte doch Doctor Faustus seinen Schenkel noch."

Einmal ging Faust zu Köln mit einem guten Bekannten spazieren, und wie sie so mit einander plauderten, „begegnete ihnen ein Pfaffe, der eilete der Kirche zu und hatte sein Brevier, so fein mit silbernen Buckeln beschlagen, in der Hand. Fausto gefiel das Büchlein wohl, dachte, du kannst bei einem Andern ein Deogratias damit verdienen, und sagte zu seinem Gesellen: Schau, schau den Pfaffen, was für ein geistlich Gebetbuch hat er in der Faust, da Schellen die Responsoria geben. Dies hört der Pfaffe, sieht auf sein Buch und wird gewahr, daß es ein Kartenspiel ist. Nun aber hatte er soeben zu Hause gespielt und meinte, er habe in der Eile die Karten statt des Breviers ergriffen, wirft es derowegen aus Zorn von sich weg und geht brummend seines Weges. Faustus und sein Gesell lachten des Pfaffen, hoben das Buch auf und ließen den Pfaffen laufen und sich ein anderes Brevier kaufen."

Einst kam Faust mit andern Reisenden in Thüringen in ein Wirthshaus, wo ihnen die Wirthin nichts zu essen geben konnte. „Da sagten Etliche unter dem Haufen: hätten wir ein Stück oder ein paar von dem Hechte, der uns heute zu Mittag überblieben. Faustus sagte: Gelüstet euch nach Hechten, so will ich sehen, was mein Koch vermag. Damit klopfte er mit dem Finger ans Fenster und sagte: Adser, bringe, was Du hast. Bald darauf griff er hinaus und holte eine große Schüssel voll aufs beste abgesottner Hechte sammt einer großen kupfernen Kanne mit gutem rheinischen Weine herein. Da waren sie alle fröhlich, weil es so wohl ging."

Digitized by Google

Andere Zauberstücklein, wie er Studenten verblendet, die sich vor seinem Hause raufen, wie er als Büchsenmeister in einer Festung, die von Kaiser Karls spanischem Kriegsvolke belagert wird, einen Meisterschuß thut und die feindlichen Kugeln wie Bälle beim Spiel auffängt, wie er zwei Bauern eines Pferdes wegen an einander hetzt, daß sie sich prügeln, wie er in einem Wirthshaus, wo sie nach der Sitte der Zeit „auf gut Sächsisch und Pommerisch mit Halben und Ganzen zusammensoffen", einen Hausknecht, der ihm trotz seines Widerspruchs immer zu voll eingeschenkt hat, verschluckt und ihm einen Kübel mit Kühlwasser in die Gurgel nachschickt, endlich wie er in einer alten Kapelle bei Wittenberg einen Schatz hebt, erwähne ich nur der Vollständigkeit halber.

Einmal wurde Faust nach einer Mahlzeit im Gasthause von seinen Tischgenossen gebeten, ihnen zu zeigen, wie er Köpfe abhauen und wieder ansetzen könne. Als niemand von ihnen seinen Kopf dazu herleihen wollte, ließ sich der Hausknecht gegen ein Geschenk dazu bewegen, verlangte jedoch, daß ihm der Kopf dann wieder recht fest angemacht würde; „denn sollte er ohne Kopf darnach sein Amt versehen, was würden die Gäste dazu sagen?" So wurde er denn auf gut Scharfrichterisch geköpft, „aber das Wiederanmachen wollte nicht von Statten gehen, was auch Faustus anfing. Da sprach er zu den Gästen, es sei einer unter ihnen, der ihn verhindere, den wollte er vermahnet und gewarnet haben, daß er's nicht thue. Darauf versuchte er's abermals, konnte aber nichts ausrichten. Er vermahnete und dräuete dem zum andern Mal, er solle ihn unverhindert lassen, oder es werde ihm nicht zum Besten ausschlagen. Da aber auch das nichts half, und er den Kopf nicht wieder ansetzen konnte, läßt er auf dem Tische eine Lilie wachsen, der haut er das Haupt und die Blume oben ab. Alsbald fiel einer von den Gästen hinter sich von der Bank, und war ihm der Kopf ab. Der war der Zauberer, der ihn verhindert hatte. Da setzte Faustus dem Hausknechte seinen Kopf, wie er ihm verheißen hatte, wiederum auf und packte sich von dannen. Eine ähnliche Zauberei verrichtete Faust nach unsrer Schrift zu Frankfurt während der Messe in einem Wirthshause bei der Judengasse.

Um Weihnachten hatte Faust einmal eine Anzahl seiner Kunden unter den Junkern und dem adeligen Frauenzimmer in der Nachbarschaft von Wittenberg zu Tische bei sich. Da begab sich, während draußen tiefer Schnee lag, in Fausts Garten „ein herrlich und lustig Spektakel; denn es war in seinem Garten kein Schnee zu sehen, sondern ein schöner Sommer mit allerlei Gewächs, daß auch das Gras grünete und allerhand schöne Blumen blühten. Auch waren da Weinreben mit Trauben behangen, desgleichen rothe, weiße und

Digitized by Google

leibfarbene Rosen und andere bunte und wohlriechende Blumen, welches eine herrliche Lust zu sehen und zu riechen gab."

Daß Faust sich auch auf Liebeszauber verstand, zeigt eine Historie, wo er einem wittenberger Studenten von Adel, der sich in eine Dame, die ihn nicht mochte, verliebt hatte und aus Herzeleid über sein Mißgeschick krank geworden war, zum Ziele seiner Wünsche verhalf. Er gab ihm einen Ring, führte ihn in einen Garten, wo die Geliebte mit andern Mädchen beim Tanze war, und hieß ihn sie mit dem Finger berühren. Von Stund an war „die gute Jungfrau mit Cupidinis Pfeilen durchschossen", und am nächsten Morgen schickte sie zu ihm und begehrte ihn zum Ehemann, worauf sie Hochzeit mit einander machten, auch dem Doctor Fausto eine gute Verehrung gaben.

Als Faust sein Verhältniß zum Teufel eine Reihe von Jahren fortgesetzt hatte, war es einmal nahe daran, daß sich dasselbe auflöste. Sein Nachbar, ein gottesfürchtiger Arzt und Liebhaber der heiligen Schrift, lud ihn zu sich, machte ihm Vorstellungen und drang in ihn, Buße zu thun und sich zu bekehren. Faust hörte ihm fleißig zu, sagte, daß ihm die Lehre wohlgefiele, und gelobte, womöglich zu thun, was er von ihm begehre. Zu Hause dachte er weiter über die Ermahnung nach und beschloß, dem Teufel sein Versprechen aufzusagen. Da erschien ihm aber sein Geist und griff nach ihm, als ob er ihm den Hals umdrehen wollte, worauf er ihm so lange mit Vorstellungen und Drohungen zusetzte, bis er sich ihm von neuem verschrieb, auch dem frommen Nachbar so feind wurde, daß er ihm nach dem Leben trachtete.

Desgleichen fand sich bei ihm auch die Lust zu allerlei Possen und Neckereien wieder ein. Einmal hatte er in Augsburg Gäste bei sich, die er mit Speisen, die Mephostophiles einem reichen Bürger, der Hochzeit hielt, aus der Küche gestohlen, und mit Wein aus Fuggers Keller traktirte. Nachdem sie gegessen, wollten seine Freunde ein Kunststück von ihm sehen. „Da ließ er auf dem Tische einen Rebstock wachsen mit reifen Trauben, deren vor Jedem eine hing. Hieß darauf einen Jeglichen die seine mit der einen Hand angreifen und halten und mit der andern das Messer auf den Stengel setzen, als wenn er sie abschneiden wollte; es sollte aber bei Leibe keiner schneiden. Darnach gehet er aus der Stube, wartet nicht lange, kommt wieder, da sitzen sie Alle und halten sich ein Jeglicher selbst bei der Nase und das Messer darauf. Wenn ihr nun gerne wollt, sagte Faustus, so mögt ihr die Trauben abschneiden. Das war ihnen aber ungelegen, wollten sie lieber noch reifer werden lassen."

Eine reine Eulenspiegelei trieb er mit dem Kapellan Dorstenius zu Battoburg an der Maas, der ihm viel Gutes und Liebes erzeiget und, „dieweil er sahe, daß Faustus dem Trunk sehr geneigt war", ihm so lange guten Wein

Digitized by Google

schickte, bis das Fäßlein ganz leer wurde. Dem rieth er, als er sich einst barbieren lassen wollte, sich lieber aus der Apotheke Arsenik holen zu lassen und den Bart damit tüchtig einzureiben, er werde dann kein Scheermesser mehr nöthig haben. Die Folge war, daß dem Pfaffen nicht blos die Haare im Gesichte ausfielen, sondern auch die Haut sammt dem Fleische sich ablöste.

Besonders schlimm trieb es Faust in den letzten fünf Jahren seines Contrakts mit dem Teufel in Betreff der Weiber. Zunächst suchte er, indem er mit Mephostophiles in aller Herren Länder herumzog, sich sieben der schönsten, zwei Niederländerinnen, eine Ungarin, eine Engländerin, zwei Schwäbinnen und eine aus Franken aus. Dann bewog er seinen Geist, ihm die Helena aus Graecia, die er ehedem den Studenten am weißen Sonntage erweckt hatte, zu verschaffen, die er so lieb gewann, daß er schier keinen Augenblick ohne sie sein konnte, und die ihm einen Sohn gebar, den er Justus Faustus nannte, und der ihm schon als kleines Kind viel „zukünftige Dinge erzählete, so in allen Ländern sollten geschehen."

Als nun sein Vertrag mit der Hölle abgelaufen war, setzte er seinen Famulus Wagner, einen bösen Buben, der mit ihm geschlemmt hatte und ihm in Allem zu Willen gewesen war, notariell zum Erben ein, wodurch diesem Fausts Haus und Garten „neben des Ganfers und Veit Rodingers Haus gelegen, beim Eisernen Thor in der Schergasse an der Ringmauer", sechzehnhundert Gulden an Zinsgeld, ein Bauerngut, sechshundert Gulden baar, eine goldene Kette und Silbergeschirr an tausend Gulden werth, desgleichen die Bücher seines Meisters zufielen. Auch verschaffte er ihm einem dienenden Geist, der die Gestalt eines Affen hatte und Auerhahn hieß, und der ihn künftig begleiten sollte, wofür Wagner sich verpflichten mußte, nach Fausts Tode dessen Geschichte zu schreiben. Wenn Faust seines eben erwähnten Sohnes in seinem Testamente nicht gedachte, so war der Grund der, daß er wußte, derselbe werde sammt seiner Mutter demnächst verschwinden.

Die Zeit verlief nun rasch wie der Sand in einem Stundenglase, und als Faust nur noch einen Monat zu leben hatte, hub er jämmerlich an zu klagen und zu verzagen. Er weinte, redete mit sich selbst, phantasirte mit den Händen in der Luft, ächzte und seufzte und magerte zusehends ab. Er ging wenig mehr aus und mochte auch den Geist nicht mehr sehen. „O Du betrübter Fauste", rief er aus, „Du bist nun in dem Haufen der Unseligen, wo Du den übermäßigen Schmerz des Todes erwarten mußt! Ja, einen erbärmlicheren denn jemals eine schmerzhafte Kreatur erduldet hat. Ach, ach, Vernunft, Vermessenheit und freier Wille, o Du verfluchtes und unbeständiges Leben, o Du Blinder und Unachtsamer, der Du Deine Glieder, Leib und Seele so blind

Digitized by Google

machteſt! O zeitliche Wolluſt, in was für Noth haſt Du mich geführt! Ach mein ſchwaches Gemüth, wo iſt Deine Erkenntniß? Ach Leid über Leid, Jammer über Jammer! Ach und Wehe, wer wird mich erlöſen? Wo ſoll ich mich verbergen? Wohin ſoll ich mich verkriechen oder fliehen?"

Auf ſolche und ähnliche Klagen erſchien ihm Mephoſtophiles und verſpottete ihn mit allerlei Scherzreden. Unter Andern ſagte er ihm:

„Ja, ja, mein Fauſte, mit großen Herren und dem Teufel iſt nicht gut Kirſchen eſſen, ſie werfen einem die Stiele ins Angeſicht, wie du nun ſiehſt. Derhalben wäreſt Du wohl weit von dannen gegangen, was gut für den Schuß geweſen wäre. Aber Dein hoffärtig Rößlein hatte Dich geſchlagen, Du haſt die Kunſt, die Dir Gott gegeben, verachtet und Dir nicht daran genügen laſſen, ſondern den Teufel zu Gaſte geladen und haſt dieſe ganzen vierundzwanzig Jahre daher gemeint, es ſei alles Gold, was gleißet, was Dir der Teufel berichte, dadurch Dir der Teufel wie einer Katze eine Schelle angehängt. Siehe, Du warſt eine ſchöne erſchaffene Kreatur, aber die Roſe, die man lange in den Händen trägt und an der man viel riecht, die bleibt nicht, weſſen Brot Du gegeſſen haſt, deſſen Lied mußt Du ſingen, verziehe bis auf den Karfreitag, ſo wird's bald Oſtern ſein. Was Du verheißen haſt, iſt nicht ohne Urſache geſchehen, eine gebratene Wurſt hat zwei Zipfel, und auf des Teufels Eis iſt nicht gut gehen. Du haſt eine böſe Art gehabt, darum läßt Art von Art nicht, alſo läßt die Katze das Mauſen nicht. Scharf vornehmen macht ſchartig. So lange der Löffel neu iſt, braucht ihn der Koch, darnach wenn er alt wird, ſo ſch— er drein, dann iß mit ihm aus. Iſt es nicht auch mit Dir alſo, der Du ein neuer Kochlöffel des Teufels wareſt? Nun nützet er Dich nimmer; denn der Markt hätte Dich ſollen lehren kaufen. — Noch mehr, mein Fauſte, was haſt Du für einen großen Uebermuth gebrauchet, in allem Deinem Thun und Wandel haſt Du Dich einen Teufelsfreund genannt; derohalber ſchürze Dich nun; denn Gott iſt der Herr, der Teufel iſt blos Abt oder Mönch. Hoffart thut niemals gut; wollteſt Hans in allen Gaſſen ſein, ſo ſoll man Narren mit Kolben laufen. Wer zu viel will haben, dem wird zu wenig, und darnach Einer kegelt, darnach muß er aufſetzen. So laß Dir nun meine Lehre und Erinnerung zu Herzen gehen, die gleichwohl ſchier verloren iſt. Du ſollteſt dem Teufel nicht ſo wohl vertrauet haben, dieweil er Gottes Affe, auch ein Lügner und Mörder iſt; darum ſollteſt Du klüger geweſen ſein. Schimpf bringt Schande; denn es iſt bald um einen Menſchen geſchehen, und er koſtet ſo viel zu erziehen. Um den Teufel zu beherbergen, bedarf es eines klugen Wirthes. Zum Tanze gehört mehr als ein Paar rothe Schuhe. Hätteſt Du Gott vor Augen gehabt und Dir an den Gaben, ſo er Dir verliehen, genügen laſſen, dürfteſt Du dieſen Reigen nicht tanzen. Du ſollteſt dem Teufel nicht

Digitized by Google

so leichtlich zu Willen worden sein und geglaubt haben; denn wer leichtlich glaubt, wird bald betrogen."

Solche Reden waren kein Trost, und so klagt Faust in unserm Buche noch ein paar Seiten aufs erbärmlichste fort bis zum Vorabend des Tages, wo sein Geschick sich erfüllen soll. Mephostophiles erscheint, zeigt ihm seine Verschreibung vor und kündigt ihm an, daß der Teufel in der nächsten Nacht kommen und seinen Leib holen werde. Faust fährt darauf die Nacht hindurch mit Weinen und Jammern fort. Am Morgen aber geht er zu seinen Freunden, den Studenten und Magistern, und bittet sie, ihm nach dem eine halbe Meile von Wittenberg entfernten Dorfe Rimlich zu folgen und dort mit ihm zu frühstücken und später zu Nacht zu essen. Sie schmausen und zechen dort weidlich, und nach der Abendmahlzeit hält ihnen Faust eine Rede, in der er sie bittet, den übrigen Freunden brüderliche und freundliche Grüße zu bestellen, sich sein greulig Ende all ihr Lebtag ein Fürbild und Erinnerung sein zu lassen, sich vor Verführung zu hüten, fleißig die Kirche zu besuchen und alle Zeit wider den Teufel zu streiten und zu siegen mit einem guten Glauben an Christum und gottseligem Wandel. Dann ermahnt er sie, zu Bette zu gehen und sich durch nichts, was geschehen werde, anfechten zu lassen. Die Studenten versuchten ihn zu trösten und riethen ihm, Gottes Barmherzigkeit anzurufen, daß er ihm um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen verzeihe und ihm, wenn er dem Teufel den Leib lassen müsse, doch die Seele erhalte. „Da sagte er ihnen zu, er wolle beten, es wollte ihm aber nicht eingehen, wie dem Kain, der auch sagte, seine Sünden wären größer, denn daß sie ihm möchten verziehen werden." Darauf nahmen sie weinend Abschied von ihm und gingen schlafen, während er in der Stube zurückblieb.

„Es geschah aber zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht, daß gegen das Haus her ein großer ungestümer Wind ging, der es an allen Orten umgab, als ob er es zu Boden reißen wollte, darob die Studenten verzagen zu müssen meinten, sprangen aus dem Bette und huben an einander zu trösten, wollten nicht aus der Kammer. Der Wirth lief aus seinem in ein ander Haus. Die Studenten lagen nahe bei der Stube, da Doctor Faustus innen war, sie hörten ein greuliges Pfeifen und Zischen, als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und andere schädliche Würmer wäre. Indem gehet Doctor Fausti Thür auf in der Stuben, der hub an, um Hülfe und Mordio zu schreien, aber kaum mit halber Stimme, bald nachher hörte man ihn nicht mehr. Als es nun Tag ward, und die Studenten die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, sind sie in die Stube gegangen, sie sahen aber keinen Faustum mehr und nichts, denn die Stube voller Bluts gespritzet. Das Hirn klebte an der Wand, es lagen auch seine Augen und etliche Zähne allda, ein greulig

Digitized by Google

und erschrecklich Spektakel. Da huben die Studenten an, ihn zu beklagen und zu beweinen und suchten ihn allenthalben. Letztlich aber fanden sie seinen Leib draußen auf dem Mist liegen, welcher greulich anzusehen war, da ihm der Kopf und alle Glieder schlotterten."

Die Studenten gehen nun, nachdem sie ihren Freund begraben, nach Fausts Hause zurück und finden hier nur noch dessen Famulus vor. Helena und ihr Sohn sind verschwunden. In dem Hause wird es unheimlich, der Geist des vom Teufel Geholten spukt dort, und die Vorübergehenden sehen ihn zum Fenster herausguken. Das Buch schließt hierauf als mit seiner Moral mit dem Spruche 1. Petri 5: „Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge; dem widerstehet fest im Glauben."

Ich bemerke zum Schlusse, daß Faust auch als magischer Schriftsteller thätig gewesen sein soll, ob aber die berühmteste seiner Schriften, die unter dem Titel „Fausts Höllenzwang" vom Aberglauben bis in die Gegenwart herein hoch gehalten und zu Beschwörungen benutzt wurde, von ihm herrührt, ist kaum anzunehmen. Gewiß ist nur, daß sie schon 1660 existirte, doch ist nicht zu beweisen, daß die Form, in der sie Scheible einer im prager Jesuitenkollegium erschienenen Ausgabe im „Kloster" nachgedruckt hat, mit der gleichlautet, die damals einem Schreiber zu Hildesheim beinahe die Folter gebracht hätte. Ein paar Worte über diese Anweisung, den Geist Aziel, „den Schatzmeister über die verborgenen Güter der ganzen Welt", zu beschwören und sich von ihm Geld bringen zu lassen, werden genügen, um die Leser von der Natur dieses nekromantischen Hokuspokus in Kenntniß zu setzen.

Der Exorcist hatte zunächst drei Tage zu fasten, zu beten, Almosen zu reichen, zu beichten und zu kommuniciren, auch drei Messen lesen zu lassen. Dann mußte er zu bestimmter Stunde an einem der sechs Wochentage, Montags z. B. von vier bis fünf Uhr Vormittags oder von fünf bis elf Uhr Nachmittags, zwei Kreise auf den Boden zeichnen und mit gewissen aus Papier zurechtgeschnittenen Figuren belegen. Der eine Kreis war für den Geist, der andere für den Exorcisten bestimmt, welcher in ihm mit dem linken Fuße auf das in dem Buche abgebildete Siegel Aziels zu treten hatte. Vor der Beschwörung war ein Gebet zu sprechen, welches folgendermaßen lautete:

„O allmächtiger Gott und himmlischer Vater, ich bitte Dich durch Jesum Christum, Deinen allerliebsten Sohn durch diese Deine allerheiligsten Namen: Agla, Noab, Soter, Emanuel, Du wollest die Worte meines Mundes gnädiglich erhören und mir die Kraft und Macht verleihen, daß die bösen Geister, welche Du wegen ihres Hochmuthes und ihrer Herrschsucht aus Deinem heiligen Himmel in den Abgrund der Hölle verstoßen hast, daß sie, wenn ich sie mit Deiner

Digitized by Google

Macht, Kraft und Stärke rufe, allen meinen Willen und mein Begehren vollbringen, daß ich sie binde und bezwinge, sichtbar, willig, in einer lieblichen Menschengestalt zu erscheinen und meine Worte, welche mit Deinem allerheiligsten Namen vereinbart sind, nicht zu verachten, durch die Worte Deiner Majestät: Adonai, Ai, Nami, Amar, Semello, Lei, Ursion, bei dem jüngsten Gericht Jesu Christi und durch die Werke dieser heiligen Namen Deiner höchsten Majestät: Ohel, Agra, Jod, bei welchen Namen Salomon die Geister ins Wasser gezwungen hat. Solches alles geschehe durch Deine göttliche Macht und Kraft, Tetragrammaton, Agla, Adonai, Amen."

Dann folgte die erste Citation:

„Ich, N. N., beschwöre Dich, Geist Aziel, bei dem Richter der Lebendigen und der Todten, Jesu Christo, durch den Schöpfer des Himmels und der Erden, bei dem Gehorsam, welchen Gott den Heiligen durch Jesum Christum gegeben hat, und durch die Kraft und Wirkung des heiligen Geistes und der heiligen Dreifaltigkeit, daß Du, Geist Aziel, eilends erscheinest und bald zu meinem Kreise, meinen Willen zu erfüllen und zu vollbringen, kommest. Das gebiete Dir Jesus Christus, der die Hölle zerstöret und den Teufeln alle Macht genommen hat. Derowegen komm, Geist Aziel, bei der Kraft und Gewalt Gottes im Namen Jesu. Amen.

Ich, N. N., beschwöre Dich, Aziel, mit diesen Machtworten: Margrad, Gratiel, Lalelai, Emanuel, Magod, Vagod, Sabolos, Sadai, Ai, Sadoch Oseoth, Majin, Latte, daß Du mir eine Summe Geldes, soviel ich verlange, an gültiger Münze und unveränderlichem Golde bringen müsseſt. Das gebiete ich Dir, Geist Aziel, bei dieser Macht: Tetragrammaton, Agla, Ephebiliam, Sia, Epragus sensit Adonai heneche, Aaron, Sant sordida fida, Tetragrammaton Osion, Zellianole, Eljon, Eljon Aida descendat ad nos. Erscheine mir ja ganz freundlich vor meinem Kreise und bringe, was ich von Dir fordere. Das gebiete ich Dir, Geist Aziel, im Namen Jesu. Amen.

Ich, N. N., beschwöre Dich, Lucifer, Beelzebub und alle Obristen, wie ihr heißen und Namen haben möget, bei der allerheiligsten Dreifaltigkeit, dem Vater, Sohne und dem heiligen Geiste, Alpha und Omega, Michael, Raphael 6 + □ + △ □\ + N M + R + □. Ja, ich beschwöre euch Teufel alle mit einander in der Hölle, in der Luft und auf der Erde, in den Steinklüften unter dem Himmel, im Feuer und an allen Orten und Ländern, wo ihr nur seid und euren Aufenthalt habt, keinen Ort ausgenommen, daß ihr diesen Geist Aziel augenblicklich bestellet, und er von Stund an, so viel ich begehre, bringe; oder ich, N. N., ein erschaffnes Ebenbild Gottes, ein Geschöpf des wahren Lebens, will Dich, Lucifer und Beelzebub, mit allem Deinem Anhange quälen, martern, peinigen und ängstigen; ja alle Qual und Pein soll

Digitized by Google

auf euch liegen, bis ihr mir diesen Geist Aziel gesandt habt, meinen Willen zu vollbringen. Ich beschwöre euch, soviel Millionen euer sind, bei dem heiligen Blute Jesu Christo, das für das ganze menschliche Geschlecht vergossen und wir dadurch erlöset worden. Mit diesem Machtblute sollt ihr, ihr Teufel, jetzt aufs neue gezwungen, gequälet und gepeinigt werden bis in die äußerste Finsterniß. Ja, in dem Abgrunde der Hölle sollt ihr vor dieser Beschwörung nicht sicher sein, bis daß ihr den Geist Aziel vor meinen Kreis sendet und zwinget, daß er mir leiblich erscheine, eine wahre Antwort gebe und mir zweihundertundneunundneunzig tausend Dukaten bringe" u. s. w.

Dieser gotteslästerliche Gallimathias geht darauf noch über drei Seiten der Schrift weiter. Dann folgt wieder ein Gebet, das knieend zu sprechen ist. Hierauf wird Lucifer und sein Anhang auf das gründlichste verflucht (die Formel nimmt fast volle sechs Druckseiten ein.) Dann abermals Citation Aziels, die zuletzt zu einem reinen Lautgeklingel aus allerhand Sprachen wird, welches, nachdem es circa zwanzig Zeilen gefüllt hat, mit „Emanuel, Mosiel Adlissel honet eant adita crassa, adiolna da bona otma" endigt. Jetzt erst erfolgt die Hauptcitation mit den stärksten Bedrohungen der Hölle, wo es zuletzt heißt: „Komm derowegen im Namen Adonai Zebaoth, adonai amioram. Komme, was säumest Du Dich? Eile herbei! das gebiete Dir Adoe Sadai, der König aller Könige, el, ai, vai, va, eja, eja, eja, el, a, hi, hav, hav, va, va, va, +. Titeib azira, hin, chen, amiosel, agathon, Amen." Kommt darauf der Geist, wie er unfehlbar muß, und fragt er, was man von ihm will, so sagt man ihm, daß man von ihm durch Gottes Gnade, Huld und Barmherzigkeit und durch die Kraft der heiligen Namen die oder die Summe verlange. Er wird sich dann weigern oder etwas zum Entgelt fordern. Das aber schlägt man ihm ab und bedroht ihn mit ferneren Bannsprüchen. Gehorcht er nun, so wird er mit folgender Formel „abgedankt":

„So weichet nun wieder von hinnen, sanftmüthig, ohne alles Rumoren und Gestank, ohne Verletzung unseres Kreises und unsrer aller, die darinnen sind, und lasset uns das Gut, welches uns der Geist Aziel gebracht hat, unversehrt und unveränderlich in diesem unserm Kreise liegen. Das gebiete ich und beschwöre euch, Geister alle, bei den allerheiligsten Namen: „Tetragrammaton, Agla, Jesu Christi, so wahr als Amen."

Digitized by Google

Zur Biographie der Neuberin.

Von Robert Waldmüller-Duboc.

II.

Ueber den weiteren künstlerischen Lebensgang des Paares hat u. A. Fürstenau im 2. Bande seines sehr gründlichen Werkes „Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen und Könige von Polen" das Wesentlichste zusammengestellt, soweit wenigstens bis jetzt unter Benutzung der Dresdener und Leipziger Quellen und vor Allem der sorgfältig gearbeiteten Hamburger Theater-Geschichte von J. F. Schütze an Material zu Tage gefördert ist. Auch enthält, soweit der Raum es zuläßt, Ed. Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" bekanntlich ein übersichtliches Bild der Wirksamkeit der Neuberin. Prutz verweist in seinen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters u. A. auf eine angeblich im Jahre 1744 erschienene und in zwei Theilen in Quart von D. W. Mayer in Zwickau verfaßte Biographie der Neuberin, ein Pasquill, das in mehrfachen Bezugnahmen anderweitig als ein ernst gemeintes Werk aufgefaßt wird, dessen aber nicht mehr habhaft zu werden sei. Fürstenau kennt es und nennt es mit Recht ein abscheuliches Pamphlet. Ich gebe weiter unten über dasselbe Auskunft. Auffallend gering ist bis jetzt die Ausbeute aus den Aeußerungen von Zeitgenossen der Neuberin gewesen. Lessing, dessen erstes Stück „Der junge Gelehrte" sie im Jahre 1747 aufführte, muß insofern als ihr Zeitgenosse gelten, als er die Neuberin noch sah und kannte, wie denn ihre reformatorischen Bestrebungen ihm für die Bühne lebhaftes Interesse einflößten. Doch war er damals erst achtzehn Jahre alt, während sie bereits das fünfzigste Jahr erreicht hatte und im raschen Niedergang begriffen war. Dies muß man nicht übersehen, wenn man, was er beiläufig über sie geäußert hat, zu ihrer Beurtheilung mit heranziehen zu dürfen meint. Es gilt auch einigermaßen für Eckhof, dessen zwei sie betreffende Briefe oft citirt worden sind. Er selbst datirt ihren Niedergang vom Jahre 1740. Damals war sie dreiundvierzig, er aber erst zwanzig Jahre alt. Was sie in ihrer besten Zeit geleistet hatte, kannte er daher nur vom Hörensagen. Lessing thut der Neuberin an zwei Stellen Erwähnung, in dem 15. Literaturbriefe, wo er nur erwähnt, daß sie zu einer Zeit geblüht habe, als es um die deutsche dramatische Poesie noch sehr elend aussah: „Unsere Staats- und Helden-Aktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidung und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle" — und ferner in der Vorrede zu den Schriften seines Freundes Mylius: „Kennen sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig

Digitized by Google

sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voll Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten, wunderbar und schimmernd. Vielleicht zwar kannte sie ihre Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für Schwachheit an ihr halte."

Gewiß war es eine „List", denn die Entwöhnung des Publikums vom Gemeinen und Anstößigen konnte schon für eine so schwierige Aufgabe gelten, daß dieselbe nicht füglich auch noch sich vermessen durfte, dem allgemeinen Begehren nach theatralischem Glanz und Schimmer den Krieg zu erklären. Daß sie von Kostümtreue, worauf Gottsched drang, nichts wissen wollte, weil die Kosten dadurch zu sehr anwachsen würden, diesen Standpunkt muß man gelten lassen, da nicht bewiesen werden kann, daß ein Wagniß auch nach dieser Seite hin ihre ohnehin opfervolle Thätigkeit nicht einem raschen Untergang entgegengeführt haben würde. Wie man weiß, hat Tieck sich ebenfalls dem Verlangen nach weit gehender Kostümtreue entgegen gestemmt, und Lichtenberg schrieb mit Recht: Wo der Antiquar in den Köpfen eines Publikums noch schlummert, da soll der Schauspieler nicht der Erste sein, der ihn wecken will.

Auch Gottsched hat nur in wenigen Worten hie und da der Neuberin gedacht, so z. B. in der Vorrede zum 2. Theile seiner „Deutschen Schaubühne", wo er rühmend ihrer „Vorspiele in Versen" Erwähnung thut, und dann, als die Neuberin einem Rufe der Kaiserin Elisabeth nach St. Petersburg folgte, wo er am 12. März 1740 an Manteuffel in Dresden schrieb: So verlieren wir in Deutschland wiederum ein Mittel, den guten Geschmack zu befördern, nämlich die einzige Comödie, die eine gesunde und vernünftige Schaubühne gehabt ꝛc. Und in der ersten Ausgabe seiner „kritischen Dichtkunst" rühmt Gottsched sowohl „Herrn Neuber, den jetzigen Direktor", wie auch dessen Ehegattin, der es auf der Bühne „schwerlich ein Frauenzimmer zuvorthun wird", Lobsprüche, welche auf Grund des bekannten Zerwürfnisses zwischen Gottsched und den Neubers in den spätern Auflagen zu Gunsten Schönemanns unterdrückt wurden. In seiner Vorrede zum „sterbenden Cato" sagt er: die Neuberin gebe in der Vorstellungskunst gewiß keiner Französin oder Engländerin etwas nach.

Was die oben berührten Vorspiele betrifft, so sagt Schütze darüber, sie habe „aus sehr verzeihlichem Neide" nur eins drucken lassen. Auf der Dresdner Königlichen Bibliothek ist dies Stück nicht vorhanden.

Ingleichen weiß Schütze von französischen Stücken, die sie in Hamburg „in der Ursprache" gegeben hat, gleichsam „als Dessert-Schüsseln zu den deutschen; z. B. arcagambis, Trag. en 1 A." Hierüber fehlt meines Wissens

Digitized by Google

alles Nähere, und diese eigenthümliche Notiz hat bisher überhaupt kaum Beachtung gefunden. Dennoch wirft dieselbe auf die Bildungsstufe, welche die Neuberin einnahm, ein scharfes Licht, und im Zusammenhang mit der Angabe der Zwickauer Inquisitions-Akten: Caroline sei der französischen und lateinischen Sprache mächtig gewesen, tritt der Abstand, in welchem sich die Neuberin zu dem Bildungsgrade der übrigen damaligen Prinzipale und Prinzipalinnen befand, besonders deutlich hervor.

Auf die Frage, wie weit Neuber bei den Reform-Bestrebungen seiner berühmten Frau betheiligt gewesen, hat Th. W. Danzel („Gottsched und seine Zeit", Leipzig 1855) dankenswerthe Streiflichter fallen lassen, vornehmlich auf Grund des auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek aufbewahrten Briefwechsels Gottscheds. Abweichend von der früher beliebten Annahme, Johann Neuber sei eine Null gewesen, kommt er nicht nur zu dem Schlusse, der nicht anfechtbar ist: die Reform des Theaters sei auch ihm Herzenssache gewesen — er bestreitet auch, daß es besonders die Neuberin gewesen sei, die sich der Sache „mit Verständniß und Eifer" angenommen habe und meint: „wenn sich Herr Neuber (in den Briefen) als ein ganz gebildeter Mann darstellt, so wird man bei dem berühmten „Friederikchen" das Gegentheil bemerken." Und er fügt hinzu, es gehe aus den von ihm mitgetheilten Briefen hervor, daß Neuber und nicht seine Frau bei dem Unternehmen die erste Rolle gespielt, ja daß sie geradezu „eine untergeordnete Stelle" eingenommen habe.

Einige gehässige Bemerkungen Grimms, des „Propheten von Böhmischbroda", mögen Danzel in dieser unterschätzenden Auffassung der Neuberin bestärkt haben, wobei aber Eckhof erst zu widerlegen wäre, — der jener Zeit noch nahe genug stand, um als Fachmann über das Ehepaar zu urtheilen — denn es heißt in seiner bekannten Meinungsabgabe über die damals angestrebte Reform: „Mitten in dieser Barbarei wagte eine liebenswürdige Frau den Vorsatz zu fassen, das deutsche Theater zu reinigen und ihm eine vernünftige Form zu geben."

Schon Fürstenau (a. a. O. S. 315) hat Danzels Meinung als zu weit gehend bezeichnet, doch obschon er nach Originalen einige Schriftstücke des Ehepaars mittheilt, stellt er nicht fest, ob die von den Neubers bisher bekannt gewordenen Schriftstücke nicht etwa ausnahmslos von Johann Neuber verfaßt sind, vermuthet es jedoch. Dies würde zu der Annahme führen, daß Neuber die von Caroline zu unterzeichnenden Briefe schlechter stylisirt habe, als seine eignen, denn woher sonst die von Danzel gerügte Mangelhaftigkeit der letzteren? Durch Vergleichung der Originale auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek ließe sich hierüber leicht jeder Zweifel heben. Danzel hat dieselben vor Augen gehabt, und da er keine Vermuthung der gedachten Art äußert, vielmehr

Digitized by Google

„Friederikchen“ auf Grund ihrer Briefe tiefer rangirt als ihren Gatten, so wird sie dieselben auch wohl selbst verfaßt haben. Uebrigens heißt es in einem an Gottsched gerichteten Briefe Neubers vom 17. September 1730 mit Bezug auf das falsche Gerücht des Ablebens der Neuberin: Einliegendes Briefchen hat meine Frau selbst geschrieben, und weil Ihnen ohne Zweifel ihre Hand bekannt seyn wird, können Sie deutlicher daraus ersehen, daß sie noch lebt.

Eine — freilich wenig benutzte — Abschrift des ganzen Gottschedschen Briefwechsels findet sich auch auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden. Im Ganzen enthält dieser Briefwechsel 14 Briefe von Neuber und 2 von der Neuberin.

Daß Abschreiber nicht immer völlig zuverlässige Leute sind, ist eine alte Erfahrung. Irenäus, der in seinem Buche über die Achtzahl den Abschreibern die oft wiederholte Beschwörungsformel Obsecro eos etc. widmete, hat an der Sache nichts geändert. Auch die von Danzel mitgetheilten Briefe sind jenem Unstern nicht entgangen — für die von Danzel auf den Styl und die Grammatik der Briefe basirten Schlußfolgerungen freilich ein störender Umstand. So fand ich beim Vergleichen des von Danzel mitgetheilten Neuberschen Briefes vom 8. Juli 1730, daß eine Periode desselben in der Danzelschen Wiedergabe wie folgt anhebt:

Für die Uebersendung der II. und III. Handlung soll von meiner Frau als mir besonders danken . . .

Die augenscheinlich korrektere Dresdner Abschrift lautet dagegen:

Vor die Ueberschickung der II. und III. Handlung soll von meiner Frauen ꝛc.

Ebenso ungenau sind andere Briefe copirt. So beginnt der Brief Caro-linens, welchen Danzel abdruckt, in der Dresdner Abschrift mit den Worten:

Wenn dero geneigtes Andenken gegen mich (bei Danzel: gutes Andenken vor mich) noch so wie sonst beschaffen ist, so hoffe ich (bei Danzel fehlt „ich“) daß Sie mir vergeben werden, daß ich (bei Danzel weil ich) meine schrift-liche Schuldigkeit ꝛc.

Auch die Daten stimmen nicht immer, und es bleibt auf alle Fälle mißlich, die Bedeutung der Neuberin und Neubers nach diesen Schriften abschätzen zu wollen. Im Ganzen scheint nicht zu bezweifeln, daß Caroline die Seele der Reform war und blieb, daß ihr Mann aber unverdrossen ihre Bestrebungen unterstützte, daß sie auch in Glück und Unglück treu zusammen hielten. Da bisher so wenige von den doch gewiß noch in manchen Autographen-sammlungen aufbewahrten Briefen des Ehepaars veröffentlicht worden sind, theile ich hier nach den Dresdner Abschriften die wesentlicheren derjenigen an Gottsched gerichteten Schreiben mit, welche Danzels Buch nicht enthält.

Digitized by Google

Zuvor sei aber noch das oben schon erwähnte Pamphlet abgethan, welches sich ebenfalls auf der Dresdner Bibliothek befindet. Der Prospekt lautet:

Probe Eines Heldengedichts In acht Büchern, Welches künftig alle 14 Tage Gesangweise herausgegeben werden soll und welches den Titel führet Leben und Thaten Der weltberüchtigten und besten Comödiantin unsrer Zeit, nehmlich Der Hochedlen und Tugendbegabten Frauen FRAVEN Friederica Carolina Neuberin, gebohrene Weissenbornin, Principalin ꝛc. ꝛc. Auf ihr Begehren und Häufiges Nachfragen ihrer Freunde an das Licht gestellet von M. Friedrich Siegmund Meyer Zwickaviensis der Gottes Gelahrtheit eifrigst beflissenen. Zwickau 1743.

„Im 8. Buche", heißt es dann nach Erledigung der übrigen Theile des Prospekts, „wird ihre Abfahrt von dieser Weltbühne beschrieben werden, und sollte Frau Neuberin zwischen hier und 70 Wochen nicht sterben, wie sie denn schwerlich von ihrer Krankheit, in der sie leider, wie mir ein Brief eben meldet, itzo liget, wieder genesen kann, so muß sich der gütige Leser freilich mit dem 8. Buche so lange gedulden, bis ihr seliger Tod wirklich erfolget ist."

Einstweilen gebe der Verfasser eine Probe, im Styl der Frau Neuberin, „alles schön seichte und unordentlich." Zum Schluß wird, für den Fall, daß der Verfasser durch den Tod behindert sein sollte, seinen Pränumeranten alles Verheißene zu liefern, versprochen, daß der Bruder des Magisters die Sache fortsetzen werde. Der 2. Band enthält denn auch die Anzeige seines Todes seitens des Bruders D. W. Meyer Registrator 1744; dieser begnügt sich übrigens mit Abdruck eines quasi bei dem Herausgeber eingegangenen Briefs, der die Neuberin zu verunglimpfen sucht, und des bekannten Briefs, worin die Schweizer — Bodmer und Genossen — die Neuberin beglückwünschen, daß sie mit Gottsched gebrochen habe.

Aus dem Gesammtinhalt der zwei Pamphlete sei noch Folgendes erwähnt: An einer Stelle heißt es, die Neuberin sei in Braunschweig in St. Blasii-Kirchen kopuliret worden, an einer andern: Neuber solle gar nicht ihr Mann sein, sie wolle einen Herrn Kahle heirathen, ihr Liebhaber Suppig greife aber frei in ihre Kasse. Bestohlen werde dieselbe durch Neuber, der als lang und gelblich geschildert wird, wie er auch den Kopf hängen lasse. Zur Vervollständigung ihres beigefügten Bildes, das etwa der Kaiserin Katharina gleicht, — ein guter Kupferstich von ihr ist noch im Kunsthandel — wird gesagt: sie habe nicht weit vom Munde eine Warze, schnüre ihre Brüste in die Höhe und zähle dreiundfunfzig Jahre (sie war damals siebenundvierzig Jahre). Den Schluß bildet ein Gedicht auf die Neuberin und Suppig.

Dieses ganze Machwerk, so kläglich es ist, hat doch in so fern Werth, als es beweist, wie wenig selbst ihre Widersacher gegen die Neuberin etwas

Digitized by Google

Stichhaltiges aus ihrer langen Theaterlaufbahn vorzubringen wußten. Uebrigens hat es offenbar geringe Verbreitung gefunden. Die vierzig Groschen Pränumeration mögen bei der Spekulation die Hauptsache gewesen sein.

Hier lasse ich zunächst die noch ungedruckten Neuberschen Briefe folgen:

Blankenburg, 19. Februar 1730.

Dero angenehmstes habe richtig erhalten und danke schönstens vor gehabte gütige Vorsorge. Demselben soll auch zu völligem Antritt erhaltenen vornehmen Ehrenstelle von mir und meiner Frauen behöriger maßen Glück wünschen, Iphigenia hoffe künftige Ostermesse im Stande zu haben, daß aber auch der andere Theil vom Cid fertig werde, kommt auf dero Vorsorge an. Wann das Stück so fortgesetzet wird, hoffe ich es soll unvergleichlich artig werden; aber es siehet nur etwas langsam aus, doch kann mir leicht einbilden, daß nur bei aufgeräumten Stunden daran gearbeitet wird, doch bitte so viel möglich den Herrn Uebersetzer dazu aufzumuntern. Hier hoffen wir noch ein paar Wochen zu verbleiben und unsere Stücke je länger je mehr dadurch zu verbessern. Dero gütige Gewogenheit bitten wir uns ferner aus, übrigens verharre nebst schönster Empfehlung von Herrn Koch und meiner Frauen wie ich bin ꝛc.

Den nächsten Brief hat Danzel mitgetheilt; er datirt ihn aus Blankenburg, 5. Februar 1730, während er in der Dresdner Abschrift als obigem Briefe folgend vom 21. Februar 1730 datirt ist.

Folgt ein Merseburger Brief vom 20. Mai 1730.

Nach der üblichen Einleitung heißt es darin:

Da nunmehro der Tag erschienen, an welchem ich ohnfehlbar das Ende der beiden Tragödien erhalten sollen, so wundre mich nicht unbillig warum es doch nicht geschehen mag. Mit meinen Augen habe gesehen, daß alles fertig ist biß aufs Abschreiben. Bitte also die Güte vor mich zu haben und deshalb an beiden Orten eine Anfrage thun zu lassen. Es sollte mich doch dauern und zwar billig wenn ich mit beyden Stücken bey der Nase herumgeführet und alle angewandte Mühe umsonst wäre. Sauer wird mir's nun ohnedem schon gemacht. Die Feyertage gehen vollends hin daß man nicht schreiben und austheilen kann, hernach wenn wir täglich agiren müssen so lasset es sich nicht ohne Mühe doppelt arbeiten, nämlich was neues schreiben, lernen, versuchen und dergleichen und auch auf das Stücke denken, welches man den Tag aufführen soll. Bitte also so sehr ich kann mir hierinnen behülflich zu seyn und wie mich nebst meiner Frauen zu beharrlicher Gewogenheit bestens empfehle also verharre auch wie ich bin ꝛc.

Ein theilweise von Danzel mitgetheilter Hamburger Brief vom 8. Juli 1730 bestätigt endlich den Empfang der ersehnten Abschriften. Das nicht mit-

Digitized by Google

getheilte Stück des Briefes erwähnt des Herrn Haaman, der „von unsern Sachen kein Freund zu seyn“ scheine. Nächstens sei Jubelfest wegen Krönung der Kaiserin von Rußland. Des Residenten Haus solle illuminirt werden, und Wein werde fließen, dazu bei der Oper Prolog von Herrn Haaman.

Folgt bei Danzel, mit der hiesigen Abschrift übereinstimmend, ein Brief vom 17. September 1730 aus Hannover.

Der nächste, von ihm nicht abgedruckte, datirt vom 18. November 1730 aus Dresden. Es heißt darin:

Drey Wochen lang haben wir allhier Arbeit getrieben und noch so ziemlichen Zuspruch dann und wann gehabt. Doch bleiben die hiesigen bey ihrer Art und hören nur halb zu, daher gefällt ihnen auch Alles nur halb. Sonst befinden wir uns Gottlob noch alle wohl und zählen alle Tage biß wir unseren Auszug wieder antreten können. Mit Anfang aber der zweiten Advent-Woche hoffen wir wieder in Leipzig zu seyn und guten Freunden daselbst unsere Schuldigkeit zu bezeigen. Das Neueste dieser Zeit wovon man schon in den Schiffbecker Zeitungen gelesen habe ich hierbey übersenden wollen ꝛc.

Sonderlich solte ihnen von meiner Frauen viel schönes schreiben, allein was soll ich schreiben? Sie haben ja alles was schön ist schon anderswo gelesen und darauff will ich mich dieses Mal beruffen und damit den gehabten Vorsatz auch meiner Frauen Meinung ausdrücken, der ich mit der Bitte um fernere Gewogenheit alle Zeit bin ꝛc.

Es folgt jetzt ein bereits von Danzel mitgetheilter Brief aus Nürnberg vom 21. Juli 1731, worin bezüglich der Theater-Reform die Worte vorkommen: da wir aber einmahl was Gutes angefangen haben, so will ich nicht davon lassen, so lange ich noch 1 Groschen daran zu wenden habe.

Hieran schließt sich ein noch nicht gedruckter Brief Neubers aus Wolfenbüttel vom 31. Oktober 1731.

„. . . Wir sind diesmal nicht zu Leipzig in der Michaelis-Messe gewesen. Es war aber gleichwohl schon alles zu unserer Abreise dahin fertig . . .“ folgt eine Beschreibung der Geburtstagsfeier kaiserl. Majestät. Am 1. October Abends Feuerwerk, davon der Kupferstich später. 2. October Huldigung. Geheimrath v. Münchau redet vom Rathhause herab, dabei der Herzog zugegen war. Schwur-Ceremonien. „War hübsch anzusehen.“ 3. October Rathsherrn bei Hof zur Mittagstafel. Abends Braunschweig illuminirt. „Ein sog. geiziger Patricius hat sein Haus nicht illuminirt. Sobald die Herrschaft kam und das Haus war noch finster, so schrie der ganze Pöbel: dem Herzog zu Ehren! und unter oftmaliger Wiederholung dieser Worte wurfen sie alle Fenster ein, die theils von gutem Glas und kostbar waren, würden auch das ganze Haus gestürmet haben, wenn die durchlauchtige Herrschaft sie nicht be-

Digitized by Google

sänftiget. War schön anzusehen. Den 4. October war zu Mittag ein gebratener Ochse der mit Schöps-, Kälber-, Rinder- und Schweinebraten belegt war, dem Volke preisgegeben. Abends kam die Reihe an uns. Da wir die Glückwünsche auf der Bühne abzulegen hatten in Form eines Prologus, darauf folgte Iphigenia. Die Zuschauer waren häufig, denn das war das erste Mal daß man ein solches Stück in Braunschweig sah. Madame Müller mit ihrem Bruder Friedrich Eleusohn kamen von Hannover herüber und sahen uns zu. Sie schienen böse zu seyn weil wir da waren und sind auch nicht zu uns gekommen ungeachtet wir sie bitten lassen. — Dieser Tag war die einzige Ursach daß wir die Leipziger Messe nicht besuchen kommen und Sr. Durchl. meynten es wäre nur Einmal Huldigung. Den 5. October lief Wein auf dem Schloßplatze und zwar von dem dort stehenden Löwen. Abends war ein schöner Ball und damit der Schluß. Hernach sind folgende Wochen Soldaten gemustert worden und täglich war Abends Komödie. Hierauf ging die Herrschaft nach Blankenburg und wir sind hierher geschickt worden da wir täglich die Herrschaften wieder erwarten, unterdessen aber das ziemlich wüste Komödienhaus wieder in guten Stand bringen lassen. Hierbei muß ich auch sagen daß wir alle noch leben und gesund sind. Die Iphigenia ist wieder mit vier Frauenspersonen besetzt . . . Daphnis und Chloe ist abgeschrieben und darf nur noch einmahl durchgelesen werden, so kann ich es mit Dank zurück geben ꝛc."

Ein fernerer Neuberscher Brief vom 12. Juli 1732 folgt aus Hamburg:

E. H. nehmen nicht übel auf daß hiermit beschwerlich bin und kürzlich sage oder schreibe daß wir alle hier noch leben, Komödien und Tragödien spielen und noch so ziemlich Zuschauer haben. Die Mühe so zur Verbesserung des Geschmacks angewendet scheint nicht gar vergebens zu seyn. Es finden sich auch hier verschiedene bekehrte Herzen, Leute denen man es fast nicht zutrauen können sind nunmehr Liebhaber der Poesie geworden und viele finden an den ordentlich gesetzten Stücken ein gutes Belieben, davon der Sulla ein Zeuge seyn kann. Die meisten Vornehmen sind nicht in Hamburg (hier ist vornehm soviel als Rathsherr und desgl.) Etwas Adeliche sind hier und die kommen fleißig . . . Herr Haaman befindet sich wohl, er ist bey uns gewesen, hat aber niemals so viel Geduld ein Stück ganz anzusehen und anzuhören ꝛc.

Folgt wiederum von Neuber ein Brief aus Hamburg vom 6. Juli 1735:

Daß E. H. sich mit der Frau Professorin in vergnügtem Wohlstande befinden mögen wünschen ich und meine Frau von Herzen, dabey wir denn auch unsern wohlgemeynten Wunsch zum glücklich angetretenen Ehestande nicht weitläufig doch aufrichtig abstatten. Es müsse ihnen lebenslang wohlgehen ꝛc.

Digitized by Google

Diese sonderbare Verschiebung der Gratulation hinter die Wünsche für den vergnügten Wohlstand des Herrn Professors und der Frau Professorin scheint doch mit Danzels hoher Meinung von Neubers Bildung nicht ganz zu stimmen.

Am 23. März 1836 übersendet Neuber aus Hamburg im Auftrag seiner Frau ein Buch, welches „rar und selten" sein soll.

Am 2. Mai 1836 überschickt er wieder im Auftrage der Frau „beygehende Bogen Verse." Er klagt dann, daß die Fortsetzung des angefangenen Werks durch „das niederträchtige Geld-Vermögen" aufgehalten werde. „Es kränkt mich im Herzen wenn ich bedenke was E. H. sich unseretwegen für Mühe gegeben und wenn ich dabey überlege, daß Sie nicht bald die Freude haben sollen den Vorsatz ausgeführet zu sehen. Dies ist mein Ernst und keine Schmeicheley, die man sonst in Briefen dieser Welt anwendet. E. H. sind viel zu großmüthig wenn ich meine Herzens-Meynung nicht recht ausgedrückt habe; ich aber bin glücklich wenn ich verstanden werde wie ich habe schreiben wollen. Ich bitte mir Erlaubniß aus mich lebenslang zu nennen ꝛc."

Der letzte Neubersche Brief ist vom 24. December 1736 aus Straßburg datirt und beginnt mit Dank für Gottscheds Glückwünsche zu dem der Neuberschen Truppe gewordenen Ruf an den Petersburger Hof. Es fehle aber noch an Geld zur Reise. Jetzt befänden sie sich unter dem Schutz des Königs von Frankreich. Es fehle ihnen nur an Tragödien. Vier Wochen agirten sie schon mit gutem Beifall und zwar alle Tage, während die französischen Komödianten nur dreimal die Woche spielten. „Straßburg hat zwei Komödien-Häuser, in dem einen agiren wir, in dem andern auf dem Roßmarkt die Franzosen. Beide können bei jetziger Jahreszeit warm gemacht werden. Wie oft wünsche ich, daß ich dies Komödien-Haus in Leipzig haben möchte." Dann heißt es über die Haltung des Publikums: „Es kamen viele Franzosen herein, die kein Wort deutsch verstehen und sahen mit großer Aufmerksamkeit zu. Sowohl die Husaren-Offiziers als auch andere französische Kriegsleute sind so höflich, daß ich es nicht genug sagen kann und sehen unseren deutschen Offizieren hierin gar nicht ähnlich. Der Lieutenant du Roy Herr Krolans hat uns täglich vier Mann Wache gegeben, die ungemein scharfe Ordre haben auf alle Betrunkene oder Bediente oder andere die ein Geräusche machen wollen wohl Acht zu haben, und selbige sogleich aus dem Komödien-Hause fortzuschaffen. Ingleichen darf sich kein Mensch wer es sey, unterstehen bey dem Eingange sowohl wegen der Bezahlung als auch wegen der Plätze Lärm oder geringste Unordnung zu machen und wer sich einem Soldaten widersetzt der läuft Gefahr sogleich niedergeschossen zu werden oder wenigstens in Arrest zu kommen. Das sieht

Digitized by Google

nun anders aus als bei uns! und bey so guten Anstalten ist's nicht zu verkennen, daß die französischen Comödianten in gutem Stande sind."

Ich schließe mit dem zweiten der beiden Briefe der Neuberin, deren oben schon Erwähnung gethan worden ist, von denen Danzel aber nur den kürzeren mittheilte, den vom August 1734. Inzwischen hat Gottsched sich verlobt und die Neubers davon benachrichtigt. Die Gratulation Johann Neubers bei Gelegenheit der darauf im Sommer erfolgten Verheirathung wurde oben schon wiedergegeben. Vorher schrieb aber schon die Neuberin selbst und zwar am 15. Februar 1735. Der Brief ist schon wegen seines Einganges interessant. Wenn eine hübsche Komödiantin mit jedem Gönner und Förderer in den Verdacht erotischer Beziehungen zu kommen pflegt, so ist dieser Verdacht auch der Neuberin natürlich nicht erspart worden. Danzel gedenkt eines solchen, findet aber die von Rost in Gang gebrachten Gerüchte durch den feierlichen und unterthänigen Ton des von ihm — Danzel — mitgetheilten Briefes gründlich widerlegt „wenigstens für diese frühere Zeit." Diese Einschränkung scheint mir durch nichts motivirt. Die Neuberin hatte, als sie in solch respektvoller Weise mit dem hochangesehenen Professor correspondirte, nahezu die Vierziger erreicht, während er in der Mitte der Dreißiger stand, und da er um diese Zeit sich mit der erst zweiundzwanzigjährigen, ebenso geistreichen wie anmuthigen Adelgunde Kulmus verband, so ist Danzels Vorbehalt ohne Zweifel überflüssig.

Der Februarbrief der Neuberin lautet wie folgt: E. H. lassen sich mein langes Stillschweigen nicht befremden. Es hat von meiner Hochachtung gegen Sie nicht das Geringste gemindert; im Gegentheil aber wohl das beständigste und verpflichtetste Andenken von Ihnen unverletzt beybehalten. Ich ergetze mich vom Grunde der Seele an dero vollkommenen Vergnügen und wünsche zu dero getroffenen schönen Wahl auch die längste Dauer von Allem, was Ihnen werth ist. Es hat mir die Nachricht davon schon Herr May geschrieben; nun bin ich durch dero höchstgeehrteste Zuschrift zum andern Male damit erfreuet worden und versichre daß ich den geliebesten Theil von Ihnen in dero vernünftigen und klugen Braut mit eben der Hochachtung verehre als es die verbindlichste Schuldigkeit erfordert. Ich bewundre dero Wahl aus der mir von Ihr gemachten Beschreibung und wünsche nichts mehr als daß ich Gelegenheit haben möchte Ihr meine mündliche Verehrung an den Tag zu legen — und derselben Bekanntschaft werthgeschätzt zu sein. Ich bin nun ganz außer Sorge um E. H. Ruhe und vollkommenes Vergnügen. Das verworrene Schicksal muß sich doch einmal schämen und sich in seiner Vollkommenheit zeigen. Es ist doch kaum geschickt, Ihnen so viel Gutes zu erweisen als Sie würdigst verdienen. Gott gebe Ihnen Beiden das Gute was ich Ihnen aus

Digitized by Google

Grund des Herzens gönne und wünsche! Ich werde mir ein Theil Freude davon zueignen, wenn alles Vergnügen seinen hohen Grad erreichen wird.

Nun sollte ich das weitläuftigste Danksagungs-Compliment abstatten für dero an den Tag gelegte Ehre, die Sie meinem schlechten Fleiße angethan und aus Müller's Comödien gänzlich weggeblieben sind; allein ich will nur kurz sagen, daß ich mich dessen gegen alle vernünftigen Leute mit der größten Ergebenheit gegen E. H. rühme. Ja ich habe sogar Gelegenheit gehabt an Ihro hochfürstliche Durchlaucht dieses ruhmwürdigste Verhalten zu entdecken, welche es auch mit Ihrem gnädigsten Beifall beehrt und E. H. auch in andern Stücken von dero Verdiensten in allen hohen Gnaden gedacht. Daß aber die andern guten Freunde noch die Schauspiele von Müller's haben sehen wollen, das hat wohl nicht anders seyn können. Sie wollten und mußten erst hören und danach glauben. Zum Theil habe ich sie selbst um der Wahrheit willen gebethen, sie sollten Müllern doch sehen: denn ich mag von meinen Feinden auch kein Vorurtheil haben oder die Unwahrheit zu seinem Schaden oder seiner Schande von ihm wissen; und gleichwohl war mir Vieles zu wissen nöthig. Also bitte ihnen dieses nicht so hoch anzurechnen. Ich hätte es mir selbst von E. H. ausgebeten wenn mich nicht besondere Ursachen und dero Umstände davon abgehalten hätten. Es ist aber besser, daß es nicht hat geschehen müssen; sondern daß es so beyzulegen gewesen. Bleiben Sie nur immer aus den schlechten Comödien. Sie sollen dafür auch noch Ehre und Freude an mir erleben! — Ey! es hat sich ein Haus gefunden, das ist vortrefflich! ich erfreue mich der Mühe zu Ehren, die sich meine wahren Freunde damit gemacht haben und arbeite Tag und Nacht an allem, was Sie wieder dafür ergetzen soll. Mein Mann der mehr vom Häuserbauen und Einreißen versteht, kennt das Haus auch und es scheint doch daß er den Hang seines Herzens mehr nach der Krone als dahin fallen ließ. Jedoch wird seine Ankunft wohl etwas schließen, das ihm am Besten deucht. Ich bin nichts oder doch nicht viel nütze bei solchen Sachen. Ich bin zu huy! und verderbe oft mit meiner Geschwindigkeit mehr als man hernach gut machen kann. Mit einem Worte: zum Handeln und Bauen habe ich weder Verstand noch Geduld genug. Noch zur Zeit habe ich mir selbst noch wenig gut machen können; ich versichre aber, daß ich bei dieser Gelegenheit, in allen Stücken, sie mögen Namen haben wie sie wollen auf den rühmlichen und besten Nutzen der gesammten deutschen Gesellschaft und ohne derselben etwas Gutes zu stiften, meinen eignen Vortheil nicht einmal annehmen noch suchen werde, zumal da mir obgleich im schwachen Licht eine Gelegenheit gezeiget wird, daß ich der Ehre werth geschätzt werden könnte, etwas nützliches und rühmliches auszurichten. Leipzig und mein Vortheil allein, soll nichts für mich seyn, wofern nicht auch eine feste Grundstufe für

Digitized by Google

die deutsche Gesellschaft mit kann gebauet werden. Vielleicht scheinet es jetzo noch als eine Vermessenheit daß ich mich dazu verbinde und wer kann wissen ob das Glück auch für mich aufbehalten ist es auszurichten, aber ich will doch auch nichts haben wenn jenes nicht geschehen kann. Man muß zuweilen mit einem kleinen Eigensinn geharnischt seyn. —

Ich mag wollen oder nicht ich muß noch einen Bogen ergreifen, denn ich habe noch viel zu schreiben. Ich werde so oft von meinem Schreiben gerufen daß ich auch die Wirkung davon an meiner unordentlichen Schrift bekennen und erkennen muß. Jedoch ich will deßwegen ohne Sorgen bleiben, denn Sie wissen meine Umstände und daß ich denselben zu viel nachgeben muß. Ich muß mir zum Voraus bey Ihnen 24 Stunden bestellen, sobald ich die Ehre wieder haben werde Sie zu sehen, denn die brauche ich richtig wenn ich fertig werden soll mit dem was ich Ihnen Alles zu sagen habe. Ich möchte von Verlangen sterben. Ich glaube es hat mich eine gewisse Art von Zauberei umgeben, daß ich so anhaltend an Leipzig gedenke oder ich muß gar drein verliebt sein; ohngeachtet aller der bösen Stunden und alles Verlustes, denke ich doch mit mehrerm Vergnügen der guten und sonderlich derjenigen, die ich in E. H. vernünftiger Gesellschaft und in dem Umgange mit den andern wertheften Freunden zugebracht habe. Sie bleiben mir auch in meiner jetzigen schweren Arbeit immer werth und erleichtern mir alle Mühe.

An den Herrn Mag. May habe ich geschrieben wie fleißig wir gearbeitet haben; und an E. H. habe zu berichten, daß wir morgen mit großer Pracht und Herrlichkeit auf dem großen Operntheater, Ihrem Fleiße zu Ehren, den Cato vorstellen werden, unter lauter angezündeten Wachslichtern durch das ganze Theater und der Musik von der ganzen herzoglichen Hofkapelle, welche sich auch mit einer besondern Trauer- oder sanften Musik zwischen dem vierten und fünften Aktus auf unser Ansuchen hören lassen, auch im übrigen, vor und nach, die ganze Musik dem Stücke gemäß einrichten wird. Dieß ist also die erste Ehre, die Dero Fleiße, auf solche Art hat geschehen können und ich habe aus Hochachtung gegen deren gütiges Andenken dieses Stück dazu vorgeschlagen; damit meine herzliche Freude über die Früchte Dero Fleißes zuerst Ihnen, hernach mir, gewidmet werden. Wir werden nichts ermangeln lassen an allen mächtigen Zubehörungen und werden sowohl Herrn Caton's als Cäsar's Gefolge in gehöriger Anzahl erscheinen lassen dazu durch den Herrn General-Adjudanten die Soldaten schon bestellt und alle von ebner und gleicher Länge nebst ihren Unteroffizieren ausgesucht werden. Ihre Köpfe und Füße sollen so ordentlich und reyn geputzet seyn als ob sie an einem fremden Herrn in ihrer größesten Reinlichkeit und Ordnung sollten verschenket werden. Ich

Digitized by Google

will recht groß thun! Es ist auch dem Fürsten von Bernburg zu Ehren dieses große Comödien-Fest angestellet.

Ich werde schon wieder gerufen, daß die Post nicht länger warten wird. E. H. werden gütigst verzeihn daß ich in der schlechtesten Schrift die jemals gefunden worden Ihnen meine Ergebenheit bezeuget und mir erlauben daß ich beständig seyn darf, was ich alle Zeit gewesen bin, nämlich ꝛc. ꝛc.

F. K. Neuberin.

Vom Reichstage und dem preußischen Landtage.

Berlin, 4. März.

Die erste Session des neuen Reichstages hat mit einem bedauernswerthen Mißklang begonnen. Der anfänglichen Befriedigung über das ungewohnte Schauspiel einer glänzenden Beschlußfähigkeit gleich in der ersten Sitzung ist eine tiefe Verstimmung über den Mangel an Arbeitsstoff auf dem Fuße gefolgt. Ein Gesetzentwurf über die Untersuchung von Seeunfällen, der während der letzten Session in den Kommissionsberathungen gescheitert war, ein Patentgesetzentwurf, der seiner Natur nach die Domäne einer kleinen Gemeinde von Sachverständigen ist, endlich zwei Vorlagen betreffend die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben des Reiches und betreffend die Einrichtung und die Befugnisse des Rechnungshofes — das ist Alles, was im Laufe der ersten acht Tage an Berathungsmaterial geboten wurde. Das, worauf es zunächst allein ankommt, das Etatsgesetz, ruht bis jetzt im Schoße des Bundesraths, und noch ist alle Welt im Unklaren darüber, welche Auskunftsmittel zur Deckung des sogenannten Defizits von fünfundzwanzig Millionen derselbe ersinnen wird. Unter diesen Umständen hat der Reichstag vorgezogen, nachdem er seit seiner Konstituirung zwei fast rein formelle Sitzungen gehalten, beinahe eine volle Woche Ferien zu machen. Mit welchen Exklamationen selbst die zahmsten Parlamentarier diese seltsame Belohnung ihres Pflichteifers begrüßten, mag diskreterweise verschwiegen werden. Aber nicht dieser unwillkommene Eindruck auf die Volksvertreter und die daraus zu befürchtende Wirkung auf die Entwickelung unseres parlamentarischen Lebens allein ist das Bedauerliche an der gegenwärtigen Geschäftslage; sie macht zugleich höchst zweifelhaft, ob es gelingen wird, die Berathung des Reichshaushaltsetats rechtzeitig, d. h. vor dem 1. April, zum Abschluß zu bringen. Man hat die Verlegung des Etatsjahrs-

Digitized by Google

anfangs vom 1. Januar auf den 1. April vorgenommen, um die Möglichkeit der Einhaltung der verfassungsmäßigen Frist zur Vereinbarung des Etats über allen Zweifel zu stellen. Jetzt hat es stark den Anschein, als sollte bei der praktischen Durchführung dieser Neuerung zum ersten Male im Reich das rechtzeitige Zustandekommen des Etats nicht gelingen.

Vergebens fragt man sich, wie die Reichsregierung einen solchen Fehler begehen konnte. Die Entschuldigungen, welche der Präsident des Reichskanzleramts vorbrachte, waren überaus lahm und gar nicht stichhaltig. War es für die betreffenden Kräfte infolge der durch die Aufstellung des Etats für das erste Vierteljahr 1877 verursachten Mühe schlechterdings unmöglich, den neuen Jahresetat früher, als es geschehen, zum Abschluß zu bringen, so mußte der Reichstag später einberufen werden. Wenn Herr Hofmann dagegen einwendet, der Reichstag selbst habe ja wiederholt den dringenden Wunsch ausgesprochen, so frühzeitig wie möglich einberufen zu werden, so ist es schwer, solcher Argumentationsweise gegenüber ernst zu bleiben. Allerdings wünscht der Reichstag eine möglichst frühzeitige Berufung, aber um zu arbeiten, nicht um in Berlin spazieren zu gehen. — Wie die Dinge jetzt liegen, wird man von großem Glück sagen können, wenn die anfangs vermiedene Beschlußunfähigkeit nicht nunmehr bei der eigentlichen Aufnahme der Arbeiten sich einstellt.

Einen Anlauf zu einer sachlichen Debatte nahm der Reichstag bei der ersten Berathung des Patentgesetzes. Der sächsische Hofrath Ackermann schien nach seiner neulichen Metamorphose das Bedürfniß zu fühlen, sich als „Deutsch-konservativer" zu legitimiren; er feierte den vorliegenden Entwurf als den Beginn einer grundsätzlichen Umkehr von der bisherigen Bahn der Wirthschaftspolitik. Es war nicht schwer, ihm seine Illusion zu zerstören. Nicht minder unglücklich war Herr v. Kardorf, der aufs neue sein Schutzzollsystem als unfehlbares Mittel gegen alle sozialen Schmerzen anpries. Von dem Patentwesen selbst, sowohl von der prinzipiellen Streitfrage seiner volkswirthschaftlichen Nützlichkeit oder Schädlichkeit, wie von den zahlreichen Einzelkontroversen, wurde möglichst wenig gesprochen; nur Richter (Hagen) trat als Gegner alles Patentschutzes auf, steht aber darin fast ganz allein. Daß die starren Manchesterdoktrinäre im Reichstage gewaltig zusammengeschmolzen sind, haben bereits in der vorigen Legislaturperiode die Gesetze über den Marken- und den Musterschutz gezeigt. Es ist kein Zweifel, daß das Patentgesetz in der gegenwärtigen Session zu Stande kommt. Doch wird man gut thun, nicht allzu große Hoffnungen darauf zu setzen. Seine wohlthätige Wirksamkeit kann naturgemäß erst nach längerer Dauer empfunden werden; es ist nur ein Glied in der Kette von Maßregeln, welche zur Hebung der Industrie in Anwendung ge-

Digitized by Google

bracht werden müssen; nur im Zusammenhange mit derselben wird es ganz seine Schuldigkeit thun können.

Die Parteiformation des Reichstags hat in der letzten Woche an Klarheit gewonnen. Der Versuch, in die geplante „große" Partei der „deutschen Konservativen" auch die deutsche Reichspartei hereinzuziehen, ist gescheitert; von vorne herein konnte niemand annehmen, daß Männer wie Graf Bethusy-Huc, Lucius u. s. w. in derselben Fraktion mit den Kleist-Retzow und Nathusius-Ludom Platz nehmen würden. Hinterher wird denn auch von den Deutschkonservativen in Abrede gestellt, daß man an eine Verschmelzung beider Fraktionen gedacht habe; man habe nur ein freundnachbarliches Verhältniß anbahnen wollen. Es bleibt nun abzuwarten, wie die vierzig Mann starke Partei der „deutschen Konservativen" sich zur Reichspolitik stellen wird. Wenn die oben erwähnte Predigt von der prinzipiellen Umkehr nicht ein Privatvergnügen des Herrn Ackermann, sondern ein Ausfluß der Gesammtstimmung der Fraktion war, so ist wenig Aussicht vorhanden, daß an ihr ein Bestandtheil einer zuverlässigen Majorität gewonnen werde. Mit ehrlichen Konservativen wird die größte Partei des Reichstags, die nationalliberale, in vielen Fragen zusammengehen können, mit Reaktionären nimmermehr.

Mit dem letzten Tage der Woche hat die diesmalige Session des preußischen Landtages ihr Ende erreicht. Nach dem langweiligen Kulturkampflärm hatte das Centrum der Welt zum Schluß eine kleine Ueberraschung zugedacht. Im letzten Augenblicke der endlosen Etatsberathung begann man plötzlich, von Frieden und Versöhnung zu reden. Am Tag zuvor hatte Herr von Schorlemer von den dunkeln Schatten gesprochen, welche der kirchenpolitische Kampf auf das Verhältniß zwischen Volk und Dynastie geworfen haben soll. Man muß gestehen, frappanter konnte der Kontrast nicht sein. Dennoch war die elegisch-patriotische Versöhnungsmahnung nicht neu in der ultramontanen Rhetorik, wenn sie auch niemals mit solcher Prägnanz zur Anwendung gebracht wurde. Der Zweck dieser Variation dünkt uns leicht zu errathen. Nach all den Maßlosigkeiten, mit welchen man die Masse der katholischen Bevölkerung aufzureizen versucht hatte, wollte man jetzt dem Vorwurf begegnen, daß man immer nur Streit suche, niemals sich entgegenkommend zeige. „Seht da", so wollte man vor dem Lande ausrufen, „trotz all den Mißhandlungen, die wir in den letzten Wochen aufgedeckt haben, bieten wir doch die Hand zur Versöhnung. Auf die Gegner also alle Schuld, wenn der Friede nicht zurückkehrt!" Daß im Abgeordnetenhause die angebliche Versöhnungshand, statt in ihrer wahren Bedeutung gekennzeichnet zu werden, von einem hervorragenden Mitgliede der nationalliberalen Partei mit loyalster Wärme ergriffen wurde, wird das Centrum selbst nicht wenig überrascht haben. Virchow

Digitized by Google

hat für Laskers Handlungsweise den richtigen Ausdruck gefunden, indem er sie als Sentimentalität bezeichnete. Die Kundgebung macht dem Herzen Laskers alle Ehre, als Akt eines politischen Führers aber kann und darf sie nicht betrachtet werden. Jeder Freund des Vaterlandes wünscht den kirchlichen Frieden, aber unerläßliche Vorbedingung ist die Anerkennung der Souveränetät des Staates durch die Kirche. Wenn die Koryphäen des Centrums diese Souveränetät wochenlang verhöhnen und schließlich eine Größe zweiten Ranges in beweglichen Worten von Versöhnung spricht, so ist das eine leere Redensart und muß als solche behandelt werden.

Von den Thaten des Landtages ist aus der letzten Woche nicht viel mehr zu berichten. Die Berlin-Dresdener Bahn hat noch einmal die Situation beherrscht. Mit schwacher Majorität ist die Vorlage im Abgeordnetenhause, mit ziemlich beträchtlicher im Herrenhause angenommen werden. Es ist gesagt worden, dies Resultat habe die Regierung lediglich dem Konflikte mit Sachsen zu danken; viele prinzipielle Gegner des Gesetzes hätten sie hier nicht im Stich lassen mögen. Wir wollen annehmen, daß dem nicht so ist. Seitdem jener Streit vor dem Bundesrathe anhängig gemacht worden, durften für die Beurtheilung der Vorlage im Landtage lediglich die in der Sache selbst liegenden Gesichtspunkte maßgebend sein. Unserer Ansicht nach spitzte sich die Frage, obschon hervorragende Befürworter des Reichseisenbahnprojekts wie Lasker und Löwe *gegen* den Entwurf gestimmt haben, auf die Alternative zu, ob Reichsbahnen oder nicht. Hauptsächlich aus diesem Grunde wäre es hoch bedauerlich gewesen, wenn der Landtag diesmal einen den vorjährigen paralysirenden Beschluß gefaßt hätte.

Mit gehobenem Herzen wird schwerlich Jemand auf die abgelaufene Session zurückblicken. Das Beste, was sie hätte liefern können, die Gesetze über die Unterbringung verwahrloster Kinder und über die Befähigung zum höheren Verwaltungsdienst, ist unerledigt geblieben. In der die ganze Session beherrschenden Etatsberathung sind die wirklich sachlichen und ersprießlichen Anregungen durch den Alles überwuchernden Kulturkampf aufs traurigste verkümmert worden. Ueber das, was der neu gewählte Landtag in großen Dingen zu leisten im Stande ist, hat sich keinerlei Urtheil gewinnen lassen. Er wird also seine Probe erst im nächsten Herbst, wo die umfassendsten Organisationsfragen an ihn herantreten, zu bestehen haben. χ. ρ.

Digitized by Google

Literatur.

Die Rheinschifffahrt Straßburgs in früherer Zeit und die Straßburger Schiffsleut-Zunft. Nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet von Carl Löper. Straßburg, Verlag von Karl Trübner, 1877.

Die Lage Straßburgs zwischen Rhein und Ill, nicht fern vom Ausfluß der Kinzig, ließ dessen Bewohner frühzeitig an die Benutzung dieser Wasserwege denken, und es ist glaublich, daß Schiffer von hier zuerst den Rhein zu einer Handelsstraße gemacht haben, indem sie ihn aus einem großartigen Wildwasser, ähnlich den Strömen im fernen Westen Amerikas, in einen den Schiffen nicht mehr gefährlichen Fluß verwandelten. Daß der Beginn der Schifffahrt auf demselben auf die Straßburger zurückzuführen ist, entspricht den natürlichen Verhältnissen; denn der Handelszug bewegte sich im Mittelalter rheinabwärts, und der Fluß war erst von Straßburg aus für die aus Italien, Südfrankreich und der Schweiz kommenden Waaren zu benutzen. Einen beträchtlichen Aufschwung nahm die Schifffahrt, als sich der Welthandel nach den Niederlanden zog und in Brügge und Antwerpen die Kaufleute aller Länder zusammentrafen. Aber schon unter Karl dem Großen dehnte sie sich bis an die Mündungen des Rheins und der Schelde aus. Sehr alt ist auch die vom Titel unsrer Schrift genannte Zunft, die zu den vornehmsten der alten Gewerbsgenossenschaften der Stadt gehörte. Sie war schon 1331 eine selbständige Gesellschaft und faßte 1350 ihre Statuten ab, deren Originalexemplar bis 1870 vorhanden war, wo es mit dem Brande der Stadtbibliothek zu Grunde ging; erst 1789 verschwand sie wie die andern Zünfte mit der Verfassung der Stadt, obschon das Gewerbe der Rheinschiffer in stets sich verminderndem Umfange bis in die Zeit der Eisenbahnen und Dampfboote fortbestanden hat. Der Verfasser schildert nun nach einem Blick auf die Rheinschifffahrt in den frühesten Zeiten zunächst das straßburger Zunftwesen im Allgemeinen und die Schifferzunft im Besonderen. Wir bekommen ein Bild ihrer Organisation in den Jahren 1350, 1446, 1717 und 1752 und einen Ueberblick über ihre Spiele und Turniere sowie über ihre äußeren Beziehungen, und schließlich folgen eine Anzahl alter Dokumente, die sich auf die Geschichte derselben beziehen.

Heinrich Zschokkes sämmtliche Novellen. 12 Theile. Berlin, Verlag von Erich Wallroth.

Zschokke gehört mit Wilibald Alexis und Spindler zu unsern besten Novellisten und Romanschriftstellern, er wird noch eine gute Weile fortleben und

Digitized by Google

gelesen werden, wenn alles, was in dem letzten Vierteljahrhundert von dieser Art Literatur auf den Markt kam und Mode wurde, der Literaturgeschichte und — dem Makulaturlager anheimgefallen sein wird. Wir sagen: alles, und wir nehmen nichts davon aus, auf die Gefahr hin, für Verächter von dichterischen Kräften ersten Ranges angesehen zu werden. Insofern aber begrüßen wir dieses Unternehmen als sachgemäß und dankenswerth, zumal es dem wohlfeilen Preise entsprechend ausgestattet ist.

Die Geschichte der Perserkriege nach den Quellen erzählt von Gustav Friedrich Herzberg. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1877.

Die Schrift bildet den vierten Band der „Jugendbibliothek des griechischen und deutschen Alterthums" und ist in derselben Weise gehalten wie die ebenfalls in diesem Sammelwerke erschienenen Darstellungen des Zugs der zehntausend Griechen von Persien nach dem Schwarzen Meer und die Biographie Alexanders des Großen. Die Hauptquelle ist selbstverständlich Herodot, doch haben auch die bedeutenderen modernen Werke über die alte griechische Geschichte gebührende Berücksichtigung erfahren. Der Verfasser weiß lebhaft zu schildern und zu beschreiben und fesselnd und wohlgeordnet zu erzählen, und so können wir das kleine Buch nach allen Seiten hin bestens empfehlen.

Witz und Humor. Theorie und Praxis. Von Dr. A. Löwenstein. Stuttgart, 1877, Richter und Kappler.

Das Buch zerfällt in neun Abschnitte, von denen der erste sich mit dem Witz im Allgemeinen beschäftigt, die nächsten sieben die verschiedenen Formen desselben, das Wortspiel, den Klangwitz, das Sinnwortspiel, die Antithese, die Allegorie, die Parodie und den witzigen Unsinn behandeln und der letzte den Humor bespricht. Die Behandlung dieser Themata, welche beiläufig das Gebiet des Witzes nicht erschöpfen, da es zum Beispiel auch Räthsel und apologische Sprichwörter gibt, die hierher gehören, zeigt, daß der Verfasser allerlei über seinen Gegenstand gelesen und sich daneben selbst bemüht hat, das Wesen des Witzes und Humors zu ergründen und treffend zu definiren. Ist dabei manche gute Bemerkung herausgekommen, so können wir doch nicht sagen, daß die Sache durch das Buch wesentlich gefördert worden wäre, und namentlich ist es dem Verfasser mit dem Humor nicht besser ergangen als denen, die vor ihm sich mit der Physiologie dieses räthselhaften und doch so gerne gesehenen Gastes bemühten. Wir sind durch die Schrift nicht klüger über sein eigentliches Wesen geworden. Unter den Beispielen, mit denen Herr Löwenstein seine Betrachtungen belegt, befindet sich (vorzüglich unter den versificirten) eine gute Anzahl uns bisher unbekannter Sachen, die wohl vom Verfasser selbst geleistet sind. Wir hätten bessere gewußt.

Digitized by Google

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung. 53. Lieferung. Wipo, das Leben Kaiser Konrads des Zweiten. Verlag von Franz Duncker in Berlin.

Nach längerer Unterbrechung ist die Fortsetzung dieses Lieferungswerkes wieder aufgenommen worden. Die Uebersetzung ist gut und fließend. Der Lebenslauf des Kaisers, mit dem sich dieses Heft beschäftigt, wird durch eine lange Reihe glorreicher Erfolge gegen auswärtige Feinde, vorzüglich Italien, bezeichnet. Aber auch im Innern wurde seine Kraft durch aufständische Vasallen, unter denen der Herzog Ernst von Schwaben hervorragte, wiederholt in Anspruch genommen. Indes siegte der Kaiser auch hier, und das Reich stand unter ihm fast so mächtig da wie unter Karl dem Großen. Die Verlagshandlung hat, wie wir hören, Schritte gethan, diesem neuen Hefte, mit welchem das elfte Jahrhundert abschließt, bald weitere folgen zu lassen und das große Werk in möglichst kurzer Zeit seiner Vollendung entgegenzuführen. Die folgenden Lieferungen werden zunächst noch einige Lücken in den früheren Jahrhunderten auszufüllen haben, dann aber findet mit den Geschichtschreibern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts das Ganze seinen Abschluß.

Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. — Ein Beitrag zur Geschichte der Napoleonischen Fremdherrschaft. Neu herausgegeben von Heinrich Mertens. Würzburg, A. Stubers Buch- und Kunsthandlung. 1877.

Die hier wieder abgedruckte kleine Schrift stammt aus der Zeit unmittelbar nach Abschluß des für einen Theil der deutschen Fürsten so überaus schmachvollen Rheinbundes. Sie beleuchtete, von einigen Irrthümern und Uebertreibungen abgesehen, mit gutem Verständniß der Dinge die damalige Lage Deutschlands mit grellem Lichte, trat mit seltner Kühnheit gegen die Fremdherrschaft auf und tadelte das Verhalten der französischen Truppen in Baiern auf das Härteste. Namentlich aber gab sie die Fürsten, die sich zu Dienern Napoleons erniedrigt, mit kräftigen Worten der Verachtung Preis. Als der nürnberger Buchhändler Palm, angeklagt, sie verbreitet zu haben, in Braunau erschossen worden war, wirkte sie geradezu wie ein europäisches Ereigniß. Ihr Verfasser sollte Graf Julius v. Soden sein, doch steht das nicht fest. Wir empfehlen das kleine Buch als ein Denkmal aus einer Zeit, an deren Wiederkehr seit Errichtung des deutschen Reichs nicht mehr zu denken ist, und als eine Mahnung, dasselbe nach Kräften stärken zu helfen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Lessings Faust.*)

Wir hatten den Aufsatz „Doktor Faust und Fausts Höllenzwang“ bereits in die Druckerei gesandt, als uns das oben bezeichnete interessante Buch in die Hände kam, über das wir uns nun Bericht zu erstatten beeilen, indem wir zunächst einen ausführlichen Auszug aus der Einleitung des verdienten Herausgebers, dann eine Analyse des Stückes selbst mittheilen.

Gotthold Ephraim Lessing — kein Geringerer nämlich als dieser ist es, von dem die Rede ist — hatte auch die Faustsage dramatisch bearbeitet und zwar nach zwei verschiedenen Plänen, von denen der eine sich an die von uns in voriger Nummer abgekürzt erzählte Lebensgeschichte halten, der andere, von aller Teufelei absehend, sich mehr dem bürgerlichen Trauerspiel nähern sollte. Die Anregung hierzu scheint der Dichter durch die Vorstellungen der Schuchschen Schauspielergesellschaft erhalten zu haben, welche 1753 zu Berlin das alte Volksdrama „Doktor Johann Faust“ aufführte, und mit der Lessing Verbindungen unterhielt. Daß derselbe sich bereits zu Anfang des Jahres 1755 mit diesem Plane trug, geht aus einem Briefe Moses Mendelssohns an ihn hervor. Drei Jahre später erwähnt Lessing seinen „Doktor Faust“ in einem Briefe an Gleim, nach welchem das Stück bereits fertig und der Aufführung in Berlin nahe gewesen zu sein scheint. 1759 brachte der siebzehnte Literaturbrief eine Faustscene, die als Probe aus Lessings Drama angesehen wurde, aber dem erwähnten alten Volksschauspiele entnommen und nachgebildet ist, und durch die wohl nur die Aufmerksamkeit des Publikums auf jenes hingelenkt werden und ein Beispiel für die Behauptung geliefert werden sollte, daß gewisse deutsche Volksdramen Stellen aufzuweisen hätten, die „nur ein Shakespearesches Genie zu denken vermögend gewesen.“

*) Johann Faust. Ein allegorisches Drama in fünf Aufzügen. Muthmaßlich nach G. E. Lessings verlornem Manuskript. — Herausgegeben von Karl Engel. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung, 1877.

Digitized by Google

Dafür, daß Lessing sein Projekt nicht fallen ließ, vielmehr an der Durchführung beider Pläne fortarbeitete, führt Herr Engel eine Anzahl Beweise aus Briefen und Aeußerungen von Bekannten des Dichters an. Einem Freunde in Breslau zeigte er zwölf Bogen des Manuskriptes. In Danzels Biographie Lessings findet sich ein Brief des Staatsraths v. Gebler in Wien an Nicolai in Berlin, der vom 9. Dezember 1775 datirt ist, und in welchem jener sagt: „Ich wünsche, daß Ew. Hochedelgeboren Hoffnung wegen der Erscheinung des Lessingschen „Faust" zutreffen möge. Mir hat unser großer, aber gegen das Publikum zu wenig freigebiger Freund auf mein Befragen mündlich vertraut, daß er das Sujet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt. Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand." Nach seiner zweiten Ankunft in Hamburg scheint der Dichter sich mit besonderem Eifer an die Feilung seines Stückes gemacht zu haben, und wenn er mit der Herausgabe zögerte, so war wohl nur das die Ursache, daß er das Erscheinen der übrigen damals angekündigten Fauste (von Goethe, Lenz, Maler Müller und Schink) abwarten wollte.

Doch auch in Hamburg blieb der Faust Lessings wieder liegen, und als letzterer die Stelle des Bibliothekars in Wolfenbüttel erhielt, nahm ihn eine ausgebreitete gelehrte Thätigkeit so vollständig in Anspruch, daß er an das Theater nicht denken konnte. Nun aber machte er in Begleitung eines Prinzen von Braunschweig im Jahre 1775 eine Reise nach Italien, und bei dieser Gelegenheit ging ihm während der leipziger Ostermesse eine Kiste verloren, die er von Wolfenbüttel nach einer Mittheilung des Hauptmanns v. Blankenburg aus dem Jahre 1784 bis Dresden, nach Lessings Bruder aber bis Wien mitgenommen und von dort zurückgeschickt hatte, und in welcher sich unter andern werthvollen Manuskripten, einer Anzahl neuer Fabeln und einer fast vollendeten Abhandlung über die Herstellung eines deutschen Wörterbuches, auch die beiden Faustdramen befunden zu haben scheinen. v. Blankenburg behauptet dies mit Bestimmtheit und gibt dann einige Andeutungen über den Gang des einen Stückes. Es begann nach ihm mit einer Zusammenkunft höllischer Geister, bei welcher die Untertenfel ihrem Obersten Rechenschaft von ihrem Thun auf Erden ablegten. Der letzte derselben berichtete, daß er wenigstens einen Mann gefunden, dem gar nicht beizukommen sei, da er gar keine Leidenschaft oder Schwäche, sondern nur einen unauslöschlichen Durst nach Kenntniß und Wissen habe. Ha! ruft der Teufel aus, dann ist er mein und sicherer mein als bei jeder andern Leidenschaft. Nun erhält Mephistopheles den Auftrag, denselben zu fangen, und Anweisung, wie er dabei zu verfahren habe, und in den folgenden Akten beginnt er sein Werk und vollendet es dem An-

Digitized by Google

schein nach auch. Wenigstens glauben die Teufel ihre Arbeit vollbracht zu haben. Sie stimmen im fünften Akte Triumphlieder an. Da aber unterbricht sie ein Engel und ruft ihnen zu: Triumphirt nicht, ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt. Die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen. Was ihr sahet und jetzt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom.

So weit v. Blankenburg nach seiner Erinnerung. Genaueres konnte der Bruder des Dichters 1786 im zweiten Theile des „Theatralischen Nachlasses" nach Mittheilungen des berliner Professors Engel veröffentlichen, der sogar die erste Scene des Stückes aus dem Gedächtniß wiedergab, so gut er's vermochte. Der erste der Unterteufel, der hier über seine Leistungen berichtet, hat einem frommen Armen die Hütte über dem Kopfe verbrannt, der zweite eine Flotte mit Wucherern scheitern lassen, der dritte eine noch unberührte Schönheit auf den Weg der Verführung gebracht. Der Meister ist mit ihnen allen bis auf den dritten unzufrieden. Aber dieser wird vom vierten, der auf den wahrheitsdurstigen Faust hinweist und zeigt, wie vortheilhaft für die Hölle es sein würde, wenn man Gott diesen Liebling rauben und verhindern könnte, daß er ein Lehrer der Menschheit würde, weit überboten. Der Satan beschließt, Faust bei seiner Wißbegierde zu fassen, er bricht zu diesem Zwecke mit der ganzen Versammlung auf und ist bei den Hilfsmitteln, die ihm seine Macht und List an die Hand geben, des Erfolges völlig sicher. Aber der Engel der Vorsehung, der unsichtbar über der Kirchenruine geschwebt hat, in der die Teufel ihren Konvent hielten, verkündet uns im voraus die Fruchtlosigkeit des Unternehmens. Im weiteren Verlauf versenkt der Engel Faust in einen tiefen Schlaf und erschafft an seiner Stelle ein Phantom, mit welchem die Teufel dann ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblicke, wo sie sich seiner versichern wollen, verschwindet. Alles, was mit diesem Scheinfaust vorgeht, ist Traumgesicht für den wirklichen, dieser erwacht, als die bösen Geister sich bereits voll Scham und Wuth entfernt haben, dankt der Vorsehung für die ihm ertheilte Warnung und ist jetzt fester in der Wahrheit und Tugend als je vorher.

Endlich befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin der Entwurf zu diesem Faust von Lessings Hand selbst, der aus dem Nachlasse v. Meusebachs stammt und in Betreff des Inhalts seines Vorspieles den Angaben Engels ähnelt. Wir sind in der Mitternachtsstunde in einem alten Dom, auf dessen Altären die versammelten Teufel sitzen. Beelzebub verhört mehrere von ihm ausgesandte Untergebene über ihre Verrichtungen. Einer hat eine Stadt in Brand gesteckt, ein anderer eine ganze Flotte im Sturm begraben, ein dritter rühmt sich, einen Heiligen zum Trunke und in der Trunkenheit zu Ehebruch

Digitized by Google

und Mord verführt zu haben. Dies gibt Gelegenheit, von Faust zu sprechen, der nicht so leicht zu verführen sein möchte. Aber jener dritte Teufel macht sich anheischig, ihn binnen vierundzwanzig Stunden der Hölle zu überliefern. Jetzt, sagt der eine der bösen Geister, sitzt er noch bei der nächtlichen Lampe und forscht in den Tiefen der Wahrheit. Zuviel Wißbegierde ist ein Fehler, und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt. Nach diesem Satze entwirft der Teufel, der Faust verführen will, seinen Plan. Im ersten Auftritt des ersten Akts schlägt Faust sich vor seiner Studirlampe mit verschiedenen Zweifeln der Scholastik herum. Dabei erinnert er sich, daß ein Gelehrter den Teufel citirt haben soll, um von ihm Aufschluß über die Entelechie des Aristoteles zu erhalten. Auch er hat das schon oft, aber stets vergeblich versucht. Er versucht es jetzt noch einmal, und siehe da, es gelingt diesmal. Ein Geist, der einen langen Bart trägt und in einen Mantel gehüllt ist, steigt aus dem Boden. Derselbe stellt sich zuerst, als ob er, eben aus tiefem Schlummer erwacht, sich besinnen müsse, wo er einst auf Erden gewesen, und will schließlich Aristoteles selbst sein. In Wahrheit aber ist er der Teufel, der Faust zu verführen unternommen hat. Er „antwortet auf die spitzigsten Fragen. Doch, sagt er endlich, ich bin es müde, meinen Verstand in die vorigen Schranken zurückzuzwingen. Von allem, was Du mich fragst, mag ich nicht länger reden als ein Mensch und kann nicht mit Dir reden als ein Geist. Entlaß mich, ich fühl' es, daß ich wieder entschlummere." Vom dritten und vierten Auftritt enthält dieser Entwurf nur ein paar Zeilen, in denen Faust einen Dämon beschwört, welcher mit den Worten erscheint: „Wer ist der Mächtige, dessen Ruf ich gehorchen muß? Du? Ein Sterblicher? Wer lehrte Dich diese gewaltigen Worte?"

Das ist alles, was wir von dieser Bearbeitung der Faustsage durch Lessing wissen. Von seinem zweiten Faust war bisher aber fast nichts bekannt, als daß er existirt und daß er „ohne alle Teufelei" gewesen. Daß er gar keinen Mephistopheles gehabt, ist daraus nicht wohl zu schließen; denn ohne den wäre er eben kein Faust gewesen. Der Ausdruck in dem Briefe v. Geblers „ohne alle Teufelei" hatte, wie der Herausgeber unsrer Schrift vermuthet, und wie auch uns plausibel erscheint, nur die Bedeutung, daß diese zweite Bearbeitung im Gegensatze zur ersten von allen Teufels-Spektakelscenen absehen, in der Behandlung des Stoffes von der bisherigen Weise vollständig abweichen und mehr das Ansehen eines bürgerlichen Trauerspiels erhalten sollte. Sonst blieb es über diesen Lessingschen Faust ganz still und dunkel, und wenn ein unbestimmtes Gerücht spukte, derselbe sei anonym erschienen, so war es eben nur Gerücht, über welches nichts weiter an die Oeffentlichkeit kam.

Digitized by Google

Hundert Jahre waren seit dem Verluste der Lessingschen Bücherkiste verflossen, als das „Wiener Illustrirte Musik- und Theaterjournal“ im Oktober 1875 einen Aufsatz von A. Roncourt brachte, welcher „Eine Spur von Lessings Faust“ überschrieben war, und in welchem es u. A. hieß:

„Vor Kurzem machte mir mein geehrter Freund, Herr Ernst Theodor Kretschmar, die überraschende Mittheilung, daß er in einem alten Theaterkalender auf Lessings Faust gestoßen sei, der in einem Städtchen an der Donau um das Jahr 1779 herum aufgeführt worden wäre. Nach beiderseitig angestelltem Suchen in dem alten Werke fand ich in der That die berührte Stelle. Der von Reichard herausgegebene „Theaterkalender auf das Jahr 1779“ (Gotha bei C. W. Ettinger) enthält in dem „Verzeichniß einiger in- und ausländischen Theatergesellschaften“ mehrere Daten über die Usler- und Ilgnersche Gesellschaft, deren Aufenthalt sich damals auf Neuburg an der Donau, Weißenburg im Nordgau, Nördlingen und Oettingen im Rieß und Dinkelsbühl erstreckte. In dem angeführten Personalverzeichnisse nun erscheint als Debutant Herr Waldherr mit Mephistophiles in Lessings Faust. Herr Waldherr muß nicht gefallen haben; denn er verließ die Gesellschaft noch im selben Jahre. Ueber letztere wird in demselben Buche auf Seite 108 Folgendes angeführt: Die Ambergsche Gesellschaft, die in Pommern herumzog, wurde zu Stralsund, als sie sich nicht mehr halten konnte, von einer Entreprise übernommen, die aber 1776 zu Grunde ging, worauf die Gesellschaft sich trennte. Reymann begab sich mit dem Reste nach Rostock und vereinigte sich dort mit der Ilgnerschen Gesellschaft, die im Juli 1777 nach Stralsund kam, sich aber daselbst durch den Abgang ihrer besten Mitglieder verschlimmerte und sich gegenwärtig in den kleinen Städten Mecklenburgs herumtreibt. Auf Seite 160 endlich befindet sich unter dem „Verzeichniß der vom Jahre 1770 an im Druck erschienenen deutschen Schauspiele und anderer theatralischer Arbeiten“ ein allegorisches Drama „Johann Faust“, München 1775, angeführt. Bei der anerkannten Gründlichkeit des Reichardschen Theaterkalenders glaubten wir unsere Beobachtungen um so eher einem weiteren Kreise mittheilen zu sollen, als unseres Wissens dieselben bisher in keinem andern Werke konstatirt wurden, und weil sie vielleicht berufenere literarische Kräfte zu einer weitern Forschung nach dem theuern Schatze veranlassen können.“

Herr Engel hat sich nun lange Zeit vergebens bemüht, diesen Johann Faust, in welchem der zweite Lessingsche vermuthet wird, zu erlangen, endlich aber, als er schon alle Hoffnung aufgegeben, ein Exemplar des seltenen Buches, wie er glaubt, gefunden, und zwar bei einer Auktion in Leipzig, wo er es erwarb, als Dorer-Egloffs Bibliothek versteigert wurde. Er sieht es für ein Unikum an, und so übergibt er es hier der Oeffentlichkeit, „es für heilige Pflicht haltend, durch

Digitized by Google

die Herausgabe desselben der weiteren Forschung zu Hülfe zu kommen." Daß wir in ihm die zweite Bearbeitung Lessings (aller Wahrscheinlichkeit zufolge von andrer Hand stark verändert) suchen müssen, scheint nicht gut zu bezweifeln; denn von den oben angeführten Fragmenten, die zu der andern Bearbeitung gehören, findet sich hier nichts, das Drama hat ferner den Habitus eines „bürgerlichen Trauerspiels", wie Mendelssohn dasselbe 1755 bezeichnete, endlich ist es außer der Schlußscene „ohne alle Teufelei", wie v. Gebler sich ausdrückt. Wir heben mit dem Herausgeber noch hervor, daß der Name des bösen Geistes, der Faust verführen will, hier zum ersten Male Mephistopheles geschrieben ist, während er, wie unser Artikel in voriger Nummer zeigte, im ältesten Volksbuche Mephostophiles und bei dem Engländer Marlowe Mephistophiles heißt. Die zuerst erwähnte Schreibart wurde also nicht durch Goethe, sondern durch Lessing eingeführt.

Es fragt sich nun, wie es verborgen bleiben konnte, daß Lessings „Johann Faust" anonym gedruckt worden war, ohne daß der Dichter Kenntniß davon erhalten hatte. Hier ist nun erstens, wie Herr Engel meint, möglich, daß nur sehr wenige Exemplare gedruckt worden sind, und dann ist zu berücksichtigen, daß der dermalige Postverkehr das Werk viel langsamer verbreitete, als heutzutage Bücher vertrieben werden. Auch konnte Lessings baldiger Tod und das Erscheinen von Goethes Faust Ursache sein, daß das anonyme Büchlein rasch der Vergessenheit anheimfiel. Nicht wohl zu glauben ist die Vermuthung des Herausgebers unseres Stückes, daß „Lessing vielleicht selbst seinen zweiten Faust anonym herausgegeben und dessen Existenz strenge verschwiegen habe." Dagegen leuchtet es wohl mehr ein, wenn wir meinen, das Buch sei anonym erschienen, weil das Manuskript gestohlen und dann theilweise verändert worden, und die Anonymität sei Ursache gewesen, daß es wenig betrachtet worden und schnell vom Markte verschwunden sei.

Daß hinter dem Anonymus kein gewöhnliches Talent sich verbirgt, leuchtet bei der Lektüre dieses Faust sogleich ein, wenn man über die ziemlich trivialen Scenen im ersten Akt hinaus ist, wo Wagner als Kammerdiener auftritt, und wo wir auf keinen Fall Lessing, sondern einen Ueberarbeiter des Lessingschen Stückes vor uns haben, und mehrere Stellen enthalten hohe Schönheiten, wenn uns auch das Ganze etwas schleppend und kalt vorkommt.

Der Titel lautet: „Johann Faust, ein allegorisches Drama von fünf Aufzügen. Mit Genehmhaltung des churfürstlichen Büchercensurcollegiums. München 1775. Verlegts Johann Nepomuk Fritz. Churfürstl. akadem. und bürgerlicher Buchhändler."

Wir kommen nun zum Inhalte des Stückes. Die Handlung fängt mit dem frühen Morgen an, schließt mit der Mitternacht und geht in allen fünf

Digitized by Google

Aufzügen im Palaste Fausts vor sich. Zuerst tritt dessen Kammerdiener Wagner mit einer Jägerbande auf, welche dem noch schlafenden Faust ein Morgenständchen bringen. Wagner wundert sich, daß Faust noch nicht aufgestanden ist, da er auf die Jagd gewollt. Dann hört er drinnen reden, und als er die Stimme Ithuriels, des jungen Freundes seines Herrn, in welchem sich dessen guter Engel verbirgt, zu erkennen glaubt, ärgert er sich, tröstet sich aber damit, daß die Sache bald ein Ende haben werde, da die Komödie ihrem Schlusse zueile. Im zweiten Auftritt erscheinen Theodor und Elisabeth, Fausts alte Eltern, um ihren Sohn zu besuchen. Wagner aber sagt ihnen, der wohne nicht hier, sondern ziehe als Taschenspieler im Lande herum, und sie entfernen sich. Nach ihnen tritt Donnerschlag, ein polternder und fluchender Offizier auf, der gelähmt ist, dies den Hexenkünsten einer rachsüchtigen Geliebten zuschreibt und von Faust geheilt sein will. Wagner meint, ihm sei vielleicht noch zu helfen, wenn er sich entschließe, in seinem Leben nicht mehr zu zürnen, dann einen Monat kein Wort zu sprechen und endlich das Bad zu brauchen. Der vierte Auftritt führt zunächst den gekrönten Poeten Spuraus auf die Bühne, der auf seine Braut, eine alte Jungfer, eifersüchtig ist und unsichtbar gemacht werden will, um seine Emilie täglich behorchen zu können. Wagner will sich die Sache überlegen und sagt: „Wir haben jetzt einige Regimenter Soldaten über dem Hals, die sich alle auf der Grenze unsichtbar machen wollen. Sobald dies geschehen sein wird, so wird man an Sie denken.“ Dann kommt Emilie selbst und will wissen, ob die Prophezeiung, nach welcher sie ein gekröntes Haupt heirathen soll, eintreffen wird, und Wagner erklärt ihr, sie brauche zu diesem Zwecke nur ihren Spuraus zum Manne zu nehmen, der ja gekrönter Dichter sei. Die Komik dieser Scenen ist schal und matt. Im sechsten Auftritt erscheint dann Faust, sich schwermüthig auf den Arm Ithuriels stützend. Er gesteht dem Freunde seine Unruhe und seinen Kummer und sagt ihm zugleich, daß, seit er bei ihm sei, ein anderes Wesen sich in ihm rege. „Sieh her, Ithuriel, der ermüdete Sklave der Lüste keucht nach Ruhe und findet sie nicht. Ich habe alle Laster durchgeschwelgt. Von Schandthat zu Schandthat bin ich getaumelt, aber seit Du bei mir bist, ändert sich meine Natur. Umsonst winkt mir der purpurne Saft der Weintraube, umsonst die kostbarste Tafel, mein Gaumen ist unfühlbar; umsonst lächelt mich die Schönheit an, ich bleibe unempfindlich und träge im Besitz aller Wollüste wie Cäsar; ist dies alles? Sprich, Freund, warum seufzt der Mensch bei allem irdischen Glücke?“ Ithuriel erwidert, weil er zu größeren Wonnen eingeladen sei, weil er sich nach unsterblichem Vergnügen sehne. Aber vielleicht ist er nicht unsterblich, wirft Faust ein. Der Freund tadelt ihn wegen dieses Zweifels und meint, er fürchte sich, seinem Gewissen zu begegnen. Faust lehnt das ab und schließt

Digitized by Google

mit den Worten: „Unsterblich! Unsterblich doch zur Qual!“ Ithuriel sagt ihm, er sei auf dem Wege zur Wahrheit, und ermahnt ihn zu weiterem Nachdenken. Auf die weitere Frage, warum der Mensch bei so viel Schwäche die Macht habe, sich selbst unglücklich zu machen, erfolgt die Antwort: Der Mensch ist frei, er kann zwischen Glückseligkeit und Verderben wählen. „Aber wenn die Wahl geschehen ist, darf ich nicht mehr ändern?“ fragt Faust, und es wird ihm der Trost: „So lang Du lebst. Der letzte Hauch kann erst Deinen Willen bestimmen, und schon der Wille ist Deinem Gott genug.“ Im weiteren Fortgange des Gespräches erklärt Ithuriel seinem Freunde den Umstand, daß er zwar gut sein möge, vom Bösen aber wieder abgezogen werde, dadurch, daß das Laster das Gewissen einschläfere und, zur Gewohnheit geworden, ihn fessele. Faust will darauf verzweifeln, und Jener mahnt ihm davon ab und gesteht ihm, er besuche ihn, um ihn zu retten. Faust erklärt dies für unmöglich, hält aber, als Ithuriel sich darauf entfernen will, denselben zurück und ist, von ihm aufgefordert, mit ihm diesen Ort zu verlassen, wo er nur Verderben finde, im Begriffe, dem Freunde zu folgen, als Helena, seine Geliebte, mit seinem Sohne Eduard erscheint. Er erklärt ihr, sie verlassen zu müssen. Sie nennt ihn grausam, hält sich für verschmäht, ihn für untreu und fragt, ob er ihre Liebe auf solche Weise lohnen wolle. Faust sagt ihr, sie irre, er liebe sie zärtlich, müsse sie aber verlassen, um sie nicht mit sich unglücklich zu machen. Sie glaubt ihm nicht, denkt an eine Nebenbuhlerin und droht ihm zuletzt mit ihrer Rache. Er verweist ihr das, weigert sich aber zugleich, sein Geheimniß ihr zu entdecken. Sie beschwört ihn, offen gegen sie zu sein. Da sieht er Mephistopheles nahen und bittet sie, sich zu entfernen und ihn im Garten zu erwarten. Im achten und letzten Auftritt des ersten Aktes unterhalten sich nun Faust und Mephistopheles. Dieser kündigt jenem an, daß er nur noch einen Tag vor sich habe, und räth ihm, diesen zu benutzen, um noch so viel zu genießen und so viel Böses zu thun als möglich. Faust erwidert, der Tag lasse ihn erzittern. Der böse Geist sucht ihm seine Furcht auszureden: Gott habe ihn arm und elend auf die Erde gesetzt, er dagegen habe ihn glücklich gemacht und ihm alle Freuden erlaubt. Er schließt seinen Trost mit den Worten: „Und am Ende führe ich Dich mit klingendem Spiel in die Hölle, in welche jener Despot Dich mit Blitz und Donner hinabschleudern wird.“ „Wie kann ich das wissen?“ fragt Faust. Mephistopheles erwidert, er möge von dem gegenwärtigen Leben auf das zukünftige schließen. Wenn Gott, wie er sich rühme, den Menschen ein zärtlicher Vater sei, warum öffne er ihnen nicht sein leeres Paradies, warum habe er sie auf die unfruchtbare, verfluchte Erde verwiesen. Faust werde übrigens in der Hölle gut wohnen; denn er solle dort in die feierlichen Rechte erhabner Geister eintreten und frei denken

Digitized by Google

dürfen. „Noch wankt mein Herz“, sagt Faust, aber Mephistopheles sagt ihm: „Warum klügelst Du heute? Komm, reich mir die Hand. Wir sind Freunde. Ich will die Traurigkeit aus Deinem Herzen verbannen. In Wollust sollst Du schwimmen, und ganze Ströme Freuden sollst Du hinabtrinken.“

Der zweite Aufzug beginnt mit einem Gespräche, in welchem Ithuriel und Mephistopheles sich gegenseitig Hohn sprechen und jener erklärt, er sei hier, um dem Teufel eine kostbare Seele zu entreißen, wogegen er ihm den Leib preisgeben wolle. Mephistopheles entgegnet, das werde sich zeigen, er zittere noch nicht vor seinem Gegner. Nachdem der Engel gegangen, erscheint Faust, dem Mephistopheles Vorwürfe wegen seines Umgangs mit jenem macht und ihm gebietet, den jungen Laffen aus seinen Augen zu verbannen. Faust fährt auf und erinnert Mephistopheles, daß er noch sein Knecht sei. Dieser wird ebenfalls zornig und droht, worauf jener antwortet: „Du bist entlarvt, Betrüger! Noch ist der Tag nicht zu Ende. Der Himmel beut mir Gnade an, und ich ergreife sie mit beiden Händen. Wisse, verruchter Geist, ich habe Deine Macht nur dazu verwandt, Wohlthaten auszuüben.“ Mephistopheles erwidert, nur einen, dem er als seinem Feind Alles geraubt habe, habe er glücklich, sonst aber lauter Unglückliche gemacht. Faust verlangt die Leute zu sprechen, und Mephistopheles geht, um sie ihm zu bringen, während jener wieder in Verzweiflung verfällt. „So hab' ich denn Keinen glücklich gemacht? — Welch ein Ungeheuer bin ich! Ich zittere vor mir selbst. — Welch eine schauernde Aussicht! — Nichts als Laster. Ich bebe. Die Hölle gähnt schon nach mir. Es ist keine Rettung. Ithuriel, mein Freund, auch Du hast mich getäuscht. Du versprichst mir Gnade; aber ach, süße Hoffnung, die mich in Schlummer eingewiegt hat, meine Seele fühlt keine Ruhe mehr.“

Die folgenden Auftritte führen Faust nun zunächst den einstigen Feind, den er wider seinen Willen glücklich gemacht hat, dann die, welche durch seine Wohlthaten unglücklich geworden sind, vor Augen. Friedrich, einst ein reicher Mann, jetzt ein Bettler, dankt ihm und ruft den Segen des Himmels auf ihn herab, weil er durch Verlust seines Vermögens den wahren Reichthum, Bedürfnißlosigkeit und ein stilles Herz, gewonnen habe. Dann kommt Silbergeiz, der aus einem verdorbnen Kaufmann mit Fausts Hülfe ein reicher Wucherer geworden ist, aber vor Geiz verhungern will und fortwährend in Angst ist, er könne um sein Geld kommen. Darauf erscheint die Gräfin Schönheitlieb, ehemals eine tugendhafte Dame, das Glück ihres Mannes und die Zierde des Adels, aber unschön, jetzt dagegen, seit Faust ihr mit seiner Kunst seltene Reize gegeben, eine unzufriedene Kokette voll rasender Eroberungssucht und ohne alle Ruhe der Seele. Sie verflucht gegen Faust, welchen Mephistopheles, um sie offenherzig zu machen, in ihr Kammermädchen verwandelt hat, den, welcher sie da-

Digitized by Google

hin gebracht. Ihr folgt Raufgern, der einst ein unbekannter Mensch gewesen, durch Faust aber tapfer gemacht und bei Hofe empfohlen worden ist. Er ist gestiegen und hat im letzten Kriege die Rolle eines Freibeuters gespielt. Er dürstet nach Blut, verflucht den Frieden. „Zum Blitz", ruft er, „wenn ich die Schaubhütten der verfluchten Bauern anzünden, die Felder zertreten und Beute machen kann, das erquickt mein Herz. Da zieht man durch lauter Brandstätten, man würgt auf dem Schlachtfelde, man läuft Sturm, man erobert Festungen. Es lebe der kriegerische Soldat!" u. s. w. Mephistopheles verlangt seinen Beistand bei einem Zweikampf. Raufgern will ihn vor Freude umarmen und schreit: „Wo ist der Wurm, der Euch beleidigt hat? Die Seele im Leibe will ich ihm zerfleischen. Ihr könnt Euch das Vergnügen nicht vorstellen, das ich empfinde, wenn ich todte Körper um mich liegen sehe." Faust ruft aus: „Welch ein Ungeheuer! Die Natur empört sich vor ihm. Ich glaube, die Menschheit hat ihn vergessen. Geh, Wütherich, vertilge Deine Brüder und mache Dich groß mit dem Unglück Deiner Nebenmenschen." Mephistopheles aber sagt höhnisch: „Welch ein glücklicher Mensch!" Als der Raufbold fort ist, nähert sich Graf Sorgenvoll, der einst ruhig auf seinen verschuldeten Gütern gesessen hat, während er jetzt, nachdem Faust seine Schulden bezahlt und ihn bei Hofe eingeführt hat, durch Schmeichelei emporgestiegen und der Günstling seines Königs geworden ist. Er ist von Angst und Sorge gepeinigt, daß er diese Stellung einbüßen könne. Ueberall erblickt er Neider und Widersacher, die ihn verdrängen wollen. „Verflucht sei der Wohlthäter", ruft er aus, „der mich aus meiner Ruhe gezogen und mich in dies Elend gestürzt hat. Wie zufrieden schlug diese Brust, ehe noch dieses Band und dieser Orden meine Last war. Ich durchwache die Nächte, auf Ränke zu sinnen, wie ich meine Nebenbuhler untergraben und Alles um mich herum erniedern kann. Meine Tage fließen in folternder Ungewißheit hin. Ich umarme oft jene, die mich hassen, ich küsse jene, die mich verfluchen, und ich beneide Geschöpfe, die ich im Herzen verachte." Als Letzter tritt Waisenplag auf, der früher ein armer Bogenschreiber gewesen ist, jetzt aber, nachdem Mephistopheles ihm auf Fausts Befehl „die tiefsten Einsichten der Rechte und eine glänzende Wohlredenheit" gegeben hat, als berühmter Anwalt dasteht, der scharfsinnig beweisen, daß schwarz weiß und weiß schwarz ist, und jeden an den Galgen reden und durch seine Beredsamkeit gleich wieder herabsteigen heißen kann. Faust weist dem Rabulisten die Thür und versinkt in Zweifel an der Menschheit, über denen er ausruft: „Die Menschen sind wie Spinnen; aus eben dem Safte, aus welchem die Biene Honig macht, zeugen sie Gift. Mein Herz unterliegt jetzt ganz seinen Sorgen." Mephistopheles erwidert: „Du verdienst es. Warum hörst Du nicht meinen Rath? Verbanne alle Sorgen. Sei munter und sei mein Freund.

Digitized by Google

Höre niemand als mich. Ich will Alles hervorsuchen, Dich zu ergötzen.“ Im letzten Auftritt singt Wagner ein ziemlich plattes Lied, um seinen Herrn zu erheitern. Noch einmal lockt diesen dann Mephistopheles, indem er verspricht, sein Auge zu erquicken und ihm die angenehmsten Scenen des Vergnügens zu zeigen. Faust folgt ihm darauf, obwohl er meint, ermüden könne er ihn, aber nicht erquicken.

In der ersten Scene des dritten Aufzuges gibt Ithuriel den Eltern Fausts Aufschluß darüber, wie es mit ihrem Sohne steht. Sie sind tief betrübt, bekommen aber dann die Versicherung, ihn noch von der Gefahr, in der er schwebt, retten zu können. Sie sollen Faust bereden, Alles zu verlassen und ihnen zu folgen. In der tugendhaften Armuth solle er ihnen wieder geschenkt werden; denn sein Herz sei noch nicht ganz verderbt. Er solle mit ihrer Ankunft überrascht werden. Sie gehen darauf in den Vorsaal, von wo er sie rufen will, wenn es Zeit ist. Der zweite Auftritt zeigt uns wieder Ithuriel und Mephistopheles im Streite um Fausts Seele sowie um verschiedene Fragen in Betreff des Verhältnisses Gottes zu den Menschen, wobei Ithuriel seinem Gegner nachweist, daß sein Verstand sich zum Begreifen der göttlichen Geheimnisse und des schönen Zusammenhanges seiner ewigen Schöpfung nicht aufzuschwingen vermöge. Die dritte Scene sowie die vierte lassen uns Mephistopheles bei der Arbeit sehen, Faust zu vergnügen. Er führt ihm eine Schar schöner Mädchen zu und bittet ihn, unter ihnen zu wählen. Ein Gastmahl wird aufgetragen, an dem Helena mit ihrem Sohne theilnimmt. Man ißt und trinkt, es wird ein Lied gesungen, Pauken und Trompeten lassen eine rauschende Musik hören. Da tritt Ithuriel mit Fausts Eltern in den Saal. Jener springt erschrocken auf, die Gäste entfernen sich mit Mephistopheles, auch Helena verläßt das Zimmer. Theodor und Elisabeth überhäufen nun ihren Sohn mit Vorwürfen wegen seines Stolzes und seiner Undankbarkeit, dann wegen seines ruchlosen Lebens überhaupt. Faust wirft sich ihnen zu Füßen und bittet um ihr Mitleid. Die Mutter wird gerührt. Faust gesteht, wie er allmählich so tief gesunken ist, und schließt verzweifelnd: „Die Wellen reißen mich fort. Ich ringe umsonst wider den mächtigen Strom der Gewohnheit. Geht, theure Eltern, seid glücklich, vergesset Euren unwürdigen Sohn, er kann nicht mehr Anspruch auf die Glückseligkeit machen.“ Die Mutter bittet ihn, sich ihr wieder zu geben, und den Vater, ihm zu verzeihen. Theodor thut dies unter der Bedingung, daß Faust ihm sogleich folge und alles verlasse, was ihn den Eltern wieder entreißen könne. Faust will eben mit ihnen fort, als Mephistopheles mit Helena und Eduard kommt. Helena bittet ihren Geliebten flehentlich, zu bleiben, und als er erröthet, schweigt und zaudert, zieht sie einen Dolch und droht ihren Sohn damit zu erstechen, wenn er ihr nicht

Digitized by Google

willfahre. Faust wankt vor diesem Anblick, fragt seinen Vater, was er thun soll. Der antwortet, er solle ihm folgen und nicht auf die Verführerin hören. Aber Faust ist dazu nicht im Stande, und als Helena ihn zum letzten Male fragt, was er wähle, erwidert er: „Vater verzeih! Ich liebe Dich; aber die Natur siegt über mich. Lebt wohl! — Helena, ich bin Dein.“ Ithuriel, Theodor und Elisabeth entfernen sich, Mephistopheles triumphirt, Helena dankt Faust für seine Liebe und will jede Minute anwenden, ihn glücklich zu machen. Der böse Geist aber verspricht, ihn durch ein neues Vergnügen aufzuheitern.

Dieses Vergnügen beginnt den vierten Aufzug und besteht in einem Ballet mit Pantomimen, welches den Zauberpalast der Liebe vorstellt. Man sieht in einen prächtig beleuchteten Saal hinein, in dessen Hintergrund ein Thron mit Stufen errichtet ist. „Amor schläft auf dem Throne nachlässig ausgestreckt. Er ist mit Blumenkränzen geziert. Am Fuße des Thrones sitzen auf beiden Seiten in einer Reihe schlummernde Mädchen. Jedes hat eine andere Stellung. Die Liebhaber knieen vor ihnen auf verschiedene Art. Der küßt die Hand, der andere reicht ihr einen Blumenkranz, der küßt einen Liebesbrief, jener betrachtet ihr Bildniß. Dieses bildet eine bewegliche Gruppe. Ein Mädchen schleicht schüchtern herein, sie drückt ihr Erstaunen aus, sie wirft sich dem Amor zu Füßen und legt ihm eine Bittschrift in die Hand; sie eilt fort. Ein Jüngling kommt, gibt seine Verwirrung zu erkennen. Er kniet vor Amor nieder und überreicht ihm ein Blatt. Der Jüngling entflieht. Amor erwacht, er sieht die Papiere an und lächelt, sein Lächeln hat Einfluß auf alle Personen, Alles fängt sich an zu regen, huldigt der Liebe und tanzt.“ Dann wird dem Amor von dem wieder herzuschleichenden Mädchen sein Pfeil und von dem Jünglinge sein Bogen gestohlen, Amor entdeckt den Verlust und zürnt, und sein Zorn hat Einfluß auf den ganzen Haufen. Jede Geliebte zankt mit ihrem Liebhaber, und der Tanz drückt die Zerwürfnisse aus. Später erscheint Venus, und nachdem der Tanz verschiedene andere Verhältnisse versinnbildet, gibt es eine allgemeine Umarmung. Venus steigt auf den Thron, krönt ihren Sohn, und auf den Stufen wird wieder der Liebe gehuldigt. „Auf einmal verfinstert sich die Bühne. Ein Schatten erscheint an der Wand, schreibt und verschwindet. Alles zittert, die Musik drückt Angst und Verwirrung aus, Tänzer und Tänzerinnen entfliehen, Faust, Helena, Eduard, Wagner, Mephistopheles irren ängstlich umher. An der Stelle des Schattens aber liest man mit goldenen Buchstaben: „Faust, es wird Abend.“

Ithuriel erscheint und fragt Faust, wann er ihm folgen wolle. Jener antwortet, morgen. Der Engel erwidert, morgen werde er nicht mehr sein. Heute aber sei es noch Zeit, sich der Weisheit und Tugend zuzuwenden und

Digitized by Google

von der Gnade der Allmacht Gebrauch zu machen. Fauſt zögert, er kann ſich von dem, was er liebt, nicht losreißen, er will die Wohnung des Ueberfluſſes nicht mit der Hütte des Elends vertauſchen. Zuletzt will er dem Mahner zwar folgen, aber nur, wenn Helena und Eduard ihn begleiten dürfen. „Wie ſinnreich“, ruft Ithuriel aus. „Dein Feind hat Deine Augen ganz verblendet. Raſender Thor, mit welchem prächtigen Gefolge willſt Du die ſchmalen Gleiſe der Tugend antreten! Nimm deinen Zug mit Dir, vergiß Dein Gold nicht, ſchleppe Dein ganzes Haus mit fort auf Deinem Rücken. Ich will Dich den Verführungen entreißen, und Du eilſt ihnen entgegen. Du biſt ganz Feuer und ſchleppſt Pechkränze mit fort. Ich frage Dich zum letzten Male, willſt Du folgen? Du wankſt, Du hörſt mich nicht —“ In dieſem Augenblicke erſcheinen Fauſts Eltern wieder, um ihn noch einmal zu bitten, ihnen zu folgen. Er kann ihrem Andringen endlich nicht mehr widerſtehen und erklärt ſich für beſiegt. Sie wollen ſich entfernen, als Helena kommt und ihn unter allen Umſtänden begleiten will. „Sieh mich zu Deinen Füßen; ich und mein Sohn wollen Dir in die Hütte der Armuth folgen, da will ich Dir Speiſe bereiten, ich will Dir dienen wie eine Magd, und o glücklich, wenn oft ein mitleidiger Blick meine Zärtlichkeit belohnt! Ihr großmüthigen Leute, verſchmäht nicht meine Bitte, ſeid gaſtfreundlich, nehmt mich auf, bewirthet eine Unglückſelige.“ Die Eltern gewähren dieſen Wunſch, Helena ſoll ihre Tochter ſein. Im Begriffe zu gehen, tritt ihnen Mephiſtopheles in den Weg, der den Knaben Fauſts und Helenas an der Hand hält und auf ihn als ſeine Geißel für das Verbleiben Fauſts bei ihm hinweiſt. Umſonſt bitten Helena und Fauſt ihn fußfällig, des unſchuldigen Kindes zu ſchonen. Die Eltern Fauſts ſehen, daß er ihnen wieder verloren iſt und entfernen ſich, er eilt ihnen nach, und die Zeit bis zu ſeiner Rückkunft wird von Mephiſtopheles benutzt, Helena zu überreden, den alten Theodor zu ermorden. Sie könne, ſagt er, dadurch ſich, ihren Freund und ihren Sohn retten. Er ſchenke ihr für dieſe That alles, was ſie liebe. Sie ſchrickt vor dem Dolche, den er ihr hinhält, zurück, ſie will ſich von ihm nicht zur Mörderin brandmarken laſſen. Er redet ihr dringend zu: „Iſt Dein Herz denn von Verbrechen rein? Thörin, iſt ein Laſter nicht wie das andere? Was liegt daran, ob Du mit einem oder mit tauſend Verbrechen die Erde verläßt?“ Uebrigens begehe ſie, wenn ſie den Greis tödte, eine Wohlthat; denn ſie befreie ihn von ſiechen und elenden Tagen. Helena widerſteht noch immer, ſie will kein unſchuldiges Blut vergießen. Habe Theodor aber Mephiſtopheles beleidigt, ſo möge er ſich ſelbſt rächen. Mephiſtopheles entgegnet: „Dieſer Feind iſt nicht in meiner Macht, aber in Deiner. Menſchen können ſich einander ſchaden, wir können die Menſchen nur durch ſich ſelbſt ſtürzen. Wir führen unſere Rathſchläge durch Euch aus, wir waffnen Einen

Digitized by Google

wider den Andern.“ „Geh, verbanne alle Zweifel; ich will Euch glücklich machen, Du, Fauſt, Dein Sohn ſollen meine Freunde ſein. Ihr könnt Eure Tage im Schoße des Vergnügens zubringen, kein Mangel, keine Krankheit, keine Sorge ſoll Eure Liebe unterbrechen, ich will Euer Schutzgott, Euer Vater ſein, aber ich fordere Gehorſam. Eile, vollzieh meinen Befehl! Wo nicht, ſo zittere für Dich, für Deinen Freund, für Deinen Sohn. Entſchließ Dich, nimm dieſen Dolch, er iſt mit Stärke und Tod bewaffnet. Sobald die Dämmerung dieſen Palaſt verfinſtert, werde ich Dir die Beute überliefern. Dein Sohn bleibt meine Geißel.“ Damit geht er. Helena aber hält nun folgendes Selbſtgeſpräch: „Ich trage dieſes hölliſche Mordeiſen in meinen Händen. — Wie zittert meine Hand! — Welche ſchwarze Wetter ſind rings um mich! — Mein ſchwacher Geiſt verliert ſich. Was ſeh ich: die Blitze leuchten, die Donner brüllen, die entfeſſelten Winde heulen, die Erdklöße erheben ſich, Himmel und Waſſer ſind vermiſcht, die Erde dräuet mich zu verſchlingen, der Sturmwind reißt mich fort. — Wo bin ich? — Ha, ich bin allein, er iſt fort, der Verführer. — Mein Sohn, mein Freund, wo ſeid Ihr? Kommt mir zu Hülfe, unterſtützt mich, ich falle. — Was ſeh ich? — Man reißt ſie fort! Ja, die Hölle ſpeit hungrige Tiger aus — ſie eilen auf uns zu. Mein Geliebter, mein Sohn! Haltet ein! Es fließt ſchon ihr Blut. — Ha, ich eile, ich rette Euch! — Er ſoll ſterben! — Wo gehe ich hin? — Helena, wo biſt Du? Deine Seele verliert ſich — ich bin entkräftet — ich Elende, was ſoll ich entſchließen? — Mein Herz iſt getheilt. Ich will, ich muß ſie retten. Stirb, ſtirb! — Grauſame, ſieh dieſen armen Greiſen, wie er Dich ſegnet, wie er Dich anſpricht: Tochter, warum tödteſt Du mich? — Nein, lebe, ich kann Dich nicht beleidigen. — So ſtirbt Dein Sohn, ſo iſt Dein Freund das Schlachtopfer der Hölle. Ihr Blut, ihr theures Blut ruht auf Dir. Meine Seele ſchwimmt in einem Meere von Zweifeln. Wer kommt? Ich zittere.“

Der Kommende iſt Fauſt. Er erklärt ihr, daß es für ihn keine Rettung mehr gebe, und bittet ſie, ihn ſeinem Jammer zu überlaſſen und zu gehen. Sie weigert ſich und will mit ihm ſterben, mit ihm verloren ſein. Er räth ihr wiederholt zur Flucht und ruft ihr Lebewohl auf ewig zu. Sie erwidert, daß ſie ihn retten will. Er fragt, wie das möglich ſei. Sie läßt ihn im Ungewiſſen und entfernt ſich, Fauſt bleibt in Verzweiflung zurück. In der letzten Scene dieſes Aktes nimmt er dann unter allerlei Ermahnungen von ſeinem Diener Wagner Abſchied.

Im fünften Aufzuge tritt zuerſt Helena mit dem Dolche in einem Saale vor der Kammer auf, in welcher Theodor ſchläft. Sie ſchwankt von Neuem. „Es zittert meine Hand. — Das Herz pocht. — Ha, ſchwarze Schatten ſind rings um mich! Nacht, bedecke meine Schande, Mond, entflieh und ſei kein

Digitized by Google

Zeuge meines Lasters. — Ich wandle fort im Schrecken. Ein Schauer befällt mich. Alles schläft, nur ich bin wach. Dort schläft der arme Greis in den Armen der Sicherheit. Die Liebe für seinen Sohn hält ihn noch in diesen lasterhaften Mauern zurück. Armer Vater, schon ist der Dolch auf Deine Brust gezückt. — Aber welches Recht habe ich auf sein Leben? soll ich mein Glück mit seinem Blute erkaufen? Der schlaueste Geist fordert diese That. Ich darf nicht klügeln. Ich eile, ich fliege. — Welche Angst lähmt meine Schritte? Meine ganze Natur empört sich. Ich bin noch ein Neuling in dieser Mörderkunst. Mein Blut wallt, siedet. — Ha, wer begegnet mir? — Er ist es. Zurück! Stirb! — Er streckt seine segnende Hand aus. Seine Thränen fließen über mich. Seine grauen Haare breiten sich über meine Hände. — Flieh, Vater, entreiß Dich meinem Stahle! Wer kommt? Ich bebe." Es ist Mephistopheles, der sie unter Drohungen antreibt, sich mit der That zu beeilen. Die letzte Stunde des Bundes zwischen ihm und Faust sei erschienen, sagt er, und noch könne sie ihren Geliebten retten, wenn sie Theodor durchbohre. „Was zauderst Du, Helena?" fährt er fort. „Dein Schlachtopfer ist reif zum Tode. Seine wankenden Knochen sind am Rande des Grabes. Stirbt der zu früh, der nur im Elend herumkriecht? Geh, zaudere nicht länger, jede Minute wiegt Gold." Helena stürzt mit den Worten: „Die Hölle siegt" fort, hält an der Kammerthür noch einmal an und eilt dann hinein. Mephistopheles triumphirt: „Ha, ha, ha! getäuschte Sterbliche! So fallt Ihr in unsere Fallstricke, Ihr seid unser Spielwerk. Du Donnerer, sieh herab auf die Erde, nicht Du, wir herrschen hier. Uns betet Dein Liebling, der Mensch an. Unsere Altäre rauchen öfterer als die Deinigen. Die Hölle, die Du uns zum Exil geöffnet hast, ist das Gefängniß Deiner Menschen." Im dritten Auftritt belauscht Mephistopheles Faust bei seinem letzten Selbstgespräch. „Das Zeichen zum schleunigen Aufbruch wird gegeben", sagt der Verzweifelnde. „Ich blicke mit Zittern über die kleine Frist des Lebens hinüber. Wo eile ich hin? In eine fürchterliche Ewigkeit. Die flüchtige Lebensuhr ist bereits abgelaufen. O unwiederruflicher Flug der kostbaren Zeit, kehre wieder! — Des Mondes düstrer Schein ist rings um mich. Die Nacht breitet ihre schwarzen Flügel über diese traurigen Gemächer. O letzte Stunde, sei Zeuge meiner Sorgen und meiner Thränen. Letzte Quelle eines reuigen Herzens, Du bist mir der einzige Trost geworden. Fließet, Thränen, vielleicht verlöschet ihr meine Thorheiten. Nein, sie sind mit einem Eisengriffel in das Buch des Gedächtnisses gegraben. Das Echo meiner Schande wird noch leben, wenn kein Stäubchen von diesem Körper mehr sein wird. Ich habe die himmlische Erstgeburt um irdische Freuden verkauft. O Gedanke, der mich niederdonnert! Mein Gewissen sitzt schon fürchterlich zu Gerichte und kündigt mir den ewigen Tod an. Die letzten Mi-

Digitized by Google

nuten sind nahe. Lebe wohl, o Welt, lebt wohl, ihr Menschen! Lebt wohl, Vater und Mutter, nimmermehr werde ich euch sehen. Helena, mein Sohn, lebt ewig wohl. — O, mein Sohn, ich will hingehen und Dich segnen. — Ich ihn segnen? Ich von Gott Verfluchter, ich Wurm ihn segnen? Ein Sturmwind wird meinen Segen von meinen Lippen wehen. — Wie bin ich entkräftet! — Meine Seele keucht nach Ruhe." Mephistopheles gibt sich Faust jetzt zu erkennen, indem er einen Teppich von einem Tische hebt, auf welchem sich allerlei Mordgewehre befinden. Er sagt ihm: „Diese verächtliche Hülle mußt Du ablegen; mit Staub tritt man nicht in unsre Wohnungen. Wähle hier das letzte Geschenk. Willst Du das Schwert, den Giftbecher, das tödtliche Blei, den Strick? Sieh, das sind unsre Orden, womit wir am Ende unsere Lieblinge beschenken." Faust fragt, so solle er sich wohl selbst tödten. Mephistopheles antwortet mit der Gegenfrage, ob er denn lieber mit Geräusch sterben wolle. Er soll dann Faust die Zukunft aufdecken, und er erwidert, wie er gesäet, so werde er ernten. Zum Schlusse aber heißt er ihn den auf dem Tische stehenden Becher nehmen und austrinken, er werde damit zum ersten Male den Nektar der Hölle kosten. — „Verfluchter Geist", ruft Faust ihm zu, „entweich aus meinen Augen und laß mich die letzte Stunde noch vollends genießen." — „Das sollst Du", entgegnet Mephistopheles, „aber dann bist Du mein. Trink, oder ich reiße Dich durch die Gemächer fort, Stirb, verzweifele, fluche Deinem Gott, verwünsche Dich! Ich gehe." Allein gelassen verfällt Faust wieder in Klagen und Jammern. „Allmächtiger", stöhnt er, „ich suche Schutz vor Deinem fürchterlichen Grimme; ich fliehe vom Aufgange zum Niedergange, aber überall begegnen mir Deine rächenden Donner. Nur die Hölle beut mir einen Zufluchtsort dar, Satan ladet mich ein. — Ich komme schon! Trank der Hölle, tödte mich und leite meine Seele in die Staaten des Elends." Noch einmal dämmert die Hoffnung in ihm auf, und er fragt: „Eine geheime Stimme flüstert mir zu — Gott, ist dies die leise Stimme Deiner Gnade? Ist der Sünder noch Deiner Erinnerung würdig? Oder Du, Freund Ithuriel, hast Du Trost in mein Herz geflößt? — Es sind Täuschungen. Nichts übrigt mir. Sieh, wie die Hölle ihr Flammenmeer und Schwefelwetter auf mich ausspeit, ihren gefräßigen Rachen weit aufsperrt und nach ihrer Beute brüllt. Ja, ich komme schon! — Ich trinke. — Es ist geschehen." — „Ha, das Gift wirkt. Angst und Entsetzen ergreift mich wie eine Gebärerin, das Verderben nähert sich mit geschäftigen Fittigen. O Zeit, die ich muthwillig erwürget, Du stehst vor meinen Augen! O Gnade, die ich hartnäckig von mir gestoßen, Du verfolgst mich noch! — Ha, hörst Du die röchelnde Todesposaune? — Dort rasseln die Gebeinhäuser. Der immer wache Satan schleicht wie ein Tiger herum. Welche Nacht sinkt dort herab? — O gewaltiger

Digitized by Google

Richter, blende nicht meine Augen! — Siehe, er fährt, er hält die wüthenden Wetter mit schlaffem Zügel, ungestüme Wirbelwinde wälzen ihn fort. — Sieh dort jene grimmigen Löwen, ihnen folgen ihre gelben Jungen, sie schreiten über Todtengebeine, bei schwarzer Nacht eilen sie über Menschenstaub. Dort schläft der sichere Wanderer, sie eilen hin, sie zerreißen ihn, ihr Schlund trieft von dem Blute. — Was seh ich! Halt ein! Mein Vater! Helena, wen durchbohrst Du? Ich sinke. Dort ringt der sterbende Greis mit dem Tode." Man hört einen Schrei, Helena stürzt mit zerstreuten Haaren und einem blutigen Dolche aus der Mittelpforte, hinter ihr sieht man den sterbenden Theodor in den Armen von Fausts Mutter. Helena glaubt mit dem Blute des Greises das ihres Geliebten erkauft zu haben. Sie erfährt von diesem, daß sie sich hat täuschen lassen, und daß Faust noch in dieser Minute sterben muß. Sie bereut ihre That, und um mit Faust in den Tod zu gehen, ersticht sie sich. Theodor vergibt ihr und Faust, da sie nur Verführte sind, die Mitleid verdienen. Dann betet er: „O Vater der Menschen, Du hast uns nicht in Deinem Zorne, sondern aus Liebe erschaffen; Du rufteſt uns aus Nichts, damit wir an Deiner Seligkeit theilnehmen sollen. Warum, Herr, willst Du solche Würmer, wie wir sind, in Deinem Zorne zertreten? Es ist die schönste That eines Gottes, zu verzeihen. Begnüge Dich mit unserm Blute und nimm unsere Seelen mit väterlichen Händen auf. Gib zu, daß ich mit meinen Kindern zugleich sterbe und einst mit ihnen lebe." Helena ist durch dieses Gebet getröstet. Faust fühlt sich dadurch angeregt, sich ebenfalls betend an die göttliche Liebe und Barmherzigkeit zu wenden und um Gnade zu flehen, und in dieser Gemüthsverfassung sterben sie. Da dringt Mephistopheles mit einer Schar Furien herein, sie umkreisen die Todten mit brennenden Fackeln, und jener ruft mit stolzer Freude aus: „Hölle, blick herauf! Gefährten seht, welch ein herrlicher Sieg! Ich habe die Geschöpfe unseres Feindes vernichtet. Schau herab, Donnerschleuderer, bewundere meine Thaten! — Aber was seh ich! Die Schale wankt. Verflucht sei ihr Schicksal!" Plötzlich erscheint Ithuriel in strahlender Gestalt mit einer Schar von Engeln, während der Donner rollt und Blitze leuchten. Mephistopheles und seine Furien zittern. Der Donner schweigt, und Ithuriel verkündet:

„Der Allmächtige, der im Himmel seinen Thron hat, der mit einem Wink tausend Welten aus nichts heraufruft, der Sonnen leuchten und Donner brüllen heißt, der Gott hat die Sünder gerichtet. Die Wage der Gerechtigkeit hat sie zu leicht befunden, aber die unendliche Barmherzigkeit hat ihre Laster weit überwogen. — Frevler, zittert und betet an seine gerechten Urtheile! — Er nimmt die Reuigen in seinen väterlichen Schoß auf und stürzt Euch, verfluchte Verführer, in eine ewige Hölle!"

Der römische Karneval vor Zeiten.

Wenn ich das Faschingstreiben der Römer ansehe, das eben wieder unter meinen Fenstern vorbeiwogt, so fühle ich mich stets von neuem zu einer Vergleichung des gegenwärtigen Charakters dieser Festlichkeit mit dem in alten Schilderungen uns entwickelten aufgefordert, die durchaus nicht immer dasselbe Resultat ergibt. Der römische Karneval befindet sich in einem Uebergangs-, vielleicht in einem Endstadium, welches seinen jetzigen Charakter vag und wechselnd erscheinen läßt. Für immer vorüber ist die Stimmung der alten Zeiten, welche dem Prinzen Karneval gestattete, von der ewigen Stadt ganz und voll Besitz zu nehmen und welche allmächtig genug war, um alle Stände, alle Kreise, alle Persönlichkeiten fortzureißen und ihnen mit dem Machtwort: „Der Karneval ist da“ die mit Jubel begrüßte Pflicht einer allgemeinen vierzehntägigen Ausgelassenheit aufzuerlegen. Mit dem Verschwinden der alten Sitten, Neigungen und — gefüllteren Beutel hat auch die Allgemeinheit und Ausdehnung der Faschingslustbarkeiten eine bedeutende Einbuße erlitten, und es ist kein Zweifel, daß auch der römische Karneval in nicht zu ferner Zeit zu den verflossenen Größen gehören wird. Schon jetzt gibt es eine nicht geringe Partei der „Fortgeschrittenen“, welche alle diese „Narreteien“ als unserer Zeit unwürdig verbannt wissen wollen und auf alle Weise gegen den Karneval kämpfen. Die Bevölkerung selbst nimmt natürlich nicht mehr in dem Umfange wie früher und noch weniger in der alten reflexionslosen und ausgelassenen Weise Theil, scheint auch kaum mehr im Stande zu sein, aus eigener Initiative, spontan und ohne offizielle Unterstützung die Festlichkeiten ins Werk zu setzen. Es bedarf jetzt in Rom wie anderswo der offiziellen Programme, der Theilnahme der städtischen Behörden und Spezialcomités, um den Belustigungen Direktion, Halt und Charakter zu geben. Dennoch ist die Betheiligung der Bevölkerung noch immer eine solche, daß sie den Fremden in Erstaunen setzt, und es kommen Tage vor, an denen der alte römische Karnevalsgeist wieder in einer Weise aus seiner Einschränkung hervorzubrechen scheint, welche kaum etwas zu wünschen übrig läßt. An solchen Tagen, wenn der Corso von festlich geschmückten Karrossen und sich drängenden und belustigenden Fußgängern von einem Ende bis zum andern gefüllt ist, wenn die Coriandoli und Blumen zwischen den wogenden Massen und den geschmückten Fenstern und Balkonen unaufhörlich auf und ab fliegen, wenn in altherkömmlicher Weise die ledigen Rosse mit flatterndem Bänderschmuck die Straße hinabjagen, wenn von Mittags bis tief in die Nacht die Straßen von scherzenden Maskeraden bedeckt sind und auf den freien Plätzen unter freiem Himmel unermüdlich musizirt, getanzt

Digitized by Google

und phantasirt wird — dann fühlt man, daß doch der altberühmte Fasching der Römer noch genug Leben besitzt, und daß es nicht ganz leicht sein wird, ihm ein Ende zu bereiten.

Doch ich will heute nicht von dem gegenwärtigen, sondern von dem einstigen Karneval reden, wie ihn das leichtlebige galante vorige Jahrhundert gesehen hat. Manches ist seitdem anders geworden. Manches aber auch ist sich in überraschender Weise gleich geblieben. Nicht nur Goethes meisterhafte Schilderung, sondern auch das, was frühere Berichterstatter und Chronisten selbst aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erzählen, stimmt in so auffälliger Weise mit den gegenwärtigen Erscheinungen überein, daß man in der That zuweilen sich verwundert fragt, ob auf dem römischen Corso die Zeit mit ihrem Einfluß stillgestanden sei.

Die Glanzzeit des Karnevals in Italien war das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert. In Venedig strömten die Besucher aus ganz Europa zusammen; über den florentinischen haben wir farbenreiche Schilderungen von Bottaro, Berni, Sano, Varchi, Buonarotti. Kurze Zeit hindurch hatte auch Neapel seinen Karneval, der jetzt mit Glanz wieder aufersteht. Einer der prächtigsten war stets der von Mailand; doch die Palme trug immer Rom davon, das von den Traditionen der Feste der antiken Welthauptstadt erfüllt, von ihrem Nimbus umgeben war. Von den alten einst die ganze Bevölkerung bis zur Tollheit begeisternden Cirkusspielen war ein Rest übrig geblieben in dem Pferderennen, das der römische Karneval sich bis heute bewahrt hat, und das immer ein Festbestandtheil von hervorragender Wichtigkeit und Anziehungskraft gewesen ist. Was Goethe von der Betheiligung an diesem Rennen, von dem Verfahren dabei, von der Spannung der Menge, die des momentanen Genusses sich kaum bewußt werden kann und dennoch fast fieberhaft erregt zuschaut, von der Unmöglichkeit eines wirklichen Wettkampfes in der engen Straße u. s. w. sagt, stimmt gänzlich mit der Art, in der das Rennen noch heute vor sich geht, überein. Manches Andere hat sich seitdem geändert, manches fand Goethe schon anders, als es vor ihm gewesen. Vor seiner Zeit waren es noch die reichen und edeln Familien, welche die Pferde stellten und es als eine große Ehre betrachteten, einen der Siegespreise davonzutragen. Die letzteren bestanden in sammetnen und seidenen Pallien, welche man den Schutzheiligen zu weihen oder ex voto in den Privatkapellen aufzuhängen pflegte. — Im Jahre 1727 trugen in sämmtlichen Rennen die Pferde der Colonna den Sieg davon. 1749 gewann der Herzog von Mondragone ein Pallium. In demselben Jahre konnte, was die Chronisten als etwas Außergewöhnliches hervorzuheben nicht unterlassen, am ersten Dienstage das Rennen nicht stattfinden, weil es geschneit hatte. Auch heute würde es nicht verfehlen können,

Digitized by Google

obwohl der 1. Februar der Anfang der Festtage war, den seltsamsten Eindruck zu machen, wenn mit den Tausenden von Blumen auf dem Corso Schneeflocken niederfielen.

Das Loslassen der Pferde — bei der Unbändigkeit der laufbegierigen Thiere für die „Barbereschi" keine ungefährliche Sache — fand früher zwischen den beiden Kirchen am Nordausgang des Corso, seit 1710 auf der Piazza del Popolo selbst statt. Während jetzt die Karrossen vor dem Beginn des Rennens sich entfernen müssen, hielten sie früher in langer Reihe auf beiden Seiten der Straße, und das Rennen fand in dem Mittelraume statt. Mit großer Strenge wurde darüber gewacht, daß den Rennpferden nicht in böser Absicht ein Schaden zugefügt wurde. 1737 erhielt ein Pferd des Herzogs von Carpineto eine Verwundung. Der Thäter wurde entdeckt und zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt, auch zum Schimpf auf einem Esel den Corso entlang geführt. —

Um die Mittheilung einiger interessanter Einzelheiten, die zum großen Theil einem unedirten Tagebuche des Franciscus Valerius entstammen, mit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zu beginnen, so war der Karneval des Jahres 1701 ausgezeichnet durch die Theilnahme der Königin Casimira von Polen, welche sich auf dem Altan des Palazzo Chigi zwischen ihrem Vater, dem Kardinal Archieu und dem Kardinal Delfini, und die der kaiserlichen und der venetianischen Gesandtin, die sich auf dem Balkon des Palastes Manfroni sehen ließen. Zahlreiche Masken belebten den Corso; dagegen werden von größeren Aufzügen nur ein Wagen in Schiffsform mit Matrosen, dargestellt durch Kavaliere von Bologna, und ein Mohr zu Pferde nebst „zwei Judenwagen", ein Spott gegen die römischen Israeliten, erwähnt. — Von einem Ballfest bei der neapolitanischen Gesandtin hielten die römischen Damen sich fern, weil sie fürchteten, wie bei einem früheren Feste, den Prinzen Constantin von Polen in Gesellschaft „einer gewissen Freundin" dort zu treffen. — 1702 fiel der Karneval wegen des Antrittsjubiläums Clemens XI. ganz aus, und zwar ward das Verbot der Faschingslustbarkeiten so streng befolgt, daß „auch nicht Einer aus dem Volke, wie es Sitte ist, singend oder gar musizirend umherging und auf Piazza Navona die Schenkbuden weder Marionettenspiele noch Musik veranstalteten, noch auch die Possenreißer auftraten, wie sonst allzeit geschieht."

In den nächsten Jahren hatte die ewige Stadt von Ueberschwemmungen, Erdbeben und anderen Unglücksfällen so schwer zu leiden, daß die Lustbarkeiten sich von selbst verboten. Mit dem Jahre 1709 aber beginnt eine Reihe von immer glänzenderen Karnevalsjahren. Die hohe Aristokratie nimmt Theil, und es müssen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, zahlreiche „Carabinieri, Dragoner und Küraſſiere auf der Piazza del Popolo u. s. w. aufgestellt, auch

Digitized by Google

Masken verhaftet werden." — Einen häßlichen Makel hat der „christliche" Karneval dieser Zeit in den barbarischen Verhöhnungen der Juden, die in dem genannten Jahre so arg wurden, daß endlich ein Verbot dagegen ergehen mußte. Franciscus Valerius schreibt darüber in seinem Diario: „Sonntag, 9. Februar 1709. Unter den zahlreichen Wagen, die man in verschiedenen Stadtvierteln für diesen Karneval ausgerüstet hatte, war einer, „die Cassaccia" genannt, auf dem die Fischhändler in lächerlicher Weise alle Ceremonien dargestellt hatten, welche die Juden beim Begräbniß ihrer Todten anzuwenden pflegen. Da diese sich an den Kardinalvikar und auch an das heilige Offizio gewendet, so war jenen bei harter Strafe die Ausführung untersagt worden. Weil aber der Prinz Alexander, Sohn der Königin von Polen (Casimira), den Wunsch hatte, es zu sehen, so erhielt er die Erlaubniß, an demselben Abend die Vorstellung im Garten des von Ihrer Majestät bewohnten Palastes auf Trinità dè Monti veranstalten zu lassen, wozu eine große Menge von Personen sich einfand." — Auch später hatten die Juden, die in früherer Zeit selbst um das Pallium wettlaufen mußten, noch oft unter ähnlichen Verhöhnungen zu leiden. Im Jahre 1711 schon durften die Fischhändler, die sich immer hervorgethan zu haben scheinen, eine neue Maskerade veranstalten „von hundert Juden auf Eseln nebst einem Rabbi, der rücklings zu Pferde saß, den Schwanz in der einen, das Gesetzbuch in der andern Hand." — Das heilige Offizio hatte nichts dagegen!

1710 war der Zudrang von Fremden außerordentlich groß und die Maskeraden der vornehmen Welt fanden großen Beifall. Valerius schreibt darüber u. a.: „Montag, 2. Februar 1710. Wegen des Regens ward die schöne Maskerade, betitelt „der Triumph der Schönheit", welche um einundzwanzig Uhr auftreten sollte, erst um zweiundzwanzig und ein halb auf den Corso geführt. Voran zogen sechs Trompeter zu Pferde und sechs Oboisten. Hinter ihnen folgten die Theilnehmer auf höchst edeln Rossen mit werthvollen juwelenbeladenen Gewändern, und zwar der Connetable Colonna, der Bruder des Fürsten von Carbognano, Colonna, der Graf Bolognetti, die Marquis Bongiovanni, ein Neffe des Botschafters von Portugal, Angelo Granelli aus Genua und Don Antonio Colonna, umgeben von Lakaien mit Adelsdevisen. Ihnen folgte ein Triumphwagen, ganz und gar bemalt und vergoldet, von vier weißen Pferden gezogen. Auf ihm standen Flöten- und Oboenbläser u. a., und ganz oben saß die Herzogin von Segni-Cesarini als „die Schönheit", neben ihr „die Tapferkeit", dargestellt durch den Prinzen Alexander Sobieski von Polen. Dahinter kamen als Schluß des Zuges einige Figuren, welche die Fehler darstellten."

Diese Aufzüge fanden Anklang und Nachfolge. 1711 haben wir „Masken mit juwelenbesäten Kleidern und mit Hüten, an welchen Edelsteinagraffen.

Digitized by Google

Der Fürst Pamfili erscheint zu Pferde mit Husaren zu Fuß; der Sohn des Marquis von Prie mit einem Kapuzengewande in einem Kabriolet, das einen Triumphwagen vorstellt; die Maskerade des Prie wiederum maskirt von Bernardino Albani; der Fürst Ruspoli zu Pferde in türkischem Kostüm mit Gefolge" u. s. w. — Am Abend wurden in Privathäusern, Seminarien und Klöstern Komödien aufgeführt. — 1719 war alltäglich ein Aufzug des Triumphwagens vom Hause Colonna mit wechselnden Masken; 1721 „Maskerade deutscher Ritter, welche die Germania in ihrem Herkules triumphirend darstellte."

Spott und Satire suchten unter dem Maskenschutze sich auszubreiten, wurden aber ziemlich streng überwacht. Welche Besorgniß die geistlichen Würdenträger vor Allem, was ihr Privatleben dem Spotte aussetzen konnte, besaßen, zeigt eine Exekution, mit welcher der Karneval 1720 eröffnet wurde. Der Abate Gaetano Volpini aus Piperno hatte in Briefen an den Grafen Sizzendorf in Wien sich einige Bemerkungen über das stadtkundige Verhältniß des heiligen Vaters (Clemens XI.) zu Clementine Sobieska erlaubt. Es wurde ihm deshalb der Prozeß gemacht, das Todesurtheil wegen Verleumdung des heiligen Vaters ausgesprochen und dasselbe wirklich auf dem Campo Vaccino in Gegenwart einer ungeheuren Menschenmenge, aus der aber auch Stimmen des Mißfallens gehört wurden, vollzogen. Cecconi berichtet das Ereigniß mit den Worten: „Am ersten Samstag des Karneval wurde auf dem Campo Vaccino der Gaetano Volpini von Piperno geköpft, überführt des Verbrechens verleumderischer und aufrührerischer (!) Korrespondenz." — Ueber die Exekution finden wir noch folgende interessante Nachricht: „Der Abate Volpini ward auf dem Gange zum Richtplatz der Sitte gemäß von der Brüderschaft von S. Giovanni dé Fiorentini begleitet, und der gute Jesuitenpater Galluzzi leistete ihm tröstenden Beistand. Während eine ungeheure Volksmenge das Ende des blutigen Schauspiels erwartete, vernahm der päpstliche Resident (der Canonicus Niccolo Verzoni), wie ein ihm unbekannter Abate zu einigen seiner Begleiter von dem auf das Grab des Hingerichteten zu setzenden Grabsteine sprach und folgende von ihm selbst verfaßte Grabschrift verlautbarte: „Don Cajetanus Vulpinius aus Piperno, Freund der Wahrheit, unter der clementinischen Tyrannenherrschaft hingerichtet, hat die Palme des Sieges erlangt. Beschluß des römischen Volkes und Senats." Solchen Frevel hörend, erhob sich der Resident, welcher merkte, daß hier die Luft nicht rein sei, und ging hinweg." — Die ungemein strenge Bulle, auf Grund deren muthmaßlich die Verurtheilung erfolgte, war die von Pius V. speziell gegen die „Nachrichtenschreiber und Verfasser satirischer Blätter" gerichtete.

Digitized by Google

Die geistlichen Behörden waren immer sehr aufmerksam und argwöhnisch gegenüber jedem Angriff auf ihre Dignität und verstanden darin selbst während des Karnevals keinen Spaß. Im Jahre 1726 erging das Verbot, geistliche Masken anzulegen und für den Domino rothe Stoffe zu verwenden, weil dies die Kardinalsfarbe war! —

1735 erschien u. A. ein Wagen der französischen Akademiker mit Masken im chinesischen Kostüm mit Sonnenschirmen und Fahnen, sowie „ein Wagen des Fürsten Rospiglioſi mit Dienern alla polacca." 1738 sah man den letzteren wieder in polnischer Tracht „nebst Masken mit Beilen und Säbeln". Auch „englische Seeleute mit einem Schiffsmodell" waren da. Die Maskirung als Matrose, die man auch heutzutage von beiden Geschlechtern besonders bevorzugt sieht, ist also sehr alt, jedenfalls wegen der Urform des bei den Umzügen verwendeten Maskenkarrens, des carrus navalis*), der dem Karneval den Namen gegeben hat.

Eine neue Ausdehnung gewannen die Karnevalsfestlichkeiten gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch großartige Privatfeste in den Palästen der Aristokratie. 1747 wurde im Hofe des Palazzo Barberini, altberühmt durch seine Tourniere und Carroussels, ein von dem Marquis von Cavalieri geleitetes Tournier veranstaltet. 1748 bildete den Glanzpunkt ein Aufzug der französischen Akademiker, „die Wallfahrt des Sultans nach Mekka" darstellend. Er machte solches Aufsehen, daß er gezeichnet, gestochen und zu Paris in einunddreißig Blättern publizirt wurde. — Unter den großen Aufzügen der nächsten Jahre seien erwähnt: ein „Triumphzug des Bacchus" 1755, die „Rückkehr der Diana von der Jagd" 1763, von der Herzogin von Gravina dargestellt, und ein „heidnisches Opfer" mit Priestern und Priesterinnen 1779.

Hauptschauplatz der öffentlichen Aufzüge und des Volkstreibens war immer und von jeher der Corso, die lange schmale Straße, welche in der Richtung der alten Via Flaminia vom Fuße des Capitols nordwärts läuft und auf der Piazzo del Popolo endet. Interessant ist es zu sehen, wie eine Beschreibung des Corsotreibens aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch fast Wort für Wort auf das heutige paßt. Der in geistlichen Angelegenheiten damals anwesende französische Präsident De Brosses schreibt darüber: „Ich sehe, daß wir den Aufenthalt hier bis zum Ende des Karnevals ausdehnen werden. Man muß alle diese närrischen römischen Ergötzungen sehen, die noch glanzvoller sind, als die von Venedig, mögen sie auch erst in den letzten acht Tagen in voller Glorie sein. Man sagt, daß in der Corsostraße sehr schöne Masken-

*) Die Etymologie des carne vale (Fleisch, lebewohl!) ist ohne Zweifel falsch.

Digitized by Google

aufzüge zu Pferde oder in großen Triumphwagen stattfinden, von denen herab man Konfekt und trockene eingemachte Früchte auf das Volk regnen läßt. Man verheißt uns auch, daß in derselben Straße Pferderennen stattfinden werden, schöner, als anderswo. Die Rennbahn ist ziemlich lang, von Piazza del Popolo bis zum S. Markuspalast. Die Pferde sind ganz frei und ungezäumt; der Stallknecht, welcher sie an der Barrière festhält, läßt sie los auf ein Zeichen, welches der Polizeihauptmann (jetzt der Bürgermeister) gibt. Sie jagen dahin zwischen zwei Reihen Volks, welches sie mit lautem Geschrei anfeuert. Die, welche in diesen Rennen erprobt sind, beeilen sich anfangs nicht. Sie laufen eine kurze Strecke ganz sachte, ohne sich zu ermüden, bis zu einer gewissen Entfernung vom Ziel; dann setzen sie sich in einen rasenden Galopp und schlagen mit Kopf und Hufen nach rechts und links,

„daß sie wie Wale rasend schnell sich wenden,"

um die andern Pferde zu verdrängen und sich Platz zu machen.

„Il ronzino or corre ora trotta,
Poi sotto il petto si caccia la testa,
Giuoca di schiena, e mena calci in frotta."

Der Preis für den Sieger ist in der Regel ein Brokat (das sogenannte Pallium), mit dem man ihn bedeckt und mit dem er stolz schnaubend durch die Straßen schreitet, um sich zu zeigen. — Basta. Man muß diese Karnevalsgeschichte noch sehen."

Indes der Karneval kommt nicht. Der Papst ist bedenklich krank, aber die Krisis schiebt sich hinaus, und De Brosses ist höchst unmuthig, weder das Schauspiel des Karnevals noch das des Leichenbegängnisses haben zu können. „Der Kardinalvikar", schreibt er, „hatte die Schauspiele aufhören und in allen Kirchen das heilige Sakrament ausstellen lassen, so daß die armen Fremden, die in Ermangelung der Oper nicht mehr wußten, où donner de la tête pour leur soirée, sich ganz in Verlegenheit befanden. Nach Verlauf einiger Tage, als die Sache weder vorwärts noch rückwärts ging, fingen die Handwerker, welche für die Theaterunternehmer arbeiteten, Geschrei an; denn die meisten erhielten als Lohn nur die Anweisung auf die Einnahmen aus gewissen Logen im oberen Rang. Der Gouverneur von Rom hat die Theater wieder eröffnen lassen wollen. Er hat dem Kardinalvikar seine Vorstellung gemacht und die Antwort erhalten, daß jenes nicht angehe, solange das heilige Sakrament ausgestellt sei. Der Gouverneur hat darauf replizirt, daß es besser sei, dasselbe wieder einzuschließen, als die Arbeiter Hungers sterben zu lassen. Doch hatte er lange mit diesem guten Kardinal Guadagni zu kämpfen, um ihm Raison beizubringen.

Digitized by Google

Und keine müheloſe Sache war's,
Daß doch dem Teufel endlich blieb die Oberhand.

Die Schauſpiele haben wieder begonnen, aber ſchon redet man von einer neuen Unterbrechung. Bei dieſer Wirthſchaft geht meine Geduld auf die Neige; der heilige Vater ſollte ſich wirklich nach der einen oder der andern Seite entſchließen. Glaubt er, daß ich Zeit zum Warten habe und dreißig Jahre hier bleiben will? Alle Morgen ſende ich um Nachrichten nach Monte Cavallo . . . . . — Endlich hat der treue Pernet, als er heute morgen in mein Zimmer trat, die Nachricht gebracht, daß es zu Ende iſt mit dem Statthalter Chriſti. Er iſt zwiſchen ſieben und acht Uhr geſtorben. Ich will mich auf der Stelle ankleiden und nach Monte Cavallo gehen. Schon höre ich die Glocke des Kapitols läuten und in unſerm Quartier die Trommel ſchlagen." —

Auch Caſanova, der berühmte und berüchtigte Abate und Abenteurer, der mehrmals den römiſchen Karneval gewählt hat, um ſeinen Liebhabereien nachzugehen, erzählt uns davon in ſeinen Memoiren. Vom Jahre 1761 berichtet er:

„Ich miethete für eine Woche im Karneval einen vierſitzigen Wagen, um täglich drei Stunden auf dem Corſo ſpazieren zu fahren. Dort ſchwärmen mit unbeſchreiblichem Lärm Scharen von Masken aller Art zu Fuß und zu Wagen. Die Confetti, die ſatiriſchen Gedichte, die Pasquinaden regnen von allen Seiten. Hier miſcht ſich die ganze vornehme und glänzende Welt von Rom mit der Volksmenge. Die Rennpferde, zwiſchen zwei Wagenreihen hinſtürmend, jagen blitzſchnell dem Ziele zu. Am Abend erdrückt ſich das Volk in der Oper, den Komödien, den Pantomimen und bei den Seiltänzern. In den Wirthshäuſern und Weinſtuben ſind alle Räume und Tiſche beſetzt; Alles ißt und trinkt, als wäre es das letzte Mal im Leben."

1771 traf Caſanova mit zwei hervorragenden Perſönlichkeiten, dem Kardinal Bernis und der Prinzeſſin Santa-Croce, beim römiſchen Karneval zuſammen. Er wohnte einem großen Gaſtmahle bei, über welches er erzählt: „ . . . . Man unterhielt ſich während des Eſſens vom Tanz. Er iſt die Leidenſchaft der römiſchen Mädchen, und meine Begleiterinnen waren ganz von ihr ergriffen; das verſteht ſich wohl. Der Papſt Rezzonico (Clemens XIII.) wollte das Vergnügen des Tanzes während ſeiner Regierung unterſagen. Er geſtattete Hazardſpiele ohne Unterſchied, verbot aber den Tanz. — Sein Nachfolger Ganganelli that gerade das Entgegengeſetzte, da er keinen Grund ſah, ſeine Unterthanen zu hindern, nach ihrem Gefallen zu tanzen. Ich verſprach meinen Feſtgenoſſinnen, ſie auf einen Ball zu führen, ſobald es gelungen ſein würde, eine Feſtlichkeit dieſer Art ausfindig zu machen, bei der

Digitized by Google

man nicht Gefahr laufe, erkannt zu werden." — Wie das Beispiel des leichtfertigen Abbés und Memoirenschreibers zeigt und zahlreiche andere Beispiele bestätigen, trug die Weltgeistlichkeit jener Zeit ihr redliches Theil zur Ausgelassenheit des Festtreibens bei. Der oben angeführte Präsident De Brosses, der in Privatbriefen meisterhafte Schilderungen des gleichzeitigen Lebens niedergelegt hat, führt uns auch die jungen Abbés vor, „die bei einem öffentlichen Schauspiel in Gegenwart von viertausend Menschen von berühmten Courtisanen sich mit dem Fächer auf die Nase schlagen lassen", sowie die Nonnen in den Klöstern, „welche ihre Schönheit ins rechte Licht setzen durch einen reizenden kleinen Haarputz, ein weit ausgeschnittenes Kleid, das Schultern und Hals nicht mehr noch minder als bei den Schauspielerinnen sehen läßt." —

Schon gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatten sowohl die glänzenden Privatfeste wie überhaupt die hervorragende Betheiligung der Aristokratie aufgehört und das Vergnügen, wie wir aus Goethes Beschreibung sehen, mehr den Charakter eines Volks- und Straßenfestes angenommen. Goethe, für dessen klaren Verstand und aristokratische Empfindung übrigens etwas Peinliches in diesen Tollheiten lag, nennt es „ein Fest, welches das Volk sich selbst gibt", in dem Jeder — und so ist es noch heute — von der gegebenen Erlaubniß, sich auf eigene Faust nach Gefallen zu belustigen, Gebrauch macht und niemand sich beklagt, wenn er unter den Licenzen ein wenig leidet. — Das Privileg, welches zu seiner Zeit die hohen Würdenträger, die fremden Gesandten, der Gouverneur und der Senat hatten, statt in der Reihe der übrigen Wagen in der Mitte des Corso ihre Auffahrt zu halten, hat aufgehört wie die übrigen Privilegien. Heute ist nur das der allgemeinen und unterschiedslosen Belustigungsfreiheit übrig; außerdem, wenn man dies so nennen will, das der zweispännigen Wagen, denen allein die Theilnahme an der Corsofahrt gestattet ist. Der Aufwand an Geist, Witz und ursprünglichem Volkshumor ist zu Goethes Zeit offenbar noch größer gewesen als er es jetzt ist; immerhin nimmt man dessen in Rom noch weit mehr wahr, als man in unserer blasirten Zeit erwarten sollte.

Was im Jahre 1444 die theologische Fakultät von Paris erklärte: „daß der Karneval der Christen in seinen Ausgelassenheiten die höchste Aehnlichkeit mit dem heidnischen habe", wird ihm heute niemand mehr zum Vorwurfe machen. Wohl aber kann man noch mit Goethe sagen; daß „in den Extravaganzen des römischen Karnevals das deutlichste Bild unserer Existenz" zu sehen ist.

Dr. R. Schoener.

Digitized by Google

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Der Schlußakt des lang ausgesponnenen Dramas der Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten hat seine Endschaft erreicht. Der Kandidat der republikanischen Partei, Rutherford B. Hayes, bisher Gouverneur des Staates Ohio, ist der Nachfolger von U. S. Grant; er tritt sein hohes, verantwortliches Amt unter Umständen an, die in politischer und nationalökonomischer Beziehung die größten Schwierigkeiten mit sich bringen.

Die Art und Weise, wie Hayes den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten bestieg, steht einzig in der Geschichte dieser Republik da. Nach den Bestimmungen der Bundesverfassung und den ergänzenden Gesetzen mußte der Präsident des Bundessenats am zweiten Mittwoch im Februar des Jahres, in welchem der neugewählte Präsident der Union sein Amt anzutreten hatte, in gemeinsamer Sitzung der beiden Kongreßhäuser die aus den verschiedenen Unionsstaaten an ihn eingesandten Certifikate und Abstimmungslisten der Präsidentenwahlmänner oder Elektoren eröffnen und zählen lassen und, nachdem dies geschehen, diejenige Person, welche die höchste Zahl der Stimmen für das Präsidentenamt erhalten, als erwählten Präsidenten proklamiren, wenn selbige Zahl eine Mehrheit der ganzen Anzahl der Elektoren ausmachte. Es war jedoch in diesem Jahre vorauszusehen, daß — bei dem geringen Unterschiede der Zahl der Wahlmännerstimmen (184 zu 185) und bei den mangelhaften Bestimmungen der Bundesverfassung in Bezug auf das Auszählen der Elektoralstimmen — während des offiziellen Zählungsaktes zwischen dem in seiner Mehrheit republikanisch gesinnten Senate und dem in seiner Mehrheit demokratisch gesinnten Repräsentantenhause die heftigsten, die ganze hochwichtige Handlung vielleicht störenden Scenen stattgefunden haben würden. In Erwägung dieses Umstandes faßte daher, nach längeren Diskussionen in der Presse und in der Nationalgesetzgebung, der Kongreß den Beschluß, ein gemeinsames Komité (Joint Committee) aus den Mitgliedern des Senats und des Repräsentantenhauses zu erwählen und damit zu betrauen, einen Plan ausfindig zu machen, wie die verwickelte Präsidentenstreitfrage in billiger, gerechter und möglichst unparteiischer Weise gelöst werden könnte. Von Seiten des Senats wurden in dieses aus vierzehn Mitgliedern bestehende Komité gewählt die Republikaner George F. Edmunds, Oliver P. Morton, Fr. J. Frelinghuysen und Roscoe Conkling und die Demokraten A. G. Thurman, T. F. Bayard und M. W. Ransom; das Repräsentantenhaus bestimmte dazu die vier Demokraten H. B. Payne, E. Hunton, A. S. Hewit und Wm. M. Springer, sowie die

Digitized by Google

drei Republikaner G. M. Mac Crary, G. F. Hoar und G. Willard. Mithin waren die beiden rivalisirenden Parteien in diesem gemeinsamen Komité gleich stark vertreten. Das Resultat der Berathungen des Komités war die sogenannte Kompromiß- oder Ausgleichungsbill, welche, mit Ausnahme von Olivier P. Morton, von sämmtlichen Komitémitgliedern unterzeichnet und in den letzten Tagen des Januar d. J. den beiden Kongreßhäusern zur Beschlußfassung vorgelegt wurde. Bei der Berathung derselben entbrannte ein äußerst erbitterter Redekampf. Die Gegner der Bill machten vornehmlich drei Punkte geltend: 1) Die angebliche Lückenhaftigkeit der Bundesverfassung in Bezug auf die Auszählung des Elektoralvotums habe niemals gehindert, daß die Elektoralstimmen den Bestimmungen der Konstitution gemäß von dem jedesmaligen Senatspräsidenten gezählt seien, und daß letzterer darnach das Resultat selbständig festgestellt habe; 2) es sei nicht in der Ordnung, daß die beiden Kongreßhäuser sich der in der fraglichen Angelegenheit ihnen gesetzlich zustehenden Gewalt so weit entäußerten, daß sie dieselbe einer Kommission übertrügen; 3) die Bill überweise den Richtern des Oberbundesgerichts etwas, was nicht in den Bereich der richterlichen Funktionen, welche die Konstitution dem Oberbundesgerichte zugetheilt habe, gehöre. Dagegen wiesen die Freunde des Ausgleichs mit Erfolg nach, daß der Senatspräsident sich vom Bestehen der Republik an niemals angemaßt habe, bei der Zählung der Elektoralstimmen einen zweifelhaften Fall eigenmächtig zu entscheiden, sondern daß dies stets von beiden Häusern des Kongresses in gemeinsamer Sitzung geschehen sei; daß in der Ueberweisung der Entscheidung zweifelhafter Fragen an eine speziell dazu gewählte Kommission in erster Instanz mit Vorbehalt der schließlichen Bestätigung durch die beiden Kongreßhäuser keine größere Entäußerung und Uebertragung von konstitutioneller Gewalt liege, als diejenige, welche von jeher in ähnlichen Fällen gebräuchlich gewesen sei; und endlich, daß das Heranziehen von Mitgliedern des Oberbundesgerichts zu Geschäften, welche nicht durch die Verfassung ausdrücklich als innerhalb ihrer regelmäßigen richterlichen Funktionen liegend bezeichnet seien, ebenfalls von den frühesten Zeiten der Unionsregierung an stattgefunden habe und mit dem Geiste der Bundesverfassung vollkommen im Einklang stehe. Außerdem betonten die Vertheidiger der Ausgleichungsbill, daß unter den obwaltenden kritischen Verhältnissen eine möglichst unparteiische Entscheidung der Präsidentschaftsfrage angestrebt werden müsse. Als es zur Abstimmung ging, stimmten im Senate von den Demokraten sechsundzwanzig für die Bill und nur einer dagegen, von den Republikanern waren einundzwanzig dafür und sechzehn dagegen. Auch im Repräsentantenhause, welches mit hunderteinundneunzig gegen sechsundachtzig Stimmen sich für den Ausgleich entschied, traten die Demokraten zahlreich für denselben ein.

Digitized by Google

Die Hauptbestimmungen der Kompromiß- oder Ausgleichungsbill waren nun aber folgende: Es sollte eine Kommission, bestehend aus fünf Senatoren, fünf Repräsentanten und fünf Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten als Schiedsgerichtshof gebildet werden. Diesem Tribunale sollten die streitigen Elektoralstimmen, über welche sich die beiden Kongreßhäuser in gemeinsamer Sitzung beim Auszählen des Elektoralvotums nicht sofort einigen könnten, zur nähern Prüfung und Entscheidung (decision) vorgelegt werden. Die Mitglieder der schiedsrichterlichen Kommission mußten schwören, daß sie alle ihnen vorgelegten Fragen unparteiisch prüfen und „ein gerechtes Urtheil (a true judgment) darüber in Gemäßheit der Verfassung und der Gesetze" abgeben wollten. Der Kommission sollte dieselbe Gewalt zugestanden werden, welche die beiden Kongreßhäuser, mochten sie getrennt oder zusammen tagen, besitzen; sie sollte ihre Entscheidungen nach Stimmenmehrheit treffen. Ihre Entscheidungen, die übrigens nur ad hoc, d. h. für die gerade vorliegende Präsidentenwahl Kraft hatten, sollten nicht ohne Weiteres die Kraft einer definitiven Entscheidung haben, sondern in letzter Instanz den beiden Häusern des Kongresses zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt werden; um dieselben zu verwerfen, sollte es aber eines übereinstimmenden Beschlusses (concurrent order) beider Häuser bedürfen. Im Falle, daß ein Kongreßhaus dafür und das andere dagegen stimmte, sollte die Entscheidung der Funfzehner-Kommission als endgiltige Entscheidung feststehen. Die sechste Sektion der Kompromißbill sicherte übrigens dem unterliegenden Präsidentschaftskandidaten den Rechtsweg, d. h. er konnte vor den Gerichten der Vereinigten Staaten, namentlich vor dem Oberbundesgerichte, sein vermeintliches Recht weiter verfolgen.

Die Funfzehner-Kommission war aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt: der Senat delegirte die Republikaner Edmunds, Morton und Frelinghuysen und die Demokraten Bayard und Thurman, das Repräsentantenhaus entsandte die Demokraten Payne, Hunton und Abbott und die Republikaner Hoar und Garfield; vom Oberbundesgericht traten bei die Richter: Clifford, Strong, Miller, Field und, nachdem Davis, der Freund Abraham Lincolns, abgelehnt, weil er zum Bundessenator für den Staat Illinois erwählt war und deshalb aus dem Oberbundesgericht ausscheiden mußte, Bradley.

Von entscheidender Wichtigkeit waren die Verhandlungen vor und in der Funfzehner-Kommission (den beiden Parteien war erlaubt worden, sich durch je zwei Mitglieder als Rechtsanwälte vertreten zu lassen) in Betreff der Feststellung der Grenzen der Rechte der einzelnen Unionsstaaten und der Union als solcher bei der Wahl der Präsidentenwähler oder der Elektoren. Die Kommission war hier in ihrer Mehrheit (mit acht gegen sieben Stimmen) der An-

Digitized by Google

sicht, daß die Autorität der Einzelstaaten mit dem Momente aufhört, wo die Präsidentenwähler nach eigener freier Wahl ihre Stimmen für den einen oder den anderen Präsidentschaftskandidaten abgegeben haben; erst nachdem dies geschehen, tritt, so meinte jene Mehrheit, die Präsidentenwahl in das Rechtsgebiet der Union, und der Kongreß bringt durch Zählung der Elektoralstimmen die Präsidentenwahl zu Ende. Da nun der Kongreß die ihm bei der Präsidentenwahl zustehende Gewalt der Funfzehner-Kommission durch das Ausgleichungsgesetz übertragen hatte, so prüfte die Kommission die Legalität der einzelnen Elektoralstimmen und traf darnach ihre Entscheidung; auf ein Zurückgreifen auf die Art und Weise der Elektoren selbst ging die Mehrheit der Kommission nicht ein, weil nach ihrer Ansicht dies in das Rechtsgebiet der Einzelstaaten gehörte. Auf Grund dieser Rechtsanschauung stimmten die Kommissionsmitglieder: Bradley, Edmunds, Frelinghuysen, Garfield, Hoar, Miller, Morton und Strong auch bei den am meisten bestrittenen Elektoralstimmen der Staaten Florida, Louisiana, Oregon und Vermont dafür, daß diese Stimmen in gesetzmäßiger Weise für Rutherford B. Hayes als Präsidenten und für William A. Wheeler als Vicepräsidenten abgegeben worden seien und diese beiden Kandidaten daher mit hundertfünfundachtzig gegen hundertvierundachtzig Stimmen in der Präsidentenwahl über ihre beiden demokratischen Gegner den Sieg davon getragen hätten. Wohl protestirte die Mehrheit des Repräsentantenhauses gegen diese Entscheidung, wohl versuchten einige extremgesinnte Demokraten, den Schiedsrichterspruch und die betreffenden Verhandlungen durch parlamentarische Kunstgriffe bis nach dem 4. März, dem Tage der Endschaft des Präsidenten Grant, hinzuziehen und so noch eine Chance für Tilden und Hendricks zu gewinnen; aber es war vergebens, in der am 2. März d. J. stattgehabten gemeinschaftlichen Sitzung des Senats und des Repräsentantenhauses wurden, im Einklang mit der Entscheidung der Majorität der Funfzehner-Kommission, Hayes und Wheeler als mit hundertfünfundachtzig Stimmen zum Präsidenten, resp. Vicepräsidenten, der Union erwählt proklamirt. Die Verkündigung dieses Beschlusses erfolgte, obschon demselben die lebhaftesten Debatten vorangingen, ohne irgend welche Störung. Ob aber Tilden und Hendricks von dem ihnen durch die sechste Sektion des Kompromißgesetzes freistehenden Rechtsmittel Gebrauch machen werden, muß abgewartet werden; die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß in diesem Falle das Oberbundesgericht zu Gunsten von Hayes und Wheeler entscheiden wird.

Die Mehrzahl der Bürger der Vereinigten Staaten sehnt sich jedenfalls nach Beendigung der Präsidentschaftswirren, die den Interessen des Handels und des Verkehrs äußerst schädlich waren. „Die Union braucht", wie Präsident Grant in einer seiner letzten Kongreßbotschaften mit Recht sagte, „Frieden,

Digitized by Google

Ruhe und Harmonie unter allen Parteien und in allen Theilen.“ Möge es Hayes vergönnt sein, die in dieser Hinsicht selbst im Süden der Vereinigten Staaten vielfach auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht zu täuschen!*)

Rud. Doehn.

Vom Reichstage.

Berlin, 11. März.

Endlich hat der Reichstag seine Arbeit beginnen können. Daß der Reichshaushaltsetat für das Jahr 1877/78 mit den bisherigen Mitteln nicht zu bestreiten sein werde, war längst bekannt. Seit Kurzem kannte man auch die Summe, auf welche das sogenannte Defizit sich belaufen würde, nämlich rund vierundzwanzig Millionen. Nur das blieb bis zum Erscheinen des Etatsgesetzentwurfs im Unklaren, welchen Weg der Bundesrath schließlich zur Deckung vorschlagen werde, ob eine Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reichs oder eine Erhöhung der Matrikularbeiträge. Nicht gering war das Erstaunen, als man diese Kardinalfrage im Etat zwar durch die Beschreitung des letzteren Weges entschieden sah, dem betreffenden Kapitel jedoch die Bemerkung hinzugefügt fand: „Der volle zur Deckung der Ausgaben erforderliche Betrag an Matrikularbeiträgen ist hier nur vorläufig in Ansatz gebracht, indem vorbehalten wird, eine Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reichs zum Zweck der Herabminderung der Matrikularbeiträge in Erwägung zu ziehen“ Das Problem, die Matrikularbeiträge ganz oder theilweise durch eigene Einnahmen des Reichs zu ersetzen, ist so alt wie der Norddeutsche Bund. Der von Seiten der Regierung wiederholt gemachte Versuch, neue Steuern einzuführen, ist — mit der einzigen Ausnahme der Wechselstempelsteuer — gescheitert. Ganz bestimmt hat sich in der letzten Legislaturperiode die Situation dahin abgeklärt, daß an eine Annahme neuer Steuerprojekte im Reichstage nicht zu denken ist, wenn dieselben sich nicht als Bestandtheile eines umfassenden Reformplanes darstellen, welcher das Steuerwesen des Reichs und der Einzelstaaten in ein rationelles

*) Seine Antrittsbotschaft ist nach den neuesten Nachrichten auch im Süden beifällig aufgenommen worden. Das neue Kabinet ist mit Männern besetzt worden, die bisher in sehr entschiedener Weise die unter Grant eingerissene Mißwirthschaft der Ausbeutung der höchsten Aemter der Union zu Privatzwecken bekämpften. Vor Allem ist der Führer der „ehrlichen Politiker“, Karl Schurz, — freilich nicht zur Freude der republikanischen Staatsschmarotzer — zum Minister des Innern ernannt worden. D. Red.

Digitized by Google

Verhältniß zu einander setzt. Ueber die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen die Ausarbeitung eines solchen Planes verknüpft ist, herrscht nur eine Ansicht. Und nun behält sich die Reichsregierung vor, in Bezug auf einen Etat, der dem Reichstage am 4 März übersandt wird und am 1. April in Kraft treten soll, eine Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reichs „in Erwägung zu ziehen"! Das konnte nach Lage der Sache doch nur dahin verstanden werden: „Wir (d. h. die verbündeten Regierungen) haben den erforderlichen Reformplan all die Jahre her noch nicht zu Stande gebracht, wir wollen aber sehen, ob das Werk nicht in den nächsten drei Wochen gelingt." Der Eindruck, welchen diese kaum begreifliche „Erläuterung" auf die Reichsboten gemacht, ist schwer zu beschreiben. Und der Präsident des Reichskanzleramts übertrumpfte ihn noch, indem er erklärte, daß der Bundesrath von der „Stimmung" des Reichstags abhängig machen werde, ob er zum Zweck der Deckung jener vierundzwanzig Millionen mit neuen Steuervorschlägen hervortreten solle oder nicht.

Traurig zu sagen: ein kläglicheres Geständniß der eignen Rathlosigkeit hat kaum jemals eine Regierung vor einer Volksvertretung abgelegt. Mit vollem Recht kennzeichnete der Abgeordnete Lasker den ganzen Ernst dieser bedauerlichen Erscheinung. Wo liegt der Grund, daß es nicht vorwärts gehen will? daß es bis zu diesem Aeußersten kommen mußte? Nur eine Meinung ist darüber, daß der Fehler in der Organisation der Reichsverwaltung, in dem Mangel verantwortlicher Reichsministerien, besonders eines verantwortlichen Reichsfinanzministers, zu suchen ist. An wen soll heute der Reichstag sich halten, um die Initiative in der Steuerreform zu fordern? Er kennt nur einen verantwortlichen Beamten, den Reichskanzler, und dieser hat erst vor nicht langer Zeit den Reichstag mit der Erklärung überrascht, daß er nur für die Exekutive, nicht auch für die Gesetzgebung verantwortlich sei. So stehen wir vor dem Vacuum. In Preußen ist es die ganz bestimmte Person des Finanzministers, von welcher die Volksvertretung die gesetzgeberische Initiative in Steuerangelegenheiten erwartet, gegen welche sie ihren Tadel richtet, wenn diese Initiative unterbleibt, gegen welche ihr zahlreiche Mittel zu Gebote stehen, um sie zu dem gewünschten Vorgehen zu drängen. Im Reich steht an der Stelle dieser bestimmten Person der unfaßbare Begriff der „verbündeten Regierungen". Von diesem Konglomerat der widerstrebendsten Elemente eine schöpferische Initiative erwarten, wäre thöricht. Also ist der sonnenklare Schluß: man ändere die Organisation der Reichsverwaltung, man schaffe selbständige, verantwortliche Ressorts, wenn anders man nicht die Entwickelung des Reichs der bedenklichsten Stagnation, die Gesetzgebung der unseligsten Verfahrenheit verfallen lassen will.

Digitized by Google

Die Abneigung des Fürsten Bismarck gegen selbständige Reichsministerien ist bekannt. Neu war die Art, wie er diesmal die Undurchführbarkeit des Vorschlags zu beweisen suchte. Sonst war es der Kampf der Ressorts im preußischen Staatsministerium untereinander, die Machtlosigkeit des preußischen Ministerpräsidenten, was als abschreckendes Beispiel dienen mußte; jetzt wurde die unbezwingbare Opposition der Partikularregierungen, bezw. der einzelnen Ministerien dieser Regierungen als Hauptargument ins Feld geführt. Statt die Mängel des heutigen Zustandes zu beseitigen, werde man den Partikularismus nur reizen und stärken. Beweis: das Schicksal des Reichseisenbahnamts. Nach der Darstellung des Reichskanzlers ist die heutige Zeit durchaus nicht geeignet zu irgendwie centralistischer Organisation, die Reichsidee hat Ebbe, der Partikularismus Flut. Das darf aber nicht tragisch genommen werden; es wird schon wieder umgekehrt kommen. Das ist der natürliche Lauf der Dinge. Im Uebrigen: „Lassen wir unsern Kindern auch noch etwas zu thun, es könnte ihnen sonst langweilig werden."

So der Reichskanzler. Die Wirkung gewisser Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die sattsam bekannt, und vielleicht noch anderer, die hinter den Coulissen vorgegangen sind, war in seinen Ausführungen unverkennbar. Haben aber wirklich dermalen die centrifugalen Bestrebungen die Oberhand, dann kann es nur einen unheimlichen Eindruck machen, den obersten Leiter, ja den Schöpfer des Reichs über diese hochbedenkliche Situation im Tone halb scherzender Plauderei reden zu hören.*) Das junge Reich ist noch bei weitem nicht genug gefestigt, um eine ernstliche partikularistisch-reaktionäre Strömung ohne Gefahr ertragen zu können. Ist es wirklich Fürst Bismarcks Meinung, daß man einer solchen Strömung gegenüber die Hände in den Schoß legen, geduldig abwarten müsse? — Der Reichskanzler hat ein wenig sehr die Sphinx gespielt. Schwerlich wird Jemand aus seinen Aeußerungen ganz entnehmen wollen, wie er über Deutschlands Gegenwart und Zukunft denkt. So viel aber bleibt bestehen: die aufsteigende Flut des Partikularismus ist konstatirt. Damit ist allen Nationalgesinnten ihre Pflicht gewiesen.

Um auf den Ausgangspunkt, die Frage der Steuerreform, zurückzukommen, so hat der Reichskanzler sein Möglichstes gethan, das Mißgeschick des Herrn Hofmann wieder gut zu machen und der erwähnten Etatsbemerkung eine möglichst harmlose Deutung zu geben. Darnach ist dies der Sachverhalt: Die Reichsregierung, weit entfernt, sich zur Initiative in der Steuerreform für impotent zu erklären, hat vielmehr bereits einen festen Plan für dieselbe und hofft, ihn dem Reichstage in der nächsten Session vorlegen zu können. In-

*) Sollte darin nicht vielmehr eine gewisse Beruhigung liegen? Wenn die partikularistische Flut gefährlich wäre, würde der Reichskanzler kaum scherzen. D. Red.

Digitized by Google

zwischen würde sie nicht abgeneigt sein, wenn etwa vom Reichstage der Wunsch nach einer provisorischen Steuer zum Zweck der Herabminderung der Matrikularbeiträge ausgesprochen werden sollte, auf eine solche einzugehen. Der Reichskanzler „persönlich" ist aber der Meinung, daß eine derartige Vorwegnahme einer einzelnen Steuer vor der Gesammtreform nicht wohlgethan sein würde — eine Meinung, die mit derjenigen des Reichstages vollkommen übereinstimmt. Auffallend bleibt hier zweierlei, einmal, daß Herr Hofmann des bereits in so naher Aussicht stehenden umfassenden Reformplanes gar keine Erwähnung that; sodann, daß trotz der Ueberzeugung des einzigen verantwortlichen Reichsbeamten von der Unzweckmäßigkeit, in den gegenwärtigen Etat eine neue Steuer aufzunehmen, die Regierung sich in dem Etat die Aufnahme neuer Steuern ausdrücklich vorbehält. Die Nothwendigkeit einer anderen Einrichtung der Verwaltung des Reichsfinanzwesens wird durch diese Widersprüche zum mindesten nicht widerlegt.

Angesichts der großen Organisations- und Reformfragen trat der eigentliche Gegenstand der Debatte, der Etat für das Finanzjahr 1877/78, ganz in den Hintergrund. Die Kernfrage, die Deckung der vierundzwanzig Millionen, wird ihre Lösung dahin finden, daß etwa die Hälfte durch Uebernahme der Pensionen aus den Kriegen vor 1870 auf den Reichsinvalidenfonds, durch Einstellung der ferneren Zinsen des Reichsgebäudefonds in den Etat, durch Uebertragung einer Anzahl von Kasernenbauten aus dem Etat auf die große Kasernirungsanleihe und durch kleinere Ersparnisse, die andere Hälfte durch entsprechende Erhöhung der Matrikularbeiträge gedeckt werden wird. Da den Matrikularbeiträgen die ganze Ungerechtigkeit einer Kopfsteuer anhaftet und die Kleinstaaten in unverhältnißmäßigem Grade durch sie belastet werden, so ist dies Ergebniß immerhin zu beklagen. Zu einigem Trost kann indeß dienen, daß die Matrikularbeiträge auch nach dieser Erhöhung noch wesentlich hinter dem Betrage, den sie bis zum Jahre 1872 hatten, zurückbleiben werden. Außerdem ist jetzt über allen Zweifel klargestellt, daß von allen Seiten die baldige Durchführung einer Steuerreform angestrebt wird, durch welche die Matrikularbeiträge erheblich herabgemindert, womöglich ganz beseitigt werden. Die Stimmen, welche die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Einrichtung dieser Beiträge im Interesse der Machtstellung des Reichstags — weil derselbe in Bezug auf sie in Wirklichkeit ein jährliches Steuerbewilligungsrecht übt — geboten erklärten, sind größtentheils verstummt. Ueberwiegend geht die Ansicht dahin, daß um dieses Grundes willen unmöglich eine allgemein für verwerflich geltende Steuer beibehalten werden dürfe. Auch ist nicht anzunehmen, daß sich im Zusammenhange mit der großen Steuerreform nicht eine Einrich-

Digitized by Google

tung treffen lassen sollte, durch welche der Reichstag für das Aufgegebene vollauf entschädigt würde.

In Summa: der Etat bringt uns deutlich zum Bewußtsein, daß die Aera der fetten Jahre vorüber ist; doch bietet er keine Ursache, der Zukunft mit Pessimismus entgegenzusehen. Bedenklicher ist, was im Zusammenhange mit diesem Etat zur Sprache gekommen. Aber es soll uns ein Sporn, nicht eine Lähmung sein. χ. ρ.

Literatur.

Die sogenannte Deutsche Reichsbank eine privilegirte Aktiengesellschaft von und für Juden. Nebst Betrachtungen über Laskerhafte und Bambergerliche Politik. Von Dr. Hilarius Bankberger. Zweite Auflage, Berlin, 1877. Verlag von M. A. Niendorf.

Die Fremdlinge in unserm Heim. Ein Mahnwort an das deutsche Volk von einem berliner Bürger. Berlin, 1877, Verlag von M. A. Niendorf.

Die beiden Broschüren enthalten die stärksten Angriffe auf die Juden, die uns seit langer Zeit vorgekommen sind. Mit salbungsvollem Pathos und einem starken Aufwand von Sentimentalität, mit den ärgsten Uebertreibungen und in der ersten Schrift mit offenbarer Entstellung des wahren Sachverhältnisses wird der Welt verkündigt, daß die Deutschen auf dem besten Wege sind, von den Juden nicht nur ausgesogen, sondern auch unterworfen und regiert zu werden. Wir fühlen uns nicht berufen, diese und andere Abgeschmacktheiten, bei denen zuweilen der Parteihaß der Agrarier gegen die Nationalliberalen und die Absicht, zu Gunsten jener auf die Wahlen zu wirken, nur zu deutlich hervortritt, zu widerlegen, da die krassen Schlüsse, welche die Pamphlete aus gewissen Thatsachen ziehen, sich vor dem Verständigen von selbst richten. Dagegen wollen wir auch nicht verschweigen, daß dieselben einige Grundgedanken enthalten, die in der Weise, wie Robert v. Mohl sie ausdrückt, nicht wohl für unrichtig erklärt werden können, und daß gewisse statistische Angaben, welche die erstgenannte Broschüre bringt, uns in der That zu denken geben.

v. Mohl sagt in seiner „Politik", Bd. 2, S. 673: „Es ist nicht richtig, daß die Juden, mit einziger Ausnahme der Religion, der übrigen Bevölkerung völlig gleichartig sind. Der eine Punkt, in welchem die Voraussetzung als

Digitized by Google

wesentlich unrichtig bezeichnet werden muß, ist der, daß man die doppelte Nationalität derselben übersehen hat. Der Jude ist nicht Deutscher allein, sondern er ist auch Jude, ja er ist dies sogar vor allem und ehe er Deutscher ist und sich als solcher fühlt. Die Juden halten an ihrer Stammeseigenthümlichkeit mit unerschütterlicher Festigkeit, sind von ihr ganz durchdrungen und bleiben nach Jahrhunderten vollkommen getrennt und verschiedenartig. Sie bilden nirgends eine geschlossene, auf einem bestimmten Territorium zusammenbleibende Gesammtheit, sondern sind in einzelnen Familien verstreut über das Land. Und doch verbleiben sie in ihrer Eigenart, sind ihren in andern Ländern in gleicher Weise lebenden Stammverwandten gleichartiger und zugethaner als ihren zufälligen thatsächlichen Landsleuten." — „Der zweite Punkt, in welchem jene Voraussetzung sich als unrichtig erweist, ist die entschiedene Scheu der Juden gerade vor denjenigen Arbeiten, auf welchen die Gesellschaft vorzugsweise beruht, nämlich vor Ackerbau und jedem eine starke Körperkraft erfordernden Handwerke. Auch da, wo sie seit Jahrzehnten Grund und Boden erwerben und jedes Gewerbe betreiben dürfen, gehört es zu den seltensten Ausnahmen, daß ein Jude das Feld selbst bebaut oder das Handwerk eines Schmiedes, Zimmermeisters, Maurers u. dergl. betreibt, man findet sie nicht unter den Eisenarbeitern, den Matrosen, den Bergleuten. Zur Noth ergreifen sie die feineren Gewerbe, der größte Theil aber geht dem Handel in seinen verschiedenen Zweigen und Dienstleistungen nach, ein anderer Theil widmet sich den Wissenschaften oder Künsten oder treibt das gewerbsmäßige Literatenthum." „Man soll nicht behaupten, daß dies ein gesunder, den wahren Interessen der Gesellschaft zuträglicher Zustand sei, man soll nicht übersehen, daß hier eine eigenthümliche und fremdartige Natur des Stammes hervortritt."

Man nimmt nun an, daß bei voller Gleichberechtigung der Juden mit den Deutschen jene ihrer einseitigen Lebensrichtung entsagen und sich mehr der Landwirtschaft und dem Handwerk zuwenden würden. Aber man vergleiche damit folgende Thatsache. Das Judenemancipations-Gesetz in Preußen erging im Sommer 1847, und was es in Betreff der Stellung der Juden zu den verschiedenen Thätigkeitsbranchen bewirkt hat, mag folgende Tabelle zeigen. Von der jüdischen Bevölkerung Preußens waren selbstthätig:

	1849:	1861:
1) Als Aerzte oder Lehrer in schönen Künsten .	1610	2086
2) Im Handel:		
Als Bankiers, Wechsler u. s. w. . . .	314	550
Großhändler ohne Läden	1002	2785
Kaufleute mit Läden	6528	9736
Lieferanten, Kommissionäre, Pfandleiher .	1444	2035
Viktualienhändler, Höker	2887	3003

Digitized by Google

Trödler	1054	1209
Mit stehendem Kramhandel	5233	4814
Umherziehende Händler	3664	4699
Als Gehülfen bei Bankiers, Großhändlern, Kaufleuten mit Läden, Lieferanten, Kommissionären, Pfandleihern und den andern obengenannten Handelsgeschäften	5582	9852
Als Pferdehändler	805	938
3) Industrie und Landwirtschaft:		
Mechaniker, Künstler und Handwerker	8615	8279
Gehülfen derselben	3439	3166
Landwirthe, Gärtner	582	643
Pächter einzelner Nutzungen	35	26
Inhaber ländlicher Brau- und Brennereien	323	302
4) Anderweite Verhältnisse:		
In niederen Kommunaldiensten	536	949
Als Tagelöhner	2588	2106
Als Gesinde	6000	4814
5) Ohne wirthschaftliche Thätigkeit:		
Als Rentiers	1677	2992
Als Unterstützte und Bettler	5763	4922

Diese Liste konstatirt die stärkste Zunahme da, wo die geringste körperliche Anstrengung und der größte Gewinn ist, nämlich im Bankgeschäft und im Großhandel. In denjenigen Thätigkeiten, die körperliche Arbeit bei geringem Gewinnst erfordern, finden wir durchweg Abnahme der Selbstthätigen. Wenn die „Landwirthe" sich etwas vermehrten, so bedeutet das wohl nur, daß eine Anzahl von Bankiers und Großhändlern sich Grundbesitz als eine Art Luxus erwarben. Die Eigenthümer sind hier höchst selten die Bewirthschafter. Im preußischen Staate gab es 1861 642 Bankiers, und davon waren, wie wir sahen, 550 Juden. 1855 existirten in Berlin 519 Großhandlungen und in Breslau 242, davon waren dort 444, hier 212 im Besitze von Juden. Im Centralausschuß der Reichsbank sind unter 15 Mitgliedern 11 Juden. Während im Jahre 1867 von der Gesammtbevölkerung einschließlich der Juden 1,80 Prozent in die höchste Einkommensteuerkasse fielen, gehörten dieser Klasse bereits im Jahre 1871 von den Juden rund 6 Prozent allein an Bankiers und Großkaufleuten an.

Friedrichs des Großen Lehren vom Kriege und deren Bedeutung für den heutigen Truppenführer. Aus den militärischen Schriften des Königs dargelegt von A. v. Taysen, Major im großen Generalstab. Berlin, 1877, Verlag von Mittler u. Sohn.

Der Verfasser beantwortet hier die Frage, ob die militärischen Schriften des großen Königs nur noch Bedeutung für die geschichtliche Forschung haben, oder ob in ihnen auch jetzt noch vom Wechsel der Zeiten unberührbare Wahrheit

Digitized by Google

enthalten sei, geeignet, auch uns für die Aufgaben unsrer jetzigen Kriege befähigter zu machen? Er stellt zu dem Zwecke zunächst eine kritische Untersuchung über Entstehung, Folge und Inhalt dieser theils in Prosa, theils in der Form des Lehrgedichts abgefaßten Schriften an. Dann betrachtet die Schrift mit Hinzunahme einer Anzahl militärischer Erlasse des Königs, die allerlei werthvolle Anweisungen enthalten, den taktischen und strategischen Inhalt jener Lehrschriften näher, und das Resultat ist: ein Theil des militärischen Nachlasses Friedrichs ist veraltet, Vieles dagegen besteht noch heute zu Recht. Das letztere liegt hier in neuer Gruppirung und in seinem Zusammenhang mit der Gegenwart nachgewiesen vor, und wir meinen mit unsrer Schrift, daß dasselbe einen vollen Einblick in eine Anschauung vom Kriege gewährt, wie sie schwerlich irgendwo naturgemäßer und genialer zu finden sein wird. Wir führen einige von diesen Grundsätzen an. „Statt den Kampf hinzunehmen, zwinge man ihn dem Gegner auf. Ein weiser General schlägt, wenn es Zeit ist, aber nie gegen seinen Willen", u. s. w., immer das große Grundgesetz der Initiative: „Attaquez donc toujours", dem wir auch im letzten Kriege selbst da folgten, wo anfänglich die Defensive geboten war. Wie für die Schlacht, so hält der König auch für die Operationen den Angriff für das Natürlichste und Vortheilhafteste. So sagt er in den Pensées: „Ich glaube, daß ein vernünftiger Mann, so lange er leidenschaftslos bleibt, niemals einen Krieg anfangen wird, in welchem er gezwungen ist, defensiv zu verfahren" — ein Ausspruch, dessen Wahrheit durch den letzten Krieg wieder auf das Schlagendste bestätigt worden ist. „Der erste Grundsatz für einen Offensivkrieg ist, große Projekte zu entwerfen, damit man, wenn sie gelingen, auch große Erfolge erzielt. Entamez l'ennemi dans le vif, und begnügt auch nicht, den Feind an seinen Grenzen zu bekämpfen. Man führt nur Krieg, um den Feind so rasch als möglich zu zwingen, einen vortheilhaften Frieden zu unterzeichnen." In dem Entwurfe zu einer Offensive nach Frankreich hinein heißt es unter Anderm: „Ihr entgegnet mir vielleicht, daß ich zu viel feste Plätze in meinem Rücken lasse", und dann wird darauf hingewiesen, daß ein energisches Vorgehen mit überlegner Macht es überflüssig erscheinen lasse, erhebliche Kräfte zur Deckung des Rückens stehen zu lassen. So zeigt sich auch in diesem Punkte der König durchaus auf der Höhe moderner Anschauungen, und es ist ein großer Irrthum, anzunehmen, daß es erst Napoleon vorbehalten gewesen sei, die gewaltsame und rücksichtslose Natur des Krieges klar zu erkennen, während er diese Erkenntniß, nachdem sie abhanden gekommen war, doch nur von neuem in ihr Recht einsetzte. „Seid langsam und zögernd im Erwägen, aber wenn es zu handeln gilt, seid rasch und kühn." Auf die Entschlossenheit nach beendigter Ueberlegung gibt der König ganz besonders viel, und so verlangt er sie mit der größten Entschiedenheit von seinen

Digitized by Google

Generalen. In der Instruktion für die Generalmajors von der Infanterie, in welcher die klassische Erklärung des Wortes General gegeben wird, (daß es einen Offizier bedeute, „der in das Große vom Kriege entriret") sagt der König an einer andern Stelle: „In Summa, darum heißen sie Generale, damit, wenn sie eine Sache gut überlegt haben, sie solche auf ihre Hörner nehmen." So vermied er denn auch jederzeit aufs sorgfältigste, die selbständige Thätigkeit seiner Unterführer mehr als durchaus nothwendig zu beschränken oder etwa gar ihr selbstthätiges Eingreifen durch Verweisung auf noch zu erwartende Befehle zu hemmen. Daher sehen wir denn auch die von ihm erzogenen Generale, bei aller Besorgniß vor der Strenge ihres Herrn, doch, wo es nöthig war, fast immer selbständige Entschlüsse fassen, selbst wenn die Billigung derselben seitens des königlichen Oberfeldherrn mehr als zweifelhaft ist. Fassen wir endlich zusammen, was über den Vertheidigungskrieg gesagt wird, so ist vielleicht hierzu nichts geeigneter als die Stelle in der „Art de la Guerre", in welcher die Grundanschauung Friedrichs vom Wesen der wahren Defensive am reinsten zum Ausdruck gekommen ist:

„Campez en Fabius,
Marchez comme Annibal".

— also Vorsicht mit Thatkraft und Kühnheit gepaart, nicht Vorsicht und Abwehr allein. „Und wie sehr auch die Umstände zur Defensive einladen möchten", sagt der Verfasser unsrer Schrift, „so muß uns doch allezeit der Mahnruf des Königs gegenwärtig sein, daß wir thöricht handeln würden, ohne zwingenden Grund auf die Offensive zu verzichten."

Die preußischen Fachschulen. — Ein Mahnruf an Staat und Industrie. Von Dr. L. Geisenheimer, Bergschuldirektor in Tarnowitz. Breslau, J. U. Kerns Verlag, 1877.

Die Grundgedanken des Verfassers sind: der Rückgang des deutschen Schaffens auf gewerblichem Gebiete ist nicht so sehr von den letzten Jahrzehnten her zu datiren, nicht so sehr vom Gründerschwindel oder von einer Gesetzgebung, die in wohlmeinendem Eifer die deutsche Arbeit wehrlos der Konkurrenz von Ländern überließ, die ihr durch den Reichthum ihrer Naturschätze oder durch die Leichtigkeit des Verkehrs überlegen sind, als vielmehr davon, daß der dreißigjährige Krieg noch heute nachwirkt. Ein so altes Uebel kann nur durch wirthschaftliche Erziehung allmählig gehoben werden. Die Gesetzgebung muß, absehend von Manchestertheorien, die wenigstens nicht völlig für uns passen, unsern gewerblichen Bedürfnissen mehr Beachtung schenken. Vor allem aber müssen die Fachschulen so gestaltet und geordnet werden, daß sie hier fördernd einzugreifen und ein bessere Zukunft heraufführen zu helfen

Digitized by Google

im Stande sind. Der Verfasser sucht dann festzustellen, was bisher in Preußen zu diesem Zwecke geschehen ist, und wie viel noch zu wünschen übrig bleibt, und kommt dabei zu folgenden Vorschlägen: 1) Einführung der obligatorischen elementaren Fortbildungsschule für Arbeiter, Lehrlinge und Gesellen bis zum vollendeten siebzehnten Lebensjahre, unter Erhebung eines vom Arbeitgeber zu zahlenden Schulgeldes; 2) Einführung der gewerblichen Fortbildungsschule, deren Besuch von dem der unter 1) genannten entbindet, und deren Verwaltung zum Ressort des Handelsministeriums gehört; 3) Beibehaltung von nicht nach dem Plane vom 21. März 1870 reorganisirten Gewerbeschulen unter Verminderung des Ziels in der Mathematik und Aufnahme des Deutschen in den Unterrichtsplan; 4) Berechtigung der nicht reorganisirten Gewerbe-, der Berg- und der übrigen besser eingerichteten Spezialfachschulen, unter Aufsicht staatlicher Behörden Entlassungsprüfungen einzuführen, deren Bestehen den Geprüften die Berechtigung zu kürzerer Dienstzeit, wenn auch unter weniger bevorzugenden Bestimmungen wie den Einjährig-Freiwilligen, erwirbt; 5) Beaufsichtigung der unter 4) angeführten Lehranstalten durch Beamte, die zu diesem Zwecke angestellt sind. Wir finden diese Vorschläge in der Schrift wohlbegründet, und wenn wir auch nicht allem, was der Verfasser vorträgt, beizustimmen vermögen, so stehen wir doch nicht an, jene als im hohen Grade der Beachtung werth zu bezeichnen.

Die Weltgeschichte in sangbaren Weisen. Zur Unterstützung des Gedächtnisses und zur Erheiterung für Jung und Alt bearbeitet von Karl Neophilus. Musikalischer Scherz. Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte eingerichtet von A. Wagner. 1. Theil: Griechische Geschichte. 2. Aufl. Leipzig, Kochs Verlag.

An Unterstützung des Gedächtnisses ist hierbei im Ernste wohl weniger gedacht, und die Erheiterung wird mit ziemlich schalen Versen im Stile von „Die Hussiten zogen vor Naumburg" versucht, die dadurch, daß derselbe Spaß in wenig veränderter Form immer wiederkehrt, nicht wirksamer werden. Amüsanter wirkt, daß diese Verse nach bekannten Volks- und Studentenmelodien gesungen werden sollen, die nur dem Takt und Metrum nach, nicht aber nach dem Sinn und der Stimmung zu ihnen passen. Manches — z. B. die Verse über das Zeitalter des Perikles nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über Alles" und die über den peloponnesischen Krieg, die wie „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein" zu singen sind — ist hier in der That recht drollig. Auf die Dauer aber wird derartige Komik durch steten Gebrauch erschöpft und das Spiel langweilig, weshalb wir von einer Fortsetzung abrathen möchten.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Der Prozeß gegen Galilei.*)

Wenn wir uns hier mit diesem Gegenstande beschäftigen, der in Deutschland oftmals besprochen worden ist, so geschieht dies nur in der Absicht, eine so lange bestehende Streitfrage zum ersten Male nach unanfechtbaren Quellen gelöst zu sehen. Zudem wird uns durch die Kunst der Darstellung des italienischen Erzählers Domenico Berti die Gestalt Galileis menschlich nahe gerückt.**)

Interessant und meines Wissens in Deutschland wenig bekannt ist der Lebenslauf der Akten des Prozesses. Nachdem sie seit dem Jahre 1633 in dem römischen Archiv geschlummert, wurden die Akten unter dem ersten Kaiserreich nach Paris mit anderen zusammen übergeführt. Napoleon, dessen Blick oftmals auch das scheinbar Geringfügigste beachtete, befahl die Publikation der Prozeßakten, und zwar so, daß sie zweisprachig erfolgte, dem Urtexte wurde die französische Uebersetzung gegenübergestellt. Zu jener Zeit stand der Kaiser mit der Kurie noch auf etwas gespanntem Fuße. Die Uebersetzung wurde auch begonnen, ihre Veröffentlichung aber stockte sehr bald. Die Gründe entzogen sich der Oeffentlichkeit. Man greift aber wohl nicht fehl, wenn man die Urheber dieser Verzögerung der Sache im Hausstande der Frau Lätitia Bona-

*) Il processo originale di Galileo Galilei, publicato per la prima volta da Domenico Berti. Roma, 1876. So lautet der Titel des Werkes, welches der italienische Gelehrte nach den Akten aus dem Vatikan verfaßt hat, von denen Pater Theiner, unser hochgeachteter Landsmann, demselben Einsicht zu nehmen gestattete, nach ausdrücklich ertheilter amtlicher Autorisation des päpstlichen Kabinets. Die römische Kurie muß der Ansicht gewesen sein, daß die Zeit es nicht mehr erforderte, den Schleier über Vorgänge zu verbreiten, die in ihren Hauptzügen längst bekannt geworden. Die Sage hatte aber um diese Vorgänge einen Schleier gewoben, welcher die Sache für den Ruf der Kurie keineswegs günstig erscheinen ließ, und so mochte es denn zweckmäßig erscheinen, die reine Wahrheit ans Tageslicht treten zu lassen, von der man ohnehin so ziemlich den Kern wußte.

**) Da mir das italienische Original nicht zugänglich, so liegt der Darstellung eine französische Bearbeitung zu Grunde: Le procès de Galilei. A. Mézières, de l'academie française. Revue des deux mondes, Tome XVII.

Digitized by Google

parte, der Mutter des Kaisers, sucht. Im Jahre 1814 wurden die vollständigen Akten der Privatbibliothek des Königs Ludwig XVIII. einverleibt, wie Graf Blacas, der dem königlichen Hause vorstand, bezeugt. Vergeblich bat die römische Kurie um Herausgabe der Akten bei den verschiedenen Regierungen, welche in Frankreich einander ablösten. Die französischen Minister aller Farben mußten diese Papiere für wichtig genug ansehen, um sie eventuell als Waffe zu benutzen. Erst im Jahre 1846 gelang es dem Grafen Rossi, das Manuskript von Louis Philippe zu erhalten; was der Graf dafür gegeben, ist nicht bekannt. Der Bürgerkönig ist ja als guter Haushalter berühmt. Rossi brachte die Akten persönlich dem jetzigen Papste zurück. Pius IX. endlich behielt sie in seiner Privatbibliothek bis zum Jahre 1848, wo sie in das geheime Archiv des Vatikans übersiedelten. Nachdem verschiedene Schriften unter der Autorisation, aber auch unter der Censur der römischen Kurie erschienen waren*), erhielt dann im Februar 1870 Domenico Berti die erwähnte Erlaubniß.

Galilei befand sich auf der Höhe seines Ruhmes. Kopernikus, Tycho de Brahe, Kepler waren seine Zeitgenossen, auf deren Schultern er zum Theil stand. Sie alle waren dem Arme der römischen Kurie unerreichbar. Gerade unter der protestantischen Geistlichkeit gab es, wie noch heute, eine Anzahl hervorragender Männer, welche im Gegensatze zur festgeschlossenen Priesterschaft in freier Forschung es verstanden, die unbestreitbaren Wahrheiten der Wissenschaft erträglich zu machen dem treuen Bibelglauben frommer Gemüther. So gewaltig war dieser Zug, daß auch die römische Priesterschaft in ganz Deutschland in ihren edelsten Elementen ihm willig sich hingab. Wir finden Züge reinster Humanität, edelster Duldung zwischen den verschiedenen Bekenntnissen der christlichen Lehre etwa bis zum Tode Kaiser Rudolfs II., obwohl schon unter diesem Herrscher fanatische Unduldsamkeit sich regte. Aber auch unter ihm wäre ein direktes Vorgehen gegen den Dänen de Brahe, gegen den Deutsch-Polen Kopernikus, gegen den Deutschen Kepler einfach unmöglich gewesen. Man hatte versucht, den einen wie den andern zu verfolgen, und nur neue Triumphe ihnen bereitet.

Anders lagen die Dinge in Italien. Die innerlich faulen Zustände der Renaissance, so glitzernd und gleißend sie nach außen erschienen, boten einer konsequenten und energischen Macht, wie sie der römische Klerus unter dem Einfluß der ebenso geschickt als rücksichtslos geführten Leitung der Jesuiten bildete, ein reiches Feld. Wenn auch der Herzog von Florenz sich gern als den freisinnigen Beschützer der Wissenschaften feiern ließ, so war er doch keines-

*) Von Mario Marini, einem römischen Geistlichen, Rom 1850, und von H. de l'Epinois, Paris 1867.

Digitized by Google

wegs gesonnen, wegen irgend eines Planetensystems der Welt es mit Leuten zu verderben, die einmal immer Geld hatten, wenn er dessen bedurfte, andrerseits aus seinem und seines Vaters Privatleben so manche pikante Züge kannten und mühelos die stumpfe und bigotte Masse des Volkes zur Empörung treiben konnten. Alles was sie für Galilei thun konnten, war eine landesväterliche Warnung vor Unheil, und vermuthlich kam auch aus diesen hohen Kreisen dem gelehrten Astronomen die erste Warnung zu, gerade als er auf dem Zenith seines Ruhmes sich befand. Galilei aber war nebenbei auch Hofmann und Kavalier genug, um den ganzen Werth einer solchen immerhin sehr dankenswerthen Warnung nicht gering anzuschlagen. Als Kavalier, der seinerzeit den Fechtboden mit Erfolg frequentirt hatte, wußte er, daß die beste Vertheidigung ein schneller Gegenangriff sei. Sein Gegner war das „collegio romano", ein Institut, welches aus halbgebildeten und gänzlich ungebildeten Pfaffen bestand und ins Leben gerufen war unter dem Eindruck, den hundert Jahre vorher die Weltumsegelung Magelhaens hervorgerufen. Mit Galilei machte diese Gesellschaft den letzten mißglückten Versuch, „Gedanken zu morden." Ihre spätere Existenz war nur ein schattenhaftes Herumspuken unter den Titeln verbotener Bücher. Mit dem index librorum machte sie Reklame für kluge Buchhändler, die gelegentlich heute noch fortwirkt. Zur Stunde aber, im Jahre 1611, war sie eine Macht, mit der jeder Italiener, der nicht Mannesmuth genug besaß, um seiner Ueberzeugung willen ins Exil zu gehen, rechnen mußte.

Galilei hatte soeben erst die Jupitermonde entdeckt und sie mit Namen der großherzoglichen Familie bezeichnet, aber des Großherzogs Privatsekretär machte damals schon darauf aufmerksam, daß hierzu die Genehmigung des Collegii zu Rom unentbehrlich sei. Möglicherweise war dies der warnende Ruf, den der feine weltgewandte Galilei zu beachten beschloß. Er sicherte sich, so gut er konnte. Gewissermaßen im Auftrage und auf Kosten des Herzogs reiste er nach Rom und nahm seinen Wohnsitz in der toskanischen Gesandtschaft, um seine persönliche Freiheit zu wahren.

In Rom ward er bald Mode. Kardinäle, Prälaten, Fürsten luden ihn ein, er war die Seele aller Feste. Wenn unser Autor sagt: „In der Villa des Marchese Cesi, auf dem Gipfel des Monte Janiculo, entzückte er eine gewählte Gesellschaft, indem er sie während der frühlingsfrischen Aprilnächte das Himmelsgewölbe betrachten ließ, durch das Fernrohr, welches er erfunden und mit seinem Namen geschmückt hatte", so ist dies zwar sehr schön gesagt, aber nicht ganz richtig, denn das Fernrohr war, wie auch Galilei sehr wohl wußte, vom Glasschleifer Johnson in Middelburg erfunden und von Galilei nur verbessert worden. Allgemeine Begeisterung erregte er aber, als er eine drei Miglien entfernte Inschrift mit Hülfe des Fernrohres den erstaunten Herrschaften

Digitized by Google

lesbar machte. Weit weniger Begeisterung, als diese Jahrmarktstückchen, erregte indeß sein Versuch, seine Ansichten über das Planetensystem „populär" zu machen, wie wir heute sagen würden. Es gab zwar helle Köpfe genug unter seinen Zuhörern, aber auch genug Andere unter der römischen Klerisei, die da meinten, so lange diese Wahrheit nur unter den Gelehrten, gewissermaßen als eine mathematische oder astronomische Schrulle cirkulirte, oder nur drüben bei den Ketzern, die doch keine der dermaligen Petersphennige in Form von Ablaßzetteln zahlten, könne man ein Auge zudrücken. Nun aber, da die Sache hier in Rom, am Herzen des heiligen Vaters unter die Leute komme, da sei es ganz was andres. So fragte denn zuerst der Kardinal Bellarmin, vorläufig ohne den Namen Galileis zu nennen, bei dem gedachten Collegio an, was es von den und den Ansichten halte, die kürzlich ein bedeutender Gelehrter geäußert habe. Man kann sich die Antwort denken, von Köpfen, die in ihrer Jugend den Verstand geschärft hatten an den Fragen der Scholastiker: Hatte Adam schon einen Nabel? Was war die Weise Melchisedeks für eine Weise? Wusch Pilatus die Hände mit Seife? u. dergl., deren Phantasie sich mit den obscönsten Zoten gesättigt hatte, mit denen ein Sanchez soeben erst (1607) die frommen Kirchenväter so sehr erbaut hatte, daß der päpstliche Censor unter seinen Folianten de. s. matrimonio sacramento die schamlose Censur setzte: legi et perlegi maxima cum voluptate. Die Sache war ihnen zu hoch, sie fanden nichts Verdächtiges in den Aufsätzen über die Jupitermonde, die Oberfläche des Mondes, über die Veränderungen der Venus und des Saturn. Die klügeren Ankläger im Hintergrunde mußten erst für bessere Ankläger sorgen.

Während der Papst Galilei mit großer Aufmerksamkeit behandelte, alle Höflinge vor ihm sich krümmten, zog über ihn schon die Wetterwolke heran. Hinter seinem Rücken frug man von Rom aus bei Gelegenheit eines andern Prozesses bei dem geistlichen Gerichtshof zu Padua an, ob man dort nichts Verdächtiges an Galileis Schriften gefunden habe. Zwar konnte auch von hier aus nicht offen gegen ihn vorgegangen werden, aber man war nun einmal auf ihn aufmerksam geworden.

Eine plumpe Attacke, von seinen Gegnern vielleicht als Fühler vorausgesendet, traf ihn bei seiner Rückkehr in Florenz. Dort lebte er auf des Herzogs schönem Landsitz Belriguardo, in reichem geistigen Verkehr unter zahlreichen Anhängern und Verehrern sich eine Schule gründend, nach Art der Meister seiner Zeit. Ein Dominikanermönch, der wohl von einem derartigen Disput einige Sätze aufgeschnappt hatte, vielleicht auch gehetzt von einem seiner Herren, riß bei einer Predigt den an sich gar nicht übeln Mönchswitz im blühendsten Klosterlatein, als er die Sage erwähnte von der Sonne Josuas: „Viri Galilaei, quid statis aspicientes in coelum?" Des kreischenden

Digitized by Google

Sturmvogels aber bedurfte es nicht; schon vorher hatte Galilei einen Versuch gemacht, das Unwetter zu beschwören. Er schrieb einen Brief, der im Ganzen nur die Quintessenz der Vorträge war, die einer seiner Schüler, der Pater Castelli, vor den nächsten Verwandten des Herzogs, seiner Mutter und der Herzogin von Oesterreich, sicherlich nicht ohne Wissen des Meisters, wahrscheinlich in dessen Auftrage, gehalten hatte. Der Brief bildete die Grundlage der ersten wirklichen Denunziation, die gegen Galilei erfolgte, deshalb lasse ich ihn hier folgen:

„Die heilige Schrift kann weder lügen noch irren, aber sie bedarf der Auslegung, denn wenn man dem buchstäblichen Sinn der Worte folgen wollte, so würde man nicht nur Widersprüche, sondern auch Ketzereien und Lästerungen finden, da man nothwendiger Weise annehmen müßte, Gott besitze Füße, Hände, Ohren und menschliche Leidenschaften; menschliche Leidenschaften wie den Zorn, die Reue, den Haß, ja man müßte mitunter sogar annehmen, daß er weder ein gutes Gedächtniß besitze, noch die Zukunft vorherwisse . . . Da also solchergestalt die heilige Schrift der Auslegung bedarf, und der wahre Sinn der Worte sehr verschieden von ihrer jemaligen Bedeutung erscheint, so scheint mir, daß man in wissenschaftlichen Streitfragen ihre Entscheidung zu allerletzt anrufen sollte. In der That sind beide, die heilige Schrift, wie die Natur, ein Ausfluß des Wesens Gottes, da die eine diktirt ist vom heiligen Geist, die andere aber die Vollstreckerin göttlicher Befehle ist; nun aber muß die heilige Schrift, auf das Verständniß der Menschen berechnet, sich diesem anschließen, und da differirt denn vielfach der Wortlaut mit der Wirklichkeit. Die Natur hingegen ist unerbittlich und unveränderlich, sie kümmert sich nicht darum, ob die Gesetze, nach denen sie handelt, dem Menschengeist offenbar werden oder nicht, obwohl sie stets nach ihnen wirkt. Wenn wir uns daher bemühen, diesen Gesetzen auf dem Wege sinnlicher Wahrnehmung nachzuforschen, so ist es nicht wohlgethan, gegen die Resultate dieser Nachforschungen mit Schriftstellen zu Felde zu ziehen, die im Gegensatz zu den Naturgesetzen einer stets wechselnden Auslegung unterworfen, oft derselben bedürftig sind . . . Ich würde es überhaupt für klüger halten, wenn man gänzlich verbieten würde, Stellen der heiligen Schrift gegen Naturgesetze anzuführen, deren Evidenz uns der Augenschein oder gar die Mathematik eines schönen Tages unwiderleglich beweisen können!"

Während der französische wie der italienische Historiker den Inhalt dieses Briefes für durchaus wohlgemeint und unverfänglich zu halten scheinen — ich sage: scheinen — waren die ehrwürdigen Väter des heiligen Collegii keinen Moment dieser Meinung. Ihr Geist war geschult durch die raffinirte Kasuistik jener sogenannten Kirchenschriftsteller, welche die schlüpfrigsten Dinge mit ur-

Digitized by Google

kräftigem Behagen in einem Tone behandelten, der nur möglich ist bei vollkommener Ungläubigkeit. Von ihrem Standpunkt aus ist es auch kein Wunder und nur eine sehr natürliche Maßregel, wenn sie mit allen Mitteln einen Gegner angriffen, der ihnen und ihren Nachfolgern die reichliche und mühelose Ausbeutung der Gläubigen gewaltig zu verkürzen drohte. Schwerlich vermachte noch ein Mensch, der über Galileis System und dessen Konsequenzen reiflich nachgedacht hatte, seinen sauer verdienten Reichthum der todten Hand. Was sollte da aus den Priestern werden? Am Ende hätten sie gar studiren müssen, wie die Prediger der Protestanten, oder, schauderhafter Gedanke, zum Besten der Gemeinde arbeiten und Aemter verwalten, wie die geistlichen Lehrer des jüdischen Volkes! Nein, so weit sollte es nicht kommen, dank der heiligen Inquisition, dieses erkorenen Rüstzeuges des wahren Glaubens! Noch einmal wurden die Werke des Astronomen sorgsam durchstöbert, und in einer seiner letzten Arbeiten über die Sonnenflecke fand man denn, was man suchte: zwei Punkte, die klärlich Ketzereien enthielten.

Galilei, der wie es scheint sehr wohl unterrichtet war von dem, was im Lager der Feinde vorging — hatte er doch alle wirklich klaren Köpfe zu seinen Anhängern zu rechnen — beschloß noch einmal, sich in die Höhle der Löwen zu wagen. Mochte der Ausgang der ersten Reise den etwas eiteln und spöttischen Gelehrten über die wahre Sachlage getäuscht haben, mochte er dem großen Zauber seines persönlichen Auftretens zutrauen, auch die starre Feindschaft erbitterter Priester zu beschwören, oder endlich, was vielleicht am wahrscheinlichsten ist, wurde er durch einen Verräther in eine Falle gelockt — kurz, er reiste im Herbst 1615 zum zweiten Male freiwillig nach Rom. Wieder erschien er als „Legations-Attaché" des Großherzogs von Toskana und stieg in dessen Gesandtschaftshotel ab, wieder wurde er von einer Gesellschaft mit Ehren überhäuft, die allen Vorträgen, die er öffentlich hielt, allen Schriften, die er zum Beweise seines rechtlichen Bewußtseins öffentlich vertheilte, einmüthigen Beifall spendete.

Es war vergebens. Am 24. Februar 1616 erklärte das heilige Kolleg mit Einstimmigkeit: Das Rotationsgesetz der Erde enthalte eine Dummheit und eine Ketzerei! Zugleich wurde der Kardinal Bellarmin durch eine Kabinetsordre angewiesen, von dem neu ernannten Ketzer einen Widerruf zu erpressen. „Wenn er sich weigert", sagt die Kabinetsordre wörtlich, „so soll der mit der Führung des Prozesses betraute Priester ihn formaliter vor einem Notar nebst Zeugen noch einmal in Güte auffordern. Er soll erklären, daß er auf ewige Zeiten sich enthalten soll, von dieser Irrlehre je wieder zu reden oder gar sie zu verbreiten. Beharrt er in seinem Ungehorsam, wird er sofort ins Gefängniß geführt."

Digitized by Google

Am 26. Februar 1616 schon — man sieht, es wurde keine Zeit verloren — ward die mehr humoristische als tragische Scene aufgeführt. Der grobe persönlich verletzende Ton der Urtheilsentenz, die unanständige, für den angegriffenen Gelehrten sehr schmeichelhafte Hast des ganzen Verfahrens zeugen deutlich, daß Triebfedern persönlicher Rache mitwirkten. Vermuthlich hatte der spöttische Griffel des weltgewandten Galilei mehr als einen seiner theologischen Feinde getroffen. Genug, am 26. Februar 1616 erschien Galilei vor dem Kardinal Bellarmin, der umgeben war von dem Generalkommissar des heiligen Officii und von zwei Zeugen. Der Inkulpat wurde aufgefordert: im Namen des Papstes und des heiligen Gerichtes feierlich das Versprechen abzugeben: er wolle hinfüro nie mehr behaupten, lehren oder vertheidigen den Satz von dem Drehungsgesetz der Erde, weder durch Schrift, Wort oder irgend ein anderes Mittel; thäte er es dennoch jemals wieder, sei er dem heiligen Gericht verfallen.

Galilei leistete den Schwur.

Das war in mancher Beziehung auch ganz klug und vernünftig, denn falls Galilei auch Talent zum Märtyrer gehabt hätte und sich für sein Rotationsgesetz hätte foltern und braten lassen, es hätte doch nichts an der Sachlage geändert. Schon zählten die Anhänger der freien Forschung im Norden Europas nach vielen Tausenden. Ob also eine Versammlung von Priestern das System des Kopernikus auf den Index der verbotenen Bücher setzen ließ oder nicht, und einem einzelnen Gelehrten einen Zwangseid aufnöthigte, das änderte wenig an der Weltgeschichte. Es ist vergeblich versucht worden, die Authentizität der hierauf bezüglichen Akten anzuzweifeln; und zwar ist dieser Versuch von einem treuen Katholiken, Herrn von Gebler, gewiß in bester Absicht unternommen worden in seiner Schrift: „Galilei und die römische Kurie", Stuttgart, 1876. Selbstverständlich ist der Versuch mit leichter Mühe durch Domenico Berti zurückgewiesen worden. Es ist aber auch gar nicht recht zu begreifen, wie die römische Kurie hätte anders handeln sollen, als sie gehandelt hat. Man kann ihr doch keinen Vorwurf aus einem Einschreiten gegen Ansichten machen, die ihren innersten Prinzipien zuwider waren. Sie mußte gegen Galilei einschreiten, und sie hat es in rücksichtsvoller Weise gethan. Der Fehler an dem Vorgehen der Kurie war, daß sie sich zur Richterin über wissenschaftliche Fragen aufwarf, die sie einfach nicht verstand. Die Akten erwähnen kein Wort von den vielen gedruckten und ungedruckten Briefen, Vorträgen oder Ansichten Galileis, in denen, wie in dem oben citirten Briefe an den Pater Castelli, freidenkerische Neuerungen ausgesprochen waren. Auffallenderweise suchte oder fand man nicht dort das Vergehen des Gelehrten, wo Priester sehr wohl als Sachverständige hätten entscheiden können. Nein, über eine Frage der reinen Wissen-

Digitized by Google

schaft wurde in stupider Anmaßung ein falsches Urtheil gefällt, und da man Galilei nicht widerlegen konnte, wurde er moralisch geknebelt. Ganz ausdrücklich nur das kopernikanische System wurde für dumm und ketzerisch erklärt, weil es dem Bibeltext entgegen sei. Diese unglückliche Position stellte die römische Kurie allen Angriffen blos. So unbedingt folgerichtig und kräftig sie ihr Herrscheramt unter dem gewölbten Dome christlichen Glaubens verwalten mochte, auf den scharfen, sonnigen Höhen der abstrakten Wissenschaften mußte sie den Kürzern ziehen. Denn die römische Kurie selbst muß heute die Jugend in Tausenden von Schulen in demselben Systeme unterrichten, welches sie als „dumm und ketzerisch" erklärte; sie selbst hegt in ihrem Schoße bedeutende Astronomen, und sie folgen bei ihren Versuchen, noch weitere Entdeckungen zu machen, den Spuren Galileis.

Dieser selbst spielt von nun an nach den Akten des Prozesses eine Rolle, die weder seinem Verstande noch seinem Charakter Ehre macht. Nach unsern heutigen Begriffen mußte er von nun an sich ruhig verhalten und besonders in Anbetracht der entschieden glimpflichen Behandlung, die er im Vergleich zu andern, weit weniger gefährlichen Ketzern erfahren, das gegebene Wort halten, er hätte es denn standhaft verweigern müssen. Ein so entwickeltes Ehrgefühl, eine so klare ethische Empfindung dürfen wir aber vernünftiger Weise bei dem Sohne Italiens im Jahre 1616 nicht voraussetzen. Ein Jeder ist der Sohn seiner Zeit, und namentlich Galilei besitzt in vollem Maße die Schwächen seiner Landsleute und Zeitgenossen. Er zeigt sich eitel, hochfahrend, spöttisch, dabei ohne wahren Muth, kriechend und habgierig. Galilei war an das reichliche Leben eines fürstlichen Günstlings gewohnt. Er war des Gedankens unfähig, seiner Heimat zu entsagen und um seiner Ueberzeugung oder Forschungen willen in Deutschland, Holland, England oder gar Skandinavien das Brod der Verbannung zu essen, wie Andere vor ihm gethan. Er schien nicht einmal zu empfinden, daß sein Widerruf ihn einigermaßen kläglich erscheinen lasse. Ruhig weilte er in Rom noch drei Monate nach der ihm widerfahrenen Behandlung. Die Kurie, im instinktiven Gefühl, hier eine sehr heikle Sache angerührt zu haben, hielt mit ihrer oft bewiesenen Klugheit Maß; was geschehen war, hatte geschehen müssen; nun aber spielte sie die Rolle der zärtlichen Mutter, die den gestrauchelten Sohn wieder aufrichtet. Es war nur ein kleiner Familienzwist gewesen. Die Welt brauchte davon Nichts zu erfahren. Da jedoch das Gerücht in eben dieser Welt sich verbreitete, der Sohn habe gelinde Schelte bekommen und Abbitte leisten müssen, so ließ sich Galilei schriftlich vom Kardinal Bellarmin, dem vortrefflichen Jesuiten, ein Zeugniß geben, daß so etwas nie vorgekommen sei. Vom heiligen Vater wurde er sogar sehr

Digitized by Google

wohlwollend in einer Audienz empfangen. Ob einer von ihnen erröthete, darüber sagen die Akten nichts. Hoffen wir es von beiden. —

Galilei kehrte dann, wohl in der Ueberzeugung, den Schein gerettet zu haben, in sein altes Verhältniß zum Herzog von Toskana zurück, und lebte ganz den Wissenschaften. Daß er seinen zu Rom gegebenen Eidschwur brach und sogar neue Anhänger seiner Lehre warb und bildete, wissen wir aus den Memoiren eben dieser Anhänger. Sicher war man auch zu Rom sehr wohl von all diesen Vorgängen unterrichtet, und wenn man trotzdem nicht gegen Galilei als rückfälligen Ketzer einschritt, so war der Grund wohl weniger in dem Hauche christlicher Milde und verzeihender Liebe zu suchen, als darin, daß Galilei, nur auf mündlichen Verkehr sich beschränkend, seinen Gegnern es nicht leicht machte, Beweise seiner Handlungen zu beschaffen. Sein Werk „il Saggiatore“ war zwar voll prickelnder Satire gegen seine Gegner, enthielt aber nichts, was das verbotene Sonnensystem direkt berührte.

Da trat ein Ereigniß ein, das Galilei zu den kühnsten Hoffnungen entflammte. Ein neuer Papst wurde gewählt. Urban der Achte, aus dem florentinischen Geschlecht der Barberini stammend, war ein alter Bekannter des Gelehrten, ja, als Kardinal hatte er sogar ein Lobgedicht auf den Entdecker neuer Welten gemacht. Galilei, als echter Italiener seiner Zeit, eilte mit der größten Harmlosigkeit wieder nach Rom, nöthigte den Papst, die alte Jugendfreundschaft wieder aufzufrischen, erhielt von demselben Geschenke und „erbat“, wollen wir höflicher Weise sagen, für seinen Sohn sogar eine Pension! Auch der Gegner des Papstthums wird nicht umhin können, dieses Verhalten Urbans des Achten als ein echt fürstliches anzuerkennen, vornehm im besten Sinne des Wortes, das um so schärfer den Kontrast mit den darauf folgenden Handlungen Galileis hervortreten läßt. Der aufgeklärte, feingebildete Fürst der Kirche, durchdrungen von dem Gefühl, daß unter seinem Vorgänger ein grober und beklagenswerther Mißgriff vorgekommen sei, hat sich offenbar bemüht, soweit er persönlich konnte, Galilei zu entschädigen. Andrerseits hätte der hohe Verstand und die lange Erfahrung des Letzteren im Hof- und Staatsleben dem Gelehrten deutlich machen sollen, daß das Wohlwollen des Papstes gewisse Grenzen nicht überschreiten durfte, daß der Papst als solcher unter Umständen auch eine Lehre verwerfen und verfolgen mußte, die der Fürst Barberini als Kardinal geistreich gefunden, vielleicht auch später noch unter vier Augen gebilligt hatte.

An all das dachte jedoch Galilei nicht, als er sein Werk herausgab: „Unterhaltungen über die beiden großen Weltsysteme.“ Er zwang dadurch den Papst, dem, was man damals Recht nannte, seinen Lauf zu lassen.

Digitized by Google

Schon die unendlichen Vorsichtsmaßregeln, welche Galilei ergriff, beweisen, daß er durchaus nicht bona fide handelte. Er legte das Werk zur Begutachtung dem „Hausminister" Pater Riccardi vor; dieser ließ sich durch die Vorrede täuschen, in der Galilei versichert, nur das System des Kopernikus beschreiben zu wollen, damit die Welt sähe, in Italien verdamme man Ansichten nicht, ohne sie zu prüfen, kein Volk der Erde sei in der Erkenntniß so schwieriger Dinge weiter fortgeschritten, als die Italiener. Er hütet sich, die Personen des Dialoges Schlüsse ziehen zu lassen, und läßt schließlich den Vertheidiger der alten Weltanschauung, nachdem er von seinen Gegnern vollkommen matt gesetzt ist, bei der Behauptung stehen bleiben: „Deine Gründe sind die geistreichsten, die man sich denken kann, mir aber kommen sie weder wahr noch logisch vor", ein Benehmen, welches ebensowohl einem unerschütterlichen Bibelglauben, als einem unerschütterlichen Starrsinn, oder der Verbindung beider entspringen kann. Die Einführung einer solchen Figur unter solchen Verhältnissen kann wohl nicht als Beweis besonderen Wohlwollens angeführt werden. Hierzu kommt noch, daß der Pater Riccardi sich laut beklagte über den Mißbrauch, den Galilei mit dem ihm erwiesenen Vertrauen getrieben haben sollte. Galilei hatte den Pater bewogen, die Erlaubniß zum Druck des Werkes in Florenz zu ertheilen, nachdem der Text in Rom von ihm revidirt ward, aber er hatte es auch durchzusetzen gewußt, daß die Korrekturbogen von dem Inquisitor des Gerichts in Florenz gelesen wurden, statt nach Rom zurückzuwandern. Der Kostenpunkt ist hierbei schwerlich allein entscheidend gewesen. Vielmehr läßt sich kaum bezweifeln, daß Textverfälschungen, Bestechungen ꝛc. hierbei eine Rolle gespielt haben.

Man kann leicht ermessen, welche Erbitterung diese That des siebzigjährigen Mannes in den Kreisen der römischen Kurie hervorrief, und wohl nicht mit Unrecht. Aber auch die allgemeine damalige Weltlage drängte die Kurie zu energischem Einschreiten gegen den ketzerischen Gelehrten. Als Galileis Werk erschien, im August 1632, war Gustav Adolf auf der Höhe seines Siegeszuges in Deutschland. Nach wenigen Tagen traf die Nachricht ein, bei Breitenfeld sei das letzte katholische Heer unter Tilly, dem treuesten Kämpfer des Papstthums, vernichtet. Gustav Adolf besetzte München. In Frankreich kämpfte Richelieu mit wechselndem Erfolge gegen die Hugenotten, aber er war besten Falles ein lauer Christ. In Polen, Ungarn, den Niederlanden, Dänemark, Schweden gehörten überall die besten geistigen Kräfte der Ketzerei. Und in Italien? Galilei, das Haupt der Wissenschaft, hatte zwar bisher sich der Kirche unterworfen, aber welche Vorkämpfer hatte er gehabt, und welche Nachfolger mußte er erhalten, wenn sein dreister Eidbruch ungezüchtigt blieb. Da hatten Vesal und Aldovrandi als Aerzte und Naturforscher weite Reiche erschlossen; wohl hatte man Giordano

Digitized by Google

Bruno vor einem Menschenalter noch glücklich verbrennen können, nun aber lehrte Thomas Campanella, der geistvolle Dominikaner, fast ärgere Philosophie als jener. Was wollte jener Schüler Galileis, Evangelista Toricelli, mit seinem Instrument, das sich vermaß, dem Winde seine Stärke nachzurechnen? Neben Kopernikus' und Keplers gotteslästerlichem Irrthum verbreitete sich das Gift der glaubenslosen Humanität eines Desiderius Erasmus von den zahlreichen deutschen Universitäten auf die Lehrstühle Paduas und Bolognas. Und schließlich hatte Urban der Achte das Recht, oder er glaubte das Recht zu haben, eine bittere persönliche Kränkung an dem Manne zu strafen, dem er Wohlthaten und Ehren erwiesen, ja den er in wiederholten, langen, zeugenlosen Unterredungen seines persönlichen Vertrauens würdig erachtet.

Der Papst übergab also Galileis Schrift dem heiligen Kolleg zur Beurtheilung, und infolge dessen wurde der Verfasser im Oktober 1632 vor das Inquisitionstribunal zu Rom geladen. Das Zeugniß von drei Aerzten, daß er mit einem Bruchleiden behaftet sei, sowie die Fürsprache des Großherzogs verschafften ihm Aufschub bis zum Januar 1633. Da aber mußte er die Reise antreten und wurde im toskanischen Gesandschaftshotel internirt, das er nur verlassen durfte, um zum Verhör zu erscheinen.

Am 12. April wurde das erste Verhör abgehalten und Galilei gefragt, ob er sich der Vorgänge im Jahre 1616 erinnere. Der Angeklagte erklärte, sich dessen zu erinnern, daß Kopernikus' System als ketzerisch erklärt worden sei; was das Verbot der Verbreitung desselben durch ihn anbelange, so erinnere er sich dieses Verbotes nicht mehr, es sei so lange her. — Daß eine solche Ausflucht dem Angeklagten jede etwa vorhandene Sympathie bei seinen Richtern rauben mußte, erscheint eben so klar, als es unbegreiflich erscheint, wenn Domenico Berti sich bemüht, uns zu dem Glauben zu bekehren, Galilei habe hier wirklich an Gedächtnißschwäche gelitten. Ein Mann von siebzig Jahren, der soeben ein wissenschaftliches Werk in einer von Geist und schärfster Satire sprühenden Form veröffentlicht hat, soll vergessen, daß man ihm vor sechzehn Jahren eben diese Arbeit bei Androhung des Scheiterhaufens verboten hat! Da hat sicherlich Mézières, der französische Bearbeiter Bertis, mehr Recht, wenn er annimmt, Galilei habe damals nur Zeit zu gewinnen gesucht: vielleicht werde der Herzog interveniren, vielleicht gelinge es ihm, den Papst persönlich zu sprechen und durch den Zauber seiner Rede wie schon öfter, aus Feinden sich Verehrer zu schaffen. Wenn dies seine Absicht war, so mußte er bald einsehen, daß sie gänzlich gescheitert sei. Im weiteren Verlauf des Verhörs nämlich äußerte er, daß er über einzelne Punkte jener damals mit dem Papst Urban dem Achten gehaltenen Zwiegespräche nur diesem gegenüber sich aussprechen könne. Der tief gereizte Pontifex bewilligte

Digitized by Google

ihm jedoch keine Unterredung. — Als man ihn fragte, ob er vor dem Drucke seines Werkes dem Pater Riccardi Kenntniß gegeben habe von dem Verlauf jenes Prozesses aus dem Jahre 1616, erwiderte er mit derselben Doppelzüngigkeit: er habe dies nicht für nöthig gehalten, da er in seinem Werke das verbotene System weder behauptet noch vertheidigt habe, sondern es nur erkläre. Da Galilei in seinen Werken eine starke satirische Ader verrieth, durch welche er ebenso wie im persönlichen Umgange sich viele Feinde geschaffen hatte, so liegt die Vermuthung nahe, daß auch seine Richter in solchen Antworten versteckten Hohn finden mußten. Dabei lief noch der unglückliche Umstand mit unter, daß man zufälligerweise bereits in der obenerwähnten Figur des bibeltreuen Starrkopfes einige Züge entdecken wollte, welche auf den Papst selbst hindeuteten. Die Art der Vertheidigung Galileis hatte den natürlichen Erfolg, daß die Maßregeln gegen den Angeklagten verschärft wurden. Die Anklage, daß er ein Anhänger des kopernikanischen Systems sei und ein ihm ausdrücklich untersagtes Werk geschrieben habe, wurde durchaus aufrecht erhalten, und Galilei in den Palast der Inquisition übergeführt. Man wies ihm dort ein Bedientenzimmer an, und seine Freiheit wurde in jeder Weise beschränkt.

Von dem Pater Commissarius des heiligen Gerichts wurde er hier häufig besucht, und hatte derselbe mit ihm vielfache Unterredungen. Man wird wohl nicht fehlgreifen, wenn man diesen Besuchen weniger evangelische Liebe und zarte Sorge für das Seelenheil des Angeklagten unterlegt, als den Auftrag der Gerichtsherren, den Ketzer zum Plaudern zu veranlassen. Dieser Vincente Macolano macht übrigens im Ganzen den Eindruck eines wohlwollenden Mannes. So meldet er eines Tages mit sichtlicher Befriedigung, daß der Gefangene voller Zerknirschung seine Irrthümer einsehe, und nur noch um etwas Zeit bitte, seinen Rückzug in ehrenvoller Form antreten zu können. Der Pater war jedenfalls der Ansicht, man werde auch diesmal Galilei glimpflich entschlüpfen lassen, wenn er nur Reue bezeige. Bei dem nächsten Verhör, am 30. April, gab denn auch Galilei folgende Darstellung der Sachlage zum Besten: Er bekenne hiermit, daß bei seinem Versuche, das kopernikanische System zu widerlegen, er fälschlicher Weise den für dasselbe sprechenden Gründen zu viel Gewicht beigelegt und dadurch zur Verbreitung eines verderblichen Irrthums beigetragen habe, da er doch eigentlich die Absicht gehabt habe, dies System zu widerlegen. Er erklärte: „Ich bin gern bereit, das kopernikanische System durch alle Mittel zu widerlegen, die Gott in meine Hand geben wird!“ Demjenigen, welcher mit der Denk- und Redeweise des damaligen Italiens vertraut ist, kann der jesuitische Doppelsinn auch dieser scheinbar vollendeten Aufrichtigkeit nicht entgehen. Seine Richter jedoch, in kluger Würdigung des Charakters ihres Widersachers, ließen auf den Ausbruch dieser scheinbaren

Digitized by Google

Reue, den sie für aufrichtig zu halten sich den Anschein gaben, sofort eine Vermehrung der äußeren Annehmlichkeiten in der Haft des Gefangenen eintreten. Man ließ ihn in das Gesandtschaftshotel zurückkehren und erlaubte ihm, für die Pflege seines kranken Körpers Sorge zu tragen.

Man darf die Klugheit dieses Verfahrens nicht gering anschlagen. Galilei, ein Mann, sowohl an die tausend Bequemlichkeiten des verfeinerten high life damaliger Zeit gewöhnt, als durch die Erfolge in der vornehmen Welt für jede Rücksicht und Rücksichtslosigkeit doppelt empfänglich und empfindlich, mußte in der überreizten und krankhaften Stimmung, in der er sich erklärlicher Weise befand, auf diese Aeußerlichkeiten einen Werth legen, der ihn dahin führen konnte, schneller „mürbe" zu werden, wenn man ihm im rechten Augenblicke wieder mit Entziehung drohte.

Wie richtig diese Methode berechnet war auf den Charakter dessen, dem sie galt, zeigt eine Stelle aus Galileis Vertheidigungsschrift, in der er in geradezu jämmerlicher Weise um Erbarmen winselt zu Leuten, von denen sein Verstand und seine Lebenserfahrung ihm sagen mußten, daß sie Erbarmen und Milde ebenso nur als Mittel zum Zweck benutzen, wie Härte und Grausamkeit. Er sagt da wörtlich: „Es erübrigt mir noch eine letzte Bemerkung; sie betrifft den traurigen Stand meiner Gesundheit, welcher herbeigeführt durch den Zustand fortwährender Angst und Ungewißheit, vermehrt durch die Beschwerden einer Reise im schärfsten Winter, zusehends sich verschlimmert hat durch die zehnmonatliche Dauer meiner Haft, wie durch mein Alter von siebzig Jahren. Ich habe Zuversicht zu der Güte und Milde der allerdurchlauchtigsten (eminentissimi) Herren, welche meine Richter sind, daß sie diese meine Leiden als Kompensation meiner Strafen, die ich wohl verdient zu haben gestehe, ansehen und Gnade für Recht ergehen lassen einem gebrechlichen Greisenalter gegenüber, das ich ihrer Huld empfehle!" Das war ein Held! Nebenbei erzählt uns die Geschichte, daß dieser todtkranke, sterbende Greis nachher noch zehn Jahre ganz behaglich, mit durchaus ungestörter Verdauung sich der florentinischen Küche erfreute; also ganz so schlimm, als er die Sache darstellt, kann sie nicht gewesen sein.

Wir kommen nun an jenen Punkt des Prozesses, der unter den Parteien bisher am bestrittensten gewesen ist. Es ist dies die Folterfrage und alles, was damit zusammenhängt. Hier verdankt man der Arbeit Domenico Bertis absolute Klarheit, da er den Rotulus des Prozesses veröffentlicht. Dieses Aktenstück enthält in kurzer trockner Darstellung alle prozeßleitenden Entschließungen sowohl, als auch die infolge derselben vorgenommenen Gerichtshandlungen. Hieraus ergibt sich denn ganz klar, daß die von den Freunden des römischen Klerus kolportirte Behauptung, das letzte Drittel des Prozesses habe sich nur

Digitized by Google

auf dem Papier abgespielt, um die Zeitgenossen Galileis einzuschüchtern, in das Gebiet der wohlwollenden Hypothesen gehört. Die Akten ergeben vielmehr, daß der Papst sehr ernstlich befohlen hatte, dem Angeklagten nicht nur wegen seiner Ansichten, sondern auch wegen seiner Thathandlungen den Prozeß zu machen und nöthigenfalls die Folter anzuwenden, wenn er sie aushalten könnte, ohne zu sterben. So sind wohl ohne Zweifel die Worte: „ac si sustinuerit“ zu übersetzen. Die andere Version, welche sagen will: „wenn er sie aufrecht erhielte“ (sc. die Ketzereien) schreibt denn doch dem heiligen Vater ein so gewaltsames Klosterlatein zu, wie es der elegante und feingebildete Kavalier aus dem Hause Barberini wohl kaum geschrieben haben kann. Das vom 16. Juni datirte Schriftstück bedroht den Angeklagten ganz so, wie Tausende anderer um ihrer Ueberzeugung willen und in majorem Dei gloriam verbrannter Ketzer und Hexen mit der Tortur und beliebig zu verlängernder Gefängnißstrafe, wenn er nicht widerriefe.

Am 21. Juni 1633 fand ein letztes Verhör statt, und Galilei antwortete, als er befragt wurde, ob er jemals behauptet habe und noch behaupte, daß die Erde um die Sonne laufe, daß er seit dem Jahre 1616 durchaus nur das ptolemäische Weltsystem für ganz und gar richtig gehalten habe. Da diese Antwort nun ganz unverfänglich immer noch nicht erschien, so eröffnete der Vorsitzende des Gerichts Galilei, wenn er nicht klare und unumwundene Antwort ertheilte, werde man zur peinlichen Frage schreiten. Der in den Akten angewendete Ausdruck: examen rigorosum läßt hierüber gar keinen Zweifel zu. — „Ich bin hier um zu gehorchen“, war die Antwort Galileis — „aber nicht etwa aus geänderter Ueberzeugung“, setzt der aufmerksame Leser unwillkürlich hinzu.

Zur Folter selbst kam es indessen nicht, man begnügte sich mit dem erhaltenen feierlichen Widerruf und dem von Galilei gleichfalls gegebenen Versprechen, auf Verlangen die Theilnehmer und Gesinnungsgenossen seiner Ketzereien zu nennen. Man wollte so auch seinen Anhängern den Mund schließen. Wenn eine Folterung stattgefunden hätte, so würde deren in den Akten Erwähnung geschehen sein. Bei einer derartigen Rechtshandlung war vor allem die Gegenwart des vereideten Gerichtsschreibers nöthig. Derselbe protokollirte jedes Wort, jeden Schmerzensruf, jeden Seufzer des Gepeinigten, ja selbst die Anzahl und Art der Todeszuckungen, wenn der verdrießliche Fall eintrat, daß der Delinquent verstockter Weise starb, ehe die Richter befriedigt waren. Es müßte also in den Akten hierüber etwas zu finden sein, oder es müßte sich an dieser Stelle der Prozeßhandlung eine Lücke befinden; wollte man schließlich nicht annehmen, daß eine große Aktenfälschung im Jahre 1633

Digitized by Google

stattgefunden habe, in der bestimmten Absicht, die Geschichtsforschung späterer Jahrhunderte irre zu führen. Das ist sehr unwahrscheinlich.

Die Sache erklärt sich auch ganz ungezwungen in ihrer natürlichen Entwickelung. Es war verboten, Greise und Kranke zu foltern. Wenn nun auch die heilige Mutter Kirche dies Gebot stellenweise recht ungenirt übertrat, namentlich wenn es sich um Ungläubige oder Ketzer handelte, so lag hier doch keine Veranlassung dazu vor. Denn vor allem und hauptsächlich war Galilei der „Mann" des mächtigen und gebildeten Großherzogs von Toskana, und da derselbe auch äußerlich gute Beziehungen zum römischen Stuhle aufrecht erhielt, so schien es nicht gerathen, durch die Vernichtung seines berühmtesten Unterthanen seine Freundschaft auf eine zu harte Probe zu stellen. Zweitens aber war Vernichtung Galileis nicht der Zweck der Kurie und konnte es nicht sein: er mußte leben, möglichst lange, und scheinbar durchaus nicht „unter polizeilicher Aufsicht stehend", nachdem er sein System oder vielmehr seine Auffassung des Kopernikus widerrufen hatte. — Wenn sowohl Domenico Berti als Mézières noch als fernere Gründe gegen die Folter anführen, der Papst oder der Pater Commissarius des heiligen Gerichts oder gar dieses selber habe Mitleiden mit den Körperleiden und der Todesangst des Angeklagten gehabt, so macht dies dem Gemüthsleben dieser Herren alle Ehre, aber geschichtlich ist dieses Mitleiden nicht begründet. Wie sollte gerade Galilei dieses Mitleid erregen, während Tausend anderer Ketzer ebenfalls oft krank, und immer voll Todesangst, erbarmungslos gefoltert wurden? Man bedurfte einfach der Folter nicht: man wählte alle andern Mittel, mit Entschlossenheit eine dem Klerus feindliche Intelligenz zu Boden zu werfen, man that nicht zu wenig, nicht zu viel, und erreichte bei genauer Kenntniß der Persönlichkeit den angestrebten Zweck. Von Wohlwollen oder christlichem Erbarmen war nirgend die Rede.

Es handelte sich hier darum, einen glänzenden Geist, von seinen Landsleuten vielleicht überschwenglich gefeiert, da sie die Originale nicht kannten, auf deren eigne freie Geistesthat seine Erscheinung gegründet war, wieder zurückzuführen in den Schoß der Glaubensgenossenschaft und unter die Botmäßigkeit der Kirche.

Galilei aber lebte, nachdem er seinen Widerruf unterzeichnet, noch zehn Jahre theils zu Siena, theils bei Florenz in mehr oder minder fühlbarer Polizeiaufsicht. Vergeblich verlangte Vincento Castelli, sein alter Zögling und Schüler, die Erlaubniß, ihn zu besuchen. Selbst das Versprechen, nicht über die Rotation sprechen zu wollen, verschaffte ihm diese Erlaubniß nicht. An alle päpstlichen Gesandtschaften, an alle Kommanditen der Inquisition wurden Auszüge aus den Prozeßakten gedruckt versendet, welche den Urtheilsspruch und den Akt des Widerrufes enthielten. Die Aufgeklärten gingen mit Spott

Digitized by Google

und Achselzucken über diesen verfehlten „Gedankenmord“ ihren Studien nach; die große Masse des Volkes aber kümmerte sich herzlich wenig darum. Erst etwa zweihundert Jahre mußten vergehen, bis die ersten französischen Forschungen den Eifer mehr wohlmeinender als kluger Vertheidiger des Papstthumes erweckten. Damit war der Anstoß zu lebhaftem literarischem Streit gegeben. Schrift und Gegenschrift erschien in rascher Folge, und so mächtig war der Strom der öffentlichen Meinung geworden, daß selbst das Kabinet von Rom diesem Drucke nachgeben und der historischen Forschung die Akten dieses denkwürdigen Prozesses ausliefern mußte. H. von Clausewitz.

Ein amerikanisches Schriftstellerleben.

Soeben kommt uns ein neuer starker Band der humoristischen Schriften Mark Twains*) in die Hände, von dem wir nur sagen, daß er wieder eine große Anzahl höchst ergötzlicher Einfälle, Schwänke und Satiren dieses bedeutendsten unter den jetzt lebenden amerikanischen Humoristen enthält, und den wir deshalb allen Freunden dieser Art von Literatur bestens empfohlen haben wollen. Zu gleicher Zeit aber ergreifen wir die Gelegenheit, den Lesern einige Mittheilungen über das Leben des genannten Autors zu machen, die um so mehr Interesse beanspruchen, als sie einen Blick in das literarische Treiben und in das Kulturleben der Yankees überhaupt eröffnen.

Mark Twain, oder wie er eigentlich getauft ist, Samuel Langhorne Clemens, ist in dem Städtchen Florida im Staate Missouri geboren, und zwar am 30. November 1835. Im Alter von zwölf Jahren verlor er seinen Vater, ein Verlust, der einen nachtheiligen Einfluß auf seine weitere Ausbildung hatte; denn abgesehen von gelegentlichem Besuch der Bezirksschule kann man sagen, daß unser Schriftsteller seine Bildung sich selbst verdankt. Bald nach dem Tode seines Vaters trat er bei einem Buchdrucker in die Lehre, wozu wir bemerken, daß auch mehrere andere angesehene Autoren Amerikas, z. B. Artemus Ward und Bayard Taylor, ihre Laufbahn als Buchdruckerlehrlinge begannen. Nach Ablauf der in Amerika üblichen drei Lehrjahre ging der junge Clemens als Gehülfe auf die Wanderschaft, auf welcher ihm ver-

*) Amerikanische Humoristen. Zwölfter Band. Skizzenbuch von Mark Twain. Ins Deutsche übertragen von Moritz Busch. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1877.

Digitized by Google

muthlich drollige Abenteuer von der Art begegneten, wie er sie im „Skizzenbuche“ unter den Rubriken: „Zeitungsschreiber in Tennessee“ und „Wie ich ein landwirthschaftliches Blatt redigirte“ beschrieben hat; denn der Winkelhaken und die journalistische Thätigkeit sind in Amerika weit näher mit einander verwandt als bei uns, und es ist bei kleinen Blättern eher die Regel als eine Ausnahme, daß der Redakteur seine Zeitung nicht blos schreibt, sondern auch setzt oder doch setzen hilft.

Mit der Zeit indeß fand Clemens mehr Geschmack an der freien Luft als am Dunst des Setzersaales, und die Folge war, daß er unter die Mississippilootsen zu gehen beschloß, zu welchem Zwecke er sich an Bord des alten Dampfers John J. Roe, der zwischen St. Louis und Neworleans fuhr, die erforderliche Kenntniß des Flusses erwarb. Daneben vernachlässigte der neue Pilot aber auch die Literatur nicht. Im Gegentheil, er wurde eine Art allgemeiner Berichterstatter für den Strom, indem er Dampfboot-Tagebücher und gelegentlich Schwänke und Anekdoten für den „St. Louis Republican“, das vornehmste Journal in Missouri, schrieb. Das erste Opfer des Humors unseres Autors war ein Oberst Sellers, ein geschickter Lootse, der, obwohl ohne alle Bildung, eine sehr hohe Meinung von seinen geistigen Fähigkeiten hatte. Nachdem Clemens den Artikel, welcher die komischen Seiten des Obersten mit großem Geschick hervorhob, vollendet hatte, fragte er einen Bekannten, mit welchem Namen er ihn unterzeichnen solle, als plötzlich einer von den Leuten des Dampfers, der eben lothete, „Mark Twain“ rief, womit er die Tiefe des Wassers angab, welches man in dem Augenblick passirte. „Richtig, das soll's sein, Mark Twain will ich heißen“, sagte Clemens. Garret, der damalige Redakteur des „Republican“, nahm den mit diesem Namen unterzeichneten Aufsatz in sein Blatt auf, derselbe fand allgemeinen Beifall und wurde vielfach nachgedruckt.

Unser Humorist betrieb das Lootsengewerbe und nebenher etwas Zeitungsschriftstellerei sieben Jahre lang und gab es nur auf, um mit seinem älteren Bruder, Orion Clemens, der von der Regierung zum Sekretär des Territoriums Nevada ernannt worden, nach dem fernen Westen auszuwandern. Die Leser der „Amerikanischen Humoristen“ kennen die lebensvollen und zum Theil hochkomischen Schilderungen, die er von seinen Beobachtungen und Erlebnissen während der Reise nach jenem damals noch halb wilden Silberlande und während seines Aufenthaltes unter dessen Bewohnern geliefert hat. Andern Freunden dieses Blattes empfehlen wir sie als zu dem Besten gehörig, was aus seiner Feder hervorgegangen ist. Er war erst Gehülfe seines Bruders, in welcher Eigenschaft er nichts zu thun hatte und keinen Gehalt bezog, schweifte dann in den Bergen und an den schönen Seen des Landes herum, wurde

Digitized by Google

Silbergräber, war als solcher bald reich, bald arm, wanderte unter großen Mühseligkeiten nach einem andern als besonders ergiebig gepriesenen Minendistrikt, fand sich getäuscht und verzog, wieder unter allerlei Strapatzen und Gefahren, nach einer dritten Gegend, wo er mit Bekannten eine Silberader so lange mit viel Hoffnung und wenig Erfolg zu eröffnen versuchte, bis ihm das Geld ausging und er sich genöthigt sah, seinen Lebensunterhalt in einem Pochwerk zu suchen. Da er hier für täglich zwölf Stunden schwere Arbeit nur die Kost und wöchentlich zehn Dollars bekam, hielt er es nicht lange aus, sondern ergab sich zunächst wieder einem vergnügten Vagabundenleben und ging dann aufs Neue an das Aufsuchen von Silberadern. Hierbei war er nahe daran, Millionär zu werden, verbummelte aber die Zeit, binnen welcher er in dem Erzgange, den er entdeckt hatte, und der ihm die Million liefern sollte, gesetzlich gearbeitet haben mußte, um Eigenthümer zu werden, und wurde so wieder zum armen Teufel. Indeß leuchtete ihm in seiner Verzweiflung über so tiefen Fall aus so großer Höhe ein Hoffnungsstrahl. Er hatte der „Daily Territorial Enterprise" in Virginia City, der Hauptstadt Nevadas, gelegentlich Korrespondenzen geschickt, und jetzt lud ihn der Redakteur dieses Blattes ein, für fünfundzwanzig Dollars die Woche das Departement der Stadtneuigkeiten bei ihm zu übernehmen. Clemens ergriff den Antrag mit beiden Händen, zog nach Virginia City und hatte sich bald in seine neuen Pflichten hineingefunden, die ihn unter den in Nevada obwaltenden Verhältnissen mit sehr seltsamen Menschen und Dingen in Berührung brachten. Doktor Hingston, der ihn hier mit Artemus Ward aufsuchte, erzählt:

„Virginia City war erst einige Monate alt. Die „Territorial Enterprise" war ein täglich erscheinendes Blatt, gut redigirt, reich an Mittheilungen, voll von Anzeigen, welches pünktlich jeden Morgen ausgegeben wurde, wo ein oder zwei Jahre vorher nur die schweigende Wüste und höchstens ein paar Zelte der indianischen Wilden gewesen waren. Das Haus, wo sich die Redaktion und die Druckerei befanden, lag in der Cstraße. Die Grundmauern waren von Granit, die Vorderseite von Eisen. Im Souterrain war eine Schankwirthschaft mit einem Piano, welches, wie man mir sagte, die Bestimmung hatte, die bekümmerten oder aufgeregten Gemüther der Gäste zu besänftigen. Hinter der Schenkstube arbeiteten zwei von Hoes cylindrischen Dampfpressen. Im ersten Stock befanden sich die Comptoire von Maklern, die mit Bergwerkskuxen handelten und ein Verkauf von Branntwein im Großen. Im zweiten waren noch einige Makler und etliche Advokaten, und im dritten erst war die Redaktion. Ich fragte nach Herrn Mark Twain, und als der Herr, den ich suchte, seinen Namen erwähnen hörte, sagte er zu dem, an welchen ich mich gewendet hatte: „Dan, lassen Sie den Herrn in meine Höhle eintreten. Das

Digitized by Google

edle Thier iſt zu Hauſe.“ Ein junger Mann, ſtark gebaut, mit rothem Geſicht, hellen Haaren, blitzenden Augen, der nichts vom Gelehrten, aber viel von einem Bergmann an ſich hatte, ein Mann, der ausſah, als ob er bei einem Streite ſeinen Mann ſtehen und ebenſo gut zuſchlagen als ſich deutlich ausdrücken könnte, fidel, flott, gutherzig — ein Mann der Art ſtand in Mark Twain vor mir. Aus dem Fenſter der Redaktion ſah man hinaus in die große amerikaniſche Wüſte, in welcher keine zehn Meilen vom Hauſe zwiſchen den Salbeibüſchen Indianer ihr Lager hatten. Die Stadt wimmelte von Bergleuten, Abenteurern, Spielern, jüdiſchen Handelsleuten und dem ganzen Menſchengetümmel, welches eine Bergwerksſtadt in einem neuen Territorium in ſich ſammelt. Natürlich geht in einer ſolchen Welt der Reporter nicht in gelben Glacéhandſchuhen und mit einem Notizbuch mit goldbeſchlagnen Ecken herum, wenn er ſeine Nachrichten zuſammenſucht. In Mark Twain fand ich genau den Mann, den ich zu ſehen erwartet, eine Blume der Wildniß, gefärbt mit der Farbe des Bodens, einen Mann des Denkens und einen Mann des Handelns in Eins verſchmolzen, er war Humoriſt, aber zugleich ein Menſch, der ſchwer arbeitete, Momms in Filzhut und Aufſchlagſtiefeln.“

Sechs Monate nachdem Mark Twain ſich dem Stabe der „Enterpriſe“ angeſchloſſen, begannen in Nevada die „flotten Zeiten“, um ohne Abſchwächung drei Jahre lang fortzudauern. Die Stadt Virginia wuchs täglich an Größe. Hunderte von Plänen zu raſchem Gelderwerb waren in der Ausführung begriffen, alle Tage wurden neue Geſellſchaften zu dieſem Zwecke gegründet. Wagen mußten oft eine halbe Stunde lang in der Hauptſtraße halten bleiben, ſo groß war das Gedränge. Dabei hatte der Reporter fortwährend Gelegenheit, Neuigkeiten zu ſammeln, und häufig geſchah es, daß Mark Twain für eine Notiz, die er in ſein Blatt brachte, einen Antheil an einem werthvollen Kuxe geſchenkt bekam, ſodaß er zuletzt einen halben Koffer voll ſolcher Antheilſcheine beſaß, von denen jeder einen Marktwerth von vierhundert bis ſechshundert Dollars hatte. Brauchte er dann Geld, ſo trug er ein paar davon zum Makler und erhielt den Werth dafür. Trotzdem empfand unſer Freund nach einiger Zeit das Verlangen nach Veränderung. Er ſehnte ſich, nach Californien zu gehen und die Wunder der Küſte des Stillen Meeres zu ſehen. Bald fand ſich dazu eine gute Gelegenheit, indem zwei Bergleute die Abſicht hatten, mit einem Manne von Weltkenntniß nach Newyork zu reiſen und dort eine reiche Silbergrube auf den Markt zu bringen. Es wurde vermittelt, daß Mark Twain ſie von San Francisco aus begleiten und dafür einen beträchtlichen Antheil an dem Erlös des Bergwerks erhalten ſollte. Er ging nach San Francisco, ſtattete ſich elegant aus, lebte eine Zeit lang herrlich und in Freuden von dem Inhalt ſeines Koffers und wartete auf die Verkäufer der

Digitized by Google

Silbergrube, die ihn nach Newyork abholen sollten. Da brach das Unglück doppelt über ihn herein. Die Papiere, die er noch besaß, fingen plötzlich an, im Werthe zu sinken, er zögerte mit dem Verkauf, und ehe er sich's versah, waren sie so tief gefallen, daß er nach Bezahlung seiner Schulden nur noch etwa funfzig Dollars sein nennen konnte und, um nicht zu verhungern, wieder Reporter werden mußte. Als solcher kam er einmal zwei Tage nicht auf seine Redaktion, und so geschah es, daß die Verkäufer des Silberbergwerks ihn, als sie kamen, um ihn abzuholen, nicht antrafen und ohne ihn abreisten. Er versank darauf in so trübe Stimmung, daß er nicht einmal recht mehr zum Berichterstatter taugte und ersucht wurde, zurückzutreten, worauf er in die tiefste Noth gerieth. Er schrieb jetzt allerlei Kleinigkeiten für das Blatt „The golden Era", dann für den „Californian", den Bret Harte redigirte; aber dieses Unternehmen hatte keinen Erfolg, und nachdem Mark Twain sich einige Wochen fast ohne Geld in der traurigsten Lage befunden, zog er mit einem alten Bergmann in die Region der Goldgruben, um dort sein Glück zu suchen. Er fand es auch hier nicht, und nach einigen Monaten, in denen er u. A. auch in Calaveras County, dem Schauplatz der „Argonautengeschichten" Bret Hartes, eine Zeit lang gelebt, kehrte er nach San Francisco zurück. Er war jetzt nicht mehr so niedergeschlagen als vor diesem Ausfluge; denn er hatte sich inzwischen an die Armuth gewöhnt. Aber er hatte alle Energie und zugleich seinen Humor verloren, er war „faul geworden" und lebte einige Wochen lediglich vom Schuldenmachen.

Da lächelte ihm das Glück noch einmal. Sein alter Freund, der Herausgeber der „Enterprise" in Virginia City, übertrug ihm die Korrespondenz aus San Francisco für sein Blatt, und als er mit dem Honorar seine Schulden bezahlt, nahm er das Anerbieten der „Sacramento Union" an, für diese Zeitung nach den Sandwichsinseln zu reisen und über dieselben zu berichten, namentlich aber in Betreff der Zuckerinteressen Beobachtungen anzustellen und Mittheilungen zu machen. Er erfüllte diesen Auftrag, durchstreifte jene Inseln nach den verschiedensten Richtungen, lieferte vortreffliche Berichte über die dortigen Zustände und Verhältnisse, in denen sein alter Humor wieder glänzte, war aber, als er nach etlichen Monaten von da nach Californien zurückkam, so arm wie zuvor. Da fiel ihm ein, es mit Vorlesungen über seine letzten Erlebnisse zu versuchen. Er war damals noch wenig bekannt im Goldlande, auch hatte er niemals Vorträge gehalten, und so war er schon im Begriffe, den Plan aufzugeben, als ein befreundeter Redakteur ihm zeigte, wie er's anzufangen habe. Sein Rath erwies sich als praktisch, Mark Twain hatte ein volles Haus, nach Schluß der Vorlesungen eine wohlgefüllte Kasse, und am andern Tage sah er sich in allen Zeitungen der Stadt gerühmt.

Digitized by Google

Dies war im Jahre 1866. Drei Jahre zuvor hatte Artemus Ward mit großem Erfolge in San Francisco humoristische Vorträge gehalten und war dann nach Nevada gegangen. Mark Twain beschloß, ihm das nachzuthun. Er machte erst eine Tour durch Californien und dann nach Osten, wo er in Virginia City gute Geschäfte machte, aber infolge eines schlechten Witzes guter Freunde, die ihm auf der Rückkehr von einer einträglichen Vorlesung im Städtchen Gold Hill als Räuber verkleidet auflauerten, in eine Krankheit verfiel, die ihn drei Monate ans Bett fesselte. Als er nach San Francisco zurückgekehrt war, faßte er den Plan zu einer Reise um die Welt. Zuerst sollte ein Ausflug nach Japan gemacht werden, von da wollte er nach China und Indien gehen, dann über Aegypten nach Europa, welches er nach verschiedenen Richtungen zu durchstreifen gedachte, und zuletzt wollte er über das Atlantische Meer nach Newyork fahren. Der Plan gelangte aber nicht zur Ausführung. Der Wunsch, seine Verwandten nach siebenjähriger Abwesenheit wiederzusehen, bewog ihn, seine Absicht zu ändern, und anstatt auf dem Umweg über Japan und China begab er sich direkt — diesmal über den Isthmus von Panama — nach Newyork.

Er kam in der „Empire City“ im Frühjahr 1867 an, und fast unmittelbar nach seinem Eintreffen daselbst finden wir ihn mit der Veröffentlichung seines ersten Werkes in Buchform, der Sammlung von Schwänken und andern humoristischen Aufsätzen beschäftigt, die unter dem Titel „Smileys berühmter Springfrosch und andere Skizzen“ in der Grunowschen Kollektion von Arbeiten amerikanischer Humoristen auch deutsch erschienen ist. Es mag hierzu bemerkt werden, daß Geschichten von ungewöhnlichen Fröschen in Amerika so beliebt und so häufig sind, wie Geschichten von außergewöhnlichen Schlangen. Man ist auf diese Thiere ohne Zweifel deswegen gekommen, weil sie sich mit ihrem Wesen ganz vorzüglich zu der Art barocker, scherzhaft übertreibender Erzählungen eignen, welche von den Yankees mit dem Terminus „tall story“ bezeichnet werden, und die namentlich im Westen sehr beliebt sind. Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn man in amerikanischen Journalen einem Aufsatze mit der Ueberschrift: „Wieder eine Froschgeschichte“ oder „Ein Seitenstück zu Twains Springfrosch“ begegnet, aber das Original steht hoch über allen diesen Nachahmungen. Dasselbe wurde sofort in England und bald darauf auch in Australien nachgedruckt. Ebenso ist das kleine Buch in Indien wohlbekannt, und man sagt, daß einmal ein Parse dasselbe einem kranken Engländer mit den Worten gebracht habe, es sei das Lustigste, was er lesen könnte.

Jetzt bot sich unserm Autor Gelegenheit, etwas von der alten Welt zu sehen und so seinen längst gehegten Wunsch zu befriedigen. Im Frühjahr

Digitized by Google

1867 tauchte in Newyork der Plan auf, einen großartigen Vergnügungsausflug zu arrangiren. Die Unternehmer wollten einen Dampfer miethen, der im Sommer diesen Hafen verlassen, über das Atlantische Meer nach dem Mittelländischen gehen und an den Haupthafenplätzen von Spanien, Frankreich, Italien, Griechenland, der europäischen Türkei, Syrien und Aegypten so lange halten sollte, bis die Passagiere genügend Zeit gehabt hätten, Touren durch die interessantesten Gegenden dieser Länder zu machen und Rom, Paris, Konstantinopel, Jerusalem und Kairo zu besuchen. Die Rückkehr sollte vor Einbruch des Winters erfolgen. Der berühmte (später ebenso berüchtigte) Kanzelredner Ward Beecher aus Brooklyn sollte die Gesellschaft begleiten, sah sich aber abgehalten. Statt seiner ging in Mark Twains Gestalt der amerikanische Humor mit, was doppelt komisch war, da die Passagiere zum größten Theil aus frommen Pilgern bestanden, die vor allem das heilige Land sehen wollten. Für unsern jungen Humoristen, der frisch aus dem rauhen Leben des jungen, rührigen, hart arbeitenden Westens kam, war die östliche Welt mit ihrem Uralterthum, ihrer Ruhe, ihrem trägen Vegetiren und ihren hundert anderen Gegensätzen voll anziehender Dinge. Es war der Mühe werth, nachzusehen, wie weit Rom Sacramento glich, und ob Kairo einige Aehnlichkeit mit San Francisco hatte. Ueberdies war anzunehmen, daß die Gewohnheiten und Anschauungen der Bewohner von Paris und Neapel sich einigermaßen von denen unterschieden, welche unter den Goldgräbern von Calaveras und den Silberbergleuten von Nevada herrschten. Die Beobachtungen und Erlebnisse dieser Reise hat Mark Twain in zwei Büchern niedergelegt, von denen das eine, „The Innocents Abroad", die Tour von Newyork bis nach Neapel, das andere, „The New Pilgrims Progress" die Weiterreise nach Griechenland, Konstantinopel, der Krim, Syrien, Palästina und Aegypten und die Rückfahrt in die Heimat beschreibt, und die beide der Grunowschen Sammlung „Amerikanische Humoristen" (übersetzt von Moritz Busch) einverleibt sind. Der Titel „The Innocents Abroad", die Arglosen, Unvorbereiteten, Naiven auf Reisen war sehr passend gewählt, wenigstens was den Verfasser selbst betrifft. Er besuchte Europa und Asien, ohne sich durch Studien darauf vorbereitet zu haben. Er wollte die Dinge sehen, wie sie sich in seiner Seele spiegelten, und über den Eindruck berichten, den sie auf einen Mann von humoristischer Weltanschauung machten, welcher Europa und die Länder der biblischen Geschichte zum ersten Male und ohne einen Mentor in Gestalt eines Reisehandbuchs, ohne gelehrte Bildung und ohne einen Reisesack vollgestopft mit herkömmlicher Sentimentalität durchwandert. Die ganze Reise über betrachtete er sich die Dinge so, wie man es von einem noch nicht gereisten Amerikaner erwarten mußte, und legte überall an Menschen und Sitten den Maßstab, den er sich während seines

Digitized by Google

Aufenthalts in den Bergen von Californien und Nevada zurecht gemacht hatte — ein Verfahren, welches seinen Berichten und Urtheilen ein oft ungemein drolliges Gepräge verlieh.

Ehe Mark Twain nach Europa aufbrach, hatte er sich verpflichtet, während seiner Reise Eindrücke derselben für die newyorker Blätter „Tribune“ und „Herald“, sowie für die „Alta California“ in San Francisco zu schreiben. Einige der ergötzlichsten Betrachtungen und Vorkommnisse seines Ausflugs waren infolge dessen dem amerikanischen Publikum schon bekannt, ehe die „Quaker City“ (so hieß der Dampfer, der die Gesellschaft trug) wieder heimkehrte. Dies ist das gewöhnliche Verfahren in Amerika, wo jeder Schriftsteller für die periodische Presse schreibt und nur wenige Bücher in Buchform erscheinen, ohne vorher in einer Zeitung oder Zeitschrift ihre Pflicht gethan zu haben. Im Dezember kamen die Pilger nach Newyork zurück, und sogleich ersuchte der Redakteur der „Tribune“ unsern Autor, ihm für sein Blatt politische Briefe zu schreiben. Wenige Wochen nachher aber machte sich Mark Twain an die Vervollständigung seiner Reiseberichte, die nun als Buch erscheinen sollten. Vielleicht war es das Geräusch und Getümmel Newyorks, vielleicht eine andere Ursache, wenn er zu diesem Zwecke nach San Francisco ging, eine Strecke von sechstausend englischen Meilen. Hier vollendete er seine Reisebeschreibung, die dann im Sommer 1869 im Buchhandel erschien. Während dieses zweiten Besuchs in Californien wurde das Blatt „Overland Monthly“ gegründet, welches Mark Twains Freund Bret Harte redigirte, und in dessen erster Nummer schon finden wir einen Beitrag aus der Feder unseres Autors. Es ist der allerliebste Aufsatz, der eine Eisenbahnfahrt von Marseille nach Paris beschreibt und jetzt das zwölfte Kapitel der „Arglosen auf Reisen“ bildet. Während der nächsten Monate erschienen andere Bruchstücke des Werkes im „Overland Monthly“.

Mit den beiden Bänden seiner Reiseschilderung wurde Mark Twain mit einem Schlage in Amerika ein Liebling des Publikums. Dieselben erschienen im Verlage der Hartforder „American Publishing Company“ und machten ganz außerordentliches Glück. Man sagt, daß der Verfasser als seinen Theil am Gewinn siebzehntausend, die das Werk verlegende Gesellschaft aber siebzigtausend Dollars bekommen habe. Ueberall wurden die Scherze Twains mit dem größten Beifall aufgenommen, selbst in den geistreichen, hochgebildeten und etwas zimperlichen Kreisen Bostons. Desgleichen in England, wo sofort eine eigne Ausgabe der beiden Bände erschien, und wo die Kritik sich gleichfalls sehr günstig über das Talent des Verfassers aussprach. Nur ein oder zwei Blätter, denen der Scherz des Amerikaners nicht in den Kopf wollte, oder die ihn mißverstanden, indem sie sein Absprechen über hergebrachte Empfindungen

Digitized by Google

vor gewissen heiligen Dingen und seine Gleichgültigkeit gegen mit Recht hochgehaltene Meisterwerke der alten Kunst für ernstlich gemeint hielten, äußerten sich abfällig. So z. B. das „Saturday Review", dessen Urtheil Mark Twain Veranlassung zu einer köstlichen Scheinkritik gab, welche die gesammte amerikanische Presse täuschte und in den literarischen Kreisen von Newyork, Philadelphia und Boston viel Heiterkeit erregte. Auch die „Revue des Deux Mondes" machte sich in einem langen weisen Artikel durch ein derartiges Mißverstehen der Absichten des Verfassers zum Gegenstand des Spottes der Amerikaner.

Im Sommer 1869 kaufte Mark Twain ein Drittel des Eigenthumsrechts am „Buffalo Expreß" und wurde Mitredakteur des Blattes. Sein Name war jetzt wohlbekannt in ganz Amerika, und die Bewohner von Buffalo waren nicht wenig stolz darauf, daß der beliebte Humorist sich ihre Stadt zu seiner künftigen Heimstätte ersehen hatte. Die Journale der Union begannen bald, den „Expreß" als Fundgrube für Komik zu betrachten, mit der sie ihre eignen Spalten schmücken und beleben konnten. Sie brauchten nicht lange zu warten. Mehrere der prächtigsten Geschichten unseres Autors und eine Fülle komisch gehaltener kürzerer Aufsätze erschienen zuerst in diesem Blatte, die sofort nach ihrem Erscheinen die Runde durch die amerikanische Presse machten, dann in die englische übergingen, um in den mit „Variety" oder „Notabilia" überschriebnen Spalten derselben zu glänzen und zu ergötzen, bis sie endlich in Indien und Australien anlangten und fast allenthalben von neuem auftauchten, soweit auf dem Erdball eine englische Zeitung in englischer Sprache erscheint.

Clemens hatte noch kein Jahr in Buffalo gewohnt, als er einen weiteren Beweis gab, daß er den Wunsch hegte, das Vagabundenleben an den Nagel zu hängen und ein seßhafter Bürger zu werden. Er nahm sich eine Frau. Der Gegenstand seiner Wahl war erstens eine schöne, dann eine auch in andern Beziehungen für ihn sehr passende Dame. Sie besaß ein erhebliches Vermögen und hatte noch mehr zu erwarten, ihre Verwandten waren wohlhabende und einflußreiche Leute, und da Twain jetzt selbst sehr reichliche Einnahmen hatte, so waren seine Aussichten in die Zukunft so gut, als er sie sich irgend wünschen konnte. Während des Winters von 1869 zu 1870 hielt er wieder in verschiedenen Orten Vorlesungen. Das System solcher öffentlichen Vorlesungen ist in Amerika weit ausgebildeter als bei uns. Fast jeder Mann von Ruf in der Wissenschaft oder der Literatur findet sich dort über kurz oder lang bewogen, mit Vorträgen zur Belehrung oder Erheiterung vor das Publikum zu treten, und stets versammelt ein solcher eine aufmerksame und dankbare Zuhörerschaft von Hunderten vor sich. Am besten aber lohnen sich humoristische Vorträge, und von allen Humoristen, die jetzt in Amerika als „Lecturer" auf-

Digitized by Google

treten, füllt keiner seinen Saal mit solchen Menschenmassen als Mark Twain. Vor Kurzem sprach er in New York in der Steinway Hall, und bei dieser Gelegenheit wurden vor Oeffnung der Thüren schon zweitausend Dollars für Billets eingenommen, und mehrere hundert Leute mußten sich wieder entfernen, da kein Platz für sie übrig war.

Wir haben schon einmal bemerkt, daß humoristische Lecturer ihren Vorträgen sonderbare Titel zu geben pflegen. Artemus Wards Vortrag „Die Kinder im Walde" war ein Beispiel. „Warum wählten Sie diesen Titel?", fragte ihn ein Freund, der gesehen hatte, daß in demselben nichts über das Märchen enthalten war, welches diesen Namen führt. „Weil der Titel gut zu klingen schien. Ich wollte das Ding vorher „Meine sieben Großmütter" nennen", antwortete Artemus. Ein anderer Humorist nannte seinen Vortrag einfach „Milch", er kam dann, als es zum Sprechen ging, mit einem Kruge voll Milch und einem Glase auf die Rednerbühne, goß die Milch aus dem Kruge in das Glas, setzte dieses auf den Tisch vor sich und begann hierauf zu sprechen, ohne auch nur mit einem Worte dieser oder irgend welcher andrer Milch Erwähnung zu thun. Verblüffender Unsinn als Element des Scherzes ist ein Gedanke, der im Gemüthe eines transatlantischen Humoristen stets oben aufschwimmt. Eine der beliebtesten Vorlesungen Mark Twains war die über die Sandwichinseln, wo er sich erbot, den Zuhörern zu zeigen, wie die Kanibalen ihre Speisen zu sich nähmen, wenn eine Dame die Güte haben wollte, ihm zu dem Zwecke ein lebendiges Kind einzuhändigen, und wo er die Bemerkung machte, daß der Hundebraten der Sandwichsinsulaner „nichts Anderes sei, als unsere beliebte amerikanische Wurst nach Entfernung des Geheimnisses." Ein Lieblingsgegenstand war ihm bei dieser Thätigkeit Artemus Ward, und in seinem Vortrag über diesen verstorbenen Humoristen pflegte er die komische Geschichte von dem Manne zu erzählen, der Artemus eine Weile mit Fragen nach noch lebenden Berühmtheiten quälte. Der Humorist antwortete auf alle diese Fragen: „Hab' in meinem ganzen Leben nichts von ihm gehört", bis der Quälgeist endlich alle Geduld verlor und Artemus anfuhr: „Nun, Sie verwünschter Nichtswisser, dann haben Sie wohl auch nichts von Adam gehört?" — „Was war nur gleich sein andrer Name?", fragte Artemus, indem er mit einem Gesichte so harmlos als möglich emporblickte.

Im Frühjahr 1870 gewann der Herausgeber der „New York Galaxy" unsern Autor zu Beiträgen für diese Monatsschrift, in welcher ihm ein eignes Departement eingeräumt wurde, in dem er dann eine Fülle der lustigsten Schnurren und Schwänke veröffentlichte. Im November 1870 wurde unserm Humoristen ein Sohn geboren, und als ihm um diese Zeit von der „Tribune" die dringende Bitte um einen Bericht über den Ausfall der Wahlen in der Gegend

Digitized by Google

von Buffalo zutelegraphirt wurde, telegraphirte er zurück, er habe plötzlich den Beruf empfunden, die Kindermuhme zu spielen, und dies behage ihm viel besser als das Berichterstatten. Von diesem selben Kinde erzählen seine Freunde folgendes Geschichtchen: Man fand Mark eines Tages in seiner Studirstube, wie er allem Anschein nach voll väterlicher Zärtlichkeit den jungen Twain — der „noch so jung war, daß er noch nicht aufrecht gehen und Geschäfte machen konnte" — auf den Knieen schaukelte. Frau Twain, die den Besuch in sein Allerheiligstes führte und den Gemahl in dieser Weise beschäftigt sah, fragte: „Nun Mark, nicht wahr, Du hast das Kindchen recht lieb?" — „Na", erwiderte Mark in langsamem, stockendem Tone, „ich kann's eigentlich — nicht so recht sagen — daß — ich — es lieb hätte; aber — ich — achte es."

Während der Saison kommen die „Lecturer" einander oft ins Gehege. Bei einer Gelegenheit traf Mark mit dem „dicken Mitarbeiter" (Fat Contributor) zusammen, einem wohlbeleibten Herrn, der in Newyork ein Witzblatt herausgibt und Vorträge hält, die er humoristisch nennt. Der „dicke Mitarbeiter" wohnte diesen Abend dem Vortrage Twains bei, und am Morgen zogen beide, nachdem sie einige Artigkeiten ausgetauscht, ihre Straße. An einem der nächsten Abende glaubte Mark zu bemerken, daß sein Vortrag mit geringerem Interesse verfolgt werde als sonst, und nachdem er denselben noch an einigen Orten wiederholt, wurde sein Verdacht bestätigt, ja es kam ihm vor, als entdecke er auf den Gesichtern seiner Zuhörer ein gewisses Erstaunen statt des Gelächters, mit dem er bisher begrüßt worden war. Er wunderte sich ganz außerordentlich über diese Veränderung. Was konnte nur die Ursache sein? War ihm sein Humor ausgegangen? Wußten die Leute Humor nicht mehr zu schätzen? Verstand er dem, was er als Scherz empfand, nicht mehr die Form zu geben, in der es auch auf Andere komisch wirkte? Hatte er seinen Verstand verloren? Er wußte sich auf diese Fragen keine Antwort zu geben, und so entschloß er sich, den Vorstand der Gesellschaft, in deren Lokal er gesprochen, offen um Auskunft anzugehen. „Sagen Sie mir doch nur einmal", fragte er, „warum wirken meine Witze, mein Humor, auf die guten Leute hiesigen Orts nicht wie anderwärts?" — „Je nun, sehen Sie", erwiderte der Mann, „da hatten wir gestern Abend den dicken Mann hier, und Sie können von unsern Leuten doch kaum erwarten, daß sie zwei Abende hinter einander über dieselben Späße lachen." Die Sache war die, daß der fette Schlingel die wirksamsten Scherze Marks sorgfältig aufgeschrieben, sich den Weg, den dieser zu nehmen beabsichtigt, in den Ankündigungen angesehen und sich mit seiner Rundreise so eingerichtet hatte, daß er seinem Rivalen stets einen Tag voraus war und seine Aufzeichnungen ungehindert verwerthen konnte.

Digitized by Google

Im März 1871 erschien ein kleines Buch, welches Twains angebliche „Selbstbiographie“ und seinen „ersten Roman“ brachte. Es waren Schwänke, die mit Illustrationen ausgestattet waren, welche nicht das Mindeste mit dem Texte zu schaffen hatten, und die eine Satire auf den berüchtigten Erie-Ring waren, welche nicht unerheblich dazu beitrugen, daß die Eisenbahn den Händen der Betrüger Gould, Fisk u. Comp. entrissen wurde. Um zu zeigen, wie beliebt der Humorist war, bemerken wir, daß ein einziger unter den Bestellzetteln, welche das kleine Heftchen verlangten, auf die ungeheure Zahl von zehntausend Exemplaren lautete.

Inzwischen war der Schwiegervater unseres Autors gestorben, und dieser Umstand sowie andere Heimsuchungen seiner Familie bewogen Twain, seine Mitarbeiterschaft an der „Galaxy“ im April 1871 aufzugeben. Er kündigte dies mit folgenden Worten an:

„Zum Abschiede. — Ich habe jetzt für die „Galaxy“ ein Jahr lang geschrieben. Die letzten acht Monate habe ich fast ohne alle Unterbrechung zu Gefährten und Stubengenossen Tag und Nacht Aerzte und Krankenwärter gehabt. Während dieser acht Monate hat der Tod meinem Familienkreise zwei Mitglieder entrissen und zwei andere tückisch bedroht. Alles das habe ich durchgemacht, und dabei bin ich die ganze Zeit über kontraktlich verpflichtet gewesen, dieser Monatsschrift alle vier Wochen humoristische Beiträge zu liefern. Ich spreche hierin genau die Wahrheit. Ich bitte die Leser, sich gefälligst einmal an meine Stelle zu denken und sich die gräßliche Seltsamkeit meiner Lage zu vergegenwärtigen. Die „Memoranda“ (so hatte er seine Beiträge überschrieben) werden mit diesem Hefte unseres Magazins für immer zu erscheinen aufhören. Früher dachte ich mir's als die unbehaglichste Lage, ein Seeräuber mit knappem Gehalte und ohne Anspruch auf Antheil an dem Ertrage des Geschäftsbetriebes zu sein, aber jetzt habe ich eine andere Ansicht. Alle Monate einmal lustig sein zu müssen in unerfreulicher Zeit, ist noch weniger behaglich.“

Durch den Tod ihres Vaters kam Frau Clemens in den Besitz eines Vermögens, welches eine Viertelmillion Dollars betrug, und jetzt hatte ihr Gemahl keine Veranlassung mehr, seine Beschäftigung als Redakteur fortzusetzen. Er verließ noch im Laufe des Jahres 1871 Buffalo und zog nach der schönen Stadt Hartford in Connecticut, wo er noch jetzt lebt. Hier hat er außer vielen kleinen komischen Aufsätzen, die sich im „Skizzenbuche“ befinden, auch die in den beiden letzten Jahren erschienenen größeren Arbeiten „Tom Sawyers Abenteuer“ und (mit Warner) „das vergoldete Zeitalter“ verfaßt, welche ebenfalls den von Moritz Busch übersetzten „Amerikanischen Humoristen“ einverleibt worden sind. Jeden Winter nahm er seitdem auch seine Reisen als

Digitized by Google

„Lecturer“ wieder auf. Eine der interessantesten Reihenfolgen von Vorträgen war dabei die Serie, die er seitdem unter dem Titel „Roughing it“ (von Busch unter dem Titel „Im Silberland Nevada“ übertragen) als Buch veröffentlichte.

Im Herbst des Jahres 1872 besuchte unser Humorist England, wo er die herzlichste Aufnahme fand, von wo ihn aber Familienereignisse oder, wie ein londoner Witzbold sich ausdrückte, „ein Befehl der Regierung im Unterrock“ nach kurzer Zeit heimrief, sodaß er seine Absicht, Vorträge zu halten, unausgeführt lassen mußte. Er soll die Idee gehabt haben, nach seiner Heimkehr ein Buch über die komischen Seiten der englischen Gesellschaft zu schreiben, und obwohl er nur London und auch das nur, soweit es östlich von Temple Bar liegt, einigermaßen kennen lernte, würde doch ohne Zweifel ein ergötzliches Buch herausgekommen sein. Wie er mit den Sheriffs von London und Middlesex speiste, wie er herrliche Abende mit den witzigen und gelehrten Leuten verbrachte, die sich um die Festtafel im Whitefriar und im Savage-Club versammeln, wie er sich im bunten Gedränge der Guildhall bewegte, wie er mit der alten und ehrenwerthen Körperschaft der Artillerie der City schmauste — alle diese Dinge hätten, von seiner Feder geschildert, Kabinetsstücke der humoristischen Literatur werden können. Aber es sind bereits mehrere Jahre vergangen, ohne daß etwas verlautet hätte, es seien Rückblicke auf seinen Aufenthalt unter den britischen Vettern mit Sicherheit zu erwarten.

Verlassene Schätze.

Von Ernst Moßbach.

Infolge der in Europa immer mehr abnehmenden Ausbeute gewisser Erze, namentlich Gold, Silber, Zinn und Kupfer führender, hat man schon längst angefangen, solche von jenseits des Ozeans zu beziehen, und sind bekanntlich gerade die entferntesten Länder Südamerikas, wie Chile und Peru, die Hauptbezugsquellen für englische, französische und selbst für deutsche, besonders sächsische, Hüttenwerke geworden. Man gewinnt diese Erze theils auf den westlichen Abhängen der Cordilleren, theils sogar auf den in östlicher Richtung an diese Gebirgszüge sich anschließenden Hochebenen, welche fast alle des zum Verschmelzen nöthigen Brennmaterials entbehren. Kaum die Hälfte der dort gewonnenen Erze verhüttet man in den Küstenländern mit eingeführten,

Digitized by Google

in Chile auch mit natürlich vorkommenden Steinkohlen, in Binnenländern mit getrockneten Kaktuspflanzen, niedern Buschhölzern, trocknem Yaretamoos und mit Lamadünger; auch werden einige Silbererze durch Amalgamation, d. h. durch Extraktion des Silbers mittels Quecksilbers, zu gut gemacht. Die übrigen Erze versendet man nach einer nicht sehr sorgfältigen Scheidung in kleinen Stücken oder in Form von gröberem und feinerem Sande (Schliech), in Säcke verpackt, auf Maulthieren und Lamas zwei bis sechzehn Tagereisen weit nach der Küste des Stillen Ozeans, von wo sie ihre Wanderung um das Cap Horn nach Europa antreten. Die Wasserfracht von der neuen nach der alten Welt ist für diese Art Güter billig und stellt sich für den Centner bis England ungefähr auf eine Mark. Erze, welche als Schiffsballast Verwendung finden, berechnen sich in der Fracht selbstverständlich noch billiger. Auf diese Weise ist den europäischen Schmelzhütten Gelegenheit geboten, an fremden Erzen zu ersetzen, was die einheimischen Gruben für ihren Betrieb zu liefern nicht mehr im Stande sind. Indessen wird hierbei, wie mich dünkt, ein Fehler insofern begangen, als die meisten der europäischen Schmelzwerkstätten keine eigenen Gruben in Südamerika besitzen und daher bei der sich mehrenden Konkurrenz in der Entnahme der Erze sowohl, wie bei der Unzuverlässigkeit der dortigen Lieferanten sich nicht immer der nöthigen Erze versichern können und infolge dessen oft empfindliche Störungen im Betriebe erleiden. Und doch gibt es, besonders in Peru, verlassene Gruben — von unaufgeschlossenen Schätzen ganz abgesehen — welche noch genug werthvolle Erze bergen, und in deren Besitz zu gelangen es weder großer Summen Geldes, noch sonstiger Schwierigkeiten erfordert.

Als eine solche Grube bezeichne ich ganz besonders die von Chocolimpe, welche sich außer ihrem metallischen Reichthume schon durch die Nähe der Küste, sowie deshalb zur Wiederaufnahme empfiehlt, weil rings um sie bekehrte Indianer, meist Lama- und Maulthierbesitzer (fleteros und arrieros) wohnen, die den Transport der Erze nach der Küste billig vermitteln und einen neuen Betrieb der Grube mit Freude begrüßen würden. Chocolimpe liegt auf der Küstencordillere, ungefähr achtzehn deutsche Meilen vom Stillen Ozean und der Küstenstadt Arica, unweit der Grenze von Bolivia. Die nächsten Ortschaften nach dem Innern sind Belen, Chapiquiña und Parinacota, nach der Küste Putre, Socoroma und Lluta.

Das Klima bietet infolge der hohen Lage dieser Gegend über dem Meere (circa 4700 Meter) für den Europäer allerdings nichts Verlockendes. Eine dünne, trockne, kalte Luft, die den stechenden Strahlen der Sonne sowohl als den temporären Stürmen ungeschwächten Durchgang gestattet, verursacht anfangs Kopfschmerz und Beklommenheit, welche meistens in den Sorrocho,

Digitized by Google

die lästige, aber ungefährliche Gebirgskrankheit ausarten, sich jedoch schon in wenigen Tagen verlieren. — Baumlos erheben sich kegelförmige Trachytberge, zum Theil mit stacheligem Pajagras und dürftigem Tolagestrüpp, zum Theil mit Blöcken und Gerölle bedeckt. In den drei Sommermonaten von Dezember bis Februar (wenn die Sonne senkrecht steht), ziehen Nachmittags dunkle Wolken mit Gewittern und Hagelschauern über die Gegend und verwandeln diese in wenigen Minuten in eine vollständige Winterlandschaft. Aber das Klima ist trotzdem gesund, und die Gegend behält trotzdem einen eigenen Reiz. Im Uebrigen kann man fast alle Lebensbedürfnisse von den genannten Ortschaften und von der Küste aus befriedigen und sich selbst mit europäischem Comfort umgeben, wie dies ja dort auch viel weiter im Innern schon längst geschieht.

Ich vermag nun zwar nicht mit Bestimmtheit zu sagen, daß die Arbeit in Chocolimpe noch immer ruht, da mir seit sechs Jahren keine Nachricht über dieselbe zugegangen ist; ich bin aber fest überzeugt, daß sich in dieser Hinsicht nichts geändert hat; denn einestheils steht die Grube dort in dem Rufe, daß in ihr unbesiegbare Wasserquellen existiren, die jede Arbeit vereiteln, anderntheils sind die Bewohner der Küste, von denen sich allein eine Wiederaufnahme voraussetzen ließe, meist Kaufleute, die sich zu wenig für die Sache interessiren, fast gar kein Verständniß dafür haben und vielleicht auch durch schlimme Erfahrungen mißtrauisch geworden sind, die sie früher an Ausländern gemacht, welche sich als Bergleute ausgaben, ohne es zu sein.

Als ich im Jahre 1861 mit einem Deutschen, Herrn C. Bode aus Clausthal, die Küstencordillera zwischen den bekannteren Bergen von Caquena und Sajama zur Untersuchung auf Erzlager bereiste, wobei Chocolimpe natürlich unser Hauptziel bildete, nahmen wir ein paar indianische Bergleute mit dem nöthigen Arbeitsgezähe aus einem Grubenorte des Innern mit uns. In Parinacota bot sich uns ein alter Indianer, welcher selbst noch in der Grube von Chocolimpe gearbeitet hatte und durch den früheren Verkehr mit Eingewanderten sogar leidlich Spanisch verstand (eine große Seltenheit) als Wegweiser an. Dicht bei Parinacota hatte damals ein sogenannter ingenio, ein Aufbereitungswerk gestanden, in welchem die Erze, auf Lamas hierhergeführt, mittels eines oberschlägigen Wasserrades unter Pochstempeln zerkleint und zugleich, mit Quecksilber beschickt, amalgamirt wurden. Das Rad, die Stempel und die Dachsparren hatten längst andere Verwendung gefunden, nur die Umfassungsmauern und ein paar Basaltsäulen, die als Pochsohle dienten, waren noch vorhanden. Unter letzteren kratzte der alte Indianer einige Hände voll Schlamm hervor, der noch Quecksilberperlen und Silberamalgamkügelchen enthielt; er versicherte uns, daß er aus dem daneben befindlichen kleinen Teiche, in welchen

Digitized by Google

die relaves (die Rückstände) abgelassen seien, schon einige Centner Quecksilber und Amalgam gewaschen habe.

Ein sanft ansteigender, gut erhaltener Weg führte uns in anderthalb Stunden auf die Grube, die ein vom Fuß bis zum Scheitel durchlöcherter Berg andeutete. Verschiedene Gruppen von Häusern, auf dem sattelförmigen Abhange der Südseite des Berges gelegen, nahmen unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch. Die Kirche, welche von einem frühern Besitzer der Grube erbaut war und deren Schlüssel sich im Besitze des jetzigen cura (Pfarrer) von Velen befand, (letzterer schien sich aus diesem Grunde auch als Besitzer der Grube zu betrachten) war am besten erhalten. Ein paar Fenster von durchscheinendem Alabaster beleuchteten das Innere der Kirche, in welcher wir durch die Spalten der eingetrockneten Thürflügel mehrere Blas- und Streichinstrumente an der Wand hängend und eine Bank bemerkten, auf welcher wie es schien, sehr schöne Stufen von Silbererzen lagen. Um die Kirche, reihten sich mehrere ranchos (Arbeiterwohnungen), halbzerfallene Hütten aus Lehm- und Steinmauern aufgeführt und mit Pajagras gedeckt. In einer derselben fanden wir ein halbes Dutzend camaretas, Böller aus Kanonenmetall gegossen, wie sich derer die Indianer zu ihren Festen bedienen, und einen ordre, einen gegerbten Hammelbalg, zum Theil noch mit Branntwein gefüllt, von dem zu trinken unsere Begleiter kein Bedenken trugen. Einigermaßen befremdete es uns, daß gerade diese Gegenstände hier zurückgelassen waren, auf welche die Indianer sonst so hohen Werth legen. — Einen zweiten Häuserkomplex bildeten die Magazine und die Wohnungen der Beamten, sieben bis acht einstöckige Gebäude, deren Stuben, mit Glasfenstern und Kaminen versehen, einen einstmaligen behaglicheren Aufenthalt als jetzt verriethen; denn der Sturm hatte die Dächer arg zerzaust und mehrere Scheiben zerbrochen. Nichtsdestoweniger gewährten uns diese Behausungen während unseres zweitägigen Aufenthaltes genügenden Schutz gegen Wind und Kälte.

Neben diesen Häusern, jedoch durch einen gassenartigen Gang getrennt, stand ein Flammofen, welcher dazu gedient hatte, das an den Silberamalgamen haftende Quecksilber zu verflüchtigen und in Vorlagen wieder aufzufangen. Die schwarzgeräucherte Esse ragte noch unversehrt aus den Trümmern der Mauern, deren Dächer ein Raub der Flammen geworden waren. — Endlich in einiger Entfernung hiervon, auf der Sattellinie der Bergmulde, trafen wir zwei versunkene Wasserschächte an, aus denen noch die gußeisernen Pumpenrohre hervorsahen, und hundert Schritt weiter nach dem Berge zu einen halb zerfallenen Förderschacht mit Maulthiergöpel. Das zwei Zoll starke Förderseil, aus Hanf gedreht, lag noch dort, scheinbar gut erhalten, zerfiel aber bei stärkerer Berührung zu Staub. Ein nicht unbedeutender Haldensturz von

Digitized by Google

Trachyt und Porphyr gab zu erkennen, daß hier größere Massen von Erzen gefördert sein mußten.

Von hier führte uns der Indianer abwärts in das Thal nach der Mündung eines Stollen, welcher ohne Zweifel zu dem Zwecke begonnen war, um mit dem Förderschachte in Durchschlag gebracht zu werden und die Wasser, welche bis dahin künstlich durch die Pumpen der Schächte gehoben wurden, aus diesem auf natürliche Weise abzuführen. Die senkrechte Teufe, welche dadurch vom Schachtkranze bis zur Stollensohle gewonnen wurde, taxirten wir auf sechzig bis siebzig Meter, die horizontale Entfernung des Stollenmundloches vom Schachte auf vierhundert Meter. Nach der Aussage des Indianers waren im Stollen bereits zweihundert varas (circa hundertundsechzig Meter) aufgefahren, sodaß also noch zweihundertundvierzig Meter fehlten, um mit dem Schachte durchschlägig zu werden. Leider war es der herabgefallenen Wände wegen nicht möglich, den Stollen weiter als einige Schritt zu befahren.

Diesem Stollenmundloch gegenüber, unmittelbar am Ufer eines Baches, welcher hier vorüberfließt, befanden sich mehrere quimbaletas, prismatisch gehauene sechs bis sieben Centner schwere Porphyrblöcke, welche zum Mahlen der Erze dienten und durch Querbalken mit den Beinen schaukelnd hin- und her bewegt wurden. Auch sie enthielten Spuren von Amalgam. Die Waschrückstände zeigten hier wie in Parinacota die lichte Farbe des Trachytes und Porphyrs, ein Zeichen, daß überhaupt nur sogenannte „Dürrerze" (bleiarme, aber silberreiche Erze, welche sich besonders zur Amalgamation eignen) verarbeitet waren. Es that uns leid, daß wir nicht ein Gangstück antreffen konnten. Wie es schien, waren diese absichtlich sorgfältig entfernt, oder von früheren Besuchern bereits ausgelesen und mitgenommen, doch versicherte uns der Indianer, daß durchweg nur tacana und rosielér gewonnen seien. Unter diesen Namen versteht man hier die reichsten Silbererze und zwar unter tacana eingesprengt gediegen Silber, unter rosielér Sprödglaserz und lichtes und dunkles Rothgiltig, welch letztere mehr oder weniger siebzig Prozent reines Silber enthalten. Diese seien auf mehreren Gängen der oben bezeichneten Bergmulde gebrochen und gewonnen.

Hierauf führte uns der Indianer ein paar hundert Schritte aufwärts am Bache entlang nach einer Stelle des westlichen Fußes des Berges, die durch ihr Aeußeres nichts Auffallendes hatte. Die scheuen Blicke aber, die unser Cicerone um sich warf, gleichsam als wolle er sich vergewissern, daß ihn außer uns niemand beobachtete, verriethen, daß er hier etwas Geheimes zeigen wollte. Er ließ von unsern Bergleuten mehrere Tolasträucher und die wenige Deckerde entfernen und öffnete einen mit Holzstücken und Steinen bedeckten pique, einen tonlägigen (d. h. schrägeinfallenden) Schacht, aus welchem uns

Digitized by Google

ein mächtiger Gang von Bleiglanz entgegenleuchtete. Der Pique war kam fünf Meter tief. Vor Ort ließen wir ein paar Schüsse einbringen, um Proben zur genauern Untersuchung zu bekommen. An den frischen Bruchflächen erkannte man sogleich, daß die Erze außer Bleiglanz und Bleischweif noch Weißgiltig, Fahlerz, Kupferkies und Zinkblende enthielten. (Die spätern Analysen der bleiischen Erze im Muffelofen ergaben — vom Blei, Kupfer und Zink ganz abgesehen — einen durchschnittlichen Silbergehalt von $1^1/_4$ Prozent. Der Kupferkies und die Blende zeigten sogar deutliche Spuren von Gold.) Wie nicht anders zu erwarten stand, setzte der Erzgang in der Uebergangsformation auf, die hier vom Trachyt überflossen war und daher nicht zu Tage trat. In der That bildete ein dunkler Thonschiefer das Hangende sowohl wie das Liegende. Daß diese kleine Arbeit mit der großen Grube der Dürrerze nichts gemein hatte und einer neueren Zeit angehörte, unterlag keinem Zweifel. Unser Gewährsmann gestand denn auch, daß ein Halbindianer aus Belén diesen Gang entdeckt, den Pique geöffnet und sogar einen Stollen zur Lösung der Wasser begonnen habe, den er ebenfalls mit Steinen und Erde verschloß. Nach dem geringen Haldensturze zu urtheilen, welcher, um zu täuschen, seitwärts angeschüttet war, konnte er auch mit dem Stollen nicht weit gekommen sein. Ob er mit diesem Stollen zugleich auch die Dürrerze anzutreffen hoffte, ist der großen Entfernung wegen nicht anzunehmen, wahrscheinlicher gedachte er den Gang der bleiischen Erze in der Thalsohle zu schneiden und zu entwässern schon in der Absicht, die Erze rein auszuhalten und nach der Küste zum Verkauf zu bringen. Nur die Furcht, daß der Cura ihm die Schätze streitig machen würde, soll ihn veranlaßt haben, von der Arbeit wieder abzustehen.

Am andern Morgen nahm ich mir vor, den Berg selbst und seine vielen kleinen Oeffnungen zu untersuchen, die von weitem wie Kaninchenhöhlen aussahen. Mein deutscher Reisegefährte war etwas gebirgskrank geworden und blieb zu Haus. Er behielt einen unserer Bergleute bei sich, der zugleich designirt wurde, das Mittagessen zu bereiten und die Pferde und Maulthiere zur Weide und Tränke in das Thal zu führen, wo Pasto, ein etwas weicheres Gras, in üppiger Fülle am Bache wuchs. Ich trat daher meine Wanderung mit dem alten Indianer und dem andern Bergmann an. Ersterer wußte über jene Arbeiten nur wenig zu berichten, da sie einer früheren Periode angehörten. Nach der Tradition hätten schon die Inkas hier Gold graben lassen, welches in manchas (vereinzelten Anhäufungen) über die Oberfläche des Berges vertheilt gewesen, aber rein abgebaut wäre, sodaß wir davon nichts mehr finden würden. Trotzdem ließ ich Schießzeug und Patronen mitnehmen in der Hoffnung, durch neue Anbrüche doch noch Reste des edeln Metalles zu entdecken.

Digitized by Google

Allein der Indianer hatte Recht. Wir kletterten fast den ganzen Tag auf dem Berge von unten bis oben umher, untersuchten gegen dreißig Löcher mit ihren Halden und brachten nach den verschiedensten Richtungen die Schüsse ein; überall zeigte sich taubes Trachytgestein. Die Oeffnungen, ebenfalls Piques, waren, wie es schien, ohne Sprengung mit Keilarbeit eingetrieben und durchschnittlich kaum drei Meter tief; einige am Fuße des Berges maßen jedoch fünf und sechs Meter. Im losen Gerölle über den ganzen Berg verbreitet, fanden wir nur Auripigment oder Rauschgelb in Krystallen bis zur Erbsengröße, welches bekanntlich aus Arsenik und Schwefel besteht und früher als Malerfarbe benutzt wurde. Daß dieses Gegenstand einer so ausgedehnten Arbeit gewesen sein sollte, ist kaum anzunehmen, und müssen wir uns daher vorläufig mit der Aussage des Indianers begnügen.

Was nun endlich die Vergangenheit der Grube der Dürrerze betrifft, so muß der Betrieb derselben, wie der Indianer ausrechnete, schon längere Zeit vor dem Regierungsantritt des peruanischen Generals Gamarra (1839), vielleicht schon Mitte der Dreißiger unseres Jahrhunderts begonnen haben. (Die Indianer rechnen selten nach der Jahreszahl, sondern bedienen sich als Zeitbestimmung meist der Namen der verschiedenen Präsidenten ihres Landes. Man könnte diese Eigenthümlichkeit fast als eine Ironie auf den häufigen Wechsel der letzteren ansehen.) Der erste Besitzer der Grube sei ein Cura aus Velen gewesen, welcher so viel Silber gewann, daß er in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde. Als sich größere Mengen von Wasser einstellten, habe er die Gruben an zwei Spanier verkauft. Sein Glück soll er jedoch in Verschwendungen aller Art wieder verscherzt haben, sodaß er als armer Mann gestorben sei. Ein Administrator, Namens Armstrong, habe den Betrieb für Rechnung der Spanier geleitet, die Schächte weiter abgeteuft und mit Pumpen versehen und den Stollen angefangen. Sechs Jahre habe dieser bedeutende Ausbeute erzielt, sich dann aber dem Trunke und einem übermäßigen Genusse von Coca ergeben und dadurch die Arbeit gänzlich vernachlässigt, sodaß die Spanier an seine Stelle einen andern geschickt hätten. In heftigen Streit gerathen, hätten beide einander mit Waffen mehrere Tage in den Bergen verfolgt, Armstrong sei dann schwer verwundet zurückgekehrt und bald darauf gestorben. Auf dem Sterbebette habe er zuvor den Mord des andern gestanden und den Wunsch geäußert, daß man von diesem Vorfalle den Herren der Grube nichts verrathen und seine Leiche hier in aller Stille des Nachts begraben solle. Das sei auch geschehen; die Grube aber sei von der Stunde an ersoffen.

Als wir am dritten Tage unsere Rückreise von Chocolimpe antraten, führte uns der alte Indianer nochmals an der Kirche vorüber und zeigte uns in ge-

Digitized by Google

ringer Entfernung von ihr das vermeintliche Grab Armstrongs, welches, da es keinen Hügel bekommen hatte, trichterförmig eingesunken war. An der Küste, schloß der Indianer seine Erzählung, glaube man, daß die beiden Administratoren nach Bolivia gegangen und dort im Innern verschwunden seien; er aber wisse besser, wie sich die Sache verhalte, und wer es nicht glaube, brauche nur um Mitternacht hierher zu kommen. Dann steige Armstrong aus seinem Grabe, und sein Gegner stände drüben auf der Grube und winke mit einem weißen Tuche. Das allein sei der Grund, weshalb niemand die Grube wieder bearbeiten wolle; denn Geistererscheinungen brächten Unglück. Ich weiß nicht, ob sich an der Küste noch jemand findet, der wie der alte Indianer an derartige Spukgeschichten glaubt; die Ausländer wenigstens würden sich dadurch wohl schwerlich abhalten lassen, den Grubenbetrieb wieder zu eröffnen, wenn sie nicht durch die bereits anfangs entwickelten Gründe abgeschreckt würden.

So liegen denn vielleicht die Schätze eines zweiten Potosi, nur achtzehn Meilen von der Küste, verlassen und vergessen bis auf den heutigen Tag. Wer es aber unternimmt, sie wieder aufzusuchen und neben dem Abbau der bleiischen Erze, die mit wenigen Kosten sofort gewonnen und verschickt werden können, den angefangenen Stollen bis zu den reichen Dürrerzgängen durchzuschlagen (es ist kein „Rothschönberger Stollen" hierzu nöthig!), dessen Mühe wird sicher einst reich belohnt werden.

Vom Reichstage.

Berlin, 18. März.

Die Spezialberathung des Etats, in welche der Reichstag am Dienstag eintrat, begann abermals mit einem Meinungsaustausch über die Frage der Organisation der Reichsverwaltung. Im allgemeinen hat diese neue Erörterung einen befriedigenderen Eindruck hinterlassen, als die entsprechende Diskussion der ersten Lesung. Wenn der Reichskanzler den Unterschied zwischen seiner Auffassung und derjenigen der liberalen Elemente des Reichstages dahin festzustellen versuchte, daß er seinerseits eine organische, den innersten Bedürfnissen entsprechende Entwickelung der Reichsinstitutionen anstrebe, von der anderen Seite dagegen lediglich der konstitutionellen Doktrin zuliebe eine radikale Umgestaltung der Verwaltungseinrichtung verlangt werde, so hat die Rede Laskers deutlich genug bewiesen, daß Fürst Bismarck dabei von irrigen Prämissen

Digitized by Google

ausging, daß ein solcher Unterschied gar nicht vorhanden ist. Der Reichskanzler selbst leugnet nicht die Entwickelungsbedürftigkeit der heutigen Organisation. Und die Richtung, in welcher sich die künftige Entwickelung seiner Ansicht nach zu vollziehen haben wird, ist die allmähliche Verschmelzung preußischer Ministerien mit den Reichsämtern. Der gleiche Grundgedanke beherrschte aber die Ausführungen Laskers. Nicht also ein Gegensatz praktischer und theoretischer Forderungen, sondern eine Meinungsverschiedenheit über die Dringlichkeit der Reform bildet den Unterschied zwischen beiden Standpunkten. Dies konstatirt zu sehen, ist, wenn auch ein kleiner, so doch immerhin ein Gewinn dieser erneuten Behandlung der Frage. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß die letztere ihrer praktischen Lösung näher geführt sei. Die ganz unübersehbaren Schwierigkeiten, welche sie in ihrem Schoße birgt, haben bis jetzt weder eine Fraktion, noch einen Einzelnen dazu kommen lassen, mit einem detaillirten Plan hervorzutreten. In der That würde es eine höchst optimistische Täuschung sein, wollte man eine wesentliche Aenderung der Institutionen schon in naher Zukunft erwarten. Ein gut Theil der im Reichstage lautgewordenen Bedenken und Beschwerden könnte aber ohne Zweifel durch einen bloßen Personenwechsel beseitigt werden. Ein junges, aufstrebendes Staatswesen, dem die umfassendsten Reformaufgaben gestellt sind, kann nicht gedeihen, wenn die eigentliche Leitung der Geschäfte ihre Stärke in der schablonenmäßigen bureaukratischen Routine, statt in eigenen schöpferischen Gedanken hat.

Außer der Verwaltungsorganisationsfrage hat der Gegensatz zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern in die Etatsberathung hineingespielt. Ein praktisches Resultat dieser Auseinandersetzungen ist indeß nicht zu verzeichnen, kann auch nicht früher erwartet werden, als bis irgend welche positiven Vorschläge oder aber die neuen Handelsverträge zur Entscheidung stehen.

Was weiter noch zum Etat geredet wurde, war — mit Ausnahme etwa der Desiderien betreffs der Thätigkeit des Reichsgesundheitsamtes — ohne sonderliche Bedeutung. Der Etat des Auswärtigen Amtes bot sonst Herrn Jörg Gelegenheit, die Welt über die diplomatische Lage und die grundfalschen Bahnen der Bismarckschen Politik aufzuklären. Diesmal schwieg er; ob aus Ueberzeugung oder irgend einem äußeren Zwange gehorchend, vielleicht gar, weil sein nie versagender Sekundant Windthorst durch eine Erkältung vom Reichstage fern gehalten wird — wer mag es ergründen! Aber in anderer Richtung wurde beim Etat des Auswärtigen Amtes ein Schauspiel in Scene gesetzt, das sich zwar auf den ersten Blick sehr harmlos ausnimmt, aber recht nachdenklich zu stimmen geeignet ist. Für die Botschafterposten in London und Petersburg war eine Gehaltserhöhung gefordert. Der Staatssekretär des Auswärtigen v. Bülow bemühte sich redlich, die Mehrausgabe als im Interesse

Digitized by Google

des Reiches nothwendig zu beweisen. Bei der Abstimmung über den Londoner Posten aber wurde die Erhöhung mit 157 gegen 147 Stimmen abgelehnt. Nunmehr warf für den Petersburger Posten der Reichskanzler selbst das ganze Gewicht seiner Autorität in die Wagschale, und die Folge war hier die Bewilligung der Erhöhung mit 163 gegen 148 Stimmen. Wir fürchten, diese beiden Abstimmungen sind ein Vorspiel dessen, was man in größeren Fragen von dem neuen Reichstage zu erwarten hat. An zehn, funfzehn Stimmen mehr oder weniger hängt die Entscheidung, und irgend welcher vielleicht rein zufälliger Umstand kann das Zünglein bald nach dieser, bald nach jener Seite hin sich neigen machen.

Zum ersten Male sind in der abgelaufenen Woche auch die gewerblichen Klagen im Reichstage lautgeworden. Hoffen wir, daß die Weise, wie es geschah, kein böses Omen für die weitere Entwickelung dieser Angelegenheit ist! Die deutsche Reichspartei, an der Spitze der sächsische Theil derselben, interpellirte die Reichsregierung, ob dieselbe dem jetzt versammelten Reichstage zur Beseitigung der unter der jetzigen Gewerbegesetzgebung entstandenen Mißstände Vorlagen über Abänderung derselben, „beispielsweise in Bezug auf das Lehrlingswesen, die Frauen- und Kinderarbeit, die Maßregeln zur Verhinderung des Kontraktbruchs, die Beschränkung der Wanderlager und des Hausirhandels, sowie in Betreff der Schank- und Gastwirthschaften ꝛc." zur Berathung zu unterbreiten gedenke. Eine solche Art des Vorgehens fordert nothwendig die schärfste Kritik heraus. Niemand hat für die Gewerbeordnung von 1869 die Unfehlbarkeit in Anspruch genommen; es ist schlechterdings unmöglich, daß bei einer so umfassenden und tiefgehenden Reform, wie sie durch dies Gesetzgebungswerk vollzogen wurde, nicht Fehlgriffe gethan werden sollten, Fehlgriffe, in Bezug auf welche von vorne herein an eine spätere Revision gedacht worden ist. Die Forderung der Anhänger der Gewerbefreiheit ist nur gewesen, daß diese Fehlgriffe genau erkannt seien, bevor man an eine Aenderung der neuen Gesetzgebung herantrete. Die Urheber der in Rede stehenden Interpellation haben es sich überaus bequem gemacht. Sie sind „geleitet von der Ueberzeugung, daß die auf gewerblichem Gebiete unter der jetzigen Gewerbegesetzgebung entstandenen Mißstände einer Abhülfe bedürfen." Aber statt nun diese Mißstände bestimmt zu bezeichnen und die Mittel zur Abhülfe anzugeben, begnügen sie sich mit „beispielsweisen" Andeutungen, die mit Hülfe eines „et caetera" in infinitum vermehrt werden können, und lassen im übrigen die Regierung allein sorgen. Wenn derartige vage Querelen in der Parteipresse, auf Handwerkertagen und in Volksversammlungen erhoben werden, so ist das nicht zu verwundern; von Männern aber, welche „Abgeordnete des ganzen Volkes" sind und unmittelbar an der Gesetzgebungsarbeit theilnehmen, sollte

Digitized by Google

man billig ein positiveres Verfahren erwarten dürfen. Die Interpellation hat nicht einmal den Werth einer Anregung für die Regierung gehabt; denn daß dieselbe den gewerblichen Klagen eine ernste Aufmerksamkeit zuwendet, war längst bekannt. Ebensowenig wird sie andrerseits ihren Urhebern den Ruhm eintragen, die Gewerbeordnungsrevision zuerst und in fruchtbarer Weise in Angriff genommen zu haben. Wie anders haben doch die Konservativen gehandelt! Ihr Gesetzesvorschlag wegen Abänderung der auf die Verhältnisse der Gesellen und Lehrlinge bezüglichen Bestimmungen der Gewerbeordnung umfaßt zwar nur einen Theil dessen, was sie für revisionsbedürftig halten, und trägt außerdem den Stempel der Uebereilung an der Stirn; aber er weiß doch, was er will, sagt nicht allein bestimmt, w a s, sondern auch, w i e geändert werden soll. Auf nationalliberaler Seite sind gleichfalls positive Propositionen in Vorbereitung. Dieselben, mit den konservativen zusammengefaßt, werden die Unterlage für eine ohne Zweifel ersprießlichere Berathung bilden, als wir sie am letzten Montag erleben mußten.

Eine recht klägliche Episode dieser Woche bildete die Posener Zeugnißzwangaffaire. Als der Fall Kantecki vor einigen Wochen im preußischen Abgeordnetenhause zur Sprache kam, konnte der Justizminister mit leichter Mühe das Ansehen der Regierung wahren, indem er sich hinter die Unabhängigkeit der Gerichte verschanzte. Die Vertreter der Reichsregierung waren minder glücklich. Der minutenlangen Heiterkeit, welche der Präsident des Reichskanzleramtes durch seine grausame Halbirung des Fürsten Bismarck in zwei von einander absolut verschiedene Personen hervorrief, folgte Staunen und Kopfschütteln über Erklärungen und Argumentationsweise des Generalpostmeisters Stephan. Wehrenpfennig hat an derselben eine vernichtende Kritik geübt. In der That begreift man nicht, wie die Verwaltung ein Verfahren fortsetzen mag, bei dem sie nur verlieren, nicht gewinnen kann. Wie die Dinge liegen, ist es selbstverständlich, daß der Redakteur Kantecki bei der Weigerung, die Person zu bezeichnen, von welcher er den Erlaß der Oberpostdirektion in Bromberg erhalten, beharren wird. Die Verwaltung kommt also allmählich in die Lage, wegen Verweigerung der Zeugenaussage in Bezug auf eine Handlung, die nicht einmal unter das Strafgesetzbuch fällt, thatsächlich eine Freiheitsstrafe zu vollziehen, wie sie sonst nur für schwere Verbrechen erkannt wird. Ein so schreiendes Mißverhältniß zwischen Mittel und Zweck mag sich durch den Buchstaben des Gesetzes vertheidigen lassen, dem Geiste wahrer Gerechtigkeit entspricht es nicht. Obendrein noch ist die Verwaltung in Gefahr, mit der bereits verkündeten neuen Strafprozeßordnung, nach welcher die Haft zur Erzwingung des Zeugnisses höchstens sechs Monate dauern darf, in Widerspruch zu treten; vier Monate sitzt der unglückliche Redakteur des „Kuryer

Digitized by Google

Poznanski" bereits hinter Schloß und Riegel. Wahrlich, es wäre ein wunderliches Schauspiel, wenn eine Reichsbehörde den zufälligen Umstand, daß ein bereits erlassenes Reichsgesetz einstweilen noch nicht in Kraft treten kann, benutzte, um einer durch das Reichsgesetz vollzogenen Reform mit Hülfe der noch bestehenden Partikulargesetzgebung Hohn zu sprechen! — Leider wird die unselige Angelegenheit den Reichstag, wie es scheint, noch wiederholt beschäftigen.

Erfreulich war der Abschluß der Woche. Die Sonnabendsitzung war dem Gesetzentwurf betreffend die Landesgesetzgebung Elsaß-Lothringens gewidmet. Ein stärkerer Kontrast als der zwischen dieser Verhandlung und jener stürmischen Scene vor drei Jahren, als Herr Teutsch den von Gambetta verfaßten Protest verlas, ist nicht denkbar. Die Autonomisten, auf der Rednerbühne durch die Herren Bergmann und Schneegans vertreten, haben ihre parlamentarische Thätigkeit mit sehr viel Takt und gutem Glück begonnen. Die Erfolge, welche ihnen die loyale Anerkennung der bestehenden Verhältnisse jetzt bereits eingetragen, werden, wie Stauffenberg in einer vortrefflichen Rede entwickelte, auch die Protestler zwingen, von der bisherigen absoluten Negation zu einer positiveren Haltung überzugehen. Was den erwähnten Gesetzentwurf betrifft, welcher eine vorsichtige Erweiterung der Befugnisse des elsaß-lothringischen Landesausschusses unter entsprechender Einschränkung der Mitwirkung des Reichstages an der dortigen Landesgesetzgebung bezweckt, so wird er freilich nicht ohne Modifikationen angenommen werden können; doch steht zu hoffen, daß sich eine Verständigung ohne allzugroße Schwierigkeit finden lassen wird. Der Tag, da dies Gesetz zu Stande kommt, wird ein bedeutsamer Markstein in der Entwickelung des Reichslandes zu einem lebendigen Gliede des deutschen Reiches sein. χ. ρ.

Literatur.

Deutsche Kunst in Prag. Ein Vortrag von Dr. Alfred Woltmann, Prof. d. Kunstgeschichte an der k. k. Universität in Prag. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1877.

Dieser Vortrag bietet insofern ein besonderes Interesse, als er zu den bekannten lärmenden Kundgebungen czechischer Hausnarren führte, die keine Wahrheit vertragen können, welche ihren Einbildungen von der Größe und Bedeutung ihrer götzenhaften Nationalität widerspricht. Der Verfasser hatte in dem zuerst in der prager „Concordia" gehaltenen Vortrage die Frage, was in der künstlerischen Erscheinung der Stadt Prag deutsch sei, dahin beantwortet: „Beinahe Alles. Erstens ist hier überhaupt Grund und Boden deutscher Kunst, seit es in Prag eine Kunst gegeben. Zweitens aber fanden zwar mehr-

Digitized by Google

fach auch andere Einflüsse statt, diese wurden aber dann von Deutschland übermittelt. Drittens endlich hatte von diesen fremden Einflüssen nur das, was sich Deutschland auch sonst zu eigen machte, hier Bestand." Böhmen war im Mittelalter nicht etwa, wie Ungarn, ein Grenzgebiet der deutschen Kunst, sondern dieselbe faßte hier Wurzel, und zwar sie allein. Ein direkter Zusammenhang Böhmens mit Byzanz in künstlerischer Beziehung ist eine leere Fiktion. Nur die Russen und Südslaven hat der byzantinische Stil sich unterworfen, Böhmen aber war von ihm getrennt und durch Deutschland in den Bereich einer lebendigen und entwickelungsfähigen Kunst gezogen. Die Georgskirche auf dem Hradschin ist ein Rest dieser Einwirkung, sie wurde von einem deutschen Steinmetzen Werner erbaut. Ebenso deutsch sind die ältesten Reste der Plastik und Malerei; denn auch da, wo wir slavische Künstlernamen mit bestimmten Arbeiten in Beziehung setzen können, haben letztere ein durchaus deutsches Gepräge. Gilt das von der romanischen Periode, so ist es nicht minder wahr von der späteren gothischen (eigentlich französischen). Auch in dieser beeinflußte und beherrschte die deutsche Kunst — jetzt von Schwaben und von Köln her — die böhmische künstlerische Thätigkeit. Der Dom zu Prag ist von Peter, dem Sohne Heinrichs von Gmünd, Parliers in der Bauhütte von Köln, vollendet, und derselbe ist zwar eine Leistung der Spätgothik, aber für seine Epoche bei dem Glanze der Durchführung eine hervorragende Schöpfung. Auch die Moldaubrücke ist von jenem deutschen Meister erbaut. Der St. Georg auf dem Domplatz wurde unter Karl dem Vierten von Martin und Georg v. Klussenbach gegossen. Im Jahre 1348 wurde die Malerbrnderschaft gegründet, deutsch sind ihre Statuten, deutsche Künstlernamen überwiegen zunächst. Die große Kunstbewegung der Renaissance, in welche auch Deutschland eingriff, ging an Böhmen vorüber, ohne eine selbständige Theilnahme des Landes zu wecken. Sie hat in Prag ihre Spuren hinterlassen, aber diese Werke sind aus Italien importirte Produkte, an die sich keine Entwickelung knüpfte. Wo sich dann aber bürgerliche Baukunst regt, sind italienische Einwirkungen nicht zu spüren: der Giebelbau am Kleinseitner Brückenthurm, die Arkadenhöfe mancher Bürgerhäuser, die Brunnen und die schmiedeeisernen Gitter aus dieser Zeit lehnen sich trotz aller Entfremdung Böhmens von Deutschland doch an die deutsche Auffassung der Renaissance an. Nur wo der Hof schafft, steht es anders. Wenn endlich neuerdings nach lange anhaltender Kümmerlichkeit ein so schöner Bau wie das czechische Theater emporwächst, so ist der Meister hier zwar kein Deutscher, aber er hat in Wien seine Schule durchgemacht, und sein Bau zeigt eine Auffassung der Renaissance, welche wesentlich der neuen deutschen Schule eigen ist und dem Vorgange Sempers ihre Richtung verdankt. So ist es, und es kann nicht anders sein. Deutscher Bildung schulden auch die das Beste, welche es selbst nicht zugeben wollen.

Mit **nächstem Hefte** beginnt diese Zeitschrift das II. Quartal ihres 36. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Konditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im März 1877. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07786 3564

Digitized by Google